











NICODEMUS FRISCHLIN.

Nach dem in der Aula zu Tübingen befindlichen Oelgemälde.

Leben und Schriften

des

Dichters und Philologen

Nicodemus Frischlin.

Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte
in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

David Friderich Strauß.

Mit dem Bildnisse Frischlins.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1856.

Schnellpressendruck von Wilhelm Küchler in Frankfurt a. M.

Vorrede.

An zwei alte Bergvesten des Würtemberger Landes knüpfen sich die Namen unglücklicher Dichter: Schubart's an Hohenasperg, an Hohenurach Nicodemus Frischlin's. Landsmännische Neigung hatte mich getrieben und günstige Verhältnisse in den Stand gesetzt, für das Andenken des Ersteren etwas zu thun: es lag nahe, auch für das des Andern, seines Geistes- und Schicksalsverwandten, Aehnliches zu versuchen.

Zwar fehlt es nicht an brauchbaren Lebensbeschreibungen Frischlins aus älterer wie neuerer Zeit: das Büchlein von Conz ist noch immer schätzenswerth, und der Artikel von Zacher in der Ersch- und Gruber'schen Encyclopädie leistet Alles, was durch einen fleißigen und kenntnißreichen Bearbeiter mit den bisher bekannten Hülfsmitteln geleistet werden konnte. Dessen aber ist nicht wenig: da der Streit zwischen Frischlin und seinem vornehmsten Gegner so persönlich geführt worden ist, daß uns sein Leben nach allen Hauptmomenten in den Druckschriften beider Theile offen vorliegt.

Allein ich dachte, wie bei Schubart, an ungedruckte Briefe, und vermuthete, im Würtembergischen Haus- und Staatsarchive müßten noch solche zu finden sein. Es fand sich ein Urkundenschatz über meine Erwartung: an sechsthalbhundert Numern, in musterhafter Ordnung, und er wurde mir mit rühmenswerther Liberalität zur Benützung überlassen. Es sind Denkschriften wie kürzere Eingaben von Frischlin, Erlasse des Herzogs, Gutachten seiner Räthe, Berichte der Universität, Klagschriften und Untersuchungsprotokolle, vertraute Briefe und ähnliche Actenstücke, welche das Leben des Mannes von seinem ersten selbstständigen Hervortreten bis an sein Ende umfassen. Diese Urkunden waren noch von Niemanden benützt worden; Sattler, dem sie als Archivar zu Gebot standen, hat sich zum Behuf seiner Würtembergischen Geschichte nicht näher mit denselben eingelassen. Sie geben mancherlei neue Thatsachen an die Hand; hauptsächlich aber wird es erst durch sie möglich, das biographische Gerippe mit Fleisch und Blut zu umkleiden. Mancher Umstand aus Frischlins Leben, der von seinen Widersachern entstellt, von ihm selbst in seinen Schriften beschönigt worden ist, findet sich hier in seiner wahren ursprünglichen Gestalt.

Doch auch die Universität Tübingen, wo er so lange Jahre gelebt und gelehrt hatte, mußte wohl noch urkundliche Beiträge zu Frischlins Lebensgeschichte liefern können. Sie lieferte zwei von großem Werthe: das ausführliche Senatsprotokoll aus jenen Jahren, und ein eigenhändiges Tagebuch des Crusius über seine Händel mit Frischlin. Gab ersteres ein Bild nicht nur von der Stellung Frischlins zu seinen Collegen, sondern überhaupt von dem akademischen Leben und Treiben jener Zeit: so war letzteres durch die Masse von Notizen, die manche Lücke der übrigen Urkunden ergänzen, und

durch die Aufschlüsse, die es über den Charakter des Crusius und sein Verhältniß zu Frischlin gibt, zu einer gründlichen Arbeit unentbehrlich.

Aber auch die gedruckten Quellenschriften lieferten die Würtembergischen Bibliotheken zu Stuttgart und Tübingen, obwohl nicht vollständig, doch theilweise so, wie keine auswärtige Bibliothek sie liefern konnte. Von den Streitschriften des Crusius nämlich und einer Schutzschrift für Frischlin besitzen sie die Handexemplare des Ersteren mit dessen handschriftlichen Randanmerkungen, welche wieder eine Menge schätzbarer Notizen enthalten.

Wie ich nun mit diesen Quellen zu Werke gegangen, nach welchen Grundsätzen ich den Urkundenstoff verarbeitet, die Proben aus Frischlins Dichtungen ausgewählt, einzelne Stellen derselben übersetzt habe u. s. f., darüber könnte der geneigte Leser hier in der Vorrede Auskunft erwarten. Gerade der kundige jedoch, dem eine solche zu geben sich verlohnen möchte, wird vorziehen, sie aus meiner Arbeit sich selbst zu holen. Und da von dem einzigen Punkte, der außerdem hier noch zu besprechen sein möchte, der Bedeutung Frischlins als Gegenstand einer biographischen Darstellung, sogleich in der Einleitung gehandelt werden wird, so ist mir für diese Vorrede nur noch eine Ankündigung und eine Bitte übrig.

Zwei deutsche Komödien und die gereimten Summarien dreier andern, von Frischlin im Kerker gedichtet, haben sich in seiner eigenen Handschrift unter den Urkunden des Würtembergischen Staatsarchivs vorgefunden. Sie werden in der nachstehenden Lebensbeschreibung erörtert, und Proben daraus mitgetheilt. Aber sie müssen Kennern und Liebhabern älterer deutscher Dichtung vollständig vorgelegt werden. Und da auch

Frischlins gedruckte deutsche Poesien sehr selten geworden sind, so gedenke ich diese mit jenen in einer Gesammtausgabe zu verbinden. Wohl möglich, daß außer den mir zugänglichen, die ich unten verzeichnen will,*) eine Bibliothek oder ein Sammler noch weitere besitzt: sie mir mittheilen, hieße der deutschen Literaturgeschichte einen Dienst erzeigen.

Heidelberg im August 1855.

Der Verfasser.

*) Gedruckte: Fraw Wendelgard; St. Christoffel; Braunschweigische Pritschenmeistersreime. Ungedruckte: Ruth; Hochzeit zu Kana; Summaria der Komödien von Joseph.

Inhalt.

Drittes Buch. Frischlins Ende.

Einleitung.

Wenn der Inhalt und Verlauf eines Menschenlebens bedingt ist durch Beschaffenheit und Maß der dem Einzelnen inwohnenden Kraft und durch ihr Verhältniß zu den umgebenden Kräften, in deren Wechselspiele sie sich entwickelt, Zielpunkte empfängt, Förderung und Hemmung erfährt, endlich entweder siegreich sich auslebt, oder kämpfend zerbricht, oder auch gegenstandlos verkümmert: so hängt der allgemeine Charakter, die Stimmung und gleichsam die Beleuchtung eines Lebensbildes am meisten davon ab, ob es einer auf=, oder absteigenden Geschichtsperiode, einer Zeit des Werdens oder des Verfalles, angehört.

So durchdringt alle bedeutenden deutschen Lebensläufe von der Mitte des 15ten bis in den Anfang des 16ten Jahrhunderts hinein das Ahnungsvolle, Hoffnungsreiche, die Werdelust einer sich erneuernden Zeit; die Persönlichkeiten zeigen sich ergriffen und getragen von den Ideen des Humanismus, der Reformation, zum Theil auch der politischen Reform; und wenn es an Eigenheit und Eigenwilligkeit und dadurch an Trübung der Idee keineswegs fehlt, so verharren doch die Individuen in ihrem Dienste, bleiben objective Naturen, deren Betrachtung selbst bei tragischem Ausgang, wie Hutten's, doch immer erhebend, ja erfreulich wirkt.

Nun pflegen aber gegen das Ende einer solchen Periode die Ideen matt zu werden, während der Nachwuchs von Individuen mit frischer Kraft und aus der Schule einer großen Zeit mit ungewöhnlicher Ausstattung an Kenntnissen und Fertigkeiten herankommt: jetzt entzieht sich der begabte Einzelne dem Dienst der Idee, gebraucht sie wohl gar als Werkzeug zu persönlichen Zwecken, indem er seine Kraft, Klugheit, Gelehrsamkeit zur Geltung und Herrschaft zu bringen, oder auch in der Ausbildung seiner Besonderheit, Verfolgung seiner Einfälle und Grillen, eine subjective Befriedigung sucht.

Zwar fehlt es auch in aufsteigenden Zeitläufen nicht an einzelnen Talenten, in denen die herrschende Idee nicht mächtig genug ist, von einer groben oder ungesunden Natur getrübt oder verkümmert wird, wie in der uns am nächsten liegenden Werdezeit der deutschen Literatur die Beispiele eines Lenz und Schubart zeigen; während auf der andern Seite in einer Periode des Sinkens nicht nur, sondern des Einsturzes, ein Keppler unbeirrt dem Sterne seiner Idee nachgeht: aber der herrschende Charakter von beiderlei Perioden wird durch solche Abweichungen nicht aufgehoben.

Die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts, welcher der Mann angehört, dessen Bild wir für dießmal heraufzubeschwören uuternehmen, war, für das deutsche Volk wenigstens, in jeder Hinsicht eine Zeit des Herunterkommens.

Die Idee der Glaubensverbesserung, durch welche dieses Volk zu Anfang des Jahrhunderts so hoch gehoben worden war, hatte sich allmählich verschlissen; zu dem Risse zwischen der alten und der neuen Kirche waren die Spaltungen und bittern Streitigkeiten in dieser selbst, zwischen Lutheranern und Reformirten, und unter jenen zwischen Philippisten und Strenglutherischen hinzugekommen; an die Stelle der großen Reformatoren waren wüthende Streittheologen oder ehrgeizige Hoftheologen, an die Stelle der Augsburgischen Confession mit ihrer einfachen Herzlichkeit die spitzfindige und verdammungssüchtige Concordienformel getreten. In dieser Gestalt also hatte sich die Reformationsidee ein für allemal überlebt und konnte keine Heroen mehr bilden; während für ihr Wiederaufleben in anderer, philosophischer Gestalt die Stunde noch lange nicht gekommen war.

Viel schlimmer noch war es mit der Idee politischer Reform gegangen, wie sie in einem Hutten gelebt und in den Volksbewegungen am Anfang des Jahrhunderts, wenn auch unförmlich genug, sich geregt hatte. Sie hatte sich nicht einmal ausleben können, sie war gewaltsam nicht nur für den Augenblick niedergeschlagen, sondern durch die Schwächung der Reichseinheit, wie die Kirchenspaltung sie herbeiführte, auf Jahrhunderte hin begraben worden.

Die Idee des Humanismus, welche die Vorläuferin der Reformation gewesen war, hatte sich bald von dieser überholt, in Schatten gestellt und beeinträchtigt gesehen, was den ausschließlichen Vertretern der ersteren, wie einem Erasmus, so empfindlich gefallen war. Sie mochte sich nun, sofern sie unter dem Getümmel der theologischen und wirklichen Kriege nicht erstickt war, wieder hervorwagen, und aus der Abwendung der helleren Köpfe von dem kirchlichen Interesse ihren Vortheil zu ziehen suchen. Etwas der Art bemerken wir in der That um diese Zeit; doch zu einer wirklichen Neubildung kam es auch auf diesem Gebiete in Deutschland nicht. Die Meisten zehrten noch immer an den philologischen Errungenschaften eines Erasmus und Melanchthon; die besseren Köpfe (wie eben Frischlin) suchten die neuesten grammatischen und kritischen Forschungen der Nachbarvölker für Deutschland fruchtbar zu machen, das sie in seinem theologischen Eifer außer Acht gelassen hatte: der Ansatz und das Fortwachsen eines eigenen lebendigen Keims aber, wie er in Holland unter günstigeren Verhältnissen sich entwickelte, wurde für unser Vaterland durch die verwüstenden Stürme des dreißigjährigen Krieges verhindert.

Als Epigone der großen Humanisten des 15ten und des beginnenden 16ten Jahrhunderts nun erscheint uns zunächst der Held dieser Biographie. War das Bestreben dieser Männer weniger auf historisch-kritische Erforschung als auf praktische Aneignung der alten Sprachen, insbesondere der lateinischen, auf verständliche Auslegung und künstliche Nachbildung der classischen Sprachdenkmale, gerichtet gewesen: so kann man in Frischlin sogar den Gipfelpunkt dieser Richtung erblicken; denn wem stand das Lateinische in Prosa und Versen vollständiger zu Gebote? wer wußte die römischen Dichter gemeinfaßlicher auszulegen, wer ihre Werke in allen Richtungen, in Epos und Drama, Elegie und Epigramm, mit solchem Geschick und zugleich mit so viel Selb-

ständigkeit nachzubilden? Auch im Leben des Mannes kann uns die Jovialität der Laune, die Gabe des Witzes und der Satire, die Liebe zu Wein und Weibern, die Ungebundenheit der Zunge und der Sitte, an manchen berühmten Namen aus der früheren Humanistengeneration erinnern: doch sind diesen Zügen in ihm andere beigemischt, die uns, wenn wir Vergleichungen suchen wollen, nach einer entgegengesetzten Seite hinweisen. In seinem renommistischen Selbstgefühl, seiner unbändigen Rauflust, seinem glücksritterlichen Wandern und Dienstwechseln, spukt schon etwas von der Art jener kühnen Abenteurer vor, die in der Entfesselung aller Kräfte während einer dreißigjährigen Kriegszeit sich emporzuschwingen, sich Namen, Geltung und ungebundene Existenz zu erringen strebten. Hiezu war Frischlin allerdings neben dem, daß er zu früh kam, gar nicht mit den geeigneten Waffen ausgerüstet: er selbst bedauerte später, statt der alten Sprachen nicht lieber Rechts- oder Heilkunde zu seinem Fache gewählt zu haben, die ihm, wie er meinte, eine ganz andere, glänzendere Laufbahn, als jene undankbaren Musenkünste, eröffnet haben würden. Und doch hatten diese die Eigenheit seines Talents ausbilden helfen; daher kam er auch lebenslänglich nicht von denselben los, und der Fehler war nicht, daß er diese Studien ergriffen hatte, sondern daß sie nicht im Stande waren, seine leidenschaftliche Natur zu bändigen, seinen Willen zu läutern und zur Befriedigung in idealen Zwecken zu erziehen.

Bei dem Philologen Frischlin war auch der Dichter Frischlin in die Schule gegangen, und hatte in dieser Schule ebensoviel an Fertigkeit und Geschmack gewonnen, als an Eigenthümlichkeit und bleibender Bedeutung eingebüßt. Daß Frischlins Werke verschollen sind, sein Name in der deutschen Literaturgeschichte nur eine untergeordnete Stelle einnimmt, kommt nicht daher, daß er ein zu schlechter Dichter, sondern daß er ein zu guter Lateiner war. Wäre er nicht so geschickt in lateinischen Versen gewesen, so hätte er mehr deutsche gemacht, und das wäre gleicherweise der Entwicklung unsrer einheimischen Dichtung, wie seinem Nachruhm zu Gute gekommen. Aber dem Aschenbrödel zu huldigen, während er sich mit allen Fertigkeiten ausgestattet wußte, um der glänzendern Schwester den Hof zu machen, dazu war Frischlin leider nicht der Mann.

Oder vielmehr war, vermöge des eigenthümlich langsamen Entwickelungsganges unserer Nation, die Zeit einer neu-deutschen Poesie und Literatur überhaupt noch nicht gekommen. Blicken wir nach England hinüber, so finden wir als jüngeren Zeitgenossen unsres Frischlin keinen geringern als Shakespeare. Also, während das Tochtervolk, mit den neuen Bildungsstoffen des 15. und 16. Jahrhunderts bereits so weit im Reinen war, daß es das Höchste in einheimischer Dichtung hervorbringen konnte: war das Stammvolk noch so weit in der Irre, daß seine hervorragendsten Köpfe sich schämten, in der Landessprache zu dichten, und wenn sie es einmal thaten, eine Entschuldigung für nöthig hielten.

Aber merkwürdig spielen doch in der Zeit und den Werken unseres Frischlin das Lampenlicht der lateinischen und das noch schwache Morgenlicht der deutschen Dichtung ineinander. Als sein Zeitgenosse lebte und im gleichen Jahre mit ihm starb Johann Fischart, der den Schatz und den Beruf der deutschen Sprache wie im Gesichte geschaut hatte und nun in Zungen redend davon weissagte. Als Knabe wuchs in seiner Nachbarschaft Rudolph Weckherlin heran, der Nebenbuhler Opitzens um den Ruhm, Begründer einer gebildeten deutschen Dichtung gewesen zu sein. Frischlin selbst aber konnte sich, trotz der Abmahnungen von Seiten der Theologen, und trotz seines eigenen gelehrten Dünkels, doch nicht enthalten, die Reihe seiner lateinischen Poesien immer wieder durch deutsche zu unterbrechen. Von dem Gedanken freilich, daß, um weiter zu kommen, mit der ganzen lateinischen Poeterei gebrochen werden müßte, war er lebenslänglich weit entfernt.

Einen solchen Wendepunkt herbeizuführen, dazu war Frischlin zu wenig Kernmensch, zu sehr Virtuos. Er lebte weniger aus dem Innern heraus, als er sich im äußerlichen Getriebe von Fertigkeiten und Leistungen gefiel. Was ihm hiedurch an persönlicher Bedeutung als Gegenstand einer biographischen Darstellung abgeht, ersetzt er aber durch die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welche er tritt, und das Spannende der Verwickelungen, in welche er geräth. Er hat vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt, in Palästen und Herbergen, im Studirzimmer und im Kerker sich aufgehalten. Sein Leben hat einen epischen Verlauf und einen tragischen Schluß.

Während des ersteren lernen wir jene Zeit, ihre Einrichtungen und Gewohnheiten, ihre Denk= und Ausdrucksweise, ihre Fürsten und Junker, ihre Geistlichen und Gelehrten, Bürger und Bauern kennen; der Schluß dagegen führt uns, wie den Helden selbst, aus dieser bunten Welt in das eigene Herz, zu den großen Gedanken des Schicksals und der menschlichen Bestimmung zurück.

Erstes Buch.

Frischlin in der Heimath.

Erstes Kapitel.

Frischlins Herkunft und Jugend.

„Von allen Urehnen her einen guten Würtemberger" nennt sich Frischlin in einem Schreiben an den Herzog Ludwig von Würtemberg;[1]) während er in einem Briefe an Bürgermeister und Rath zu Basel sich rühmt, von acht Ahnen her ein Eidgenoß zu sein.[2]) Da sehen wir schon den Mann, der vor verschiedenen Behörden seine Sache auf verschiedene, ja entgegengesetzte Weise zu führen weiß. Von der männlichen Linie und dem Namen Frischlin war nur das Letztere wahr: das Erstere nur von der weiblichen.

Das Nähere dieses Verhältnisses ist uns durch Frischlin selbst aufbehalten, in dem poetischen Denkmale, das er seinem Vater, dreizehn Jahre nach dessen Tode, gesetzt hat:[3]) unstreitig eine der anziehendsten, gemüthlichsten Arbeiten unseres Dichters. Diessenhofen, ein Thurgauisches Städtchen am Rhein, zwischen Konstanz und Schaffhausen, war hienach die Heimath der Frischline, welche hier als ehrenwerthe Bürger, im Rath wie im Felde tüchtig, seit alter Zeit ansäßig waren.

Hier müssen wir eine Bemerkung über den Namen der Familie einschalten. Unser Nicodemus schreibt denselben in Briefen und

---

[1]) Frischlin an den Herzog Ludwig, Backnang 10. August 1577. St. A.

[2]) Braunschweig 10. December 1588. St. A.

[3]) Epicedion de obitu Jacobi Frischlini Balingensis, patris sui optimi, ipso die Stephani protomartyris anno 1566 exstincti. In Operum poeticorum N. Frischlini Paralipomena, ex recensione Val. Clessii. Geræ 1607. Lib. IV, p. 140—154.

Druckschriften, soweit solche uns vorliegen, beständig Frischlin, ebenso seine Mutter und Geschwister; dagegen finden wir in Aufzeichnungen Anderer an und über ihn abwechselnd auch Freschlin oder Fröschlin geschrieben, und zwar so, daß diese Schreibweise bei seinen Gegnern sichtlich die beliebtere ist, und daher auch in den amtlichen Acten von der Zeit an vorherrschend wird, als Frischlin bei den Behörden in Ungnade gefallen war. Es würde sich dieß einfach aus dem schlechten Geschmacke jener Zeit erklären, die Namen von Widersachern in ähnlich lautende Schimpfwörter zu verzerren; wornach es den Feinden Frischlins Befriedigung gewähren mochte, ihn ein „queckend Fröschlin," oder lateinisch Ranula, Ranunculus, zu nennen. Allein Crusius versichert (freilich hatte Frischlin ihn vorher gleichfalls „anders täufen" wollen, wovon später), in der Matrikel der Baccalaurei vom Jahr 1564 sei derselbe als Nicodemus Froeschlin eingetragen. [1]) Dagegen beruft sich dieser auf das Zeugniß seines Würtembergischen Geburtsorts, wie auf das seines Schweizerischen Stammorts, daß er und seine Voreltern von jeher Frischlin geheißen haben. [2]) Auch in einer von seinen Elegien kommt er auf diesen Punkt zu sprechen, in einer Stelle, die auch in anderer Hinsicht bezeichnend genug ist, um hier eingerückt zu werden. [3])

[1]) Martini Crusii adversus Nic. Frischlini dialogos etc. defensio necessaria. Basil. 1587. pag. 241.

[2]) Orat. in Marc. Vaganerum, in Nic. Frischlini orationes insigniores aliquot, opera et studio M. Georgii Pflügeri, Ulmani, Argentorati 1605, pag. 428.

[3]) Operum poeticorum Nic. Frischlini pars elegiaca. Cum præfatione M. G. Pflügeri. Argentor. 1601. Lib. XX, Eleg. 12. Melisso Franco.

Est qui Frischlinum stolido me nominat ore:
  Ceu dederint ranæ nomen Aristophanis.
Contigit hoc ipsum divino forte Maroni,
  Cui stirps Virgilii nomen avita dedit.
Vergilium plebes tamen ipsum stulta vocavit:
  Sicut Frischlinum me male sana vocat.
Frischlino mihi, non Freschlino, nomen avitum est:
  Hoc me Teutonici sanguinis esse probat.
Cecropia dices Hygiaeum voce, Latina
  Si vis, me poteris dicere Vegetium.
Mens tamen est nobis, nomen retinere paternum,
  Ut me Germani stemmatis esse probem.

Fröschlin nennt mich ein thörichter Mund: als stammt' ich von jenem
Komischen Fröschegeschlecht des Aristophanes her.
Ist ein Aehnliches doch dem göttlichen Maro begegnet,
Der von Hause Virgil, wie wir ja wissen, sich schrieb.
Dennoch nannt' ihn Vergil ein unverständiger Pöbel:
Eben wie er nun mich Fröschlin, der tolle, benennt.
Frischlin lautet, nicht Fröschlin, mein angeborener Name:
Deutsch ist das Wort, und beweist, daß ich von deutschem Geblüt.
Willst du es griechisch haben, so nenne mich flugs Hygiäus;
Oder lateinisch: wohlan, nenne Vegetius mich.
Doch mein Sinn ist, den Namen, wie ich ihn erbte, zu lassen;
Denn stolz bin ich darauf, Deutscher von Deutschen zu sein.

Noch der Urgroßvater unsres Frischlin, des Vornamens Heinrich, war ein begüterter Rathmann zu Diessenhofen gewesen, und hatte einst den Schweizern, die im Solde Carls VIII. von Frankreich in dem Feldzuge gegen Mailand dienten, als Fähndrich Verstärkungen zugeführt. Während ein Enkel dieses Mannes unter Ferdinand von Oesterreich in Ungarn und unter Carl V. gegen Algier Kriegsdienste that, fand sein Sohn Johann, unsres Nicodemus Großvater, sich von dem Glanze angezogen, welchen der Hof des jungen Würtembergischen Herzogs Ulrich in der Nachbarschaft verbreitete. Er trat als Leibwächter in seinen Dienst und wurde darauf im Schlosse zu Tübingen als eine Art Hausschneider angestellt, wozu ihn das erlernte Stickerhandwerk besonders geeignet machte [1]. Der beredte und witzige Mann [2] hatte zu Balingen, einem nach der Seite der Schweiz zu gelegenen Würtembergischen Städtchen, in einer angesehenen Rathsherrnfamilie eine Frau gefunden: der Enkel rühmt mit einem bürgerlichen Selbstgefühl, das ihm wohl ansteht, wie seiner Großmutter väterliche Vorfahren, die Metzen, zweihundert Jahre lang Schult=

[1]) Epiced. a. a. O. S. 141. f.:
Ante quidem Huldrichi Teccæam principis aulam
Sectatus, magnique ducis per limina custos
Eximius fuerat fidusque satelles, et æqua
Sorte Tubingææ penetralibus additus arcis,
Ut res Tecciacas intra conclavia tectas
Instratosque toros servet pictosque tapetes:
Ipse artem doctus Phrygiam filoque Minervae
Praesignis magnusque opifex et acumine solers.

[2]) A. a. a. 142:
Comprimis facundi oris comique facetus Sermone...

heißen in Balingen gewesen, ihre mütterlichen Ahnen aber, die Rieber, gar seit dreihundert Jahren dasselbe Amt in dem benachbarten Städtchen Ebingen bekleidet, einer derselben bei Eberhard im Bart in hohem Ansehen gestanden, ein Anderer von der Familie, ein Geistlicher, eine Prädicatur in Balingen gestiftet habe, nachdem er vorher wegen freimüthiger Rüge papistischer Mißbräuche in Ketten und Banden geworfen worden war.[1]) Auch leibliche Rüstigkeit und Dauer war in der Familie zu Hause: ein Urgroßoheim wurde über hundert Jahre alt, und seine Frau nahe daran; beide, sagt Frischlin,

Beide sah ich noch selbst, und freue mich dessen noch heute:
Wahrlich ein Paar, wie sie kaum im goldenen Alter sich fanden.
Doch wohin gerath' ich? wo reißt die Liebe zum Stamme
Meiner Väter mich hin? . . . .

Als Herzog Ulrichs prächtige Hofhaltung ein Ende mit Schrecken genommen hatte, und die Oesterreicher im Lande herrschten, zog sich Johann Frischlin in die Heimath seiner Frau zurück und ließ sich bürgerlich in Balingen nieder, wo er, neben einigem Feldbau, einen Kramhandel betrieb. Von seinen zahlreichen Kindern wurde der begabte Jakob, geboren 1522,[2]) zum gelehrten Stande bestimmt. Da er frühzeitig eine Neigung zur Arzneikunst verspürte, so zog ihn der Ruf von Leonhard Fuchs nach Tübingen, und er trat bei diesem, der gerade an seinem berühmten botanischen Werke arbeitete, als Kräutersammler in Dienste. Mancherlei Pflanzen, von ihm theils eingelegt, theils gemalt, hat der Sohn noch gesehen; auch daß er ein menschliches Skelett sich zusammengesetzt habe, ging als schauerliche Sage in der Familie. Dabei vernachläßigte er indessen auch das Studium der Rhetorik und Poetik nicht, und Nicodemus bewahrte noch eine Reihe von Hochzeits- und Leichengedichten, auch Epigrammen, von

[1]) Vergl. auch den schon angeführten Brief an den Herzog Ludwig d. d. Backnang 10. Aug. 1577, wo Frischlin sagt: „Es seyndt meine Voräłter, die Frischlin, Rieber, Metzen und Ruoffen, viel hundert Jahr Gerichtspersonen und Schultheißen zu Ebingen und Balingen gewesen, deren etlich Kriegsleut bei den alten Grafen und Herren von Würtemberg vor Weil und Reutlingen Leib und Leben gelassen, etliche zu Balingen ein Prädicatur gestifft haben."

[2]) Da er, nach Epiced. p. 154., bei seinem, am 26. December 1566 erfolgten Tode 44 Jahr alt war, so muß er, wenn die Angabe genau ist, in jenem Jahr geboren sein.

seiner Hand. Allein bei reichlichem Kindersegen sah sich Johann Frischlin außer Stande, seinen Jakob auf eigene Kosten ausstudiren zu lassen: und so vollzog sich an diesem als einem der Ersten das seitdem in Würtemberg herkömmliche Schicksal besserer Köpfe, daß er sich veranlaßt sah, zur Theologie zu greifen, um in dem Stipendium, das Herzog Ulrich nach seiner Wiederherstellung eingerichtet hatte, kostenfrei studiren zu können. Nach rühmlicher Vollendung dieses Studiums wurde er im Jahre 1546 Diakonus in seiner Vaterstadt, wo er sich noch in demselben Jahre mit Agnes, der Tochter des Büchsenmachers Johann Ruoff, verheirathete, nachdem er durch den einige Jahre vorher erfolgten Tod seiner Eltern und sämmtlichen Geschwister ein wohlhabender Mann und Grundbesitzer geworden war.

Der Sohn rühmt an ihm einen offenen, friedlichen Sinn, Wohlthätigkeit und Gefälligkeit, besonders aber

Treffenden Witz und heiteren Scherz und muntere Laune,

wodurch er im Stande gewesen sei, die größte Gesellschaft, ja die ganze Stadt zu erheitern. Mehrere seiner Witzworte und originellen Streiche haben sich der Ueberlieferung eingeprägt und sind uns durch spätere Schriftsteller aufbehalten worden.[1]) So, als er im Jahr 1548 nach Mehestetten auf der Alb versetzt wurde, wollte es ihm nicht gefallen, weil, wie er sagte, nur dritthalb Elemente daselbst zu finden seien: nämlich zwar Luft und Wind im Ueberfluß, auch zu Feuer Holz genug (obgleich die Wärme, selbst im Sommer, nur mittelmäßig sei), aber Wasser gar keines, und statt der Erde nur Steine. Später kam er als Pfarrer nach Erzingen, wo die Bauern die Verordnung gemacht hatten, daß nach der Reihe jeder Einwohner, den Pfarrer nicht ausgenommen, eine gewisse Zeit die Schafe hüten sollte. Aber was thut der alte Frischlin? Da ihn am Feiertag Johannis des Täufers die Reihe trifft, und der Schultheiß ihn nicht dispensiren will, treibt er die Heerde in aller Frühe auf des Schultheißen Acker, dann, nachdem sie hier schnell gefüttert ist, fährt er mit ihr in's Dorf zurück, um dort auch seinem geistlichen Hirtenamte noch zu genügen, und fortan nie mehr um Versehung des wirklichen angesprochen zu werden.

---

[1]) Sattler, topographische Geschichte des Herzogthums Würtemberg. Stuttg. 1784. S. 391.

Diese Geschichtchen waren nicht zu übergehen, weil sich in denselben das Naturell unsres Frischlin schon im Vater vorgebildet zeigt. Wir kehren jetzt mit diesem nach Balingen zurück, wo am 22ten September 1547 Morgens 4 Uhr sein Erstgeborner, Nicodemus, das Licht der Welt erblickte [1]). Welches der Stand der Gestirne um seine Geburtsstunde gewesen sei, war dem Gegner der Astrologie später sehr gleichgültig; aber dem Würtembergischen Virgil, wie er sich gerne nannte, schien es bedeutsam, daß sein Geburtstag mit dem Todestage des römischen zusammentraf [2]). Frischlins Kindheit fiel in eine stürmische Zeit. In Folge des für die Protestanten unglücklichen Ausgangs, den der Schmalkaldische Krieg genommen hatte, war das Würtemberger Land von Kaiserlichen Truppen, großentheils Spaniern, überschwemmt, welche bis in das vierte Jahr des Knaben die festen Plätze des Herzogthums besetzt hielten und auch auf dem platten Lande übel hausten [3]). Im Jahr 1548 wurde das Interim verkündet, welches die Messe wiederherstellte und die evangelischen Prediger, die es nicht annahmen, von ihren Aemtern trieb. Dieses Loos traf auch Jakob Frischlin, der nun einige Jahre in Balingen privatisirt zu haben scheint. Als hier einmal, im Jahr 1551, der Schulmeister verreisen mußte, sprach man jenen an, in Schule und Kirche dessen Stelle zu versehen. Er that's nach vergeblicher Weigerung; doch wie er nach vollendeter Predigt zur Messe singen sollte, stimmte er mit seinen Schülern das protestantische Kernlied an: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, und steur des Pabsts und Türken Mord u. s. w., worüber der Meßpriester dermaßen erschrack, daß er vom Altar weg mit dem Meßgewand Haigerloch zulief, woher er gekommen war [4]).

Die Unternehmung des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser im Jahr 1552 brachte neue Truppendurchzüge, doch wurde das Land nun der spanischen Besatzung vollends los, und der Passauer Vertrag stellte die freie Religionsübung wieder her. Auch Jakob Frischlin erhielt

---

[1]) Epiced. p. 151.

[2]) Opp. poet. pars elegiaca. Lib. XX, Eleg. 10. In natalem suum.

[3]) Daß sie auch in den Aufenthaltsort des jungen Frischlin kamen, erhellt aus der abgeschmackten Anekdote bei Crusius, contra Frischlinum, Manuscript der Tübinger Universitätsbibliothek, S. 325.

[4]) Sattler, a. a. O.

seine Stelle in Balingen wieder, und bei der Sorgfalt, welche Herzog Christoph der Verbesserung des Kirchen= und Schulwesens zuwandte, ließ sich nun an einen geordneten Unterricht des Sohnes denken. Zuerst besuchte dieser die Schule seiner Vaterstadt, wo Konrad Edelmann sein Lehrer in den Anfangsgründen des Lateinischen war. Dann brachte ihn der besorgte Vater nach Tübingen, wo er die Oesterbergische oder anatolische Schule, unter M. Johann Crapner, besuchte. Crapner war ein tüchtiger Lehrer, der seine Schüler rasch und doch gründlich zu fördern verstand; Frischlin blieb mit ihm auch in späteren Jahren in freundschaftlichem Verhältniß, und widmete ihm zeitlebens ein dankbares Andenken. [1])

Kaum hatte nun auch der begabte Knabe das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt, so wurde er im Jahr 1560, unter Vorschub des geistlichen Secretärs Lorenz Schmidlin, in die Klosterschule zu Königsbronn aufgenommen, eine der 13 Schulen, welche Herzog Christoph in aufgehobenen Klöstern zur Vorbildung evangelischer Kirchen= und Schullehrer gegründet hatte. Sie stand unter dem Abte Jakob Schropp; Hauptlehrer an derselben aber war der Niederländer Jodocus Stiger, dessen Unterricht für Frischlin besonders wichtig wurde. In einer Elegie auf seinen Tod [2]) schildert ihn dieser als einen Mann voll Gelehrsamkeit und Lehrgabe, der im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in Grammatik, Poetik und Rhetorik gleich fruchtbar zu unterrichten wußte. Wenige und kurze Regeln, mit vielfacher Anwendung und Uebung, war seine Methode. In diesem Sinne trieb er mit seinen Schülern Melanchthons und Clenards Grammatiken, auch Georg Majors rhetorische Quästionen. Ihm verdankte Frischlin seine gediegenen Kenntnisse in beiden gelehrten Sprachen, von ihm lernte er insbesondere lateinische und griechische Verse machen. Eine Uebersetzung des 23. Psalms in griechische Distichen, auf die er sich mit Vorliebe beruft, [3]) versichert er um diese Zeit, in seinem dreizehnten Jahre, gemacht zu haben. In diesem Lobe seines Königsbronner Lehrers ist allerdings etwas Absichtliches

[1]) Opp. poet. pars eleg. Lib. IX, Eleg. 5. Pro sua Grammatica et Strigili gramm. Dial. II, p. 80. Vergl. das Tübinger Senatsprotokoll vom 10. März 1582 (Mscpt. der Tüb. Universitätsregistratur).

[2]) A. a. O. Lib. XVII, Eleg. 10. Vergl. Pro sua Gramm. &c. Dial. I, p. 136.

[3]) Sie findet sich unter seinen Werken mehrmals abgedruckt: z. B. Elegg. Lib. I; hinter seinem Callimachus p. 401; pro sua Gramm. &c. Dial. I, a. a. O.

nicht zu verkennen: je mehr er ihm zu verdanken bekennt, desto weniger bleibt für seine späteren Tübinger Lehrer übrig, die sich ihm, als er jenes schrieb, so verhaßt gemacht hatten; doch werden wir immerhin festhalten dürfen, daß in Stigers Schule Frischlin den soliden Grund seiner philologischen Kenntnisse und Fertigkeiten gelegt hatte.

Schmerzlich vermißte dieser den trefflichen Lehrer, als er im Jahr 1562 in die höhere Klosterschule zu Bebenhausen befördert wurde, der sein nachmaliger Verwandter, Dr. Eberhard Bidembach als Abt vorstand. Die eigentlichen Lehrer an derselben, zwei Baccalaurei, scheinen ziemlich unfähige Menschen gewesen zu sein,[1]) und so fand sich Frischlin vorzüglich auf das eigene Studium angewiesen, zu dem er nach so gründlicher Vorbereitung glücklicherweise reif war, und das hinwiederum sein Heranreifen zu völliger Selbständigkeit beschleunigte. Einiger lateinischen Declamationen, die er nach Anleitung von Georg Majors rhetorischem Compendium (in Bebenhausen war das Crusius'sche eingeführt) für sich gemacht habe, thut Frischlin hiebei Erwähnung,[2]) und eine Grabschrift auf den damals verstorbenen Sebastian Coccyus (Koch), den Lehrer des Erbprinzen Eberhard, findet sich in der Sammlung seiner Elegien mit der Jahreszahl 1562 bezeichnet.[3])

Im Frühling des Jahres 1563, zwischen dem fünfzehnten und sechszehnten seines Alters, bezog Frischlin die Universität Tübingen, als Zögling des theologischen Stipendiums. Hier hörte er Anfangs den Martin Crusius über Melanchthons Rhetorik und Cicero's Reden, später über den Philoktet des Sophokles und zwei Bücher der Ilias; Georg Hitzler über Cicero, Demosthenes u. A.; Jakob Schegk über das Organon, Georg Liebler über die parva naturalia, Samuel Hailand über das 4te und 5te Buch der Ethik des Aristoteles; Astronomie bei Eisenmenger (Siderokrates); außerdem noch Vorlesungen

[1]) In der Vorrede zu seiner Oratio de vita rustica an die Würtembergischen Aebte (excerpirt bei Crusius contra Frischlin., Mspt., p. 206) sagt er noch glimpflich: praeceptores ibi nactus sum duos satis doctos et probos, utrumque Baccalaureum, sed qui tamen cum Jodoco meo comparandi non erant. Stärker Poppysm. III, p. 24: ubi duos baccalaureos praeceptores habui, docendos adhuc, non . . praeficiendos discentibus.

[2]) Pro sua Gramm. et Strig. gr. Dial. I, p. 137.

[3]) Opp. pars eleg. Lib. XVIII, Eleg. 7.

bei Hildebrand und Mendlin. Dazu kamen lateinische und griechische Declamationen, nebst einigen griechischen Gedichten, die ihm Crusius corrigirte, worauf er sie, der Sitte gemäß, öffentlich vortrug.[1]) Am meisten schätzte Frischlin unter diesen Lehrern Schegk und Hitzler, deren Ersterem er seine philosophischen, dem Letzteren einen Theil seiner philologischen und rhetorischen Kenntnisse zu verdanken bekennt; auch Hailand und Liebler läßt er noch gelten, und will in ihren Vorlesungen fleißig nachgeschrieben haben.[2]) Nur allein bei Crusius will er nichts gelernt, seine Vorlesungen nur gezwungen besucht, und in denselben Allotria getrieben haben.[3]) In Einer Vorlesung Hitzlers sei mehr zu profitiren gewesen, als in hunderten von Crusius. Für einen Schüler seiner Art habe dieser nichts Neues vorgebracht, als etwa seine abgeschmackten Etymologien: ἀργός arg, θανατοῦν von dannen thun, δολιχόσκιον ἔγχος eine lange Wehr, daher per antiphrasin unser Dolch, der eine kurze ist.[4]) Das mag nun wahr, oder nur ein Witz von Frischlin sein: gewiß hat er in seinem späteren Urtheil dem Crusius zu viel gethan. Dessen Vorlesungen können so schlecht nicht gewesen sein und waren nicht so schlecht, als er sie macht. Den Homer las Crusius in der Regel vor hundert Zuhörern; im Jahr 1572 mußte der untere Hörsaal des Contuberniums deßhalb vergrößert werden, und hieß von da an Auditorium Homericum.[5]) Eine Rede von ihm zur Einleitung in die Odyssee[6]) und Prolego=

---

[1]) Crusius, defensio necessaria, p. 146 ff. Responsum adv. Poppysmi Dial. III, Francof. 1599, p. 2 f. Frischlin. pro sua Gramm. &c. Dial. I, p. 136. Celetism. Grammaticus, 1588, I, p. 128, b.

[2]) S. Frischlins Dedication der orat. de vita rustica, excerpirt bei Crusius contra Frischlinum, Mspt., p. 206; pro sua Gramm. & strig. Dial. I, p. 136. Poppysm. I, p. 93. Celet. I, p. 129. Opp. pars eleg. L. XVIII, Eleg. 3. Epitaphia, hinter Callimachus, p. 391. Praefat. ad dial. contra Ramum in Epist. & praef. p. 54.

[3]) Pro sua Gramm. Dial. I, p. 137: Coactus & metu poenae adductus, ne fierem ὑδροποτης (im Stift). P. 138: Itaque sedebamus in tuo auditorio aliud agentes, et vel Aristotelem manibus versantes, aut historiam Frossardi legentes.

[4]) Pro sua Gramm Dial. I, 137. Popp. I, 133.

[5]) S. Germano-Graeciae ll. VI, auctore Mart. Crusio. Basileae (1585) p. 39.

[6]) In der Germano-Graecia p. 34 ff.

mena und Erklärung des ersten Buchs der Ilias [1]) liegen vor uns, und sind zwar sehr altfränkisch, aber nicht schlecht. Jene Rede enthält Bemerkungen über das Verhältniß der Odyssee zur Ilias, die zwar großentheils dem Aristoteles, Longin u. A. entlehnt sind, für die Zuhörer aber interessant genug sein mußten. In dem Commentar zur Ilias wird jeder Absatz erst logisch und rhetorisch analysirt, dann die Worte grammatisch und historisch erläutert, endlich moralische Nutzanwendungen daraus gezogen; was freilich nicht nach unserem Geschmacke ist, aber schwerlich gegen den damaligen verstieß. Sicher hat Frischlin in diesen Vorlesungen besser aufgemerkt, als er später sich nachsagte, nur um den Crusius nicht als Lehrer anerkennen zu müssen, dem er Dank und Rücksicht schuldig sei.

Oefter kam in diesen Jahren der alte Frischlin nach Tübingen, den Sohn zu besuchen und seinen Lehrern zu empfehlen. Zu M. Leonhard Engelhart soll er bei solcher Gelegenheit im Jahr 1564 gesagt haben: Ich weiß nicht, mir will seine Weis nicht gefallen; der Lecker legt sich zu weit an Laden, ich fürcht' bei Gott, er werd einmal hinausfallen. [2]) Daß nach Frischlins tödtlichem Falle Crusius und seine Anhänger darin nichts Geringeres, als eine Weissagung dieses Ausgangs fanden, ist bereits eine Probe von des Mannes Geschmack: übrigens enthält die Rede nicht einmal einen Tadel, sondern ist nur als die halb wohlgefällige Klage eines Vaters über den Fürwitz eines Sohns von frühreifem Talente zu betrachten.

Nach damaliger Sitte erhielt Frischlin zuerst am 22ten März 1564 von dem Professor der Rhetorik, M. G. Hitzler, den Grad eines Baccalaureus, hierauf am 1ten August 1565 durch Martin Crusius den Magistergrad, und zwar, in Folge einer zuvor erstandenen Prüfung, als der erste unter zwölf Candidaten. Nun mußte, der Ordnung im Stipendium gemäß, das theologische Studium seinen Anfang nehmen: und auch Frischlin widmete sich demselben während zweier Jahre, nicht blos dem Namen nach, wie die theologischen Kenntnisse beweisen, die sich in seinen Schriften überall kund geben; obwohl er von seinen Lehrern in der Theologie nur seinen nachmali=

---

[1]) Mart. Crusii Commentationes in lib. I. Iliad. Homeri, grammaticae, rhet., poet., histor., philosophicae (Heidelberg, 1612) typis Gotth. Vögelini.

[2]) Crus. resp. ad Poppysmi Dial. III, p. 69.

gen Verwandten Dieterich Schnepff, den Sohn des Reformators, als denjenigen nennt, welchem er die Einführung in die feineren Gesetze der Redekunst verdanke.[1]) Blieb das philologische Studium, oder um genauer im Sinne jener Zeit zu reden, die Beschäftigung mit den alten Schriftstellern zum Behufe rhetorischer und poetischer Um= und Nachbildung, gewiß immer für Frischlin die Hauptsache: so hat er sich doch, außer der Theologie, schon damals auch noch mit Astronomie und Medicin befaßt. Zur letzteren insbesondere scheint die väterliche Neigung auch in ihm noch fortgewirkt zu haben. Er hörte damals bei Fuchs und Schegk (der Professor der Philosophie und Medicin war), und später noch als Professor, in den Jahren 1572 und 73, bei Vischer und Hamberger medicinische Vorlesungen.[2])

Wollten wir den spätern Aussagen der Feinde Frischlins, vor Allen des Crusius, Glauben schenken, so wäre jener schon damals ein Mensch ohne Treu und Glauben, voll gottloser Reden und böser Anschläge gewesen. Aber was sie Bestimmtes zum Belege anführen, berechtigt zu einem solchen Urtheile keineswegs. Denn daß er einmal aus dem Stift durchgehen wollte, oder daß ihm ein andermal bei der Abführung zum Carcer ein Fluch entfuhr,[3]) das sind Dinge, die einem genialen jungen Menschen begegnen können, auch ohne daß er der Höllenbrand ist, wozu Philister ihn darum stempeln wollen. Billiger urtheilte ein hochgestellter Mann, der nachmalige Kanzler Schulter, über Frischlin, wenn er einmal in der Oberrathsversammlung sagte, er habe ihn von Jugend auf gekannt und wisse, „daß er sich verrenne und verlaufe und handle unbedächtlich.“[4])

Im Herbste des Jahres 1566 brach in Tübingen eine Pest aus, und die Universität übersiedelte in die Reichsstadt Eßlingen, wo die Zöglinge des theologischen Stipendiums, etwa 150 an der Zahl, theils im Minoriten=, theils im Augustinerkloster Unterkunft fanden. Auf eine Wand des ersteren schrieb Frischlin bei'm Wiederabzug eine Elegie,

[1]) Frischlin bei Crus. c. Frischlin., Mspt. a. a. O. Crus. Defens. necess. p. 148 ff. Resp. adv. Popp. III. p. 3.

[2]) Frischlin an den Herzog, Stuttgart 15. Sept. 1585. St. A.

[3]) Crusius, Colluctatio, Mspt., Fasc. 11 der Universitäts=Acten des W. St. A. Respons. adv. Popp. Dial. III, p. 70. Senatsprotokoll vom 12. Jan. und 20. April 1582.

[4]) Vota Consiliariorum d. d. 25. October 1581. St. A.

in welcher er der Stadt Eßlingen und ihren Vorstehern den Dank für ihre Gastfreundschaft ausspricht.[1]) Er nahm damals die Stellung eines Repetenten ein, und las zugleich als vicarius Professor über die Briefe des Horaz.[2]) Hier, in Eßlingen, war es auch, wo er die dritte Hochzeit „seines verehrten Lehrers" Crusius (im August 1567) durch ein griechisch=lateinisches Gedicht feierte: des Mannes, der

Durch Schriften, welche nie vergehn,
Sich himmelhohen Ruhm gewann;
Der als die Zierde Griechenlands
Allüberall gepriesen wird;
Und blickst du auf sein Leben hin,
Zeigt er auch hier sich tadellos;
Denn allen Menschen ist er hold,
Den Frommen aber sonderlich.

Als später das Zerwürfniß zwischen Lehrer und Schüler ausgebrochen war, ließ der Erstere dieses Gedicht als Beleg dafür wieder abdrucken, wie anders der Letztere früher über ihn geurtheilt habe; dieser aber stempelte es frischweg in ein Hochzeitgedicht für seinen Verwandten Dieterich Schnepff um.[3])

Dieselbe pestartige Seuche, wie es scheint, welche die Universität nach Eßlingen getrieben hatte, raffte zu Ende des Jahres 1566, am Stephanstage, Frischlins Vater, im Alter von nur 44 Jahren, hinweg.[4]) Er war zuletzt Pfarrer in Thalfingen, Balinger Amts, gewesen. Seine Frau hatte ihm in zwanzigjähriger Ehe zehn Kinder geboren, von denen vier ihn überlebten, nämlich außer dem Erstgebornen ein um zehn Jahre jüngerer Bruder, Jakob, welcher bald der Zögling des älteren wurde und in dessen Lebensgeschichte genau verflochten ist; dann zwei noch jüngere Schwestern, Martha und Agnes, deren erstere die Lieblingsschwester unseres Nicodemus war und später eine Zeit lang bei ihm in Tübingen lebte. Die Mutter zog nach Balingen, ihrem Heimathort, und es möchte zunächst scheinen, daß sie im Wittwenstande verblieben sei. In einem Briefe vom

[1]) Opp. pars eleg. L. XXI, Eleg. 7.

[2]) Frischlin. pro sua Gramm. Dial. I, p. 141.

[3]) Crus. Antistrigilis, 1586, p. 364 ff. Frischlin, Epitaph. et quaedam alia, hinter Callimachus & Archias, p. 402 ff.

[4]) Epiced. p. 154: Dîs aliter visum, qui de rapuere jacentem,
Infectumque lue et pestis contagia passum.

Jahr 1590 unterzeichnet sie sich noch Agnes Frischlerin, und in denen der Söhne, so weit sie vorliegen, findet sich keine entgegengesetzte Angabe. Daß Nicodemus einmal, im Jahre 1579, von armen Eltern spricht, die er habe, könnte als ungenauer Ausdruck verstanden werden; zumal er drei Jahre später bestimmt von seiner armen Mutter, als einer Wittfrau zu Balingen, schreibt.[1]) Allein an zwei Stellen seiner gedruckten Schriften thut er eines Stiefvaters Erwähnung, den er habe oder gehabt habe. Ganz kurz in der Streitschrift wider Danäus vom Jahre 1581;[2]) ausführlicher in einer ohne Zweifel frühern Stelle einer Elegie,[3]) aus welcher der prüfende Leser wohl mit dem Biographen folgende Data entnehmen wird: 1) Dieser Stiefvater Frischlins war ursprünglich Doctor gewesen, und hatte den nachmaligen Stiefsohn noch unterrichten helfen. 2) Aber aus unbekannten Ursachen gerieth er in Vermögenszerfall, und suchte um die Zeit der Abfassung jener Elegie sein Brod als Wirth zu verdienen. Blicken wir von hier auf die beiden oben angezogenen Briefe von den Jahren 79 und 82 zurück, in deren ersterem Frischlin von Eltern, im zweiten von einer verwittweten Mutter spricht, so könnte man vermuthen, daß in der Zwischenzeit das Verhältniß der Mutter zu dem zweiten Mann, entweder durch den Tod des letztern, oder durch Trennung, sich gelöst habe. Auch daß sie, da doch der alte Frischlin ein wohlhabender Mann gewesen war, nun auf einmal, nicht blos von dem Sohne dem Herzog, wo man Absicht vermuthen könnte, als arm vorgestellt wird, sondern auch selbst dem Sohne gegenüber klagt, „daß ihr Ar=

---

[1]) An Melch. Jäger, Stuttg. 10. Oct. 1579. An den Herzog, Laibach 1. August 1582. St. A.

[2]) Hinter der Methodus declamandi, Argent. 1606, p. 296:.. Meliori Volmaro, cujus filiam meus vitricus primam uxorem habuit.

[3]) Opp. pars elegiaca L. XX. Eleg. 7. Ad Laurentium Schmidlinum. Es wird die vielfache Unterstützung gerühmt, welche Schmidlin der Frischlinischen Familie habe angedeihen lassen; dann:

O meus hac etiam potuisset vitricus uti
Commoditate: suas sic tenuisset opes.
Nec prope jacturam rerum fecisset iniquam,
Nec jam caupo nova pelleret arte famem.
Sed mihi discipulo doctor quod praestitit olim,
Praestaret reliquis nunc quoque munus idem.

müthle ihr also versetzt sei, wie er ja wisse," [1]) stimmt ganz zu der Voraussetzung, daß sie durch den zweiten Mann, mittelst Bürgschaft, Verpfändung u. dgl., um den größern Theil ihres Vermögens gekommen war. Frischlerin, wie sie sofort im Jahr 1590 noch thut, konnte sie sich hienach freilich nicht mehr mit Recht schreiben; aber sie mochte sich des heruntergekommenen Mannes, besonders vor den Kindern erster Ehe, schämen; woraus sich auch das Stillschweigen der Söhne über das ganze unliebsame Verhältniß erklären würde.

In den Herbstferien des Jahres 1567 oder 68 (im ersten Falle mithin noch in Eßlingen; denn erst zu Anfang des folgenden Jahres wanderte die Universität wieder an ihren alten Sitz zurück) finden wir Frischlin mit einer Arbeit beschäftigt, welche die erste größere, die wir von ihm haben, und in mehr als Einer Hinsicht für seine ganze Entwickelung vorbedeutend ist. [2]) Ein gewisser Jakob Rabus, der Sohn eines würdigen protestantischen Geistlichen in Ulm, hatte sich, nach einem lockern Studentenleben auf den Akademien zu Wittenberg und Tübingen, von den Dillinger Jesuiten bekehren lassen, und nun, nach Convertitenart, sich beeilt, gegen die Kirche, von der er abfiel, in einem gedruckten Glaubensbekenntniß aufzutreten. Besonders die vielen Spaltungen und Zänkereien unter den Protestanten nahm er zu Zielpunkten seiner, in dieser Hinsicht leider nicht unbegründeten Angriffe, und schonte dabei namentlich die Tübinger Theologen nicht. Ein Angriff auf das Lutherthum konnte unsern Frischlin auch in spätern Jahren noch in den Harnisch bringen: wie viel mehr damals, da er frisch aus den Hörsälen eines Schnepff und Heerbrand, aus den Räumen des Stipendiums, der neuen Pflanzschule des verbesserten Glaubens, kam. Auch daß er seiner Abwehr die

---

[1]) Beilage zu einem Brief Jakob Frischlins an seinen Bruder, Waiblingen 10. Febr. 1590. St. A.

[2]) Adversus Jac. Rabum, Novitium catholicum, Apostatam impiissimum ... Satyrae octo, conscriptae a Nic. Frischlino &c Gerae ad Elistrum, ex officina Spiessiana 1607. Auch hinter den Paralipomena ex rec. Val. Clessii. Praefat.: Cum instarent auctumnales feriae..... Aetate, quae haud ita pridem annum vicesimum excessit. Ueber den Eßlinger Aufenthalt der Universität und dessen Dauer vergl. Mart. Crusii Annalium Suevicorum Dodecas tertia, Francof. ex officina typogr. Nicol. Bassaei, 1596, p. 728. ff.

Form der Satire gab, ist bezeichnend für den Jüngling, dessen satiricum ingenium später der Schrecken seiner Feinde und die Verzweiflung seiner Freunde werden sollte. Vortrag und Ausdrucksweise haben im Wesentlichen schon hier die Gestalt, die sie bei Frischlin immer behielten. Derselbe volle Strom der Rede; dieselbe Leichtigkeit des, wenn auch nicht ganz fehlerfreien,[1]) Versbaues; dasselbe mit Virgil und Ovid, Horaz und Juvenal geschwängerte Gedächtniß; dieselbe Manier, die freilich dieser ganzen neulateinischen Poesie natürlicherweise anhängt, mit jenen fremden Federn die eigenen Erzeugnisse herauszuputzen; dasselbe Gemisch von heidnischer und christlicher Mythologie, von Latinismen und Hebraismen. Dabei ist jedoch die Composition, die Anlage und Darstellung, noch weit von dem freien, geistreichen Wurf entfernt, welcher die reifen Arbeiten des Mannes auszeichnet. So manchen Vers und Halbvers der junge Poet von Horaz borgt, so hat er sich doch das noch keineswegs von ihm gemerkt, daß der Dichter nicht ab ovo anfangen, sondern den Leser sogleich mitten in die Sache versetzen müsse. Denn um auf den Apostaten Rabus zu kommen, fängt er vom Sündenfall an und den allerhand Schlichen, die der Teufel (von ihm auch Pluto genannt) von jeher angewendet habe, um die Menschheit zu verderben, worunter auch Ketzerei, Verdunklung des Evangeliums, Verlockung zum Rückfall in den Katholicismus. Nach solchem Eingang in der ersten Satire wird in der zweiten sehr steif und schulmäßig Thema und Disposition der weiteren Abhandlung angegeben: nämlich 1) soll der Beweggrund erörtert werden, den Rabus zum Abfall gehabt habe; 2) sein Lebenslauf geschildert, und 3) seine Einwürfe gegen den Protestantismus, drei an der Zahl, entkräftet werden. Während er diese Stücke mit satirischem Salze reibe, möge ihm, wünscht der Poet, Christus, der anbetungswürdige Sproß des Orakelspendenden Vaters, beistehen![2])

---

[1]) Es gab einige Fehler, die jene Renaissance-Poeten aus dem Mönchslatein herübergenommen zu haben scheinen. Z. B. das o im Ablativ des Gerundiums, amando, gebrauchen sie kurz. Man muß sich wundern, daß selbst ein Frischlin diesen Barbarismus sich lebenslänglich nachgesehen hat.

[2]) Pag. 15: Hoc ego dum Satyro sale defrico, tu mihi, Christe,
Christe, panomphaei proles veneranda parentis,
Annue &c.

Dabei fehlt es jedoch nicht an wohlgemachten Partien, und Funken des ächten Frischlinischen Geistes leuchten hin und wieder auf. So, wenn er dem weiland lustigen Tübinger Studenten bemerkt:

> Mich wundert, daß du sagst, das höh're Licht
> Sei erst in Dillingen dir aufgegangen:
> Dem schon zu Tübingen so schön der Stern
> Geleuchtet; dem die Sonne ihre Strahlen
> So reich gespendet; den das zarte Lamm,
> Dort auf dem Markte, zu sich hergewinkt. [1])

Ein beliebter Tummelplatz für den Volkswitz jener Zeit war das Sprüchwort, daß es gemeiniglich regne, wenn Mönche und Pfaffen reisen; was schon Bebel in den Facetien aus den Weindünsten erklärte, die den Glatzköpfen der heiligen Männer entsteigen. Dieß finden wir hier dem später bekehrten Candidaten als Thema seiner Magisterdisputation in den Mund gelegt. Wir werden Frischlin unter sehr veränderten Umständen auf dieses Thema zurückkommen sehen, im Kerker, kurz vor seinem Ende: so blieb der Humor dem Dichter selbst dann noch getreu, als das Glück sich längst von ihm gewendet hatte, und auch das Leben im Abschiednehmen begriffen war.

---

[1]) Sat. II, p. 16 ff.

Zweites Kapitel.

Frischlins Anfänge als Professor in Tübingen.

Seine Vorlesungen und Paraphrasen.

Die philosophische Facultät nahm damals in Tübingen wie anderswo eine sehr untergeordnete Stellung ein. Seit sich aus der, ursprünglich nicht nach Fächern, sondern nach Nationen getheilten Bürgerschaft der ältesten Universitäten erst die theologische, dann auch die juristische und medicinische Facultät ausgesondert hatten, war der übrig gebliebene Rest der sogenannten Artisten immer mehr auf die unterste Stelle der akademischen Gesammtheit heruntergesunken. Die Reformation hatte hieran nichts geändert. Den Vorrang der theologischen Facultät hatte sie vielmehr aufs Neue befestigt, während die Juristen ihre politische Wichtigkeit in kaum geringerer Geltung hielt. Pflegte der ersteren der Kanzler der Universität, der Stellvertreter des Landesherrn an derselben, anzugehören, so gingen aus der andern Facultät nicht selten die fürstlichen Räthe und Kanzler[1]) hervor. Auch die Mediciner schlossen sich, wenn schon in dritter Stelle, dieser akademischen Aristokratie an. Die Artisten waren die Plebejer: und in der That, all den Widerstand, die Ab- und Ausschließung, welche je

[1]) Diese zweierlei Kanzler, den Universitätskanzler und den fürstlichen oder Hofkanzler, d. h. den gelehrten Chef der Regierung, wie der Landhofmeister deren adeliger Chef war, wird man in der ganzen folgenden Darstellung wohl zu unterscheiden haben, aber auch leicht unterscheiden können. Als Hofkanzler und Vicekanzler erscheinen in derselben nach einander die DD. Johann Brastberger, Johann Schulter und Martin Aichmann; Universitätskanzler war bis zu Frischlins Todesjahr D. Jakob Andreä.

Plebejer von Patriciern zu erfahren hatten, erfuhr auch diese untere Facultät von jenen oberen. Ihre Theilnahme an den Senatsverhandlungen, an Wahlen und Ehrenämtern, war lange beschränkt, und erweiterte sich nur unter beständigen Kämpfen. Während in Tübingen sämmtliche ordentliche Lehrer der obern Facultäten zugleich auch bleibende Mitglieder des Senats waren, gehörten zu Frischlins Zeit aus dem Artistencollegium, das freilich auch an Professorenzahl jede andere Facultät übertraf, nur drei Mitglieder, und zwar so zum Senat, daß sie von Zeit zu Zeit gewechselt wurden; hatte einer der übrigen Artisten im Senate zu erscheinen, so mußte er dessen Verhandlungen stehend anwohnen; und während bei der Wahl eines Artisten im Senate die obern Facultäten vollzählig mitstimmten, hatte bei der Wahl eines Theologen u. s. f. die Artistenfacultät nur jene drei Stimmen ihrer zeitigen Stellvertreter abzugeben, nachdem sie bis zu Herzog Christophs Zeit sogar gänzlich davon ausgeschlossen gewesen war.[1])

Der nähere Hergang bei Professorenwahlen war in der Regel folgender. War eine Stelle erledigt, so wurde die betreffende Facultät vom Senate angewiesen, sich über einen Vorschlag zur Wiederbesetzung zu berathen; von dem Ergebniß dieser im Collegium vorgenommenen Besprechung wurde hierauf im Senat Bericht erstattet, der nun darüber verhandelte und abstimmte, ohne an den Vorschlag der Facultät gebunden zu sein. Das Recht der Bestätigung kam dem Landesherrn zu, der sie demnach zwar auch versagen konnte; doch ging dieß in der Regel nicht ohne verdrießliche Streitigkeiten mit der Universität ab, die auf ihre körperschaftlichen Rechte höchst eifersüchtig hielt, und daher noch weit hartnäckiger in dem Falle widerstand, wenn der Regent ihr von sich aus ein Mitglied, das sie nicht erwählt hatte, aufdrängen, oder eines, dem der Senat aufgekündigt hatte, im Amt erhalten wollte. Außer den wirklichen Mitgliedern befanden sich in einigen Facultäten, insbesondere in der philosophischen, welche damals sechs zum Collegium gehörige Lehrstühle hatte, auch noch solche Docenten, welche von Sitz

[1]) Gegenbericht der obern Facultäten gegen ein Gesuch der Artisten, sine dato, doch aus den 1590er Jahren, unter den Recessus Visitationum, Mspt. der Tübinger Senatsregistratur. Senatsprotokoll vom 26. Sept. 1589 und öfters. Vgl. auch Klüpfel, Gesch. und Beschreibung der Univ. Tübingen.

und Stimme im Collegium, mithin auch von der umgehenden Theilnahme am Senat, nebst allerlei ökonomischen Vortheilen, ausgeschlossen waren: was wir jetzt außerordentliche Professoren nennen würden.

In diese Stellung trat jetzt der noch nicht 21jährige Frischlin ein. Der Versuch, den man mit seiner Lehrtüchtigkeit im Laufe des Jahres 1567 in Eßlingen gemacht hatte, war zur Zufriedenheit ausgefallen: so wurde ihm kurz nach der Rückkehr der Universität, im Mai 1568, Lectio Poetices an derselben definitiv übertragen. [1]) Es geschah dieß nicht ohne Widerspruch, besonders von Seiten des Kanzlers Andreä, der schon von Frischlins Betragen in den Klöstern und im Stift her keine gute Meinung von ihm hatte, [2]) übrigens sechs Jahre später doch nicht umhin konnte, dem Professor das vortheilhafteste Zeugniß auszustellen. Auch Dr. Dieterich Schnepff, den wir wenige Monate hernach mit Frischlin verschwägert und von da an immer in freundlichem Verhältniß zu ihm finden werden, soll, so meldet Crusius, damals gegen ihn gewesen sein und gesagt haben, je höher er steigen würde, desto schlimmer würde er werden. Frischlin meint, wenn dieß nicht eine Crusius'sche Lüge sei, so habe ihn Schnepff damals noch nicht recht gekannt. [3]) Sein Vorgänger im Amte war Culingius gewesen, der nur über die Aeneis gelesen, und dafür einen Gehalt von 130 fl. bezogen hatte: Frischlin war angewiesen, auch Cäsar de bello gallico zu erklären, weßwegen er auch Professor Poetices et Historiarum hieß, aber seine Besoldung bestand Anfangs nur aus 60 fl.. [4])

Am 9ten Juni 1568 trat er sein Amt mit einer poetischen Inauguralrede über die Würde und den mannigfaltigen Nutzen der Dichtkunst [5]), in Gegenwart des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Zweibrücken, des Rectors, Senats, der Professoren und Studenten an.

---

[1]) Frischlin. pro sua Gramm. &c. Dial. I, p. 141. Crusius, defens. necess. p. 152. Resp. adv. Popp. III. p. 10.

[2]) In der Senatsverhandlung vom 12. Januar 1582 (s. Senatsprotokoll) berief sich Andreä darauf: er habe nie gern gesehen, daß man Frischlin zum Professor gemacht, derselbe sei von Jugend auf in den Klosterschulen levis et plenus rimarum gewesen. Vgl. Crus. Resp. adv. Popp. a. a. O.

[3]) Crus. defens. necess. p. 200. Frischlin., Celetismus II, p. 131 a.

[4]) Frischlin. pro sua Gramm. &c. Dial. I, p. 141 f.

[5]) Oratio de dignitate et multiplici utilitate Poeseos, habita Tubingae 9. die Junii anno... 1568. In Opp. poet. N. Frischlini Paralipomena;

Jetzt, da im grünen Gezweig der befiederten Sänger Versammlung
Liebliche Lieder ersinnt, da ringsum Hain und Gebirge
Tausendstimmig erschallt, und im blumigen Lenze der Neckar
Fröhlich dem Vogelconcert zuhört in den gleitenden Wellen:
Heischt auch von uns den bescheidenen Vers der Ort und die Stunde.

So beginnt der junge Professor Poetices poetisch genug, um sofort in höchst prosaischer Disposition 1) von dem Wesen und Ursprung der Poesie, 2) von ihrem Nutzen, und zwar a) im Privat-, b) im öffentlichen Leben, c) für die Wissenschaften, zu handeln. Daß Wesen und Ursprung der Dichtkunst göttlich sei, wird aus Plato und Moses, durch die Psalmen und so manche andre dichterische Bestandtheile der heil. Schrift bewiesen; wobei die Aeußerung vorkommt, daß Manche sogar Komödien in derselben finden wollen und insbesondre die Bücher Susanna und Tobias für solche halten.[1]) Auch die Unsterblichkeit des Namens, welche die Dichter sowohl haben als verleihen, ist ein Beweis für die Göttlichkeit ihrer Kunst. Der Nutzen der Poesie besteht in den Lehren und Vorbildern, welche sie für alle Lebensverhältnisse ertheilt und ausstellt (wobei nach horazischer Anleitung die homerischen Gedichte, dann auch die Aeneis u. a. moralisch verwerthet werden); was aber die Wissenschaften und Künste betrifft, so hilft sie den Redner ausbilden, auch die Lehren der Physik und Astronomie werden durch dichterische Einkleidung eindringlicher und annehmlicher gemacht.

Man sieht: der junge Professor der Poesie wußte bis jetzt nicht mehr von der Poesie zu sagen, als die ganze damalige Zeit von ihr

p. 155—177. Der Anfang:
Dum canit et suavi meditatur gutture carmen
Grex avium viridi glomeratus in arbore passim,
Et nemora et saltus vocum discrimina mille,
Mille modos resonant, et laeto Neccarus anno
Dulce melos volucrum labentibus audit in undis:
Nos quoque succinctos tenui modulamine versus
Dicere cum locus hic, tum praesens admonet hora.

[1]) P. 162: Comica non pauci sacris immista libellis
Esse putant, sacroque pedes incedere socco.
Qualia Susannae memorantur gesta, pudicae
Virginis et castum ardenter retinentis amorem.
Huic fere consimilem sacri fecere Tobiae
Historiam, ludus tanquam si scenicus esset.

wußte; wobei so ziemlich gerade das, was das Poetische an der Poesie ausmacht, unberücksichtigt blieb. Steht im Uebrigen, was den fließenden Vers und oft glücklichen Ausdruck im Einzelnen betrifft, diese Arbeit mit den Satiren gegen Rabus auf derselben Stufe: so tritt Eines hier ungleich bestimmter als dort hervor, der christliche Charakter nämlich, welchen der Dichter seiner neulateinischen Poesie auch äußerlich aufzuprägen sucht. Gegen die Anrufung Apolls und der Musen wird Einsprache gethan, nicht blos um des lächerlichen Mißbrauchs willen, welchen Dichterlinge damit treiben, sondern vornehmlich aus dem Grunde, weil jene vermeintlichen Götterwesen Gebilde heidnischen Wahns, ja im Grunde genommen Teufel seien. [1])

Drum, ihr Dichter, hinweg mit des Phöbus trügrischer Gottheit:
Christus stehe voran in eurem geweihten Gesange,
Christus, der mit Olympischem Hauch — — —

wir sehen: der classisch-christliche Poet wird seinem frommen Vorsatz in demselben Athem, in welchem er denselben ausspricht, auch schon wieder untreu, um ihn bald ganz zu vergessen: wir wissen nicht, sollen wir leider oder zum Glücke sagen. Denn wenn der lateinischen Poesie als solcher mit der antiken Mythologie ein natürlicher und gewohnter Schmuck entzogen wird: so entsteht, wenn man ihr diesen läßt, durch die christlichen Bestandtheile, welche der neulateinische Dichter hinzubringt, ein Gemisch, dessen ekle Widrigkeit wir in den Frischlinischen Dichtungen noch oft zu schmecken bekommen werden.

So schmal seine Besoldung auch war, so dachte der neue Professor doch alsbald daran, sich einen eigenen Herd zu gründen. Am 2ten und 3ten November 1568 feierte er seine Hochzeit mit Margaretha, der Tochter von Hans Brenz, herzogl. Würtembergischem Hofmeister des Klosters Reuthin in Wildberg. [2]) Der Schwiegervater war ein Mann von Vermögen, und was für den Tochtermann noch wichtiger werden konnte, von Familie. Der Name Brenz war der erste theologische Name im damaligen Würtemberg. Noch lebte in

[1]) Dieß war ganz im Sinne seines Lehrers und jetzigen Collegen Crusius, s. Melch. Adami vitae Germ. philosophorum, p. 228. ed. Francof. 1705.

[2]) So heißt er in einer Eingabe der Tochter vom Febr. 1591, St. A. Monasterii Wildpergensis olim praefectus nennt ihn Frischlin in einer Rede vom Jahre 1574. Oratt. insign. aliquot, ed. Pflüger, p. 240. Das Datum der Hochzeit s. bei Crus. resp. adv. Popp. III, p. 10.

Stuttgart der alte Johann Brenz, der hochverehrte Reformator, der beim Marburger Colloquium Luthern zur Seite gestanden, die Würtembergische Confession wie den Würtembergischen Katechismus verfaßt, und als Herzog Christophs rechte Hand die Kirche des Landes geordnet hatte, der er jetzt als Probst und herzoglicher Rath mit der Geltung eines Bischofs vorstand. Frischlins Schwiegervater war sein Neffe, also Geschwisterkind mit Dr. Johann Brenz dem jüngern, nachmals Professor der Theologie in Tübingen, und mit den beiden Brenzschen Töchtern, Barbara und Sophia, die an Dr. Dietrich Schnepff, gleichfalls Professor der Theologie in Tübingen, und Dr. Eberhard Bidembach, Abt zu Bebenhausen, verheirathet waren, welche Frischlin, nach dem Sprachgebrauche der Zeit, fortan seine Schwäger nannte. Der eine dieser neuen Schwäger, Dietrich Schnepff, versah die Trauung. [1]) Eine solche Verschwägerung konnte für Frischlin sehr förderlich werden, wenn er sich mit der Familie in gutes Vernehmen zu setzen wußte. Von einer Berührung mit dem Familienhaupte, dem alten Probst, der im J. 1570 starb, verlautet nichts; doch hat ihm Frischlin nicht nur in einer eigenen Elegie [2]) und sonst in verschiedenen Dichtungen Denkmale gesetzt, sondern auch übrigens, einzelne spätere Anfälle von Wildheit abgerechnet, ehrenvoll von ihm gesprochen. Mit den drei Schwägern zeigt sich nach mehreren Jahren noch ein ganz trauliches Vernehmen, in einem zierlichen Gelegenheitsgedichte, in welchem er sie bei der Anwesenheit seines Schwiegervaters zu einem einfachen Mittagessen einladet.[3]) Der Letztere war damals schon vom Schlage gerührt; aber vor seinem Tode scheint er noch eine Verordnung gemacht zu haben, welche zeigte, daß er dem poetischen Schwiegersohne nicht recht traute, die er aber doch wohl unterlassen haben würde, hätte er ihre Folgen vorausgesehen. Frischlin bekam nämlich das väterliche Erbtheil seiner Frau nicht in die Hand, sondern es wurde unter die Verwaltung zweier „Testamentarien" gestellt, deren einer, neben dem geistlichen Secretär Laurentius Schmidlin, Dr. Joh. Brenz d. j. war. Daher Reibungen und Mißhelligkeiten in der Familie,

[1]) Opp. pars eleg. L. IX, Eleg. 3. In nuptias Jo. Theodorici Snepffii.

[2]) Ibid. L. XVII, Eleg. 5.

[3]) A. a. O. L. XX, Eleg. 11. Die Elegie trägt keine Jahrszahl. Vielleicht gehört sie in das Jahr 1574, wo Hans Brenz, bereits als olim Praefectus, in Tübingen war.

besonders mit gedachtem Brenz, die sich auf dessen Seite zu völliger Abwendung, auf Frischlins zu leidenschaftlichem Hasse steigerten. Wie ein vergeblicher Versuch, dieses Erbtheil seiner Frau herauszubekommen, zuletzt noch die Veranlassung zu Frischlins Gefangennehmung wurde, werden wir an seinem Orte finden. Von seinem Verhältnisse zu Bidembach haben wir langehin keine Probe mehr; mit Schnepff, wie schon bemerkt, erhielt sich das Vernehmen am leidlichsten. Aber auch der Base Margaretha selbst scheinen die einflußreichen Vettern nicht recht hold gewesen zu sein. Vielleicht weil ihre poetische Heirath den theologischen Herren zuwider war. Sie selbst erscheint als ein Frauenzimmer von sehr lebhaftem Temperament, die nicht nur in der Eifersucht mit Augenauskratzen drohen, sondern auch in Geschäfts- und Vermögenssachen gegen ihre Verwandten sehr spitzig werden konnte. [1]) Daher gab es auch in ihrer Ehe, allerdings nicht ohne Schuld des Mannes, wie wir finden werden, bald allerlei „seltsame Händel"; bis später eine, freilich auch wieder verdächtige, gegenseitige Toleranz eintrat, und endlich das Unglück diese Mißklänge in rührenden Accorden löste.

Doch es ist Zeit, daß wir dem neuen Professor in den Hörsaal folgen und uns von seinen Leistungen eine Vorstellung verschaffen. An Talent und Kenntnissen fehlte es ihm nicht, und an Eifer und Fleiß ließ er es nicht fehlen. Während der nächsten zehn Jahre zog er außer Virgil auch den Horaz und Lucan, und neben Cäsar auch den Sallust, in den Kreis seiner Vorlesungen; wozu seit 1575 oder 76 einige Jahre lang Cicero's Briefe und ausgewählte Reden kamen, die er im Pädagogium erklärte. [2]) Ueber sein Verfahren bei der Erklärung der lateinischen Dichter hat Frischlin theils an verschiedenen Stellen seiner späteren Schriften Auskunft gegeben, theils sind die von ihm herausgegebenen Paraphrasen unmittelbare Proben davon.

Die Auslegung eines alten Dichters, so spricht sich Frischlin in einer im Jahr 1574 gehaltenen Rede [3]) mit besonderer Rücksicht auf Virgil aus, muß theils Wort-, theils Sacherklärung sein. Denn, so

---

[1]) S. den Brief von Caspar Rüttel an Frischlin, Tübingen d. 15. Febr. 1590. St. A.

[2]) Praefatio in Paraphr. Bucolicor. et Georgicor. Virgilii. Hinter der Methodus declamandi, p. 97. f.

[3]) Oratio de praestantia ac dignitate P. Virgilii Maronis Aeneidos, Tubingae 6 Id. Jun. 1574 habita. In Oratt. insigniores aliquot, p. 1 ff.

wenig derjenige für einen guten Lehrer zu achten ist, der die alten Geschichten und Dichterfabeln so liest, daß er daraus keinen Nutzen für das wirkliche Leben zu ziehen weiß, sondern nur dem leeren Schall der Worte nachgeht:[1]) so wenig ist doch ohne vorangehende gründliche Worterklärung zu einer fruchtbaren Sacherklärung zu gelangen. Die Worterklärung nun ist selbst wieder eine doppelte: eine grammatische und eine rhetorisch=dialektische. Jene gibt zuerst die Bedeutung der Wörter und Sätze an, wobei sie auf Sprachgebrauch und Parallelstellen aufmerksam zu machen, und sofern es sich um Auslegung eines Dichters handelt, insbesondere zu unterscheiden hat, was gewöhnlich und was dichterisch ausgedrückt, was eigentlich und was figürlich zu verstehen ist. Als in ihrem Gipfel faßt sich die grammatische Auslegung in der Paraphrase zusammen, d. h. darin, daß der gebundenen Rede die Fesseln des Metrums abgestreift, die dichterischen Worte mit gewöhnlichen vertauscht, wohl auch zur nöthigen oder wünschenswerthen Erläuterung einzelne Worte oder Sätze eingeschoben werden. Hiebei kommt es darauf an, welcher Art die Dichtungen und deren Bestandtheile sind, die in Prosa verwandelt werden sollen. Die Georgica Virgils hat Frischlin in die Prosa der römischen Schriftsteller über den Landbau, eines Cato, Varro, Columella, Plinius, die er zu diesem Behuf studirte, umgesetzt; um die Hirtengespräche der Bucolica angemessen umschreiben zu können, achtete er auf die Sprache, in welcher Plautus und Terenz ihre Sclaven und Bauern reden lassen; bei der Aeneis bestrebte er sich, die Erzählungen in Worten und Phrasen aus Cäsar, Sallust und Livius, die Reden aber, je nach dem Charakter und der Würde der Personen, in der Sprache entweder der Ciceronischen, oder der Reden bei den genannten Historikern, wiederzugeben. Nach der grammatischen Erklärung geht es an die rhetorische und dialektische. Hier wird, hinsichtlich der Erzählungen, auf die Personen und deren Verhältnisse, Zeit, Ort, Absichten, Thaten und Erfolge, aufmerksam gemacht; in den Reden aber die Schlüsse und Beweise zergliedert, die Redefiguren und

[1]) Dieß aus der Oratio contra Marc. Vaganerum, ibid. p. 371. Einzelnes im Folgenden ist auch aus der schon angeführten Vorrede zur Paraphrase der Bucolica und Georgica; der ganze Context aber aus der Rede über die Vorzüge der Aeneis.

Feinheiten nachgewiesen, und aus Aristoteles, Cicero, Quinctilian u. A. erläutert. Hat in dieser Weise die Worterklärung ihre Aufgabe gelöst, so beginnt die Sacherklärung ihr Geschäft. Sie sondert in dem Werke des alten Dichters Geschichtliches vom Fabelhaften, erläutert jenes aus den einschlagenden Geschichtsquellen, dieses aus andern Dichtern und Schriftstellern; weist ferner auf das Physikalische, Geographische, Astronomische, Medicinische, das auf Kriegs- und Staatswesen Bezügliche, hauptsächlich aber auf das Moralische in dem auszulegenden Dichterwerke hin.

Ein würdiger Gegenstand für solche Auslegung ist nach Frischlin vor Allem die Virgilische Aeneis. Virgil ist auch ihm noch der Dichterfürst, der insbesondere dem Homer ausdrücklich weit vorgezogen wird. Seine Vortrefflichkeit liegt theils in den Sachen, von denen er handelt, theils in den Worten, deren er sich dabei bedient. Die Sachen zeichnen sich vor Allem durch ihre Alterthümlichkeit aus, während sie uns auf der andern Seite doch nahe genug angehen. Ist doch das Thema seines Gedichts der Ursprung des römischen Reichs, das, wenn auch in veränderter Gestalt, noch immer dauert und von dem wir Deutschen ein Hauptheil sind. Dann, fürs Andre, achte man auf die Mannigfaltigkeit der in diesem Gedicht abgehandelten Gegenstände. Es ist Geschichtliches aus verschiedenen Zeiten und Völkern; Fabelhaftes, das uns die natürliche Schwäche des menschlichen Geistes in der Erkenntniß göttlicher Dinge vor Augen stellen, uns für die Offenbarung dankbar machen und vor neuem Versinken in den Aberglauben warnen kann. Denn Frischlin gedenkt den Virgil so auszulegen, daß beinahe das ganze Pabstthum mit allen seinen Gebräuchen und Ceremonien aus demselben hergeflossen sich zeigen wird. Oder hat nicht die Fürbitte Maria's und der Heiligen ihr Vorbild in der Fürbitte der Venus für die Trojaner, Aen. I.? Ist die Todtenfeier für Anchises Aen. V. nicht eine Seelenmesse? Wer aber könnte in Aen. VI. das Fegfeuer, und wer gar in Polyphem, dem Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum, das deutliche Ebenbild des Pabstes verkennen? Dann aber, neben dem Geschichtlichen und zur Fabellehre Gehörigen, wie reich ist Virgils Dichtung an physikalischen Ausführungen über Kräuter und Thiere, Winde und Flüsse; an medicinischen über Pest und

Wunden; an geographischen, astronomischen; vor Allem aber an trefflichen moralischen Sentenzen, welche in die Erzählung gleich Edelsteinen eingesetzt sind. Diese Lehren finden sich zwar bei Salomo und Sirach besser: aber Gott wollte auch den von der Offenbarung ausgeschlossenen Theil des Menschengeschlechts nicht ganz in Thierheit versinken lassen, und wir Begünstigte sollen nun Eins mit dem Andern vergleichen. Uebrigens wird die Sittenlehre von Virgil nicht blos durch Sentenzen, sondern ungleich wirksamer in Beispielen vorgetragen; wovon sogleich mehr.

Doch wie durch das Alter, die Wichtigkeit und Menge der Gegenstände, so ist die Aeneis auch durch die Mannigfaltigkeit der Worte, den Reichthum der Rede, den Glanz der Ausdrücke einzig in ihrer Art. Virgils Worten läßt sich nichts zusetzen und nichts abziehen. Eine Probe davon kann man an den unvollendeten Versen der Aeneis machen, die Virgil, nach Frischlin, wie jenes Sic vos non vobis etc., absichtlich unvollendet gelassen hat, als wollte er sagen: Versuchs Einer und mache die Verse fertig — wenn er kann! Wie anschaulich ferner sind seine Schilderungen: des Seesturms wie des verrätherischen Sinon; wie malend die Verse vom galoppirenden Roß, von den armaufhebenden Vulcansschmiedknechten; wie stark und innig der Ausdruck der Empfindung, bei Priamus Tod, Dido's Untergang, und vor Allem in der Stelle von Marcellus. Dann die Keuschheit, die Jungfräulichkeit des Virgilischen Ausdrucks, die ihn zur Lectüre und zum Vorbild für Jünglinge so geeignet macht.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Vorzüge des Virgilischen Heldengedichts geht Frischlin sofort in eine nähere Auseinandersetzung desselben ein. In seinen Prologomenen zur Aeneis,[1] die wir uns als den Eingang seiner Vorlesungen über dieselbe zu denken haben, handelt er zuerst von der Aufschrift, dann von dem Inhalte des Werkes, hierauf von der Art, wie der Dichter diesen Inhalt bearbeitet hat. In letzterer Hinsicht macht er vor Allem auf den Kunstgriff der veränderten Ordnung aufmerksam, durch welchen Virgil den Anfang ab ovo vermieden habe, überhaupt auf die planmäßige Vertheilung des Stoffs in die aufeinanderfolgenden Bücher;

[1] In P. Virgilii Maronis Aeneida Nic. Frischlini Prolegomena. In Oratt. insign. aliquot p. 49—101.

dann aber auch innerhalb jedes einzelnen Buchs auf die Feinheit, gelinde anzufangen und pathetisch zu schließen, wodurch die meisten derselben Trauerspielen ähnlich werden. Was ferner den Zweck des Dichters betrifft, so war dieser, nach Frischlins Ansicht, ein mehrfacher. Erstlich, wie schon berührt, den göttlichen Ursprung des römischen Reichs und des Julischen Geschlechts darzustellen; aber auch, zweitens, die Homerische Dichtung nachahmend in's Lateinische zu verpflanzen. Und hier erscheint aus vielen Gründen Virgil dem Frischlin größer und vorzüglicher als Homer. Erstlich durch die kräftige Kürze seines Ausdrucks, während Homer oft bis zum Ekel gedehnt und geschwätzig ist [1]) (ein Fehler, den Frischlin den Griechen überhaupt gerne vorwirft: [2]) das eigentliche Feld seiner Virtuosität und Vorliebe war die lateinische Literatur). So hat der römische Dichter, auch was die Composition betrifft, die 48 Bücher des griechischen in 12 zusammengedrängt: sein Aeneas ist Achill und Ulyß zugleich; seine Venus vereinigt die Rollen der Homerischen Thetis und Athene u. s. f. Dazu kommt die höhere sittliche Haltung des Virgilischen Gedichts: Lavinia ist eine anständigere Kriegsursache als Helena, Aeneas handelt edler, als der leidenschaftliche Achill. Dieß hängt mit dem dritten Zwecke zusammen, welchen Virgil bei der Abfassung seines Epos hatte, dem moralischen. Sein Aeneas ist das Musterbild eines Fürsten oder Gemeinvorstehers; Achates eines treuen Hofmeisters; Ilioneus eines Gesandten; Mnestheus und Segest von Heerführern; selbst der Zinkenbläser ist in Misenus nicht vergessen. Dabei ist bemerkenswerth, daß bei Virgil zu den übrigen Tugenden noch pietas, die Frömmigkeit, hinzukommt. Hierin liegt ein Anklang an das Christenthum; wie auch darin ein Mysterium, daß Virgil nur wenige Jahre vor Christi Geburt gestorben ist.

Nachdem Frischlin hierauf das erste Buch der Aeneis nach eben den Gesichtspunkten wie vorher das ganze Werk im Einzelnen erörtert hat, läßt er noch ein ganz artiges kritisches Kapitelchen über die

---

[1]) A. a. O. p. 82: Multis de causis Homero major et praestantior Virgilius mihi videtur. Vgl. die Vorrede zu den Epigrammen des Archias, hinter Methodus declamandi, p. 125: .. hoc contractae et nervosae eloquentiae poeta, illo saepe ad nauseam usque loquace, et inani nonnunquam garrulitate multisque otiosis ταυτολογίαις aures hominum obverberante.

[2]) Loquacissimi Graeci, liebt er sie zu nennen.

bekannten vier Eingangsverse: Ille ego qui quondam etc. folgen.[1]) Servius und Donat berichten, dieselben rühren zwar von Virgil her, seien aber von Tucca und Varius gestrichen worden. Frischlin glaubt umgekehrt beweisen zu können, sie seien von Tucca angeflickt worden, und Virgil habe nichts mit denselben zu schaffen. Denn das Zeugniß der beiden Grammatiker werde durch so viel andres offenbar Unglaubhafte, was sie über Virgil berichten, entkräftet. Virgil aber wollte mit Homer wetteifern, also gewiß auch in der nachdrucksamen Kürze und Sächlichkeit seiner Eingänge. Die Anführungen der Alten scheinen gleichfalls das Arma virumque als den Anfang der Aeneis vorauszusetzen.

In dieser ganzen Art, einen classischen Schriftsteller zu fassen und auszulegen, ist eigentlich nichts Neues. Es ist die Weise jener Zeit, und von ähnlichen Einleitungsvorträgen eines Crusius u. A. unterscheidet sich der Frischlinische nur durch mehr Geist und Lebendigkeit.

Nächst der Einleitung in die Aeneis haben wir aus den Frischlinischen Vorlesungen noch verschiedene Paraphrasen. Nämlich über die Bucolica, Georgica und die beiden ersten Bücher der Aeneis von Virgil, und über die Episteln des Horaz.[2]) Was diese Arbeiten in ihrer Zeit werth sein mochten, fällt uns schwer aus ihnen selbst zu bestimmen, nachdem diese Form, alte Schriftsteller, und insbesondere Dichter, zu erklären, so ganz außer Gebrauch gekommen ist. In jener Zeit vertrat die Paraphrase eines lateinischen Dichters in lateinischer Prosa die Stelle der Uebersetzung und des Commentars zugleich. Denn Lateinisch war die Sprache der Gebildeten; nur das Dichterlatein mit seinen Inversionen, Tropen u. s. f. machte ihnen Schwie-

---

[1]) A. a. O. p. 97. Cap. VIII. Utrum quatuor hi versiculi: Ille ego qui quondam etc. Virgilii sint, an secus?

[2]) Außer verschiedenen Einzelausgaben in der Gesammtausgabe: Operum.. Nic. Frischlini... Pars paraphrastica, qua continentur P. Virgilii Maronis Bucolica ex Plauto et Terentio, Georgica ex Catone, Varrone, Columella et Plinio, Aeneidos libri II priores ex Livio, Caesare et Cicerone, Q. item Horatii Flacci Venusini Epistolarum libri II, tum et A. Persii Flacci Volaterrani Satyrae VI, erudita et eleganti maximeque perspicua paraphrasi, quae lectoribus commentarii vice esse poterit, luculenter exposita et enucleata Francofurti ad Moenum 1602, und wieder 1607.

rigkeit: wurde also dieses in eine leidliche lateinische Prosa umgesetzt, so war es in die Sprache übersetzt, die ihnen geläufig war; und wurden zugleich einige Mittelgedanken, einige Erläuterungen (was in Einem hinging) eingeschoben, so war gleich auch die Erklärung dabei. Uns behagt die Paraphrase deßhalb nicht, weil sie die dichterische Kunstform auflöst: allein für diese hatte das damalige Zeitalter wenig Sinn; es faßte den Dichter doch nur wie einen Redner: so mochte es ihn lieber gleich in rednerischer Prosa sprechen lassen. Dieß leisteten die Frischlinischen Paraphrasen mit seltener Sprach- und Alterthumskenntniß, und mit einer Gewandtheit des Ausdrucks, die noch seltener war; daher wurden sie von den Zeitgenossen hochgeschätzt, mehrmals aufgelegt, und insbesondere zur Vollendung der Paraphrase zur Aeneis Frischlin von verschiedenen Seiten her lebenslänglich dringend aufgefordert.

Unter diesen Paraphrasen bietet die über die Bucolica die Seltsamkeit einer doppelten Umschreibung dar. Jedermann weiß, daß diese Gedichte unter dem Schäfergewande zum Theil Verhältnisse und Namen der damaligen Zeitgeschichte verbergen, und so läßt denn Frischlin bei denselben (die 4., 6., 8. und 10. Ekloge ausgenommen) der paraphrasis noch eine allegorica interpretatio folgen. Hier ist denn nicht blos Tityrus Virgil, sondern die Ziege des Meliböus, die auf der Flucht Zwillinge zur Welt bringt, ist das Weib dieses vertriebenen Mantuaners, die unterwegs von der Entbindung überrascht wird (Ecl. I.); der arme Corydon, der für den schönen Alexis, den Liebling seines Herrn, in hoffnungsloser Liebe brennt (Ecl. II.), ist abermals Virgil, der sich lange vergeblich um die Freundschaft des Cornelius Gallus, damaligen Günstlings von Octavian, bemüht; Menalcas und Mopsus, die sich zum Wettgesange zusammenfinden (Ecl. V.), sind Horaz und Virgil, wobei das Rohr, auf welchem Mopsus seine Stärke hat, Virgils Bukolische, die Verse des Menalcas die lyrische Poesie des Horaz bezeichnen u. s. f. Das Verdienst oder die Verantwortlichkeit für diese Deutungen weist Frischlin dem L. Vives zu, dem er sie fast durchaus entnommen zu haben bekennt:[1])

---

[1]) In paraphrasin Bucol. & Georg. Virgilii Praefatio. In Epistolae & Praefationes, hinter der Meth. decl. p. 99.

wir sehen darin nur den allegorischen Hang jener Zeit, der mit ihrem Mangel an wahrem Kunstsinne natürlicherweise Hand in Hand ging. [1])

Von seiner Paraphrase der Horazischen Briefe sagt Frischlin in der Zueignung, er habe denselben eine solche Sprache geliehen, daß der Dichter, den sonst Erwachsene nicht verstanden, jetzt für Knaben verständlich sei. Dieß leistet seine Paraphrase wirklich, indem sie noch mehr als die zu Virgil zugleich die Rolle des Commentars übernimmt, der besonders in denjenigen Stellen, wo der Gedankengang durch Kürze und Raschheit der Wendungen dunkel wird, seine ganze Trefflichkeit bewährt.

In noch höherem Grade gebührt dieses Lob der Paraphrase zu den Satiren des Persius, die (sammt einer später verloren gegangenen zu Juvenal) gleichfalls in jenen Jahren ausgearbeitet wurde; [2]) unstreitig derjenigen von Frischlins Arbeiten dieser Art, die am meisten auch für unsre Zeit noch Werth hat und genießbar ist. Persius ist derjenige römische Dichter, bei dem eine solche Umschreibung noch am ehesten am Platze ist. Um seine schroffe Kürze und sprunghaften Gedankengang uns, denen, außer der fremden Sprache, noch so manche erklärende Zeitumstände entgehen, nur einigermaßen verständlich zu machen, ist selbst die Uebersetzung genöthigt, Manches zu umschreiben, Anderes einzuschieben, kurz, stellenweise zur Paraphrase zu werden. Auch ist der Kunstwerth einer so geschraubten Form, wie sie Persius seinen Satiren gegeben hat, ein so zweifelhafter, daß es um sie wenig Schade ist, wenn sie paraphrastisch aufgelöst wird. Es ist Alles so eingekocht bei ihm, daß es erst wieder verdünnt werden muß, um genießbar zu werden. Bei Virgil, bei Horaz, thut es einem leid um die Zerstörung der schönen Form durch die Paraphrase: ein ähnliches Bedauern hat bei Persius wenigstens uns niemals angewandelt. Sein Text ist aber auch durch den paraphrastischen Aufguß mehr als der der andern Poeten aufgelaufen: einzelne Verse werden mit den Gedankensupplementen zu halben Seiten, die erste Satire von 134 Versen

[1]) Auch in der Worterklärung übrigens, die im Ganzen recht gut ist, fehlt es doch an einzelnen Verstößen nicht. So wird Silens berühmtes: satis est potuisse videri, Ecl. VI., ganz verkehrt so umschrieben: Nam satis est vobis, Silenum videre potuisse, etiam si nihil ex illo audiatis (p. 88).

[2]) S. die Epistola de professione Rhetorices sibi demandanda (aus dem Jahr 1575) in Epist. & Praefationes, hinter Meth. decl. p. 91.

und $4^1/_2$ Seiten ist auf 25 Seiten paraphrasirt. In der Zueignung sagt Frischlin, er habe sich durch die Dunkelheit dieses Dichters nicht abschrecken lassen, sondern sei mit den Ariadnefaden der Zeitgeschichte, wie sie Sueton und Tacitus an die Hand geben, in das Labyrinth hineingeschritten. An diesen Faden habe er hierauf den einer deutlichen Ciceronischen Schreibart angeknüpft, und so hoffe er, solle auch Persius jetzt für Knaben verständlich sein, den einst Kirchenväter nicht verstanden.[1])

Die hiemit kürzlich geschilderten Paraphrasen sind nun zwar erst in späteren Jahren, von 1580 an, von Frischlin zum Druck befördert worden, ja die über die zwei ersten Bücher der Aeneis erst nach seinem Tode erschienen. Aber sie waren (die zu Persius ausgenommen) aus den Heften seiner Vorlesungen genommen, die er gleich von Anfang seiner Anstellung in Tübingen gehalten hatte: es war also erlaubt, sie hier zu benützen, um von der Lehrart Frischlins eine Vorstellung zu geben.

Gleich in den ersten Jahren wurde sein akademischer Geschäftskreis nach zwei Seiten hin erweitert. Ungefähr gleichzeitig mit Frischlins Anstellung war der Mathematiker Philipp Apian in Ingolstadt um seiner Anhänglichkeit an die evangelische Lehre willen aus Bayern vertrieben worden. Er wandte sich nach Tübingen, wo ihm am 4ten Oktober 1569 die Professur der Mathematik übertragen wurde. Während er nun zur Abwickelung seiner Angelegenheiten nach Bayern zurückreiste, wurde Frischlin vom Senat beauftragt, statt seiner über doctrina sphaerica zu lesen, welches er ein Jahr lang fortsetzte.[2]) Als hierauf im Herbst 1571 die Universität sich abermals vor der Pest nach Eßlingen geflüchtet hatte, wurde Frischlin von Apian, als damaligem Dekan des Artistencollegiums, angesprochen, den Dekanen und der Facultät die Last des Vorsitzes bei den philosophischen Disputirübungen abzunehmen, welche mit den Baccalaureen allsonntäglich drei Stunden lang zu halten waren. Auch diesem Auftrag unterzog sich

---

[1]) In A. Persii Flacci Satyras paraphrastice explicatas Praefatio &c. In Epp. & Praefat. hinter Meth. decl. p. 106.

[2]) Frischlin, pro sua Gramm. et Strig. Dial. I, p. 141 f. Poppysmi Dial. II, p. 205. Celet. gramm. I, p. 75 a. Apian war übrigens schon im März 1570 wieder zurück, Melch. Adami vitae philosophorum, ed. 3. p. 163.

Frischlin, der sich darum später nicht mit Unrecht seinem Fürsten gegenüber das Zeugniß gab, alle Arbeit, welche die andern Professores artium nicht haben thun wollen oder können, habe er alleweg gutwillig auf sich genommen und mit Nutzen der Zuhörer verrichtet.[1]) Ueber sieben Jahre lang leitete er diese Disputationen so, daß er, wie ihm hernach vom Senat selbst bezeugt wurde, jährlich „beinahe die ganze Cyclopädie, d. h. Physik, Moral, Astronomie, Logik und Rhetorik", durchlief.[2]) Wie er es verstand, diese Uebungen lebendig und anziehend zu machen, können wir noch aus einigen Proben abnehmen. An dieselben schloß sich die Ertheilung der prima und secunda laurea oder der Würde eines Baccalaureus und eines Magister an, wobei es gebräuchlich war, daß, außer einer Rede des promovirenden Lehrers, die Candidaten über gewisse philosophische Probleme nach einem vom Lehrer durchgesehenen Concept für und wider sprechen mußten. In der Regel mochte das, sowohl durch die Wahl abstracter Themen, als durch scholastische Behandlungsweise, sehr langweilig sein. Als Frischlin im Herbst 1574 einen solchen Promotionsact mit 38 Candidaten der prima laurea vorzunehmen hatte, kam er auf einen artigen Einfall. Er gedachte, erst die sieben freien Künste, dann die fünf Sinne miteinander um den Vorrang streiten zu lassen. Er theilte den jungen Leuten die Rollen aus, gab ihnen die Hauptgedanken an, sie mußten zu Hause ihre Ausarbeitungen machen, die er hernach verbesserte. Bei dem öffentlichen Acte trat also zuerst ein Candidat auf, der die Grammatik für die vornehmste der sieben Schwestern erklärte, und dieß mit allen ersinnlichen Gründen unterstützte; dann ein Andrer und Dritter ebenso die Dialektik, Rhetorik u. s. f. bis zur Astronomie. Im zweiten Gange trat Einer für den Vorrang des Gesichts in die Schranken; einem Andern schien das Gehör der edlere Sinn zu sein; selbst der Geschmack fand seinen bescheidenen Lobredner: und das kleine Doppeldrama mit seinen beziehungs- und gedankenreichen Reden und Gegenreden fand so vielen Beifall bei den Professoren und selbst bei dem Kanzler Andreä, daß Frischlin aufgefordert wurde, es überarbeitet herauszugeben, wie wir es nun in der Sammlung seiner Reden lesen. Selbst poetische Gestalt wagte er wohl

[1]) Frischlin an den Herzog, Backnang 10. August 1577. St. A.

[2]) Frischlin. pro sua Gramm. Dial. I, 142. 147.

einmal einem solchen Redeact zu geben. Bei einer Magisterpromotion in demselben Jahre 1574 machte er die Frage zum Thema, ob es in der Welt einen Zufall gebe? wobei das Für von M. Johannes Lätus aus Lauingen, das Wider von Frischlin, Beides in Distichen, vorgetragen wurde.[1]) Daß die Disputationen selbst Frischlins Witz den geeignetsten Spielraum boten, müßten wir voraussetzen, wenn es auch nicht ausdrücklich bezeugt wäre.[2])

Auch in seinem eigentlichen Fache, der Erklärung lateinischer Dichter und Geschichtschreiber, suchte Frischlin die Schüler zur Mitthätigkeit heranzuziehen. Der Zweck des Studiums der Alten ist ihm zufolge nicht eine bloße Erkenntniß, d. h. es ist nicht genug, daß sich der Schüler die Sachen und die Worte eines solchen Schriftstellers merke, um sie zu wissen, sondern er soll auch lernen, sie selbstständig zu handhaben, praktisch anzuwenden. Den moralischen und sonstigen Sachgehalt im Leben — und darauf legte Frischlin in seinem Unterrichte großen Nachdruck;[3]) die Worte, die poetische oder rednerische Form, durch Nachbildung. Das Ziel der interpretatio

---

[1]) Tria problemata in utramque partem agitata: quorum est 1. de septem liberalibus artibus, 2. de quinque sensibus, cum 38 adolescentibus anno 1574 Baccalaureatus gradus a N. Frischlino conferretur; 3. vero de fortuna, cum Magisterii titulus ac honos eodem anno 32 Candidatis tribueretur, publice Tubingae recitata. In Orationes insigniores aliquot, p. 192 ff.

[2]) Otto Melander theilt in seinem Buche: Jocorum atque seriorum centuriae aliquot, Francof. 1626, I, No. 205, folgende hiehergehörige Anekdote mit. Frischlin hatte die These aufgestellt: Mundus est duntaxat unus. Ein eingebildeter junger Savoyer opponirte, und brachte unter Anderem den Spruch Christi, Luc. 17, 17, nach der Vulgata herbei: Nonne decem mundi facti sunt? Gut, entgegnete Frischlin, weit entfernt von einer trockenen Rüge des groben Mißverstands; gut, aber es heißt dort gleich weiter: Ubi autem sunt novem? Der Savoyer sei aus dem Hörsaal durchgegangen, heißt es, so habe man ihn ausgelacht.

[3]) S. z. B. Frischlins Zueignung der Tragödie Dido an seinen Schüler Otto Rosenkranz aus Dänemark, in Nicod. Frischlini operum poeticorum pars scenica, Argentorat. 1598, p. 429 f.: Nam meos ego auditores et amo et diligo: ut qui non modo illorum linguas eleganti oratione ex Caesaris et Virgilii libris, sed etiam vitam et mores eorundem, propositis exemplis virtutum iisdem, informare studeo.

ist die imitatio: durch Nachahmung der Composition und des Ausdrucks in den Werken der Alten soll der Schüler fähig gemacht werden, selbst ähnliche Werke hervorzubringen.[1]) Freilich ein kümmerlicher Begriff von schriftstellerischer Hervorbringung, wie die ganze Zeit darüber nicht hinauskam, und so lange die Schriftstellerei lateinisch betrieben wurde, auch nicht darüber hinauskommen konnte; denn in einer fremden, noch dazu todten Sprache ist keine Production, sondern nur Nachahmung möglich. Dieß nun aber vorausgesetzt, werden wir Frischlins Verfahren ganz praktisch finden. Er legte seinen Zuhörern Erzählungen und Reden aus der Bibel vor, und gab ihnen Anleitung, sie mit Ausdrücken Virgils, den er gerade mit ihnen las, wiederzugeben. Ein solches Uebungsstück ist die Geschichte von dem Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer, nach 2 Mos. 14., in lateinischen Hexametern, wie wir sie, mit der Unterschrift des Grafen Wolfgang von Castell, hinter Frischlins Einleitung zur Aeneis finden:[2]) dieser hatte das Thema aufgegeben, jener edle Schüler es nach seiner Anweisung ausgearbeitet. Wie nämlich die Israeliten das profane Gold, das sie den Aegyptern stahlen, zu heiligem Gebrauche verwendeten, indem sie Gefäße zum Tempel des Herrn daraus machten: so wollen wir, sagte Frischlin seinen Schülern, mit den profanen Worten und Versen Virgils heilige Dinge wiederzugeben, und wie St. Hieronymus sagt, christliche Virgile zu werden suchen.[3]) Diesem Ideal ist Frischlin durch sein ganzes Leben nachgegangen: die Arbeit, in der er dasselbe, noch in seiner letzten Lebenszeit, erreicht zu haben

[1]) Oratio de praestantia & dignitate P. Virgilii Aeneidos, in Oratt. insign. aliq. p. 44. f.

[2]) A. a. O. p. 106. ff.: De transitu Israelitarum per mare rubrum et interitu Pharaonis, Cap. 14. Exod., e Virgilio redditum, exercitii causa propositum a Nic. Frischlino. Dem genannten jungen Grafen hat daher Frischlin seine Oratio de praestantia &c. zugeeignet, s. Epist. & praefat. hinter der Meth. decl. p. 253 ff.

[3]) Orat. de praest. etc. p. 45: Ut enim Israelitae profanum aurum, quo Aegyptios spoliaverant, in sacrum usum converterunt, et vasa ex illo ad templum Domini praepararunt: ita nos profanis Virgilii versibus res divinas & sacras persequemur, & quod D. Hieronymus scribit, Christiani Virgilii esse conabimur. Vgl. die Orat. de exercitationibus oratoriis et poeticis ad imitationem veterum recte utiliterque instituendis, in Oratt. insig. aliq. p. 157.

meinte, zeigte freilich nur, wie verkehrt das ganze Ideal war, oder um billiger zu urtheilen, wie roh, äußerlich und unnational die Deutschen jener Zeit dasjenige auffaßten, was allerdings das Ziel der ganzen neueren Geschichte ist: die Ineinanderarbeitung der antiken und der christlichen Cultur. Auf das Christliche im engern Sinne beschränkte jedoch Frischlin jene Aufgabe keineswegs: auch die Schlacht bei Lepanto wollte er seine Schüler mit Worten und Phrasen Cäsars erzählen lehren,[1]) und seine zahlreichen lateinischen Dichtungen weltlichen Inhalts sind eine fortlaufende Reihe von Versuchen dieser Art.

Auch hierin übrigens war Frischlin nicht Führer, sondern folgte nur dem Zuge seiner Zeit. Ganz wie er, hatten schon vor ihm Andere, z. B. Johann Sturm in Straßburg, der Lehrer des Crusius, die imitatio als Ziel des classischen Studiums aufgestellt; wie Frischlin dem Virgil, so hatte Sturm insbesondere dem Cicero Wörter und Phrasen abzuborgen gelehrt.

Noch in einer andern Hinsicht brachte Frischlin eine allgemeine Zeitrichtung auf ihren Gipfel. Da unter den Gelehrten die deutsche Sprache für eine barbarische, das Lateinische nicht mehr zur Muttersprache zu haben, als ein allgemeines Unglück der neueren Völker galt, so mußte man auf Abhülfe denken. Wollte das Latein nicht mehr im Freien bei uns fortkommen, so versuchte man es mit Treibhauswärme. Den Schülern wurde die Muttersprache verboten. Nicht nur in der Schule, sondern auch beim Spiel unter sich, sollten sie ausschließlich lateinisch reden.[2]) Spott und Strafe stand auf jedem deutschen Wort, das einem entfuhr. In diesem Stücke kamen der Straßburger Schulplan des Johann Sturm, der Würtembergische des Herzogs Christoph und der der Jesuiten überein. Dieses Umgangslatein der Schüler war dann freilich darnach. Es zu heben, wurden die Muster classischen Umgangslateins, Terenz und Plautus, mit ihnen gelesen. Sie mußten deren Stücke auswendig lernen. Ja sie mußten oder durften sie spielen. Johann Sturm vergaß es sein Leben lang nicht, wie er als 13jähriger Schüler zu Lüttich im Terenzischen Phormio den Geta gespielt, und wie viel ihm das genützt hatte. So

[1]) Orat. de exercitationibus &c. a. a. O. p. 164 f.

[2]) Wie jetzt unsere Töchter (o Schmach!) in den Pensionen französisch.

ließ er nun als Rector in Straßburg von den obersten Klassen sämmtliche Komödien der beiden römischen Dichter aufführen, keine Woche sollte ohne eine solche Aufführung vergehen. Sturm war kein Poet; Frischlin war einer. Er begnügte sich also nicht mit den vorhandenen classischen Stücken, sondern machte selbst neue mit seinen Schülern. War er in seiner Vorlesung mit einem Buche der Aeneis fertig, so wurde es in dramatische Form gebracht, in dieser Gestalt von dem Lehrer vorgelesen, von den Schülern auswendig gelernt, und zuletzt aufgeführt. So sind die beiden Tragödien: Venus aus dem ersten und Dido aus dem vierten Buche der Aeneis, entstanden,[1]) und ebenso entstand später aus dem ersten Buche von Cäsars gallischem Kriege die Komödie Helvetiogermani. Was diese Stücke als Dramen werth sind, davon wird weiter unten zu sprechen sein: hier haben wir es lediglich mit dem Nutzen zu thun, welchen Frischlin durch solche Uebungen seinen Schülern zu schaffen suchte. Neben der vollständigen Aneignung der großartigen Virgilischen Redeweise, von welcher der Redner nicht minder als der Dichter profitiren könne, neben der Stärkung des Gedächtnisses, war es ihm dabei noch besonders um die Uebung seiner Schüler im freien Vortrag, in richtiger Aussprache und angemessener Action zu thun. Ich möchte, sagt er, den jungen Leuten schon im zarten Alter Muth und Fassung verschaffen, daß sie einst als Männer desto fertiger und herzhafter vor Andern, besonders in öffentlichen Versammlungen, sprechen mögen[2]). Zugleich fand Frischlin in dergleichen Uebungen ein heilsames und höchst nöthiges Gegengift wider die geistige und sittliche Erschlaffung seiner Zeit. Im Prolog zu den Helvetiogermani spricht er dieß aus:

> Im Schlafe liegen jetzt die edeln Kräfte
> Der faulen Jugend, die kein höh'res Streben
> Beseelt und spornt; Schlaffheit und übler noch
> Der Hang zu schlechten Dingen nimmt sie ein.

---

[1]) Dedicatio der Tragödie Venus an die jungen Grafen von Tübingen. Opp. Frischlini pars scenica p. 369. Vgl. die Dedic. der Tragödie Dido, ebendas. p. 428 ff.

[2]) Volo denique animum accendi & excitari in tenera aetate, ut aliquando viri facti promtius & cordatius coram aliis, praesertim in coetibus & conventibus publicis, loquantur. In der Zueignung der Dido, a. a. O. p. 429.

Schamlosen Tänzen gehen Männer nach,
Gleich Weibern künsteln sie an ihrem Haar;
Und sich zu zieren aufs Unziemlichste,
Erscheint den Jünglingen als Ehrensache.
Wir streben einem andern Ziele nach:
Daß in den Schulen sich die Jugend übe
Und ihr Gedächtniß stärke; daß sie sich
Dadurch zu höhern Dingen vorbereite,
Vor Allem aber die Beredtsamkeit
Der großen Römer sich zu eigen mache.[1])

Muß uns schon nach dem Bisherigen die akademische Thätigkeit
rischlins umfangreich und vielseitig genug erscheinen: so wußte er
leichwohl bereits in den ersten Jahren auch noch zu allerhand schrift=
tellerischen Arbeiten Zeit zu gewinnen. Im Jahr 1571 gab er die
ymnen und Epigramme des alexandrinischen Dichters Kallimachus,
nit doppelter lateinischer Uebersetzung, einer prosaischen und einer me=
rischen, mit alten Scholien und eigenen Anmerkungen, bei Heinrich
Stephanus in Genf heraus[2]), und widmete sie dem Grafen Ludwig
on Hanau, der damals einer seiner eifrigsten Schüler war[3]). Die
lrbeit fand den verdienten Beifall verschiedener Gelehrten, den sie in
elobenden Epigrammen aussprachen, welche Frischlin nach der Sitte
er Zeit dem Buche vordrucken ließ. Darunter finden wir nicht blos

[1]) Opp. Nic. Frischlini pars scenica, p. 467.
Torpent nunc ingenia pigræ adolescentiae,
Nec in ullius honestae rei laboribus
Vigilatur: languor, & languore turpior
Malarum rerum animos occupat industria.
Nunc studia obscoena saltandi viros tenent
Effeminatos, & capillum frangere:
Et immundissimis se excolere munditiis,
Nostrûm adolescentium virtutis specimen est.
Nobis alius propositus est finis, alius
Scopus: ut juventus in scholis se exerceat,
Et memoriam augeat, & facundiam
In primis Romanae hauriat eloquentiae.

[2]) Callimachi Cyrenaei Hymni &c. (Genev.) H. Stephanus. Die Epigramme sind nur metrisch übersetzt, dagegen von einigen Hymnen auch noch andre Uebersetzungen, von A. Politian, Heur. Stephanus rc. mitgetheilt.

[3]) Die ausführliche Dedication findet sich wieder abgedruckt vor der zweiten Ausgabe, Basel 1589, und in Epist. & praef. hinter der Meth. decl. p. 110 ff.

Elogien von seinem hochgeschätzten Lehrer Schegk, von seinem Zeitlebens bewährten Freunde Posthius, dem poetischen Leibarzte des Bischofs von Würzburg u. A., sondern auch seine nachmaligen Gegner Erhard Cellius und Leonhard Engelhart sparen ihr Lob nicht, ja Martin Crusius selbst nennt ihn auf griechisch:

„Frischlin, der Freund der Musen, der Stolz der jüngeren Männer."

Von den lateinischen Uebersetzungen Aristophanischer Komödien, von welchen später zu reden sein wird, gehört gleichfalls wenigstens ein Theil schon diesen Jahren an.[1])

Auch von eigenen Dichtungen ließ sich der junge Professor durch die Geschäfte seines Lehramtes nicht abhalten. Zunächst hatte er einen Stoff ergriffen, der ihm besonders nahe lag. Das theologische Stipendium in Tübingen, dessen Zögling er gewesen war, stand in jener Zeit als eine hochverdienstliche Stiftung des verstorbenen Herzogs Ulrich und seines damals noch regierenden Sohnes, des unvergleichlichen Christoph, da. Dieses Verdienst in's Licht zu stellen, zugleich die Anstalt selbst und ihre für jene Zeit musterhafte Einrichtung bekannter zu machen, war eine ganz schöne Aufgabe für einen Dichter, der durch Talent und Localkenntniß dazu vor Andern befähigt war. So wird nun in dem elegischen Versmaße, das unserem Frischlin schon damals geläufiger als einem Andern die gemeinste Prosa von der Hand ging, der Ursprung und die Verfassung des Stipendiums, die Studien- und die Kleiderordnung, die Sittenzucht und die Speisung in demselben, die Verrichtungen der Superattendenten und der Repetenten (sammt der Besoldung der letzteren im Betrage von 10 fl.,)[2]) des Hausmeisters, der Famuli und des Thorwarts beschrieben, auch verdienten Vorstehern und berühmt gewordenen Zöglingen (welche aus demselben, wie die Gewappneten aus dem Trojanischen Pferde, zahlreich hervorgegangen) das gebührende Lob gespendet. Dieß ist zwar, der Natur der Sache nach, bei Weitem nicht immer Poesie, aber niemals fehlt das bezeichnende Wort, oder stockt der leichte Fluß der klaren, lebendigen Rede. Herzog Christoph genehmigte noch wenig

[1]) S. Epistola de professione Rhetorices sibi demandanda &c. In Epist. & praef. p. 91.

[2]) Pro quibus officiis denos e principis arca
Praemia florenos quisque laboris habet.

Wochen vor seinem Tode den Druck der Schrift mit einigen Abänderungen;[1]) doch erschien sie erst unter seinem Sohn und Nachfolger Ludwig, zugleich mit einem Seitenstück: einer ähnlichen poetischen Beschreibung der Würtembergischen Klöster, wie sie Herzog Christoph zu evangelischen Lehranstalten eingerichtet hatte. Deren waren es damals 13, 9 niedere, grammatische Vorbereitungsanstalten, und 4 höhere, die ihre Zöglinge in das Stipendium nach Tübingen abgaben; eine Zahl, die unter den folgenden Regierungen durch Zusammenlegung nach und nach bis auf 4 im Ganzen vermindert worden ist. Auch hier werden die Schicksale und die Einrichtungen dieser Anstalten beschrieben, die Personen ihrer Vorsteher, die damals sehr einflußreichen Aebte, wie der obersten Leiter des Klosterwesens, eines Brenz und Andreae, mit Lobsprüchen bedacht; das Geschichtliche der ersten Stiftung der verschiedenen Klöster, das Landschaftliche ihrer Lage, gibt Gelegenheit zu poetischen Schilderungen, unter denen das Gemälde der Umgebungen des Klosters Königsbronn, wo der Dichter erzogen worden war, durch die Lebendigkeit seiner Farben sich auszeichnet.[2])

Bald darauf wagte die junge Muse unseres Dichters weitere Flüge: vom Neckar an den Rhein, ja über den Rhein, an die Seine. Im Jahr 1570 wurde Elisabeth, Kaiser Maximilians II. Tochter, von Speier aus Karl dem IX. von Frankreich als Gemalin zugeführt. Frischlin dichtete einen Hymenäus, mit dem er nach Speier

---

[1]) Rescript an Superintendenten und Major domus des Stipendiums, vom 23. Nov. 1568. Die erste Nummer der Frischlinischen Actensammlung des Würtemb. St. A.

[2]) Beide Dichtungen: Stipendium Tubingense ducis Wirtembergici und Monasteria ducatus W., erschienen zuerst mit einer Zueignung an den Herzog Ludwig im J. 1569; später als drittes und viertes Buch in Operum poeticorum Nic. Frischlini pars elegiaca, cum praefat. M. Geo. Pflügeri, Argentorat. 1601. Die Zueignung ist wieder abgedruckt in Fr. Epist. & praefationes, hinter Meth. decl. p. 216 ff. Von der günstigen Aufnahme, welche diese Arbeit fand, liegt noch eine Probe vor in einem Briefe von Johannes Magirus, damals Abt zu Maulbronn, später Probst in Stuttgart, welcher dem Dichter sowohl im Namen des Vaterlands und der evang. Kirche, als für sich persönlich (er war darin ehrenvoll erwähnt) für sein Werk dankt, und ein Geschenk von zwei Goldgulden beilegt. S. den Brief hinter der ersten Ausgabe von Frischlins Rebekka, Francof. ex typog. A. Wecheli, 1576, p. 108 f.

reiste und ihn dem Kaiser selbst vortrug. Das Gedicht ist patriotisch in der Gesinnung, prächtig und schwungvoll im Ausdruck. Es begrüßt den deutsch-französischen Ehebund als Unterpfand des Friedens am Rhein und einer erfolgreichen Machtentwicklung an der Donau gegen die Türken. Kaiser Max erscheint schon damals als körperlich hinfällig; Karl IX. erhält Lobsprüche, wie ausgesucht um 2 Jahre später recht auffallend zu Schanden zu werden. Der Dichter spricht das Vorhaben aus, den Kaiser Max II. und das gesammte Habsburgische Haus in einem eigenen Gedichte zu verherrlichen, was er sechs Jahre später ausgeführt hat. [1])

Auf der Reise zum Reichstag nach Speier war es ohne Zweifel, wo Frischlin auch nach Straßburg kam. Die herrliche, damals noch deutsche Stadt mit ihrem freien Gemeinwesen, ihrer wehrhaften Bürgerschaft und blühenden Akademie, machte auf ihn einen tiefen bleibenden Eindruck. Kurz vorher hatten die Straßburger für ihre Münsterkirche eine künstliche Uhr verfertigen lassen: sie ersah er sich zum Gegenstand einer poetischen Beschreibung. Die Uhr zeigte, nach Frischlins prosaischer Angabe in der Zueignung an den dortigen Rath, nicht blos die Stunden und deren Theile an, sondern auch die Wochen- und Monatstage, die Mondphasen, die Bewegung der Sonne und der Planeten in der Ekliptik, sammt dem jährlichen Umlauf des ganzen Himmels; dann enthielt sie einen immerwährenden Kalender auf 100 Jahre, und war mit beweglichen und unbeweglichen Figuren und Malereien aller Art geschmückt. [2]) Ein solches Wunderwerk des

---

[1]) Hymenaeus de nuptiis... Galliarum regis Caroli IX., cum ei... Maximiliani II. filia.. Elisabetha, ex Nemetum urbe Spira in Franciam duceretur. In Opp. poet. N. Frischlini Paralipomena, p. 78—99.

Vom Kaiser:

Corpore non validus, sed pectore vivida virtus.

Von Carl IX.:

. . quam nil letale minatur

Pestiferumve suis, quam bile est liber ab omni.

[2]) Die Uhr ist unter Ludwig Philipp durch Schwilgue wiederhergestellt oder neu gemacht worden. Die alte Uhr war, Frischlins Angaben zufolge, von Conrad Dasypodius, der sich den David Wolkenstein aus Augsburg als Gehülfen beigesellte, erfunden, die Schlosserarbeit durch Isaak Habrecht, die Malereien und sonstigen Verzierungen durch Tobias Stimmer ausgeführt.

menschlichen Geistes, das Frischlin unbedingt allen Kunstwerken des Alterthums vorzog, zu beschreiben, schien ihm eine so würdige Aufgabe für seine Kunst, daß er die alten Dichter bedauert, denen durch die Ungunst ihrer Zeiten ein ähnlicher Stoff versagt gewesen, weßwegen sie ihre Kraft an Fabeln, oder gar an unsittliche Gegenstände verschwendet haben. Allein der würdige Gegenstand ist nicht immer auch der poetische. Sieht man über die Frage hinweg, ob überhaupt eine beschreibende Poesie in diesem Sinne zulässig sei, so wird man dasjenige, was sich zur poetischen Schilderung eignet, wie die sieben Planetenfiguren, davon jeden Wochentag eine herauskam, die allegorischen Gestalten der vier Lebensalter, welche die Viertelstunden anschlugen, den Tod und Christus, die mit einander kämpften, immerhin ganz artig beschrieben finden; das Abstractere hingegen von Kreisen und Bogen, von Zenith und Azimuth u. dgl., widerstrebte ein für allemal der poetischen Darstellung, und ist auch von Frischlin nicht bewältigt worden, so viel Anstrengung er es sich kosten ließ, und so besonderen Werth er gerade auf dasjenige legte, was er hierin geleistet zu haben glaubte. Er hatte für diese Arbeit die epische Form des ungemischten Hexameters gewählt, und so fehlt es darin grundsätzlich an gestohlenen Gefäßen aus Virgil nicht. Auf Straßburg kommt der Dichter im Eingang ganz so zu sprechen, wie Virgil im Proömium der Aeneis auf Karthago,[1] und schon hier begegnen wir einer christlichen Parodie des Ennianisch-Virgilischen Unus qui nobis cunctando restituis rem, die hinfort in verschiedenen Variationen, eine immer unglücklicher als die andere, bei Frischlin stehend bleibt.[2] Doch wie dem Allem sei, erfreulich tritt uns in diesem Gedichte der offene Sinn und die Bewunderung für die Werke der Natur und des menschlichen Geistes,[3] verbunden mit warmer Vater=

[1]) Urbs antiqua fuit, primi coluere Trebaces,
Argentoratum....
Dives opum....

[2]) Unus homo ut nobis moriendo restituat rem.

[3]) Z. B. Humanae o divina manus inventa! Quid usquam
Aut Deus aut Natura facit, quod pollice nostro
Non imitemur opus, nostri gens aemula patris?
Et quisquam has fabricas satis admiretur et ore
Praedicet? &c.

landsliebe, entgegen. Ein Epilog an die Stadt Straßburg, Frischlins Liebling unter den deutschen Städten, schließt das Ganze:

> . . . . Aber du selber,
> Straßburg, du köstlichste Zier des deutschen Landes, der Tugend
> Heiliges Haus, der Gerechtigkeit Port und Anker des Glaubens,
> Sei mir gegrüßt, o du in allen Landen geprief'ne
> Herrliche Stadt, und das Lied, das ich hier am Neckar dir singe,
> Nimm es, Erhabene, an, und betracht' es mit gütiger Miene.
> Nie dann mög' ein grausamer Feind dir die Mauern umstürmen,
> Nie sie von innen die Pest, noch schrecklicher Hunger veröden;
> Sondern an Korn sei fruchtbar dein Land und lieblichem Weine,
> Deine Häuser durchwehe vom heiteren Aether gesunde
> Luft, und über dir breite die silbernen Schwingen der Friede [1]).

[1]) De astronomico horologio Argentinensi. Argent. 1575. Wiederabgedruckt in Operum poeticorum Nic. Frischlini pars epica, opera & studio M. Georgii Pflügeri, Ulmani. Argent. 1598. p. 39—82. Die Zueignung in Epist. & praef. p. 234 ff. Auch diese Arbeit Frischlins begleitete Crusius noch mit einem Elogium, das sich in seiner Germano-Graecia, p. 146. abgedruckt findet.

Drittes Kapitel.

Bedrängnisse, Anstöße, Zurücksetzungen.

In der vorhin beschriebenen Weise war Frischlin in Tübingen eine Reihe von Jahren als Universitätslehrer und Schriftsteller thätig. Die Beziehungen zu seinen Collegen scheinen von Anfang ganz leidlich gewesen zu sein. Crusius, sein nachmaliger Hauptgegner, war bei seiner Hochzeit anwesend und wurde nachher Pathe seines ersten Sohnes, wie er bei Frischlins ersten Schriften durch lobende Epigramme Pathenstelle vertrat. Fand dieser in seinen Arbeiten einen Anstand, so pflegte er den Rath seines gelehrten Gevatters einzuholen, und seine fertigen Bücher mit geziemenden Inschriften „seinem verehrten Lehrer und Freunde" zu überreichen.[1]) Von den Studirenden war er gern gehört, und die persönliche Anziehungskraft, die er auf dieselben ausübte, war später seinen Gegnern ein Dorn im Auge.[2]) Daß insbesondere auch manche Söhne adeliger Häuser sich als Schüler an ihn anschlossen, haben wir schon gelegentlich beobachtet; jener Graf Wolfgang von Castell, den wir darunter fanden, war ein Neffe des Grafen Heinrich von Castell, der während der damaligen Minderjährigkeit des Herzogs Ludwig als Statthalter der Würtembergischen Regierung vorstand. Philipp Ludwig, Graf von Hanau, dem Frischlin im J. 1571 seinen Kallimachus widmete, war die Jahre vorher sein Zuhörer im Cäsar und Virgil, und er fast täglich dessen Gast

[1]) Crusii defensio necessaria, p. 154 ff. Resp. adv. Popp. p. 10.

[2]) Crus. def. necess. p. 198: Semper factionem tuam habebas, et stultorum adolescentium animos a praeceptoribus ad te, velut Caesias nubes attrahebas.

gewesen. Aber auch ein Sprößling des Würtembergischen Regentenhauses selbst, Graf Friderich von Würtemberg-Mömpelgard, der 22 Jahre später der Nachfolger seines Vetters Ludwig im Herzogthum werden sollte, studirte seit 1571 in Tübingen. Der geistreiche junge Prinz zog Frischlin nicht selten zur Tafel, und wurde bald der Pathe seines zweiten Sohnes Friderich.[1]) Es entwickelte sich ein ganz trauliches Verhältniß zwischen dem Poeten und dem kleinen Hofe. Jener erbittet sich von dem Hofmeister Samuel Reischach in poetischer Epistel eine Flasche Wein, die er dann leer zurückschickt, mit dem Versprechen, künftig keine mehr in's Haus zu verlangen, sondern ihren Wein bei ihnen zu trinken.[2]) Den Lehrer des Grafen, M. Caspar Schegk, spricht er, bei gänzlicher Leerheit seines Beutels und Hauses, gleichfalls poetisch, um ein Darlehn von 2 Thalern auf etliche Tage an. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir zugleich, daß er sich damals, um sich recht hoffähig zu machen, den Bart nach Art der Hofleute abscheeren ließ. Er beschreibt mit Humor, wie niederträchtig er sich und Andern mit dem glatten Gesichte vorgekommen sei: die Frau habe geweint, sein kleiner Friderich ihn nicht mehr küssen wollen, und selbst die Magd vor ihm ausgespuckt.[3]) Fortan ließ er sich den Bart wieder wachsen, dessen Länge ihn nachmals auszeichnete. Dem Grafen Friderich selbst widmete Frischlin verschiedene Gedichte,[4]) verlor jedoch später, durch seinen Streit mit dem Adel, dessen Gunst.

---

[1]) Schreiben von Friderich Frischlin an den Grafen Friderich, Waiblingen 19. Apr. 1590. St. A.

[2]) Lagenam sibi missam vino repletam, remittit evacuatam Nobilissimo Samueli a Rischach &c. Die Elegie steht hinter der Oratio de scholis & gymnasiis aperiendes ed. Flayder, 1627, p. 100 f.

[3]) In barbam sibi abrasam more aulicorum, ad D. Casp. Scheckium Ebend. p. 97 ff. Daß dieser des Grafen Friderich praeceptor war, meldet Crusius Annal. Suev. III, p. 742.

[4]) Consideratio novae stellae anno 1572 in signo Cassiopeae, ad Fridericum Com. W. & M., bildet jetzt das fünfte Buch der Frischlinischen Elegien. Dann noch zwei Elegien, L. XIV, 4, und XX, 1 an denselben als Studirenden und als erwählten Rector. Im J. 1579 eignete er ihm seine Komödie Priscianus vapulans zu, und 1581 dichtete er ein Epithalamion in nuptiis Friderici, und einen Panegyricus de ludis equestribus Stuccardiae celebratis in nupt. Fr., beide in den Paralipomena L. II, 1 und 2.

Ein kleiner Verdruß mit einem Theil seiner Collegen kam doch schon in den ersten Jahren vor. Es ist erwähnt worden, wie Frischlin bald nach seiner Anstellung, auf Ansuchen der Facultät und des Senats, die Stellvertretung für den abwesenden Mathematicus, Philipp Apian, übernommen hatte.[1]) Während dieser Zeit kamen etliche angesehene Fremde nach Tübingen, die auch ihm ihren Besuch machten. Ihnen gab Crusius, als damaliger Dekan, im Namen des Artistencollegiums einen Schmaus, ohne auch Frischlin dazu zu laden. Der, mit Recht darüber entrüstet, daß er der Facultät gut genug sei, ihre Arbeiten zu verrichten, aber nicht auch, an ihren Gastungen Theil zu nehmen, stellte von Stund an jene Vorlesungen ein.[2])

Weil aber hier Martin Crusius zum erstenmal in widriger Stellung zu Frischlin erscheint, unter dessen Gegnern er später die erste Rolle spielte, so mag hier Einiges zur näheren Kenntniß des Mannes vorausgeschickt werden. Martin Kraus (denn Crusius, oder, wie er sich griechisch nannte, ὁ Κρούσιος, ist nur eine Uebersetzung im Zeitgeschmack; daß aber der eigentliche Name seiner Vorfahren Vesperläuter gewesen sei,[3]) ist wohl nur als ein Frischlinischer Witz zu betrachten) war im Jahr 1526 zu Grebern, im Nürnbergischen Gebiete, drei Meilen von Bamberg, als der Sohn eines protestantischen Geistlichen geboren. Er studirte zu Straßburg unter Johann Sturm, wo er im Jahr 1547 (dem Geburtsjahr Frischlins) eine griechische Rede hielt, was damals, wie er sagt, in Straßburg etwas Neues war. Nach längerem Hofmeisterleben wurde er im Jahr 1554 Schulrector in Memmingen, wo er eine lateinische Grammatik in 6 und eine griechische in 2 Abtheilungen, für die verschiedenen Classen, schrieb. Dem Beifalle, welchen diese Grammatik bei dem Stuttgarter Pädagogarchen Johann Wacker fand, und der Empfehlung des Professors Nicolaus Varenbüler in Tübingen verdankte er seine Berufung nach Würtemberg. Im Jahr 1559 bestellte ihn Herzog Christoph zum

---

[1]) Nach Frischlin. Popp. II, p. 205 unter dem Rectorat von Valentin Volz, d. h. (nach A. Ch. Zeller's Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen, S. 382) im Winter 1567/68 oder 71/72. Im letzteren Jahre war, nach Crusius Annal. Suev. III, p. 743, dieser Dekan des Artistencollegiums.

[2]) Frischlini Poppysm. a. a. O.

[3]) Frischlin. Poppysm. Gramm. II, p. 222.

Aufseher über eine Anzahl junger Adelichen, die er im Barfüßerkloster zu Tübingen erziehen ließ, und von Seiten der Universität wurde ihm die Professur der griechischen und lateinischen Sprache, nebst dem rhetorischen Unterricht im Pädagogium, bald darauf, nach seiner Aufnahme in das Artistencollegium, auch die Leitung der Declamationen übertragen.[1]) Sein Haupt= und Lieblingsfach war die griechische Sprache, um die er wirklich nicht ohne Verdienst war. Es ist ganz wacker, wie er sich in einer akademischen Rede für das Studium des Griechischen wehrt. Die Unbekanntschaft damit weist er als eine Hauptursache der Barbarei des Mittelalters nach. Er erkannte den Vorzug dieser Sprache vor der lateinischen. Und man solle nur nicht meinen, daß die vorhandenen Uebersetzungen die Kenntniß der Ursprache überflüssig machen.[2]) Noch höher müssen wir es ihm anrechnen, wie er den Obscurantengedanken bekämpfte, daß man auf Schulen und Universitäten statt des heidnischen Homer den Nonnus und Gregor von Nazianz, statt Thucydides und Demosthenes den Eusebius und Basilius lesen sollte. Er sagt geradezu, man lerne nicht blos besser Griechisch aus den alten Classikern selbst, als aus ihren christlichen Nachahmern, sondern auch schärfer denken und geschmackvoller darstellen. Und da man ja wöchentlich etliche christliche Predigten höre, so sei eine Beschädigung des Glaubens durch das Studium jener Heiden nicht zu befürchten.[3]) Von dem genannten Gegenmittel machte Crusius fleißigen Gebrauch; er wußte es aber mit seinem griechischen Eifer auf eigene Art zu verbinden. Er schrieb die Predigten griechisch nach, und soll nicht weniger als 7000 Stück in dieser Weise excipirt haben; wovon er in seiner Germano-Graecia Proben mittheilt. In diesem Sammelwerke lernen wir ihn auch als Dichter kennen; was aber nicht seine starke Seite war. Er wußte dieß selbst; doch die gelehrte Eitelkeit war stärker als die Einsicht. Oft meinte er, wenn er mit Wein so nachhelfen wollte, wie Andere, könnte er auch ein Dichter sein.[4]) Von reisenden Griechen lernte

[1]) Crusii Annal. Suevici, Dodecas tertia (Francof. 1596) p. 599. 664. 691·703. Defens. necess. p. 182 ff.

[2]) Oratio de conservanda lingua Graeca, in Crusii Germano-Graecia, p. 2 ff.

[3]) Oratio de Odyssea Homeri, Germano-Graecia p. 37. f.

[4]) Epist. dedicatoria vor der Germano-Graecia.

Crusius das Neugriechische, das er zuerst in Deutschland bekannt machte. Literarische Verbindungen mit dem Patriarchen Jeremias von Konstantinopel und andern vornehmen Griechen knüpften sich an, deren Frucht seine Turco-Graecia, d. h. die Geschichte Griechenlands seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, war. Nun fiel es aber den Tübingern ein, die griechische Kirche zum Lutherthum bekehren zu wollen: Andreae und Crusius schickten die Augsburgische Confession und Heerbrands Compendium, griechisch übersetzt, an den Patriarchen; in späteren Jahren ein trefflicher Stoff für den Spott Frischlins. Auch für die vaterländische Geschichte war Crusius thätig, durch seine Annales Suevici, worin er ein reiches Material mit unsäglichem Fleiß, aber ohne Kritik und Geschmack, zusammentrug. Dieses Werk von drei Folianten schrieb er, wie er auch mit andern seiner Werke that und sich dessen gerne rühmte, mit Einer und derselben Feder; wie er überhaupt Alles aufzubewahren pflegte und den Wahlspruch im Munde führte: „wer weiß, warzu es gut möcht sein?“ [1]) Neben einem Briefwechsel mit fast allen namhaften Gelehrten Deutschlands, welchen er geschickt zur Ausbreitung seines Einflusses zu benützen wußte, führte Crusius auch noch weitläufige Tagebücher, theils allgemeine, in denen Welthändel und persönliche Erlebnisse durcheinander gemengt erscheinen, auch ein Theil jenes Briefwechsels eingetragen ist, theils ein besonderes über seinen Streit mit Frischlin und dessen Schicksale. [2]) Ziehen wir aus allen diesen Schriften, besonders aus den letztern, das Ergebniß, so finden wir

---

[1]) Annal. Suev. III, letztes Blatt: ἑνὶ καὶ τῷ αὐτῷ καλάμῳ, διηνεκεῖ ἐν τῷ γράφειν στάσει οὐ καθίσει, habe er das Werk, etliche spätere Zusätze abgerechnet, geschrieben. Frischlin. Poppysm. Dial. I, 74: Crusius admiratur suos calamos, quibus conscripsit suas nugas. Ideo enim suspendit eos a superiori pavimento, sperans fore, ut aliquando pro reliquiis Sti Martini a posteris adorentur. Vgl. Crus. Def. nec. p. 241.

[2]) Frischlin, Celet. II, p. 157 b: Observasti.. omnium temporum articulos, et domi tuae omnia connotasti, adeoque quoddam diarium Frischlinianum collegisti. Er hatte ganz Recht; die Tübinger Universitätsbibliothek bewahrt die Crusius'sche Handschrift, die vom December 1585 (der eigentliche Anfang fehlt) bis über Frischlins Tod hinausgeht. Wir citiren dieses Tagebuch unter dem späteren Titel, den es von außen trägt: Crusius contra Frischlinum.

eine Gelehrsamkeit, die nicht nur für den Charakter, sondern selbst für den Geist, beinahe unfruchtbar geblieben ist. So weit der Umfang seiner Kenntnisse, so eng ist bei dem Manne Kopf und Herz. Dem gelehrten Geschichtsforscher sind die abgeschmacktesten Ammenmährchen glaubhaft genug, sie in seine Annalen einzutragen, und in eine Anmerkung zum Homer ist er im Stand, einen Gevatterbrief hineinzubringen. Ein Pedant in der Wissenschaft, ist er kleinlich eitel auf seinen gelehrten Ruf und seinen Einfluß an der Universität, für deren Erhaltung, wo sie ihm bedroht erscheinen, er die Intrigue keineswegs scheut. Da er Alles, was er war, durch saure Arbeit einem keineswegs ergiebigen Talent abgerungen hatte, so hegte er gegen seine eigne Person eine ordentliche Verehrung und konnte, wenn dieser zu nahe getreten wurde, in einen Fanatismus wie über eine Antastung des Heiligen ausbrechen. Er war um 21 Jahre älter als Frischlin, war dessen Lehrer gewesen, und begann nun in ihm einen Nebenbuhler sowohl seiner akademischen Wirksamkeit als seines auswärtigen Ruhmes zu spüren, der ihm an Arbeitskraft gleich, an Talent überlegen, und dessen ganzes Wesen das Widerspiel des seinigen war. Frischlin von starkem, blutreichem Körper, lebhafter Gesichtsfarbe, der ganze Mann eine ansehnliche stattliche Person, sein Benehmen frei, voll Lachen und Scherz, er sprach so laut auf der Straße, daß, wo man ihn nicht kannte, es Aufsehen erregte; ein Sanguiniker durch und durch, offen, aber auch ruhmredig, schnell aufbrausend, aber auch schnell wieder gut, jetzt gerührt, dann wieder trotzig, von schonungslosem Witz und doch nicht ohne Gutmüthigkeit. Dagegen Crusius mit fahlem Gesicht, ernster Miene, steifer Haltung, gemessenem Gange, salbungsvoller Rede, in seinem Aeußern nicht ohne Ziererei (Dockenmändlin nennt ihn der Andere), sein Temperament schwarzgallig, nicht prahlerisch, aber desto eingebildeter, nicht leicht aufbrausend, aber grollend und nie verzeihend. Zwischen diesen Männern mußte es zum Streit kommen, wenn sich Frischlin nicht sehr zusammennahm: aber sich auch nur ein wenig zusammenzunehmen, war er gerade nicht der Mann.[1])

---

[1]) Crusius starb, nachdem er das achtzigste Jahr zurückgelegt und seinen Gegner um mehr als 16 Jahre überlebt hatte, im J. 1607. S. Zellers Merkwürdigkeiten von Tübingen, Tüb. 1743, S. 497 f.

Bald regte ihn auch äußere Bedrängniß auf. Sein Einkommen stand weder mit seinen Arbeiten, noch mit dem Anwachs seiner Familie im Verhältniß. Im Jahr 1574 war er bereits Vater von drei Kindern, und „noch mehrerer gewärtig." Dagegen betrug sein Gehalt Anfangs drei Jahre lang nur 60 fl., wurde dann auf 80, und endlich auf 120 fl. aufgebessert, wozu noch jeden Sonntag drei Batzen für die dreistündige Disputation kamen.[1]) Er mußte in jenen Jahren 150 fl. vom Vermögen seiner Frau zusetzen. Der Uebelstand war, daß er nicht auch, wie diejenigen Professoren, die Facultätsmitglieder waren, eine Besoldung an Früchten und Wein bezog. Trat nun, wie vom Jahr 1570 an mehrere Jahre lang, Theurung ein,[2]) so wollen wir ihm gerne glauben, daß er mit seinen 120—130 fl. „an truckenem Geld" sich mit seiner Haushaltung nur kümmerlich durchgebracht habe. Und er hatte nicht blos für seine eigene Familie zu sorgen. Die damaligen Professoren waren in der Regel auch Kostreicher,[3]) und es war dieß nicht blos eine Zubuße zu ihrem Einkommen, sondern es wurde von der Universitätsbehörde selbst, der besseren Aufsicht über die Studirenden wegen, gewünscht und befördert. Insbesondere die in jener Zeit so häufigen Trinkexcesse knüpften sich ja meistens an den Extrawein, der außer der gewöhnlichen Portion von nachsichtigen oder gewinnsüchtigen Kostherren im Uebermaße gereicht zu werden pflegte. An der ordentlichen und vortheilhaften Unterhaltung dieser Kostgänger nun sah sich Frischlin durch den Mangel einer Naturalbesoldung gehindert, und hatte deßhalb erst neulich einige, die sich bei ihm meldeten, zurückweisen müssen.

[1]) Das erschien doch auch Andern als eine schlechte Bezahlung von Seiten der Facultät. Celet. II, p. 120 b. f.: Memini Burchardum saepe mihi dicere: Ich wolt die Decanos nit ansehen, wann ich so gelehrt were als jhr, vnd vmb drey Batzen wegen alle Sonntag mich also tribulieren lassen. Man sperret euch das Maul auff mit viel verheissen, wie mir auch, darnach lest man euch in hindern sehen.

[2]) In Tübingen kostete im J. 1570 der Scheffel Korn 10—11 fl., Roggen 7—8 fl. Im folgenden Jahre ließ die Universität Frucht von Straßburg kommen. Crusius, Annales Suevici, Dodecas tertia (Francof. 1596) p. 740. 742 f.

[3]) Crusius z. B. hatte in jenen Jahren 12 Kostgänger, deren jeder über Tisch ein Quart Wein bekam, und wöchentlich 14 Batzen (das war aber schon der Theurungspreis) bezahlte. A. a. O.

Diesen Nothstand trug er im August 1574 in einer Bittschrift der vormundschaftlichen Regierung vor. An Rector und Regenten der Universität habe er sich dießmal nicht wenden wollen, da es ihnen an gutem Willen, ihm zu helfen, nicht fehle, aber sie können nichts Weiteres für ihn thun, da bis dahin Keinem, der nicht im Collegium gewesen, von der Universität aus mehr gereicht worden, die Gelegenheit aber, in dieses zu kommen, allzuweit entfernt sei. Er bitte also, ihn entweder zu anderen Diensten, dazu er tauglich erkannt werden möchte, zu verwenden, oder ihm zu einem subsidio und gnädiger Handreichung verholfen zu sein. [1]) Dieses Gesuch unterstützte der Kanzler der Universität, Dr. Jakob Andreä, mit einem dem Bittsteller sehr günstigen Beibericht. Er bezeugt ihm, daß er ein billig Geld für Kost und Disciplin, und weniger denn sonst kein Professor, nehme, auch mit besonderem Fleiß über seine Discipeln halte. Nun fehle es aber derzeit an Gelegenheit, ihn von Seiten der Universität so zu bedenken, wie er es seiner Erudition, Gaben und Fleißes halben verdiente; es möge daher einstweilen die Regierung in's Mittel treten, und ihm etwa auch einen Platz in dem Barfüßerkloster einräumen, wo er mit einer größeren Zahl von Schülern wohnen und seine Haushaltung anstellen könnte. [2]) Auch das Bedenken der Kirchenräthe fiel ganz zu Frischlins Gunsten aus. [3]) Ihn von dannen zu lassen, oder zu anderen Diensten zu gebrauchen, finden sie nicht rathsam, da er zu seinem jetzigen Stand und Profession ganz wohl tauglich und erwünscht sei, auch bisher schon bei der Universität nicht geringen Nutzen geschafft habe; es seien also die Sachen dahin zu richten, daß er beharre, und so möge man ihm, mit Rücksicht auf die herrschende Theurung, unerachtet ihn eigentlich die Universität zu besolden habe, für dießmal aus Gnaden „ein Scheffel Dinkel oder sechs" vom Stift Tübingen reichen, außerdem aber ihn mit einer Fürschrift an die Universität versehen, daß ihn diese, in Betracht seiner Erudition und seines Fleißes, mit Aufbesserung seiner Besoldung oder sonst bedenke, „damit er desto baß bleiben möge und in seiner Vocation lustig und willig erhalten werde." Mit diesem Vorschlag (so wohl empfohlen war damals Frischlin durch alle

[1]) Im Würtemb. Staatsarchiv, Fascikel 9. der Universitäts-Acten, No. 2.

[2]) Vom 10. August 74. Ebendas.

[3]) Stuttgart 18. August 74. St. A.

Stufen der Behörden hinauf) erklären sich auch Landhofmeister und Vicekanzler einverstanden, weil ihnen bewußt, daß der Bittsteller „ein gelehrter Gesell, der in artibus dicendi, sonderlich aber in poesi propter facundam venam für Andern commendirt werde." Das herzogliche Placet fehlte nicht, und so erhielt Frischlin das einmalige Gratial an Früchten; die Fürschrift an die Universität aber wegen bleibender Aufbesserung, die am 18. September im Senat vorgelegt wurde, [1]) blieb ohne Folgen.

Schon einige Monate vor diesen Verhandlungen hatte sich Frischlin durch eine poetische Uebereilung in eine jener Verlegenheiten gebracht, welche sich in seinem ferneren Leben so oft wiederholten, aber nicht immer so leicht, wie dieses erste Mal, beizulegen waren. Ein plötzliches Nachlassen der Theurung, unter der auch er so empfindlich gelitten hatte, begeisterte ihn zur Abfassung einer Elegie, welche neben dem Danke gegen Gott zugleich das herkömmliche Bekenntniß der Sünden enthielt, durch welche Stadt und Land jene Heimsuchung verdient haben sollten. Von der ersteren war in einem Pentameter geradezu gesagt, daß Frömmigkeit und Glauben aus ihr verbannt seien. [2]) Diese Elegie schlug Frischlin am Donnerstag den 10. Juni, wo in der Kirche die Litanei gebetet wurde, an der Kirchthüre an. Die guten Tübinger Bürger gingen das lateinische Carmen vorbei; aber der Stadtschreiber, Isaak Schwarz, entzifferte jenen Vers, und erklärte den Anschlag für eine Schmähschrift gegen die Stadt. So stiegen am Nachmittag der Bürgermeister, Conrad Bräuning, und der patriotische Stadtschreiber auf das Universitätshaus, und verklagten den Poeten. Allein der Kanzler Andreä bedeutete sie, daß derselbe in seinem Gedichte nichts gesagt habe, was sie nicht jeden Sonntag von der Kanzel hören müßten; auch gehe es ja nicht blos auf die Angehörigen der Stadt, sondern auch auf die Universitätsverwandten, die sich doch gar nicht dadurch beleidigt finden. So zogen die Kläger ab, und es wurde besonders am Hofe des Grafen Friderich, wie wenigstens Frischlin versichert, viel über die Geschichte gelacht.

Im folgenden Jahr, 1575, schien sich für Frischlin eine Hoffnung

---

[1]) Senatsprotokoll, unter obigem Datum.

[2]) Exulat hac pietas, exulat urbe fides. Vgl. über diese Geschichte Crusius, Defens. necess. p. 198. Frischlin, Celet. gramm. II, p. 114 b. f.

auf Beförderung zu zeigen. Georg Burckard, der die Lectionen der Grammatik und Rhetorik am Pädagogium versah, folgte einem Rufe als Schulrector nach Rotenburg an der Tauber. Ihm, den in Folge späterer Verwicklungen Frischlin gleichfalls feindlich und überdieß äußerst verächtlich behandelte, widmete er jetzt ein Abschiedsgedicht, in welchem er ihn an Geist sich gleich, an anmuthiger Beredtsamkeit über sich stellt, und von ihm rühmt, er sei ein Mann ohne Falsch und sein wahrer Freund gewesen. [1]) Nun glaubte aber Frischlin die Zeit gekommen, sich der Artistenfacultät mittelst einer nachdrücklichen Eingabe in's Gedächtniß zurückzurufen. Obwohl er bereits über heimliche Feinde klagt, die ihn durch Verläumdungen anzuschwärzen suchen, will er doch die Herren im Allgemeinen noch als ihm günstig voraussetzen. Was er bisher an der Universität geleistet, wie er auch durch Schriften ihren Ruhm gemehrt habe, wissen sie. Es heiße immer, und habe besonders so geheißen als der Herzog sich für ihn verwendet habe, es fehle nur an Gelegenheit, ihn zu befördern: jetzt sei diese Gelegenheit vorhanden. Man möge ihm entweder beide Lectionen, die Burckard versehen habe, oder doch eine übertragen. Man möge die Bewerber mit einander kämpfen lassen, und dem Sieger die Stelle geben. Er glaube kein schlechterer Orator als Poeta zu sein. [2]) Am 15. Mai kam die Sache im Senat zur Verhandlung, der beschloß, die Lectionen zu theilen, und die rhetorische, um die es Frischlin am meisten zu thun gewesen war, einem ältern Professor, Georg Liebler, jenem aber die grammatische zu übertragen. [3]) Nun hatte er also, außer seinen bisherigen Lehrstunden, noch am Pädagogium, einer Hülfsanstalt für schwächere philosophiae studiosos, aus Cicero's Epistolae ad familiares und Orationes selectae lateinische Sprache zu lehren; was sein Einkommen etwas vermehrte, aber im Rang kein Aufsteigen heißen konnte. [4])

---

[1]) Opp. Pars eleg. L. XV, Eleg. 5.

[2]) Epistola de professione Rhetorices sibi demandanda, ad Decanum & Collegium studii philosophici Tubing. Epist. & praef. p. 90 ff.

[3]) Senatsprotokoll vom 15. Mai 1575. Nach demselben Protokoll vom 24. März und 27. Oct. überreichte Frischlin in jenem Jahr dem Senat eine Komödie (vielleicht das Mspt. einer seiner Schulkomödien aus Virgil) und einen libellum, und erhielt für erstere 10, für letzteren 4 fl. als Honorarium.

[4]) Den genauen Bestand seiner damaligen Lehrstunden gibt Frischlin in der Elegie

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß Frischlin mitunter an eine auswärtige Anstellung dachte. Zu Anfang des Jahres 1576 suchte er ein Zeugniß vom Senate nach, welcher unter dem 28ten Januar ihm eines ausstellte, worin zwar nicht, wie Anfangs beschlossen war, nur seine Gelehrsamkeit und Lehrgabe gerühmt, seine Sitten aber mit Stillschweigen übergangen wurden; doch fällt neben dem ausführlichen und nachdrücklichen Lob seiner Verdienste nach der ersten Seite, die kurze und nur beiläufige Berührung der letztern immerhin auf. [1])

Welcher Art die Verfehlungen sein mochten, die den Senat zu solcher Zurückhaltung veranlaßten, kann zum Theil aus einer Geschichte abgenommen werden, welche ihm kurz darauf begegnete. An einem warmen Sommertage des Jahres 1576 (so erzählt Frischlin die Geschichte; es soll jedoch auch der Bericht des Gegentheils, wo er abweicht, gehört werden) [2]) wandelte Frischlin mit dem Degen umgürtet durch das Hagthor, um nach Entringen zu gehen, einem Dorf eine starke Meile von Tübingen, wo er Weingärtnern Geld geliehen hatte, nach deren Herbstaussichten er nun sehen wollte. Unter dem Thor begegnen ihm zwei legum studiosi (deren einer nachmals

---

an Virgil an (Opp. pars eleg. L. XX, Eleg. 13; auch Opp. pars epica, p. 84 f.):

Binas quoque die consumo naviter horas,
Dum doceo tenerum Romula verba gregem.
Nunc Cicero est manibus nostris sumendus, et illo
Deposito, magni Caesaris illud opus.
Caesare vix posito, tua nos Aeneia torquent
Arma, juventuti rite cauenda meae.....
Quin etiam sacri quando venere diei
Tempora, cum noster otia coetus habet:
Tres ego continuas tribui sermonibus horas,
Socraticamque ivi per nemus omne viam.

Vgl. auch Frischlins Brief an den Herzog, Tübingen 1. Jan. 1577. St. A.

[1]) Senatsprotokoll vom 19. Jan. Das Zeugniß selbst d. d. Tubingae 28. Januarii 1576 steht hinter der Ausgabe des Priscianus vapulans, Argentor. 1580.

[2]) Crusii defens. necess. p. 198. Frischlin, Celet. II, p. 116 ff. Senatsprotokoll vom 23. Juni, 13. Juli, 6. August und 22. Sept. — Crusius, dessen Data sonst genau sind, besonders, wenn es sich um „Frischlini Schelmerei" handelt, hat den 16. Juli. Allein da am 23. Juni schon im Senat über die injuria Godelmanno illata verhandelt wird, so ist es vielleicht Schreibfehler für 16. Juni.

schwedischer Rath wurde, auf dessen Zeugniß sich Frischlin für seine gedruckte Erzählung beruft) und erbieten sich, ihn zu begleiten. Nachdem in Entringen die Geschäfte abgethan waren, holten die Weingärtner von dem besten Wein, den sie hatten, nebst einem ländlichen Imbiß, um ihn und seine Begleiter zu bewirthen. Nun sagt Frischlin, er habe des weiten Wegs halben auf baldigen Aufbruch gedrungen; wir wollen jedoch annehmen, er habe sich den angenehmen Schiller (sapidissimum rubellum) seiner Weingärtner gehörig schmecken lassen, so konnte er ihn auf jeden Fall besser führen, als wenigstens der eine seiner Begleiter. Dieser nämlich wurde auf dem Rückweg in der Nähe des Schlosses Roseck dergestalt vom Schlaf übermannt, daß er nicht mehr weiter zu bringen war. Daher ging Frischlin mit dem andern in das Schloß und bat die Stieftochter des Kastellans, seines Bekannten, sie möchte, da es Abend werde und sie zur Stadt zurück müssen, den schlaftrunknen Studiosen bei den Knechten auf der Streue über Nacht bleiben lassen. Allein sie schlug es ab, weil ihr Vater nicht daheim sei. Darauf will Frischlin mit seinem Begleiter unter höflichem Abschiede fortgegangen sein; aber der Anblick ihres Gefährten, der schnarchend unter einem Baume lag, und weder fortzubringen, noch unter freiem Himmel liegen zu lassen war, veranlaßte beide, noch einen Versuch zu machen. Jetzt wurde ihnen das Thor gar nicht mehr geöffnet, und auf ihr Drängen fing das Mädchen an, vom Thorhaus herunter zu schimpfen. Darauf antwortete ihr, wie Frischlin sagt, sein Begleiter nach Verdienst; sie zog sich zurück, und nun, schreibt Frischlin, damnum ibi datum fuit vix unius oboli et praeter nostram voluntatem, d. h. sie warfen etliche Fenster im Schlosse ein. Sofort wurde der Schlaftrunkene geweckt, und Anstalt gemacht, ihn in das unten gelegene Dorf Jesingen zu bringen. Schon wollten sie mit ihm durch die Weinberge hinab, als der Kastellan, Jeremias Godelmann, zu Pferde von Bebenhausen zurückkam. Man begrüßt sich freundlich von beiden Seiten, und eben war Frischlin daran, sein Anliegen vorzubringen, als die Tochter gelaufen kommt, und dem kaum vom Pferde gestiegenen Vater den Handel in den grellsten Farben vorträgt. Jetzt fing auch der Kastellan, der in Bebenhausen gleichfalls kein Wasser getrunken haben mochte, zu schimpfen an; worauf, wie Frischlin versichert, sie beide schwiegen,

nur noch einmal haben sie sich umgewendet und ihm mit Einem Worte seine Schimpfreden zurückgegeben, d. h. nach Godelmanns Angabe, ihn einen Schelm und die Tochter was dem entspricht geheißen.

Der Kastellan säumte nicht, beim Senat eine Injurienklage gegen Frischlin anhängig zu machen, und dieser, nach seiner verzweifelten Art, in die Kohlen zu schlagen, machte die Sache erst noch recht schlimm. Er hatte den derzeitigen Rector, Anastasius Demler, in der Angelegenheit besuchen wollen, der ihn aber Geschäfte halber nicht sogleich annahm, sondern auf eine Stunde später bestellte. Dieß brachte den Poeten so in Harnisch, daß er dem Rector sogleich ein Schreiben voll Injurien in's Haus schickte. Er sprach darin von Männern, die draußen Arguſſe, daheim Tireſiaſſe seien: was Demler, sowohl weil es an ihn gerichtet war, als gewisser Verhältnisse in seiner Familie wegen, auf sich bezog, also zur Injurienklage Godelmanns noch die seinige fügte. Frischlin, vor den Senat gefordert, suchte, obwohl mit geringer Wahrscheinlichkeit, jener Aeußerung eine andere Deutung zu geben, und versicherte, den Brief nicht injuriandi causa geschrieben zu haben; auch seine Frau legte Fürbitte ein: so trug der Senat dem Rector auf, ihm einen scharfen Vorhalt zu machen und „alle seine delicta aufzumutzen“; worauf Frischlin für künftig sich wohl zu halten versprach. Bei dieser Verhandlung ist im Senate wiederholt von turpitudo und flagitiosa vita die Rede; im Einzelnen wird vorgebracht, daß er sich oft betrinke, die meisten Professoren verachte, sein Weib übel behandle, in Stuttgart den Hofnarren spiele (wovon später). Aber auch das macht ihm ein guter alter Professor zum Vorwurf, daß er „mit den versibus zu Bett gehe und mit ihnen aufstehe, sei keine Gottesforcht in ihm“; worauf ein anderer meinte, man sollte ihn warnen, sich nicht so an diese Lapperei zu hängen, damit man ihn künftig zu einer höheren Profession befördern könne. Mit Godelmann ward ihm auferlegt, sich gütlich zu vertragen; was auch, seiner Versicherung zufolge, vollkommen gelang. Frischlin machte ihm, in Begleitung seines alten Crapner und der beiden Frauen einen Besuch, der Kastellan ließ sich seine Entschuldigung gefallen, holte den besten Wein aus dem Keller, und die Versöhnung wurde besiegelt. Dem Sohne des Kastellans war Frischlin hernach in seinen Studien behülflich, wofür ihm jene Amazone selbst, dessen Schwester, einen

Hasen und einen Käse in's Haus brachte. Als Godelmann starb, dichtete Frischlin ein Epicedion auf ihn, das er der Sammlung seiner Elegien einverleibte. [1])

Gegen Ende des Jahres kam ein auswärtiger Ruf an Frischlin. Die Fortschritte, welche unter Ferdinand I. der Protestantismus in den österreichischen Erblanden gemacht hatte, wollte in Ober= und Unteröſterreich sein Nachfolger Maximilian II. nicht aufhalten, und Erzherzog Carl in Inneröſterreich, durch die beständige Türkengefahr an den guten Willen seiner Landstände gebunden, konnte es nicht. Dem fast durchaus protestantischen Adel seiner Lande mußte er freie Religionsübung, Errichtung evangelischer Kirchen und Schulen, nach= sehen, während auch aus den Städten und Märkten, denen er gleiche Freiheit nicht gewähren wollte, der Katholicismus mehr und mehr verschwand. Es fehlte nur, in Folge des früheren Drucks und niede= ren Culturstandes, an Leuten, um die Stellen zu besetzen. Schon Herzog Christoph hatte manchem Zögling seines Tübinger Stipendiums Urlaub zur Annahme derartiger Stellen gegeben: auch sein Nachfolger Ludwig wurde in ähnlicher Weise von jenen Landschaften angesprochen. Dießmal waren es der Landschaft des Herzogthums Steyer Verordnete Kirchen= und Schul=Inspectoren, die sich an ihn wandten. Der steyerische Adel hatte, nachdem er bis dahin in der Hauptstadt mit seinem Gottesdienst auf das Landhaus beschränkt gewesen, im Jahre 1568, während der Abwesenheit des Erzherzogs in Spanien, eine evangelische Kirche und Schule erbaut. Der Rector dieser Schule war gestorben, und an der Wiederbesetzung der Stelle durch einen tüchtigen Mann um so mehr gelegen, als die im Jahr 1573 nach Grätz berufenen Jesuiten mit ihrer Schule der evangelischen eine ge= fährliche Concurrenz machten. So baten die Verordneten den Herzog von Würtemberg, da er „vor anderen Potentaten Gelegenheit habe, solche Personen in seinem Lande zu erzüglen“, er möge aus seinem Ueberfluß an gelehrten Leuten ihnen Beförderung erzeigen. Auf ge= haltene Nachfrage sei ihnen Nicodemus Frischlinus in Tübingen als vorzüglich tüchtig zu diesem Amte empfohlen worden: sie bitten daher,

[1]) Der junge Godelmann übrigens, der später Professor in Rostock, hierauf Rath des Churfürsten von Sachsen wurde, blieb Frischlin abgeneigt, wie aus einem Brief desselben an Crusius, in dessen Resp. adv. Popp. p. 55 f. hervorgeht.

ihnen denselben, wo nicht länger, doch auf 6 Jahre, zu einem Rector zu bewilligen[1]). Herzog Ludwig, so gern er ausgeholfen hätte, zumal da es die Erhaltung und Ausbreitung der Sache des Evangeliums betraf, war doch nicht geneigt, einen hominem literatum et eruditum wie Frischlin von seiner Universität zu lassen, und forderte den Senat auf, einen Andern in Vorschlag zu bringen[2]).

Nun aber rührte sich Frischlin selbst. Sei es, daß die „300 Thaler sammt einer herrlichen Behausung und Beholzung, auch andern viel Accidentibus" ihn lockten, oder daß er den Ruf nur benutzen wollte, um endlich in der Heimath die gebührende Stellung sich zu erringen: genug, am Neujahrstag 1577 wendete er sich in einer nachdrücklichen Bittschrift an Rector und Regenten der Universität. Während der nunmehr 10 Jahre seiner Professur habe er „durch möglichen Fleiß dahin gearbeitet, damit er dermaleinst zu mehreren Ehren und höherem Stand möchte erhoben werden; aber damit nichts Anderes ausgerichtet, als daß er neben mehreren und mühseligen Geschäften, bei seiner ringfertigen Besoldung, in pristino statu, als Professorum publice docentium infimus, verblieben sei." Dabei habe er unter dieser Zeit, zu nothdürftiger Unterhaltung seines Hauswesens, über 300 fl. eingebüßt und sich darüber in Schulden gesteckt, während Andere Frucht verkaufen können und reich werden. Auch in Betreff seiner Gesundheit habe er diese Jahre her „solche incommoditates gespürt, daß, wo er in eodem statu, unvermehrt seiner Besoldung, verharren müßte, er endlich durch Müh und Arbeit erschöpft und ausgemergelt, seinem Weib und Kindern, die ihn in ziemlicher Zahl anfallen, einen schwachen, alten und armen Hausvater geben, und zuletzt nichts denn Armuthei verlassen würde." Er habe Feinde, „die ihm bei Rector und Senat Mißvergunst zu machen sich unterstehen, auch zu Zeiten, wie man sagt, nicht leer Stroh gedroschen." Dennoch habe er, aus dankbarem Willen, dem Herzog und der hohen Schule zu Tübingen zu dienen, nicht nur keine auswärtige Anstellung gesucht, sondern auch ehrliche Berufungen, aus Liebe zum Vaterland

---

[1]) Schreiben der Landschaft ꝛc. an den Herzog, Grätz 26. Nov. 1576. St. A.

[2]) Der Herzog an Rector und Regenten der Univ. Stuttg. 18. Dec. 1576. St. A. Der Senat erklärte damals, er wisse keinen; bei einer ähnlichen Anfrage im J. 1579 empfahl er den bekannten Exjesuiten Kaspar Kratzer.

und in Hoffnung künftiger Beförderung in diesem, in Wind geschlagen. Weil ihm aber von einer solchen, außer der ihm vor einem Jahr übertragenen Lection im Pädagogium, nichts zu Theil geworden, und er jetzt, „ohne Zweifel aus Schickung des Allmächtigen, von einer ehrsamen Landschaft aus Steyer zu einem Rectore ihrer christlichen Schulen erfordert werde, so wolle ihm solche Vocation auszuschlagen bedenklich fallen", aus Rücksicht auf den Nutzen sowohl der Kirche Gottes als seines Weibs und seiner Kinder. Um jedoch dem Herzog und der Universität nicht als undankbar zu erscheinen, wenn er sich ohne Weiteres fremder Herrschaft zu Diensten verspräche,[1]) bitte er Rector und Regenten, ihn entweder mit Vermehrung seines Gehalts in die Facultät aufzunehmen, oder wofern jetzt nichts für ihn zu erlangen wäre, ihn dessen zu berichten, damit er dieser fürstehenden Gelegenheit nach seinen Nutzen und Wohlfahrt nicht aus den Händen fahren lasse.[2])

Am 5ten Januar wurde im Senat über das Gesuch Frischlins verhandelt.[3]) Noch am Abend zuvor hatte dieser gegen den Prorector geäußert, wie ihm weniger an der Vermehrung seiner Besoldung, als an der Aufnahme in die Facultät, um des Ansehens bei den Studirenden willen, gelegen sei. Für sein Gesuch waren im Senat mehrere Juristen und Mediciner, vor Allem jetzt wie später der helldenkende Rechtslehrer Johann Hochmann, dessen Gedächtniß noch heute in Tübingen durch bedeutende Stiftungen in Ehren fortlebt; auch der Theologe Dietrich Schnepff, Frischlins wohlwollender „Schwager," hatte sich schriftlich für ihn verwendet: aber gegen die Coalition der anwesenden Artisten mit dem vielgeltenden Theologen Heerbrand (der Kanzler war in Sachsen) und den Rücksichtsvollen und Engherzigen in allen Facultäten war nichts auszurichten. Dennoch bedurfte es beinahe einen ganzen Tag, um über die Sache hinwegzukommen.

[1]) Dieß stand ihm auch nicht zu, da er als Stipendiat die Verpflichtung übernommen hatte, sich ohne landesherrliche Bewilligung in keinen auswärtigen Dienst zu begeben.

[2]) Frischlin an Rector und Regenten der Universität. Tübingen 1. Jan. 1577. St. A.

[3]) Das Senatsprotokoll ist hier sehr kurz. Wir müssen uns an Crusius, Defens. nec. p. 200, Resp. adv. Popp p. 10 f., und an Frischlin, Celet. II. p. 123 f. halten.

Sehen wir uns nach den Gründen der Gegenpartei um, wie sie deren Führer, Crusius, selbst angibt,[1] so bestehen sie fast durchaus entweder aus unbestimmten Behauptungen, oder aus elenden Fraubasereien. Daß Frischlin bisweilen zu viel trank, ist leider wahr; doch hat wohl, wenn man auf die Sitten der Zeit sieht, er gleichfalls nicht Unrecht mit der Bemerkung, wollte man die Tübinger Universität von allen Trinkern säubern, so würden gar manche Stellen dort erledigt werden.[2]) Von sich bekannte Frischlin, „daß er lieber Wein dann Bier und Wasser trinke, überkomme auch bessere spiritus vitales und poeticos von dem Wein, dann von Bier oder Wasser." Und was es denn sei, wenn „er und andere Poeten bisweilen einen starken Trunk, ohne Versäumniß ihres Amts, ad refectionem ingenii thun?"[3]) Geistlichen Würdenträgern, Juristen, Aerzten, stehen strenge Sitten an: von einem freien und freimüthigen Dichter dürfe man nicht Gleiches fordern.[4]) Die Ungebundenheit der Sitten und Schamlosigkeit in Worten und Werken, die man ihm vorwarf, kommt wohl eben nur auf solche Geschichten wie die Rosecker hinaus, die freilich selbst für einen noch nicht 29jährigen Professor zu studentisch war. Wenn hinzugefügt wurde, sein „unbehäb Maul" und daß er kein Geheimniß für sich behalten könne, mache ihn untauglich zu einem Mitgliede des Collegiums, so waren die Herren selbst so wenig „behäb", daß wenige Jahre später ein herzoglicher Rath ihnen vorwerfen konnte, man wisse zu Tübingen auf der Gasse, was sie in ihrem Senate reden.[5]) Nun hieß es aber weiter, er sei anmaßend, nehme sich über Alles ein

---

[1]) Crus. def. nec. a. a. O.: Arrogans enim eras: judicium tibi de omnibus rebus sumebas: prae te omnes contemnebas. Moribus inconditis eras: ebrius fiebas: impudens verbis et factis eras: nihil secreti continens, sed rimarum plenus eras.

[2]) Frischlin, Celet. II, 171 b.: Scio, si ab ebriis et ebriosis hominibus esset repurganda omnis Academia vestra, multos ibi fore locos vacuos. Ubi n. permanebit Lieblerus? ubi Planerus? ubi gurges vini, Burchardus?

[3]) Frischlin, grundfeste Antwort wider Marx Wagner. Mspt. des St. A.

[4]) Opp. p. eleg. L. XIX, Eleg. 9:.....

Me juvat interdum mentem vincire Lyaeo,
Unde vigor cerebri promicat ille mei.

[5]) Senatsprotokoll vom 22. Dec. 1582.

Urtheil heraus, sehe die andern Professoren alle über die Achsel an — welche Gründe! Wenn Crusius seinem Frischlinischen Sündenregister noch beifügt: „schon damals gingst du mit dem Gedanken um, eine neue Rhetorik in die Schulen einzuführen", so hat Frischlin gewiß Recht mit der Bemerkung: „da lag der Has im Busch." Nämlich Crusius hatte selbst rhetorische Quästionen geschrieben, nach denen sein Freund Liebler in Tübingen las[1]). Und diese sollten verdrängt werden? welch ein Attentat! Nun benahm sich allerdings Frischlin hiebei unvorsichtig und großsprecherisch genug. Ich habe die Rhetorik erst verlernen müssen, um sie recht zu lernen, ließ er sich vor den Studenten vernehmen; bald sollt ihr meine rhetorischen Bücher sehen. Lieblers Lehrbuch der Physik ist Lapperei; es ist keine Dialektik hier, keine Redeübungen.[2]) Dieß und Aehnliches wurde dem Crusius von wohldienerischen Zuhörern zugetragen, und er nahm Alles, Wahres und Zugedichtetes, mit Vergnügen an. „Du bist dein Lebtag auf hör' ich sagen gegangen!" ruft ihm Frischlin mit Recht in einer späteren Streitschrift zu.[3]) Denken kann man sich aber, daß nun Liebler und Crusius und wer sich sonst noch durch solche Reden bedroht meinte, wie Ein Mann gegen den Neuerer standen, der in sämmtlichen philosophischen Wissenschaften das Unterste zu oberst zu kehren im Sinne habe. Nein! Wenn man das Artistencollegium zu Grunde richten wolle — diesen Trumpf spielte endlich Einer aus (nach Crusius Versicherung wäre es Brenz, nach Frischlins Vermuthung Crusius selbst gewesen), so müsse man Frischlin in dasselbe aufnehmen.

So fiel dieser mit seiner Bewerbung durch; um ihn jedoch für den Augenblick einigermaßen zu beschwichtigen, ließ man es, neben einer Ermahnung zum Wohlhalten, an einer Vertröstung nicht fehlen.[4]) Es habe ihm, so berichtet Frischlin ein halbes Jahr nachher an den Herzog, der ganze Senat eine ungezweifelte Hoffnung gemacht, oder wie er sich ein andermal ausdrückt, der Rector in Beisein der vier Dekane ihm endlich und gewiß versprochen, sobald eine Stelle im

[1]) Crus. def. nec. p. 171.

[2]) Ders. ebendas. p. 152.

[3]) Frischlin, Celet. II, p. 127. b.

[4]) Crus. def. nec. p. 200: Ut tamen tunc aliquo modo sedareris, commode tibi responsum fuit & ad morum correctionem adhortatio facta.

Collegio bonarum artium aufgehen würde, solle er gewiß vor Andern bedacht werden, und wenn es nicht gegen die Verordnung weiland Herzog Ulrichs liefe (in welcher die Zahl der Mitglieder jenes Collegiums auf 6 festgestellt war), sollte ihm schon jetzt willfahrt werden. Dazu verehrte ihm der Senat noch 20 fl., was Frischlin als eine Art von Draufgeld oder Unterpfand ansah, während es wohl nur dazu dienen sollte, ihm den ertheilten Kanzleitrost annehmlicher zu machen, der auch schwerlich ganz so bestimmt, wie Frischlin ihn faßte,[1]) gelautet haben mag.

Wie dem sei: der Fall, auf den die Herren nur gewartet haben wollten, trat früher ein, als beide Theile vermuthet hatten.[2]) Im Juni desselben Jahres starb M. Joh. Mendlin, Prof. Dialectices, und dadurch war sowohl ein höheres Lehrfach, als das der Poesie und Historie, wie eine Stelle im Artistencollegium, erledigt. Was die letztere Stelle betrifft, meinte Frischlin nach den erhaltenen Versprechungen seiner Sache so gewiß zu sein, daß er seine Bewerbung nur mündlich durch den Dekan des Collegiums einbrachte; während er um die Profession des Verstorbenen, oder überhaupt um eine vacirende Lection höherer Ordnung als seine bisherige, eine Bittschrift einreichte, in welcher er nicht vergaß, seiner bereits eilfjährigen Dienste und der schriftstellerischen Arbeiten zu gedenken, „damit er die Academiam (ohne Ruhm zu melden) celebrem gemacht habe." Daß er in dieser Bittschrift sich zugleich darüber ausließ, wie jene Lection, die nun etliche Jahre her nicht am besten versehen gewesen, hinfüro nützlicher möchte eingerichtet werden, damit hat er sich den Facultätsherren schwerlich empfohlen.

Doch es kam ein anderer Umstand hinzu. Ein angesehenes Mitglied des Artistencollegiums, der Professor Georg Liebler, hatte einen Tochtermann (Frischlin kannte ihn wohl, sie hatten zusammen studirt), einen Tiroler aus Botzen, Andreas Planer. Er hatte zwar in Straßburg eine Anstellung, aber der Schwiegervater hätte ihn gern in Tübingen gehabt. Einsmals vernimmt Frischlin, dem sei die erle=

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Backnang 10. August und Stuttgart 31. Dec. 1577. St. A.

[2]) Zum Folgenden vgl., außer den beiden Briefen der vorigen Anmerkung, das Senatsprotokoll vom 8. Juni 1577, ferner Frischl. Celet. II. p. 125 ff.

digte Stelle zugedacht, und Liebler schon nach Straßburg gereist, die Sache in Richtigkeit zu bringen. Eilends begibt er sich nach Backnang, wo der Hof sich eben aufhielt, und reicht da eine nachdrückliche Vorstellung ein. Er erfahre, daß die ihm schon so lange zugesagte Stelle einem Ausländer aus der Herrschaft Tirol, der zu Straßburg eine gute Anstellung habe, bereits decernirt und deputirt sei. Da müsse er nun den Herzog, seine einzige Zuflucht, um Intercession bitten; „denn so dieß vorgehen sollt und ein Landfremder ihm und seinen Kindern das Brot vor dem Mund abschneiden, könne der Herzog wohl abnehmen, wie spöttlich und nachtheilig ihm diese repulsa fallen würde." Er hoffe, der Herzog werde nicht zulassen, daß ihm dieser Tiroler, obgleich sein Schwäher ein Professor und im Collegio sei, oder andre Ausländer einen Stein stoßen; vielmehr „durch eine Fürschrift an Rector und Regenten gnädiglich verschaffen, daß ihm der locus in Collegio philosophico, auf den er allweg sei vertröstet worden, endlich und einmal eingeräumt und zugestellt werde."

Bereits am folgenden Tage hatte Frischlin eine herzogliche Fürschrift, ganz wie er sie wünschte, in der Tasche, mit der er eilig nach Tübingen zurückreiste. Zwar habe man es, hieß es darin, etlichermaßen für unnöthig erachtet, dem Frischlin die verlangte Empfehlung zu geben, da ja sie, die Tübinger, seine Geschicklichkeit am besten kennen: „jedoch, weil wir dannoch soviel bemerkt, daß ihm vielleicht um Etlicher Vorbitte wegen ein Anderer präferirt werden möchte, so haben wir ihm zu Gnaden diese commendatitias nicht verweigern wollen, und das um so viel weniger, weil wir ihn derselben von wegen seiner Erudition würdig geachtet. Sintemal er denn etlich viel End bis in das zehnte Jahr bei unserer Universität, et quidem cum laude et fructu (anderst wir nicht gehört) dociert, auch sonsten honeste et laudate gelebt, darzu in artibus und höhern Facultäten praeclare versiert, und sowohl latinae als graecae linguae cognitione polleat, auch varia doctrina orniert und optimus poeta ist, also daß er (verhoffentlich) der ganzen Schul je länger je mehr ornamento sein kann; daher wir, neben andern Ursachen, nicht für unbillig, sondern seinem bishero angewandten Fleiß, Müh und Profession gemäß halten, daß er vor Andern auf die jetzt zugetragene Gelegenheit (darauf ihm ohne Zweifel von Euch auch hiebevor etwan

Vertröstung und Erspectanz gegeben sein mag) bedacht werde: so ist unser günstiges und gnädiges Begehren, ihr wollet ihn in den erledigten locum Collegii philosophici, nicht allein oberzählter Motiven und seines meriti wegen, sondern auch fürnehmlich um dieser unserer wohlmeinenden Commendation willen, annehmen, damit er dieser unserer Fürschrift im Werk genossen zu haben spüren möge. Inmaßen ja an ihm selbst rechtmäßig, daß taugliche Landeskinder vor Fremden bedacht und Jeder seiner Müh und Fleißes mit der Zeit ergötzt werde." [1])

Am 13ten August reichte Frischlin diese hohe Intercessionsschrift beim Senate ein und erhielt die beruhigendsten Versicherungen; aber die Sache ging nicht vorwärts, so oft er sie auch, mündlich und schriftlich, in Erinnerung brachte. Mit Einem Male gegen Ende des Jahrs, als er, ohne Zweifel in buchhändlerischen Geschäften, auf 14 Tage in die Schweiz verreist war, enthüllten sich die Absichten seiner Collegen. Hatte er früher seine Protestation hauptsächlich gegen Planer gerichtet, so mochten sie ihn mit scheinbarer Wahrheit versichern, daß er von diesem nichts zu fürchten habe. Für Planer nämlich hatte sich mittlerweile eine noch bessere Unterkunft gefunden: die vereinigten Lehrstellen der Medicin und des aristotelischen Organon, welche Jakob Schegk, dem Erblinden nahe, gleichfalls im Juni, niedergelegt hatte. [2]) Darum wurde nun aber die Mendlinische Lection mit dem Sitz im Collegium doch nicht dem Frischlin, sondern dem Georg Burckard, der, früher in Tübingen, vor dritthalb Jahren das Amt eines Schulrectors zu Rotenburg an der Tauber angenommen hatte, übertragen. Das war dem Getäuschten doch zu arg. Augenblicklich stellte er seine Lectionen ein, reiste nach Stuttgart und beschwerte sich in einer Eingabe, die er schon als „weilund Professor zu Tübingen" unterzeichnete, beim Herzog. Für und für habe man ihm das Maul aufgesperrt, zeige ihm und den Seinigen „diesen rothen Oepfel" nun in das eilfte Jahr, um ihnen denselben jetzt sammt dem Brot vor dem Mund abzuschneiden. Daß sich der Herzog ferner für ihn bei der Universität verwende, wünsche er nicht, da es nicht allein vergeblich sein, sondern den Haß und Neid seiner Mißgönner sogar vermehren würde. Dagegen bitte

[1]) Der Herzog an die Universität, Backnang 11. August 1577. St. A.

[2]) Senatsprotokoll vom 8. Juni 77. vgl. mit 7. Juni und 29. Juli 76.

er auf ein Jahr um gnädige Handreichung, damit er sein vor Langem angefangenes medicinisches Studium vollführen, und dermaleinst dem Herzog anderswo dienen möge. Wäre dieser hiezu nicht geneigt, so möchte er ihm wenigstens erlauben, auswärts in Dienste zu treten, und ihn namentlich dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz empfehlen, der bei der hohen Schule zu Heidelberg an Professoren Mangel habe. Könne er dann dem Hause Würtemberg mit Leib und Blut, Ehr und Geführ (denn Hab und Gut sei nicht bei ihm) wiederum dienen, so werde man ihn jeder Zeit willig finden. [1]) Zugleich lief ein Bericht von Seiten des Senats an den Herzog ein: sie seien in der Sache ganz gemäß den Statuten und altem Herkommen zu Werke gegangen, wornach, auf angehörte Meinung der betreffenden Facultät, das Mehr des Senats einen Professor wähle; nun habe aber Frischlin, als er das Ergebniß erfahren, seine beiden Lectionen, von denen er jährlich 160 fl., und wegen der sonntäglichen Disputationen 14 fl. gehabt, gänzlich resignirt, auch erklärt, daß er keine andere vacirende Lectiones annehmen wolle, er werde dann daneben auch in das Collegium artium aufgenommen und der commoditatum ejus Collegii et Senatus theilhaftig, mit dem Anhang, daß er sich über diese Sache, als de summa injuria, beim Herzog beklagen wolle. „Dieweil sie denn aus bewegenden Ursachen (diese werden aber nicht angegeben) ihn dieser Zeit nicht können oder wissen in Facultatem artium kommen zu lassen", so bitten sie, falls Frischlin klage, nichts ihrer unverhört hierin zu statuiren. [2])

Auf herzoglichen Befehl sollten nun die Theologen und Kirchenräthe mit Frischlin handeln. Am 4ten Januar 1578 wurde er vorgefordert und ihm vorgehalten: da er seither nicht ohne Frucht an der Universität docirt habe, so sei des Herzogs gnädige Meinung und Begehren (unerachtet ihm des Mendlin sel. Lection verweigert worden, „in welchem vielleicht Universitas et Senatus dießmals Bedenken gehabt"), er möge bei seinen Vorlesungen bleiben und dieses Orts nicht so auf einen Stutz aussetzen. Darauf erzeigt sich Frischlin, dessen Zorn, je heftiger er am Anfang war, desto schneller zu ver=

[1]) Frischlin an den Herzog, Stuttg. 31. Dec. 1577. St. A.

[2]) Rector und Regenten der Universität an den Herzog, Tübingen 30. Dec. 1577. St. A.

rauchen pflegte, schon wieder wie ein Lamm. „Weil es denn Ihrer Fürstl. Gnaden Will und Meinung, daß er seine lectiones wieder annehme und fortsetze, so wolle er (unerachtet er aus einer Hitz, wenn er nicht in's Collegium und den Senatum genommen werde, wieder zu lesen abgeschlagen, und also resignirt) Gehorsam leisten, und in seinem officio mit getreuem Fleiß fürfahren"; er bitte nur um eine gnädige Empfehlungsschrift an Rector und Regenten, „allen Unwillen hinzulegen und fallen zu lassen: so sei er der tröstlichen Hoffnung, es solle mit Gottes Gnad allenthalb wieder gut werden." Hierauf schließlich die Räthe: daß er sich dermaßen willfährig erklärt habe, daran thue er recht und gut, und werde ihm künftig zu seiner Wohlfahrt fürständig sein. [1])

Noch an demselben Tage ging auch ein Erlaß an die Universität in der Sache ab. Es wird die Empfindlichkeit darüber nicht verborgen, daß der Senat auf die herzogliche „so wohlmeinende Intercession sich nicht willfährig erklärt, oder doch die verhinderlichen Ursachen berichtet habe", darüber jedoch mit einem allzugutmüthigen „Aber wie dem —" hinweggegangen, und schließlich an die Herren nur das Begehren gestellt: „Ihr wollet eures Theils, wo einiger Unwille fürgefallen wäre, denselben gänzlich hinlegen und fallen lassen, und weil Frischlin, wie ihr wisset, ein fürtrefflich ingenium und feine dona hat, daher auch der Schul nicht übel anstehet und Nutzen schaffen kann, ihm über die 160 fl. und die 14 fl., so er bisher gehabt, darin ihm billig nichts abzukürzen, etwas addiren, oder ihn sonsten, da ihr Bedenkens trüget, ihn in das Collegium und den Senatum noch derzeit aufzunehmen, mit selbigen Collegii und Senatus Nebencommodis an Früchten und Wein bedenken, und euch hierunter dermaßen gegen ihn erweisen, daß er desto lustiger und williger gehalten werde und so viel baß beharren könne, auch dieser unserer Commendation zum wenigsten hierin fruchtbarlich genossen zu haben, im Werk spüren möge." [2])

Nach Frischlins eigener Angabe in einer um zehn Jahre späteren Schrift, [3]) wären ihm jetzt zu seiner Geldbesoldung 24 Scheffel Getreide,

---

[1]) Protokoll, Stuttg. 4. Jan. 1578. St. A.

[2]) Erlaß an Rector und Regenten &c., Stuttg. 4. Jan. 1578. St. A.

[3]) Celet. II, p. 125 b. f.

4 Eimer Wein, und an Hülsenfrüchten so viel zugelegt worden, als die Mitglieder des Artistencollegiums bezogen. Wenn man jedoch nach zwei Jahren noch einen Antrag der herzoglichen Räthe findet, ihm die Emolumente eines Facultätsmitgliedes zu ertheilen, und zugleich in einem Briefe Frischlins aus jener Zeit von großen Vortheilen liest, die ihm damals, zu Ende des Jahres 1579, zugewendet worden seien, so scheint es, er hat sich in der späteren Erzählung entweder über den Zeitpunkt ganz geirrt, oder es sind ihm die Einkünfte eines Facultätsmitgliedes auf jene Verhandlung vom Januar 1578 hin wenigstens noch nicht vollständig zugetheilt worden.

Doch die Leser werden längst gefragt haben, woher dem von seinen gelehrten Collegen so unfreundlich behandelten Manne die warme Hofgunst gekommen sei, die in den zuletzt erzählten Vorgäugen zu bemerken war? Und da müssen wir bekennen, daß wir, um die zusammenhängende Entwicklung der Tübinger Verhältnisse nicht zu unterbrechen, das Verhältniß Frischlins zum Hofe, wie es sich schon mehr als zwei Jahre vor dem zuletzt erreichten Zeitpunkte gestaltet hatte, absichtlich übergangen und seine Darstellung dem nächsten Kapitel vorbehalten haben.

Viertes Kapitel.

Frischlin in Hofgunst.

Seine Würtembergische Hochzeitbeschreibung und sein Lobgedicht auf die Oesterreichischen Kaiser.

In den Weihnachtstagen 1568, noch kein Jahr nach Frischlins Anstellung in Tübingen, war Herzog Christoph gestorben, nachdem er in einer nur achtzehnjährigen Regierung Gutes für Jahrhunderte gestiftet hatte. Er war ein Mann von hellem Verstande, redlichem Herzen, festem, nur auf das Gute gerichteten Willen, und in der Schule des Unglücks gereift. Selten thut die Betrachtung eines Fürstenlebens so durchaus wohl. Selbst seine kleinen Schwächen stehen ihm gut; er hatte aber im Grunde nur Eine: allzu ängstliches Lutherthum und zu viel Respect vor seinen Theologen. Sein frühzeitiger Tod war für das Land, und war gewiß auch für Frischlin ein Unglück. Schwerlich würde dieser zwar bei dem ernsten würdigen Vater die Stufe persönlicher Gunst erstiegen haben, wie bei dessen lebens- und trinklustigem Sohne: aber unter Christophs ehrfurchtgebietendem Auge und fester Regentenhand würden auch wahrscheinlich sowohl die Eigenmächtigkeiten der Universität, als die Excesse Frischlins unterblieben sein, deren Zusammenwirken ihn in's Verderben stürzte.

Bei Christophs Tode war sein Sohn und Nachfolger Ludwig noch nicht volle 15 Jahre alt. [1]) Der ältere Sohn, Eberhard, war vor dem Vater gestorben, dem er keine Freude gemacht hatte. Der

[1]) Christoph † 28. December 1568. Ludwig geb. 1. Jan. 1554.

mit Landes- und Reichsgeschäften überladene Fürst hatte seine Erziehung sorgfältig angeordnet, aber in der Wahl der Personen sich vergriffen und den rechten Mann zu spät gefunden: so wurde der Prinz ein wüster Trinker und verkürzte sich das Leben. Doppelte Sorgfalt ward nun aufgewendet, damit der zweite Sohn nicht auch mißrathe; er zeigte sich lenksamer, aber wenig begabt, und verlor den Vater, da er ihn am nöthigsten gehabt hätte. Die Mutter, eine Anspachische Prinzessin, hatte Christoph auf Befehl seines despotischen Vaters geheirathet, und mit ihr eine friedliche, kinderreiche Ehe geführt. Erst nach seinem Tode kam es allmählig an den Tag, was sie für eine schwache, einfältige Dame war. Die Ostheimerin, des Kammermeisters Frau, und eine Kammermagd beherrschten sie, die ihrerseits im Lande herrschen wollte. Kein Jahr stand es auch an, so war durch sie die Staatsmaschine, die ihr verewigter Gemahl so wohleingerichtet hinterlassen hatte, aus allen Fugen gebracht. Mit Christophs Einrichtungen zur Erziehung seines Sohnes ging es nicht besser. Der 15jährige Prinz wuchs unter den Weibern auf, und mußte auf der Hirschjagd der Ostheimerin die Hirsche zutreiben.[1]) Zuletzt wurde die gute Frau gar noch irrsinnig aus Liebe zu einem hessischen Landgrafen, dessen Mutter sie hätte sein können, und der auch später ihr Schwiegersohn wurde, und starb in dem Gewahrsam, worein man sie deßwegen hatte bringen müssen.

Herzog Christoph hatte für seinen Sohn eine lange Vormundschaft angeordnet. Erst mit 24 Jahren sollte er die Selbstregierung antreten. Doch gaben die Verhältnisse, daß schon drei Jahre früher (1575) die Vormünder und ihr Statthalter sich zurückzogen und dem jungen Herzog die Regierung überließen, die er gleichwohl förmlich erst nach Ablauf der festgesetzten Frist antrat. Ludwigs anfänglich schwache Leibesbeschaffenheit kräftigte sich durch die ritterlichen Uebungen der Zeit. Er wurde ein gewaltiger Jäger, der Eber spießte und Bären hetzte, und kein Datum sicherer behielt, als wenn es sich an die Hirschfeiste oder sonst eine Festzeit des Waidmannskalenders knüpfte. Auch bei Kampfspiel und Turnier zeigte er (wenigstens in Frischlin's Beschreibungen) Gewandtheit und Kraft. In dem Unterricht,

---

[1]) Sattler, Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter den Herzogen, Bd. V, S. 9.

den er genossen hatte, war die religiöse und theologische Seite auf keinen Fall zu kurz gekommen. In den Glaubenscontroversen seiner Zeit war Herzog Ludwig wohl bewandert, und seine lutherische Rechtgläubigkeit vom reinsten Wasser. Auch Latein hatte er für den Haus- und Hofgebrauch genug gelernt, so sehr seine Rechtschreibung die „grabrones“ die Kritik „ihrithiren“ [1]) mochte. Seine eigenhändigen Resolutionen und Randglossen zu eingelaufenen Bittschriften oder Berichten zeigen nicht blos gesunden Verstand, sondern oft auch drolligen Mutterwitz. An Geradsinn und guten Willen fehlte es ihm noch weniger; hierin vielmehr war er ganz seines Vaters Sohn. Aber zum Regieren reichten diese Eigenschaften in dieser Ausbildung nicht hin. Ludwigs Auge sah schärfer im Walde als im Kabinet, er saß fester zu Pferde, als auf dem Herrscherstuhl. Dieß fühlte er auch selbst, und stützte sich daher bei jedem Schritt auf seine getreuen Räthe. Sein Wunsch war „ein christlich, ruhig, vertraulich Regiment,“ und das ließ sich am ehesten erreichen, wenn er es nach dem Gutachten von wenigen erprobten Männern führte.

Das Vergnügen des jungen treuherzigen Fürsten war, neben der Jagd und dem Bibellesen, „bisweilen mit ankommenden Freunden oder vertrauten Dienern einen starken, fröhlichen Trunk zu thun.“ Die Gäste wo möglich bezecht nach Hause zu schicken, war eine Absicht, die nur leider selten erreicht werden konnte, ohne „der eigenen Natur und Complexion zu viel zuzumuthen.“ Sein vertrautester Rath stellte ihm später freimüthig den Abbruch vor, den er hiedurch seinem Verstand, Leibeskräften und Leben thue, ja er erlaubte sich, auf die Kinderlosigkeit der beiden herzoglichen Ehen als eine Folge davon hinzudeuten. Der gewagte Vorhalt änderte nichts in des Herzogs Gunst gegen den treuen Diener, aber auch nichts in seiner Lebensart. [2])

Eine angenehme Unterhaltung waren dem jungen Herrn von jeher auch Komödien gewesen. Im Jahr 1571, als die zu Tübingen ausgebrochene Pest die Universität nach Eßlingen und das Hofgericht nach Waiblingen getrieben hatte, führten um Lätare Waiblinger Bürger das jüngste Gericht so natürlich auf, daß der Herzog sie auf den

---

[1]) So schrieb er nämlich statt „die crabrones irritiren.“

[2]) Zwei für den Herzog Ludwig bezeichnende Stellen aus seinen Leichpredigten sind in den Beilagen unter I. mitgetheilt.

Ostermontag nach Stuttgart berief, dort auf dem Markt ihre Vorstellung zu wiederholen. Da wäre es aber beinahe gar zu natürlich zugegangen. Nämlich die Bühne fiel zusammen, die Hölle gerieth in wirklichen Brand, die Teufel liefen davon, und Gott Vater wich fluchend von seinem Throne.[1]) Ueberhaupt war Herzog Ludwig nicht ohne Sinn für Poesie. Hatte er einen Bären gefangen, so wollte er auch ein Lied darauf haben, und die Jahrszahl einer ergiebigen Saujagd sah er gern durch ein Chronostichon verewigt.

Ob nun nicht für einen Fürsten solcher Complexion ein Mann wie Frischlin ein glücklicher Fund heißen mußte? Er war lebenslänglich berühmt dafür, wie „bossierig er in conviviis" sei. Auch bezechen ließ er sich, wenn es der Herzog durchaus haben wollte; nur daß, wenn beide in gleichen Zügen tranken, der erlauchte Wirth vermuthlich schon vor dem gelehrten Gaste genug hatte. Und Komödien konnte es nun geben, so viel der Herzog wünschen mochte: in Frischlin hatte er den Dichter und Regisseur in Einer Person. Für seine Jagden, seine Feste, hatte er nun einen Beschreiber, für den Ruhm seines Hauses einen Herold gewonnen: und Herzog Ludwig hielt auf seine „Reputation."

Gesehen und gesprochen hatte der leutselige Fürst, der Tübingen häufig besuchte, seinen poetischen Professor gewiß schon früher: ein näheres Verhältniß aber trat erst im Jahr 1575 ein, als es für seine Muse eine bedeutende, dringende Bestellung gab. Vielleicht, daß ein empfehlendes Wort aus der Umgebung des Fürsten hinzukam. Sein Kanzler Dr. Johann Brastberger, ein gelehrter Jurist, bewunderte Frischlins Talent, dessen erste größere Arbeit für den Herzog er hernach mit einem Elogium zierte. Als sein besonderer Gönner aber erscheint fortan des Herzogs Kammersecretär Melchior Jäger, und er spielt in Frischlins Lebens-, wie in der Würtembergischen Landesgeschichte eine so bedeutende Rolle, daß wir hier ausführlicher von ihm reden müssen. Melchior Jäger war nur drei Jahre älter als Frischlin. Er war in Neuffen geboren, machte seine Studien in Tübingen, und reiste dann zu seiner weiteren Ausbildung in der Jurisprudenz und in der französischen Sprache nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr stellte ihn im Jahr 1566 Herzog Christoph in der Hofkanzlei an,

[1]) Crusius, Annal. Suev. III, 744.

und gab ihn seinem vertrauten Kammersecretär, Franz Kurzen, als Schreiber bei. Die Verwirrungen, wie sie nach Christophs Ableben, namentlich durch die Zerwürfnisse der verwittweten Herzogin mit den Vormündern, in dem Geschäftsgang eintraten, wußte der aufstrebende junge Mann mit solcher Gewandtheit für sich auszubeuten, daß er bald bei den fürstlichen Personen den alten ehrlichen Kurz ausgestochen hatte, und nach dessen ebendamals (im August 1575) erfolgtem Tode als Kammersecretarius an seine Stelle trat. Als im Jahr 1578 Herzog Ludwig die Selbstregierung förmlich antrat, überreichte ihm Jäger „als ein vertrauter, wiewohl geringfügiger und unwürdiger Kammerdiener" ein unterthäniges Promemoria, wie das neue Regiment am besten geführt werden könne, in welchem er bald der einflußreichste Mann wurde. Schon im Jahr 1576 erhob ihn auch Kaiser Maximilian II. in den Adelstand, und Rudolf II. verlieh ihm im Jahr 1582 einen Freiheitsbrief, der ihm und seiner Familie alle Rechte von Reichsunmittelbaren gewährte. Dazu belehnte ihn sein Herzog im Jahr 1587 mit Dorf und Burg Höpfigheim, nachdem er ihn das Jahr vorher des Secretariats entlassen und zum adelichen Geheimenrath, mit dem Rang unmittelbar nach dem Landhofmeister und vor dem Kanzler, ernannt hatte; eine Stellung, die er während der ganzen übrigen Regierungszeit des Herzogs Ludwig einnahm. Wie treu er diesem anhing, dessen Erhaltung freilich zugleich die seiner eigenen Stellung war, davon haben wir schon eine Probe gesehen; das häkliche Mahnschreiben an diesen Fürsten in Absicht des Trunkes war von ihm. Eine Elegie Frischlins,[1]) der wir auch einige Lebensumstände entnommen haben, rühmt seine Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, und die zahlreichen Concepte von seiner Hand unter den Frischlinischen Acten zeigen ihn als einen Mann nicht nur von Geschäftsgewandtheit, sondern auch von Geist. Wie und wann sich seine nähere Bekanntschaft mit Frischlin gemacht hat, wissen wir nicht: aber von der Mitte der 70er Jahre an zeigt sich in seinen den Dichter betreffenden Concepten ein entschiedenes Wohlwollen für diesen, der sich hinwiederum fortan, wo er einer Fürsprache bei'm Herzog bedarf, an Melchior

[1]) Frischlini Opp. pars eleg., L. XX, Eleg. 6. Sonst vgl. über Melchior Jäger, außer den Würtemb. Geschichten, insbesondere Spittlers Geschichte des W. Geheimenrathscollegiums, Werke XIII, S. 308 ff.

Jäger als an „seinen Vertrauten" wendet. Natürlich suchte er dies wichtige Gunst durch poetische Huldigungen zu erhalten und zu mehren, für welche Jäger keineswegs unempfindlich war. Wie derselbe als Kammersecretarius an Kurzens Stelle trat, fand sich Frischlin mit einem elegischen Glückwunsch ein; für seine erste Frau verfaßte er ein Epitaphium, für die Hochzeit mit der zweiten ein Epithalamium; bei den Beschreibungen Würtembergischer Hoffeste aber war sein Lob ohnehin nicht zu umgehen. So galt denn Jäger auch bei Andern, namentlich bei der Universität, als Frischlins entschiedenster Gönner und blieb dieß auch am längsten.

> Jetzt, da Noth mich umdrängt, da Alle mich, Alle, verlassen,
> Bist der Einzige Du, der sich zur Seite mir stellt —

so rief ihm Frischlin später zu.[1]) Selbst als dieser seine Angelegenheiten bereits dermaßen verwirrt hatte, daß ihm nicht wohl mehr zu helfen war, suchte Jäger das Unvermeidliche wenigstens zu mildern, und in mancher unscheinbaren Correctur, die er in den Frischlin betreffenden Ausfertigungen anbrachte, zeigt sich die Hand des Freundes, der freilich zugleich Hofmann genug war, um sich nicht aussetzen zu wollen.[2])

Ob es nun Jäger war, der den Herzog auf Frischlins Talent aufmerksam machte, oder nicht: jedenfalls kam in dem damaligen Zeitpunkte für den Würtembergischen Hof ein Poet wie gerufen, da einer jener Feste bevorstand, welche selbst in bürgerlichen Verhältnissen die Muse herauszufordern pflegen. Auf bewegliches Zureden des Ausschusses seiner getreuen Landschaft nämlich hatte sich der 21jährige Fürst zum Heirathen entschlossen, und dem Gutachten seiner Vormünder gemäß Dorothea Ursula, des Markgrafen Carl von Baden Tochter gewählt. Auf den 7ten November 1575 war das Beilager festgesetzt und nun galt es für den neuen Hofpoeten, die Poesie zu commandiren. Das that er denn auch meisterlich, indem er sich gleich doppelt

---

[1]) Opp. p eleg. L. VII, Eleg. 1.

[2]) Nachdem unter Herzog Friderichs eigenmächtigem Regimente Jäger 15 Jahre lang im Schatten gestanden, erreichte er unter dessen Sohne und Nachfolger Johann Friderich, fast noch eine höhere Stufe der Macht, als er unter Herzog Ludwig inne gehabt hatte, und starb 1611.

und dreifach, erst als Elegiker, dann auch als Epiker und Dramatiker, einstellte. Eben in jenen Jahren hatte der jetzt 27jährige Dichter die männliche Geistesreife erreicht.

Die elegische Gabe, die er brachte, sind zwei poetische Episteln, in der Weise der Ovidischen Heroiden, zwischen dem fürstlichen Brautpaare gewechselt. [1]) Es sind sehr ausführliche Gedichte, die zusammen 65 Seiten umfassen. Vor Allem zeigt sich hier nun Frischlin im Besitze der vollen Meisterschaft über die Form. Gedanken und Ausdrücke der römischen Dichter stehen ihm in reichster Auswahl zu Gebot, und werden so geschickt verwendet, in so leichtem, natürlichem Redeflusse dahingetragen, daß man glauben möchte, er wirthschafte durchaus mit eigenem Gut, würde man nicht durch die häufig eingeflochtenen Parodien berühmter antiker Verse und Halbverse an den eigentlichen Sachverhalt erinnert. [2]) Aber auch in Absicht auf Erfindung und Ausführung sind diese Gedichte nicht gemeiner Art. Die Situation, die sie voraussetzen, ist diese. Herzog Ludwig ist nach Pforzheim an den markgräflichen Hof gereist, hat die Tochter gesehen und von den

---

[1]) Epistolae duae: altera illustrissimi Principis ac Domini Dn. Ludovici, Ducis Wirtembergici & Teccii &c. ad illustrissimam Pr. ac Dominam Dn. Dorotheam Ursulam, ill. Pr. & Dni Caroli. March. Bad. &c. filiam; altera hujus ad illum. Opp. P. eleg. Lib. VI. Steht auch in Opp. P. scenica, Argent. 1598, p. 564 ff.

[2]) Ich setze zur Probe einige in der Frischlinischen Umbildung her.

Aus Horaz:

Nil desperandum Christo duce & auspice Christo (Teucro).

Fortibus atque bonis fortesque bonique creantur,
Nec venit a navo semine deses equus.
Nec Jovis imbellem volucres genuere columbam &c.

(Christoph) Cui pietas, cui cana fides & cultus honesti
Quando ullum invenient hoc super orbe parem?

Mista ducum ac populi densantur funera: nullum
Orbe fugit toto mors violenta caput.

Aus Virgil:

Moestaque se longo solvebat Teccia (Teucria) luctu
(bei Ulrichs Rückkehr).

Aus Ovid:

Si tibi, ni fuerit, quales tibi dicimur esse,
Nulla placere potest: nulla placere potest.

Eltern das Jawort erhalten, ist sofort zurückgeritten, und bringt nun bei der jungen Markgräfin seine Werbung schriftlich an. Da erzählt er denn, wie sein seliger Vater Christoph ihm im Traum erschienen sei, ihn ermuntert habe, bei diesen geschwinden Zeitläufen doch endlich an die Heirath und Fortpflanzung seines Stammes zu denken, und als er die Schwierigkeit, eine geeignete Frau zu finden, eingewendet, habe jener ihn auf die erlauchte junge Nachbarin aufmerksam gemacht. So sei er denn zum Besuch gekommen, wie sie wisse, habe sie gesehen, und alsbald Liebe für sie empfunden, sei aber zu blöde gewesen, ihr dieselbe mündlich zu gestehen, was er nun schriftlich mit der Bitte um Gegenliebe nachhole. Freilich sei weder sein Aeußeres mit dem ihrigen, noch auch der Würtembergische Stamm mit dem der kaiserverwandten Zähringer zu vergleichen, dessen Genealogie sofort weitläufig gegeben wird; doch seien auch seine Vorfahren wackere Fürsten gewesen, und seine Schwäger und Vettern aller Ehren werth, die sie freundlich in den Kreis der Familie aufnehmen werden, zumal die beiden Häuser durch gleiches Festhalten am reinen Lutherthum ganz besonders zusammenpassen. Auch Land und Leute zu Würtemberg werden das Hochzeitsfest verherrlichen helfen: die schutzverwandten Reichsstädte werden Geschenke bringen, die Klosteräbte mit Segenswünschen und Verehrungen erscheinen, die Festungen bei ihrem Einzuge die Kanonen lösen, und die blühenden Städte des Landes je von ihren Erzeugnissen Hochzeitsgaben überreichen. Möge nur die Erkorene den ersehnten Tag und die selige Nacht nicht allzulange verzögern, und vor Allem ihm bald eine günstige Antwort zu Theil werden lassen. Das Alles ist beredt, phantasiereich, warm und selbst zart ausgeführt, und nicht minder im zweiten Briefe die Antwort der Braut. Ihre Verlegenheit, wie sein Schreiben ihr im Kreise der Mägde bei'm Spinnrocken übergeben wird; ihre Ueberraschung, daß ein so bedeutender Fürst sich zu ihr herablassen wolle; der tiefe Eindruck, den sein männliches Wesen auf sie gemacht hat; die demuthsvolle Ergebung, mit der sie sich und ihr Geschick in seine Hände legt, ihm Treue und unzertrennliche Anhänglichkeit gelobt: ist hier gleichfalls lebendig und innig wiedergegeben. Dabei ist der Gegensatz gegen die erste Epistel regelrecht durchgeführt: hat der Freier sein Aeußeres gegen das ihre heruntergesetzt, so thut sie nun das Umgekehrte; wie er den Badischen,

so preist sie, und zwar in noch ausführlicherer genealogischer Darstellung, den Würtembergischen Stammbaum u. s. f.: kurz, in der Literatur ihrer Art nehmen diese Gedichte eine ausgezeichnete Stellung ein. Frischlin scheint sie beim Hochzeitsfeste überreicht zu haben, wo auch andre Gelehrte, z. B. Martin Crusius, „der Stolz der griechischen Sprache", wie ihn Frischlin bei dieser Gelegenheit nennt, poetische Gaben darbrachten, und vom Herzog dafür beschenkt wurden. [1])

Die fürstliche Hochzeit selbst, die sofort vom 7ten November an mit achttägigen Festlichkeiten begangen wurde, war ein rechtes Prachtexemplar einer solchen Feier, das eine poetische Beschreibung gewissermaßen zu fordern schien. Die großartigen Zubereitungen am Stuttgarter Hoflager, die Zahl und der Rang der Gäste, der Glanz ihrer Erscheinung und die Pracht ihres Empfangs, die Aufzüge, Mahlzeiten, Schenkungen, die Jagden und die Ritterspiele zu Pferd und zu Fuß, die Kampfpreise, die Tänze und Feuerwerke, das Alles bot einem Poeten jener Zeit und ihres Geschmacks eine Fülle der lockendsten Aufgaben dar. Schade nur, daß des Herzogs dramatische Liebhaberei dem neugefundenen Hofpoeten kaum Zeit ließ, an seiner epischen Festbeschreibung zu arbeiten. Alle Augenblicke wurde er nach Hofe berufen, um dort Komödien aufzuführen, die er zum Theil erst zu machen hatte; dabei gingen seine Lectionen an der Universität fort, und im Herbst 1576 kam noch eine Reise von mehreren Wochen hinzu. So stand es über ein Jahr an, bis die Festbeschreibung zu Stande kam, die sich nun aber auch in 7 Büchern, jedes von 700 und mehr Hexametern, um so stattlicher einstellte. [2])

In einer vorangeschickten Elegie an Virgil bittet Frischlin diesem die auch hier wieder an ihm begangenen vielfachen Diebstähle durch einfaches Zugeständniß ab; [3]) dann entschuldigt er die Unvollkommenheit seiner Arbeit theils mit der Ungunst der Sprache, die ihm entgegengestanden:

[1]) S. das sogleich anzuführende Werk Frischlins, in dessen Opp. Pars epica, ed. Pflüger, Argent. 1598, p. 159.

[2]) Libri VII de primis nuptiis ill. Principis ac Domini Dni Ludovici &c. cum ill. Principe ac Domina Dna Dorothea Ursula &c. Stuccardiae, anno 1575, mense Novembri celebratis. Opp. P. ep. p. 83—248.

[3]) Furta meis multi dicent haerere libellis,
Et mea quod fuerit praeda Maronis opus.

(Denn dir floß das Latein als Muttersprache vom Munde,
Das zu erlernen mich Mühe gekostet und Schweiß)

theils mit der kurzen und nicht ungestörten Zeit, die ihm dazu vergönnt gewesen. Im Eingang des Epos selbst werden sofort Phöbus und die Musen als verbrauchte Wahngebilde abgewiesen, und dafür Christus um das Jessäische Plectrum angerufen, womit Salomo seine keusche Liebe zur Sulamith verherrlicht habe: als Sonnengott übrigens erscheint Phöbus gleich darauf, auch Bacchus und Ceres, Mars und Minerva bleiben ungekränkt in ihren herkömmlichen Stellungen; obwohl später, um das maskirte Ringelrennen zu beschreiben, wieder pflichtmäßig Christus und der heilige Geist zu Hülfe gerufen werden.

Die Erzählung wird mit einer Beschreibung des Schauplatzes eröffnet. [1])

Dort, im Thale versteckt, unfern von den Hügeln des Neckars,
Liegt eine Stadt, ein Garten vordem erzhufiger Stuten
(Badens Markgraf gründete sie, so lautet die Sage);
Reich an Gut ist der Ort und gesegnet durch Gaben des Bacchus,
Mauern gleich erheben sich rings weintragende Hügel,
Weit und breit grünt Alles von üppigem Rebengeranke,
Nie auch versagt der Kelter den Most die schwellende Traube.

Wir können dem Gange des Gedichts, das dem Verlaufe der Festlichkeiten von den Zurüstungen und der Ankunft der Gäste bis zu deren Abzuge Schritt für Schritt folgt, hier nicht nachgehen; es sei genug, auf einzelnes Bemerkenswerthe hinzudeuten. Daß die grundsätzliche Vermauerung antiker Säulen in den neuen Bau auch hier nicht fehlt, ist schon in der vorausgeschickten Elegie zugestanden. So starren uns denn gleich am Eingang, unter den Vorräthen zur Speisung der Gäste, die wohlbekannten 100 Virgilischen Schweinsrücken entgegen; [2]) der Stuttgarter Palast wird ganz wie einst Dido's kar=

[1]) P. 87: Urbs jacet ad Nicri colles in valle reducta,
Stuccarda, aeripedum quondam fuit hortus equarum,
(Marchiadae Badensis opus, sic fama priorum)
Dives opum locus & dulci generosus Jaccho:
Quem circum uviferi surgunt, ceu moenia, colles,
Pampineisque virent late loca plena racemis,
Et nunquam praelis laticem negat uva Lyaeum.

[2]) . . . . Magnorum horrentia centum
Terga suum. . . . Aen. I, 637 f.

thagischer für die Gäste hergerichtet;[1]) der Würtembergische Oberhof=
meister drückt seinem Herrn seine Dienstbeflissenheit in des Aeolus
Worten an Juno[2]) aus; ja Herzog Ludwig selbst am Traualtar
gleicht auf ein Haar dem frommen Aeneas, wie ihn die göttliche
Mama zur Cour bei Ihrer punischen Majestät herausgeputzt hatte.[3])
Bezeichnend ist die Verwendung der Verse, mit welchen Virgil dem
edeln Freundespaare, Nisus und Euryalus, ewigen Nachruhm ver=
heißt. Keines geringern nämlich scheinen unserem Dichter die Fürsten
werth, welche zur Hochzeit — die feineren Weine geliefert hatten.

Dank sei euch für die Gaben des Bacchus, die ihr gesendet,
Edle Seelen, gesagt! Wenn meine Gesäng' es vermögen,
Wird euch nimmer ein Tag entziehn dem Gedächtniß der Nachwelt.[4])

Eine unerläßliche, aber schwierige Aufgabe für einen solchen
Festdichter war es, alle die Herrschaften, Grafen und Edle, Doctoren
und Räthe, die daran Theil genommen, mit Namen und nach ihren Ver=
diensten aufzuführen. Mit den letztern ging es noch, denn wo keine
waren, mochten sie dreist erdichtet werden; aber die deutschen Namen
waren für den lateinischen Poeten eine harte Nuß. Denn wenn auch
die Späte und Schillinge, die Weiler und Kechler allenfalls zu
zwingen waren, so konnten die Riedesel und Burgmilchlinge, und
vollends gar die Geisbolzheime, einen christlich=germanischen Virgil
wirklich zur Verzweiflung bringen.[5]) Zwar hilft sich der unsrige

---

[1]) Jam domus interior regali splendida luxu
Instruitur . . Vergl. Aen. I, 637 f.

[2]) . . . . Tuus, o Ludovice, quid optes
Explorare labor: mihi jussa capessere fas est. Vgl. Aen. I, 76 f.

[3]) Constitit hic heros claraque in luce refulsit,
Os humerosque deo similis · namque ipse decorem
Ludvico aetherius genitor, lumenque juventae
Purpureum, & laetos oculis afflarat honores. Vgl. Aen. I, 588 ff.

[4]) Gratia sit vobis missi pro munere Bacchi,
Illustres animae: si quid mea carmina possunt,
Nulla dies unquam memori vos eximet aevo. Vgl. Aeneis IX, 444 f.

[5]) Spaetius Hepfigia ducens cognomen ab alta —
Suandorfa Caspar Kechelerus origine natus —
. . . . Studiis animum formatus & arte
Ridesel ingenua . . . . —

etlichemal durch einen kühnen Griff, indem er so bedeutsame Namen wie Karpfen, Breitenbach, Hanfmus, geradezu übersetzt;[1]) wobei er aber meistens dennoch gerathen findet, den eigentlichen deutschen Namen dazuzusetzen, sonst hätten es die deutschen Herren gar nicht als Erwähnung ihrer edlen Häuser gelten gelassen. Nimmt man noch die Masse deutscher Ortsnamen hinzu, die nicht zu umgehen waren, so begreift man, warum Frischlin eine besondere Entschuldigung gegen die ausonischen Musen (daß er diese im Eingang abgeschworen, daran denkt er also nicht mehr) für nöthig hält:[2])

Ihr ausonischen Musen, wofern so barbarische Namen
Euch verletzen, die kaum in römische Verse zu bringen:
Klaget mein Lied nicht an, noch suchet die Schuld in des Dichters
Ungeschick, die allein in der heimischen Sprache zu finden.
Denn wem wär' es verliehn, so sträubende Worte zu zwingen,
Daß nichts Holpriges mehr, nichts Rauhes verbliebe, wenn deutscher
Wortstamm unter lateinischen Laut mißtönig hineinkreischt?

Also über die deutsche Sprache soll Alles hinaus, die doch gewiß den Dichter nicht geheißen hatte, ihre ehrlichen Geschlechter- und Ortsnamen in lateinische Hexameter hineinzustopfen. Doch mochten hierüber die Musen immerhin ein wenig schmollen, wenn nur die edeln Herren selbst, mit deren Namen und Lob er jene plagte, es dem Dichter verdankten. Aber hierin hatte er gerade das Widerspiel zu erfahren. Die Herter und Anweil, die Degenfeld, Schilling und Karpfen, deren Biderkeit, Bildung und Humanität er hier so volltönig preist,[3]) sind

---

Nam Brandenburgi partesque locumque Georgi
Burgmilchlingus habet . . .
. . . Badani nomine Carli
Cranzus erit judex Geisbolzheimaea propago.

[1]) Karpfen heißt Carpio; Braitenbach wird umschrieben:
. . . . . cui latus nomina rivus
Indidit, at braitum dicit vox patria Bachum.
Hanfmus wird als derjenige bezeichnet, qui
Cannabia de pulte gerit memorabile nomen.

[2]) L. I, p. 101.

[3]) Z. B. von Fritz Herter: . . animo sincerus aperto,
Antiquae fidei & studii laudator honesti,
Et leges et jura fori dare civibus aequa
Suetus, & ingenuas doctus non segniter artes.
Er war damals Obervogt in Sulz.

später (wir können hier noch nicht entscheiden, aus wessen Schuld) seine bittersten und (so viel können wir hier schon sagen) rohesten Feinde geworden.

Ein weiteres Rennen mit Hindernissen bereiteten dem deutsch-lateinischen Pegasus die fürstlichen Mahlzeiten, deren zum Theil ganz moderne Gerichte in classisches, und noch dazu scandirbares Latein zu bringen waren. Was hierin mittelst eines genauen Studiums der einschlägigen Partien in Plinius und Petronius, Horaz und Juvenal, durch den gewandtsten Verskünstler geleistet werden konnte, das hat Frischlin gewiß geleistet, und ist dafür von seiner und der nächstfolgenden Zeit gepriesen worden: wir können nur den Aufwand von Fleiß und Geisteskraft bedauern, die an eine so verkehrte Aufgabe verschwendet wurden. Daß der Dichter neben den Speisen die damals beliebtesten Weine, deutsche und ausländische, aufzuzählen nicht vergißt, ist schon angedeutet. Was die Würtembergischen Landweine betrifft, lesen wir:

Einem mundet der Eilfinger mehr, Heppacher dem Andern,
Diesem behagt Beinsteiner, und Jenem der Schiller von Fellbach.

Auch der Stuttgarter und Beutelspacher, der von Wangen und Lauffen, finden ihre Liebhaber. Dabei wird von dem fürstlichen Bräutigam und Wirth gerühmt, er habe nur mäßige Becher genommen und sei seinen Gästen mit anständigem Beispiel vorangegangen. Daß er an seinem Freudentage der Armen und Leidenden nicht vergessen, sondern ihrer ein Tausend vor dem Thor unter einem eigens errichteten Schutzdache reichlich gespeist und getränkt habe, ist ohnehin in seiner Art.

Leichter als das wirkliche Essen ließen sich die sogenannten Schauessen beschreiben, die bei solchen Festen herkömmlich neben den genießbaren Speisen zur Augenweide aufgesetzt wurden. Es waren dieß Landschaften und Figuren, wie wir sie unsern Kindern an Weihnachten zu bescheren pflegen, und dem Geschmacke der Zeit gemäß theils biblischen, theils mythologisch-allegorischen, bisweilen auch mehr genrehaften Inhalts. So wurden hier nacheinander aufgesetzt: das Paradiesgärtlein; die Krippe mit dem Jesuskind und den drei Königen; Berg und Burg mit Weinspringbrunnen, worin Schwäne und Sirenen

schwammen; der barmherzige Samariter; Simson; St. Georg; Daniel in der Löwengrube; Christi Auferstehung; eine Jagd; das goldene Kalb; die Kundschafter mit der Kalebstraube; Q. Curtius; Isabel und Jehu, wobei Büchsen mit Pulver und Blei; Mars und Venus, Fides und Justitia u. s. w. Im gleichen Geschmacke waren auch die Maskengruppen gewählt, die gegen das Ende der Festlichkeiten beim Ringelrennen aufzogen. Zuerst erschien ein Schiff mit Amor, Fortuna und den neun Musen, worauf Herzog Ludwig und der Fürst von Anhalt sich befanden;[1]) dann die drei Könige mit Pilatus und Kaiphas; hierauf die Türken, Selim, Mahomet und Amurath; endlich noch Amazonen und Mohren, Jakobsbrüder und Tartaren.

Bei einem Feste wie dieses durfte Musik nicht fehlen. In der Schloßkapelle läßt Daser, Würtembergischer Kapellenmeister, einen 12stimmigen Gesang eigner Composition aufführen; über Tafel wird hernach achtstimmig gesungen, auch ein Instrumentalquartett kommt zum Vorschein; als der berühmteste Tonsetzer der Zeit gilt der am bairischen Hof lebende Orlandus Lassus, neben ihm werden der frühere Clemens, der Meister in der Fuge (er hatte in Carls V. Diensten gestanden), und der alte ernste Josquin erwähnt.[2])

Daß der Dichter den ritterlichen Kampfspielen eine besonders ausführliche Schilderung widmen mußte, versteht sich von selbst; wir begnügen uns, eine einzige Episode, weil sie für diese ganze Dichtungsart bezeichnend ist, hervorzuheben. Ein Graf Albrecht von Hohen=

---

[1]) Bei den Festspielen zu Graf Friderichs Vermählung, sechs Jahre später, kroch eine riesenhafte Schnecke sammt Schneckenhaus dem Zuge voran, mit der Inschrift: Vorbild einer ehrsamen Hausfrau; eine Erfindung, auf welche sich Graf Friderich nicht wenig zu Gute that. S. Frischlin. de ludis equestribus &c. Paralipom. p. 52 f.

[2]) Lib. IV, p. 162 (Man bemerke die hübsche Definition der Fuge):
Vix tale Orlandus modulatur arundine carmen,
Vix Clemens, cantumque fugans fugiensque vicissim,
Vix gravitate valens Josquini musica prisci.
p. 171:
Hîc canitur quidquid Clemens contexuit ante,
Orlandus quidquid Boja meditatur in aula,
Musarum vertex atque hac coryphaeus in arte.

lohe hatte am ersten Tage den zweiten Dank, einen goldenen Kranz, errungen, während der Fürst Joachim Ernst von Anhalt den ersten Preis gewann. Tags darauf rannten diese Beiden gegen einander, und der Hohenloher wurde von dem von Anhalt mit dem Speer in der Gegend des Gürtels verwundet, stürzte, und mußte aus den Schranken getragen werden; starb auch in Folge davon nach wenigen Tagen. Für den Hofpoeten ging hiebei die poetische Aufgabe, ein solches Ereigniß episch zu begründen, mit der höfischen Hand in Hand, das üble Vorzeichen abzuwenden, und das herzogliche Fest von der Schuld eines so traurigen Ereignisses zu entlasten. Wie ein römischer Dichter das gemacht haben würde, wußte Frischlin sehr wohl. Das Schicksal, und Jupiter als dessen Verwalter, hätte den Tod des jugendlichen Kämpfers festgesetzt; eine schützende Gottheit, eine Venus, ein Apollo, verwendete sich für den Liebling, ohne etwas mehr, als einen kleinen Aufschub oder eine Milderung in der Art seines Untergangs auswirken zu können. Allein auf die heidnischen Götter, so weit sie nicht bloße Redensarten waren, hatte der neulateinische Dichter verzichtet; ernstlich handelnd durfte er sie nicht in den Gang der menschlichen Geschicke eingreifen lassen. Also was thun? Eine Mehrheit göttlicher Personen, freilich keine rechte, hat auch das Christenthum in seiner Dreieinigkeit: im Vater einen strengen und eifrigen, im Sohne einen gütigen und fürbittenden Gott; freilich sollen beide Eins sein und um so mehr nur Einen Willen haben: allein der Poet muß sich nach der Decke strecken, und so werden die Rollen, so gut es gehen will, vertheilt. [1])

Aber der himmlische Vater, der oberste Herrscher der Welten,
Längst schon Leid der festlichen Lust und dem Glücke das Unglück
Beizugesellen gewillt, spricht so den einigen Sohn an:
Sohn, du des Vaters Kraft, du anderer Theil meiner Seele [2]) —

(Er sehe, wie da unten in Würtemberg Alles voll Jubel, und sowohl der Bräutigam auf sein Glück, als auch besonders der Fürst von Anhalt und der Graf von Hohenlohe auf die errungenen Siegespreise stolz seien. Darüber denke der Hohenloher nicht an die erst kürzlich überstandene Rippenfellentzündung, und ohne eine Recidive zu fürchten, erhitze er sich durch Ritt und Kämpfe.)

---

[1]) L. V, p. 192 ff.

[2]) Nate, meae vires, mea magna potentia solus —
Worte der Venus zu Cupido, Aen. I, v. 664.

Drum vernimm du nunmehr und merke dir, was ich beschließe.

(Morgen werden die Kampfspiele fortgesetzt werden, und auch der Fürst von Anhalt und Graf Albrecht sich wieder einfinden.)

Diesen gedenk' ich alsdann den Muth und die Kräfte zu mehren,
Und zu gewaltigem Kampf die feurigen Herzen zu spornen.

(So werden sie miteinander kämpfen, und der von Anhalt den Hohenloher vom Pferde stechen; dieser werde vom Kampfplatz getragen werden, und keine geringe Bestürzung entstehen.)

Das ist so meine Art (du kennst sie), Unglück zu mischen
Unter das Glück, damit nicht der Mensch, uns schnöde vergessend,
Allzusehr sich gewöhne, der Gegenwart zu vertrauen,
Und, als wär' er vor Schaden gedeckt, nach Verbotnem zu greifen.
Also sprach der Erzeuger; darauf antwortet der Sohn so:

(Der Vater möge die Festfreude der frommen Fürsten nicht so trüben, keinen ernstlichen Kampf aus dem Spiel entstehen lassen; oder wenigstens der Sache eine solche Wendung geben, daß man den Tod des Hohenlohers nicht dem von Anhalt zur Last legen könne.)

Christus sprachs; dann that der Erzeuger den göttlichen Mund auf:
Spare die Furcht, o Sohn;[1]) es soll kein tödtlicher Unfall
Trüben das Spiel, in den Leib nicht dringen die grausame Lanze,
Nur auf der äußersten Haut wird blau sich zeigen die Schramme.
Aber ein Rückfall dann in die überstandene Krankheit
Wird von der Erd' abrufen den Mann; doch erst wenn der Hochzeit
Fröhliche Feste vorbei . . .
. . . Dieß sei, o Sohn, dir und deinen
Bitten gewährt; denn was versagte der Vater dem Sohne?
Sprach's; doch Christus versetzte mit reich vorquellenden Thränen:
Ach, wie wünscht' ich den Mann dem grausen Geschick zu entreißen!
Doch u. s. f.

(Ergibt sich.)

Also der Sohn; dann schmiegt' er zärtlich des himmlischen Vaters
Schoose sich an und schaut' auf die Teckischen Gauen hinunter.

Gegen das Ende des Jahres 1576 war Frischlin mit seiner poetischen Festbeschreibung zu Stande gekommen, und um Weihnachten las er sie, mehrere Tage nacheinander, in Tübingen öffentlich vor. Als sie im Mai des folgenden Jahres gedruckt war, schickte er ein Exemplar an

[1]) Parce metu fili . . .
Vgl. Aen. I, 257, Jupiter zu Venus:
Parce metu Cytherea . . .

seinen Bekannten, den Rector des Pädagogiums in Oehringen, Beyer, mit der Aufforderung, eine Uebersetzung in deutschen Reimen davon zu fertigen, da ihm „die vena und der stylus" von Beyers deutschen Versen besonders gefalle. Dieser ging auf die Sache ein, und machte sich, nachdem er näherer Erkundigung wegen nach Stuttgart, und auch nach Tübingen zu Frischlin, gereist war, so rüstig an das Werk, daß er schon im October mit den 446 Seiten, welche das Gedicht in seiner Verdeutschung umfaßt, im Reinen war.[1]) Der Mann und seine Arbeit verdienen eine besondere Erwähnung. Er sagt in der Vorrede: gleichwie Cicero seinen Sohn ermahnt habe, neben der griechischen Sprache sich auch in seiner Muttersprache, die damals lateinisch gewesen, zu üben, so habe auch er von jeher darauf gedacht, wie neben den genannten beiden gelehrten Sprachen „unsere liebe teutsche Muttersprach erornirt möcht werden, und solches nicht allein prosa, sondern auch ligata oratione." Auch woran es den deutschen Versen damals vor Allem fehlte, um schön zu sein, hatte Beyer schon vor Opitz recht gut erkannt. Die bisherigen deutschen Poeten, urtheilt er, haben „des accentus in den Reimen kein Sorg und Acht gehabt, sondern nur auf die Zahl der Sylben und ob sichs am Ende reime," gesehen. Er dagegen habe sich bestrebt, „daß in den teutschen rhythmis die quantitas syllabarum, so viel den accentum belangt, fleißig und so viel immer möglich gehalten und observirt werde." Dieß ist ihm zwar bei Weitem nicht durchaus gelungen, da in jener Zeit das Ohr hiefür noch lange nicht ausgebildet war; doch zeichnen sich seine deutschen Verse immerhin vor andern jenes Zeitraums durch geringere Härte aus, und der Ausdruck ist, obwohl Alles sehr in's Breite und Platte gearbeitet erscheint, bisweilen nicht ohne Lieblichkeit.[2])

---

[1]) Sieben Bücher von der Fürstlichen Würtembergischen Hochzeit .... erstlich in Latein beschrieben durch N. Frischlinum... jetzund aber von Neuem aus dem Latein in teutsche Vers oder Reimen transferirt durch Carolum Christopherum Beyerum von Speir. Tübingen bei Georg Gruppenbach 1578. Hier findet sich auch S. 16 die Notiz von der Verlesung des Frischlinischen Gedichts in Tübingen, ebenso das Elogium des Kanzlers Brastberger. Wie Beyer mit Frischlin bekannt wurde, s. in dem Brief des Ersteren an den Letzteren, hinter der ersten Ausgabe der Rebekka, S. 111 f.

[2]) Zur Probe stehe die Beschreibung der Lage von Stuttgart hier, die oben in herametrischer Uebersetzung wiedergegeben worden: (S. 21.)

Am Hofe zu Stuttgart fand Frischlins Hochzeitbeschreibung die beifälligste Aufnahme. Die Consistorialräthe, zum Bericht über die Arbeit, und wie sie zu belohnen sein möchte, aufgefordert, „befinden ihrem einfältigen Verstande nach, daß es ein künstlicher und rühmlicher labor, da er den Anfang, Mittel und End der fürstlichen Hochzeit mit allen Umständen eleganti heroico et Virgiliano carmine so artig, künstlich und zierlich beschrieben, alle nomina, und was fürgeloffen, darein gebracht, daß sich nicht unbillig zu verwundern, wie er in solcher Zeit, neben seinen lectionibus, da er auch dazwischen etlich Comoedias und Andres gemacht und ausgehen lassen, dazu etlich Wochen auf dem Reichstag gewesen, ein solches prästiren und so viel ausrichten können. Demnach, dieweil er von Gott dem Herrn mit einem sonderen herrlichen ingenio begabt, daher auch schon in Germania celebris und berühmt ist, und der hohen Schul ganz wohl ansteht (von der er billig, ungeacht man nach ihm trachtet, nicht zu lassen; denn zu verhoffen, daß er mit dem Alter zunehmen und noch viel Nützlichs und Guts bei der Jugend schaffen werde)", so sehen sie es, bei seiner geringen Besoldung von Seiten der Universität, für gut an, daß ihm der Herzog für diese Arbeit (wozu inzwischen noch ein Trauergedicht auf seinen Schwäher, den Markgrafen Carl von Baden, gekommen war) eine Geldverehrung von 50 fl., und dann füraus jährlich, damit er desto lustiger und williger erhalten, und um so weniger anderswohin bewegt werden möge, (15—) 20 Scheffel Dinkel

---

Es ligt ein Statt in Bergen drin,
Der Necker fleußt nit weit dran hin,
In einem schönen Wiesengrund,
Geziert mit Maurn und Thürnen rundt....
Jetz ists ein edels Wingartthal,
Da es herumb hangt überal
An Bergen hoch von Trauben süß,
So tragen guten Wein gewiß.
Wenn ich die Wahrheit sagen muß,
Ist jetzund da all Ueberfluß.
Die Bühel grünen von Weinreben,
Die alle Jar gut Most da geben,
Fülln Keltern, Kuffen, Keller vol,
Das thut dann Alten und Jungen wol.

und 2 Eimer Wein gnädig reichen lasse. Dazu gibt auch der Landhofmeister mit dem Beisatz seine Zustimmung: „dann er es gar wohl verdienet hat", und der gütige Ludwig genehmigt es durch Melchior Jägers Hand mit der liebenswürdigen Aenderung, daß er statt 2 Eimer Wein 3 setzen ließ.[1]) Die „vier kleine silberne Becherlin," die Frischlin gleichfalls aus Gelegenheit der Hochzeit vom Herzog erhielt,[2]) könnten vielleicht das Geschenk für die am Feste selbst überreichten beiden Elegien gewesen sein.

„Damals, sagte Frischlin später, fing mir vom Hofe her die Sonne zu scheinen an; ich war in großer Gnade bei dem Herzog von Würtemberg, und bei Allen am Hof und im Rathe beliebt. Auch vom Reichstage war ich mit neuen Würden geziert zurückgekommen."[3]) Es war der Höhepunkt seines Lebens.

Diesen herbeizuführen, traf, wie in der zuletzt angeführten Stelle angedeutet ist, mit der Gunst des Würtembergischen Hofes eine Auszeichnung von Seiten des kaiserlichen zusammen. Mit diesem hatte Frischlin schon früher eine Berührung gehabt. Schon im Jahr 1570 finden wir ihn auf dem Reichstag zu Speyer, wo er dem Kaiser Maximilian II. sein Gedicht auf die Vermählung von dessen Tochter Elisabeth mit Carl IX. von Frankreich vorlas. Crusius hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an den kaiserlichen Historiographen Sambucus mitgegeben; er hielt um etwas an, vielleicht schon damals um den Dichterlorbeer, mußte aber unverrichteter Sache wieder abreisen; ja, wenn wir dem Crusius glauben, machte er sich überdieß durch einen satirischen Vers auf den kaiserlichen Prokanzler Weber

---

[1]) Bedenken des Consistoriums, Stuttgart 2. April 1577. St. A. Dagegen hatte der Herzog die Unbestimmtheit in dem Antrag der Räthe, die Früchte betreffend, zu heben vergessen. Sie gab später zweimal zu Irrungen Anlaß, die aber im Sinne des höheren Antrags, auf zwanzig Scheffel, gehoben wurden. S. den Brief Frischlins an den Herzog, Tüb. 24. Jan. 86. St. A.

[2]) Frischlin an Melchior Jäger, Tübingen 22. Oct. 1585. St. A.

[3]) Frischlin. pro sua Gramm. &c. Dial. I. p. 142: Anno demum 75, cum Ill. princeps Wirtenbergicus celebraret primas nuptias, coepit mihi sol affulgere ex aula. Celet. II, p. 124 b.: Eram tum in magna apud Ducem Wirtembergicum gratia & acceptus omnibus in aula & curia. E comitiis quoque redieram novis ornatus dignitatibus.

Verdruß.[1]) Besser glückte es ihm sechs Jahre später auf dem Reichstage zu Regensburg. Jetzt hatte er sich auch besser vorgesehen. Er hatte ein angelegentliches Empfehlungsschreiben seines Herzogs nebst dem günstigen Zeugniß der Universität vom Januar bei sich, und brachte überdieß eine reife Frucht seiner Dichtergabe, dem Kaiser in einer Elegie zugeeignet,[2]) nämlich seine Komödie Rebekka, mit. Zwar Kaiser Maximilian II. erkrankte auf diesem Reichstag und starb (12. Oct. 1576), ehe er etwas für Frischlin hatte thun können; dieser machte jedoch mit den vornehmsten Hof- und Reichsbeamten Bekanntschaft, deren Fürsprache ihm von dem Nachfolger, Rudolf II., die Würde eines Poeta laureatus, mit Wappen und Gürtel, verschaffte.[3]) Sein Siegel zeigte von da an im Schild einen Mercursstab und auf dem Helme einen belorbeerten Mercur. Unter den Vornehmen, mit denen er damals verkehrte, nennt Frischlin, außer dem genannten Prokanzler Weber, noch Rupert von Stotzingen und den Dr. Johann Crato; vielleicht ist er auch mit Webers Nachfolger, seinem späteren großen Gönner Sigismund Viheuser, mit Andreas Erstemberg u. A.

[1]) Crus. def. nec. 257. Frischlin. Celet. II, 186 f. Der Vers lautete nach Crusius:

Scribere carmen ego didici, tu texere numos,

nach Frischlins Angabe:

Condere ego didici versus, hic texere numos.

und wurde nach des Ersteren Bericht von Frischlin aus Aerger darüber gemacht, daß der Kanzler sein Gesuch nicht förderte; nach Frischlins Darstellung war derselbe ein Impromptu über Tafel, als von des Kanzlers Reichthum die Rede war und Einer zu Frischlin sagte, solches Gut sollte er sich auch mit seinen Versen schaffen können.

[2]) Opp. P. eleg, L. XIX, Eleg. 1.

[3]) Frischlin. Celet. II, 110 b.: Sed erat tum fere in extremis divus Maximilianus. Cum autem ab imperatore illo petivissem arma & lauream, facile impetravi utrumque a successore ejus, divo Rudolpho. Pro sua Gramm. Dial. I, p. 142: Pro Rebecca Caesar in comitiis Ratisp. lauream [mihi] contulit poeticam cum armis & cingulo aureo militari. In der Oratio contra Mascum nennt er sich poetam, manibus ipsius Caesaris in frequentibus imperii comitiis coronatum, und Epist. & praef. p. 197. bezeichnet er diese Würde als honores etiam Doctoris honoribus omni juris ratione aequales. Daß sie das Recht mit sich brachte, an allen Schulen und Universitäten in den Fächern der Poetik und Rhetorik Vorlesungen zu halten, ist in Ulrich von Huttens Poetendiplom ausdrücklich gesagt. S. Ulr. ab Hutten Opera, ed. Münch, I, p. LIII.

schon damals in Verbindung gekommen. Mit der medicinischen Doctorwürde, die er bei dieser Gelegenheit von dem genannten Crato erhalten haben will, ist es eine apokryphische Geschichte. [1])

Nach einmonatlichem Aufenthalt in Regensburg [2]) kehrte Frischlin nach Tübingen zurück, und kaum hatte er hier seine Würtembergische Hochzeitbeschreibung vollendet und der Komödienlust seines Fürsten durch seine Susanna genügt, so suchte er auch das neue Verhältniß zum kaiserlichen Hofe mittelst einer neuen Dichtung anzubauen. Den Plan dazu hatte er schon früher, in dem Epithalamion auf die Vermählung der Kaiserstochter mit dem französischen König, angekündigt, auch die Grundlinien dort schon gezogen, die jetzt nur weiter auszuführen waren. So entstanden seine Panegyriken auf die Oesterreichischen Kaiser, gleichfalls im epischen Versmaß und Style geschrieben. [3]) Die drei Bücher sind nach Form und Werth ungleich. Held

---

[1]) S. Frischlini Celet. II, p. 110 b. f. 58 b. Crus. justa, vera & postrema resp. p. 75 f. Nach Frischlins Erzählung hätte ihm Crato, der zur Ertheilung solcher Würden (als Pfalzgraf?) vom Kaiser bevollmächtigt gewesen, in Regensburg den Doctorgrad angeboten und verliehen; weil jedoch Frischlin, um sich an den Würtembergischen Gesandten bei jenem Reichstag, den Tübinger Professor juris Varenbüler, anzuschließen, schnell abreisen mußte, sei die förmliche Aussertigung unterblieben. Von Tübingen aus habe dann Frischlin um ein Diplom, und zwar als Doctor der Theologie, gebeten, wie er sich, nach Crusius Versicherung, öfters schrieb, und auch in einem Concept Melchior Jägers vom Jahre 1577 genannt wird. Allein Crato habe mit den Theologen nichts zu schaffen haben wollen, und daher vorgezogen, ihn zum Doctor der Medicin, mit der er sich ja gleichfalls beschäftigt hatte, zu machen. Daß er nun aber hierüber ein Diplom besitze, sagt Frischlin doch nicht; auch hat er sich noch neun Jahre später nur Candidat der Medicin, und erst nach mehr als zehn Jahren deren Doctor genannt, zu einer Zeit, wo es ihm, um seinen Zerfall durch Prahlerei zu decken, auf eine halbe oder ganze Unwahrheit nicht mehr ankam. Hier stimmen wir also den Zweifeln des Crusius bei, der freilich selbst Frischlins Dr. philos. beanstandete, bis dieser erklärte, daß er damit nichts Anderes, als den ihm durch Crusius ertheilten Magistergrad ausdrücken wolle. Crus. def. nec. p. 143 f.

[2]) Eleg. ad Virgilium, Opp. P. epica p. 84:
Comitiis unus [mensis] datus est, cum, Caesare rapto,
Ipse Ratisponae, res ea nota, fui.

[3]) Panegyrici tres de laudibus Maxaemyliani II. & Rudolphi II...... Habes in his libris decem Austriacorum Caesarum historiam &c. In Operum poeticorum N. Fr. Pars epica, p. 368—439.

der beiden ersten ist Maximilian II.; sein Leben und Wirken unter der Regierung seines Vaters Ferdinand I. bildet den Gegenstand des ersten, seine Selbstregierung den des zweiten Buchs. Diese zwei Bücher gehören zu dem Besten, was Frischlin in solcher Art gemacht hat. Sie sind beredt und fließend, edel gehalten, und weniger als die Hochzeitbeschreibung durch mißtönige Namenregister oder Künsteleien entstellt. Maximilian II. ist mit sichtlicher Liebe behandelt; von seinem milden und menschlichen Wesen und Walten bekommt man ein lebendiges Bild. Die Reichstage mit ihren Reden, der Türkenkrieg mit seinen Belagerungen und Schlachten, sind pompös beschrieben; Schwierigkeit machte in einer Lobschrift auf das Haus Oesterreich dem protestantischen Dichter der Schmalkaldische Krieg. Frischlin hat diese Klippe geschickt umschifft, indem er die Schilderung des Bürgerkriegs in Ermahnungen zur Einigkeit ausmünden läßt, und seinen Helden Maximilian allenthalben als Vermittler hinstellt.

Auch hier werden Stellen aus Virgil, Horaz u. A. in großer Anzahl, und zum Theil mit vielem Geschicke, verwendet. So, wenn es vom Passauer Vertrag, mit Anspielung auf das Virgilische:

> Troer und Tyrier gelten mir gleich, ohn' einigen Vorzug,

heißt, es sei darin festgestellt worden,

> Beide Gemeinden gelten ihm [dem Kaiser] gleich, ohn' einigen Vorzug.[1])

Oder wenn am Schlusse des ersten Buches die Rede der alten Hecuba zum kampflustigen Priamus:

> Ach, nicht solcherlei Hülf' und solche Vertheidiger fordert
> Jetzo die Zeit —

gegen den Religionskrieg gewendet wird:

> Nein, nicht solcherlei Hülf' und solche Vertheidiger fordert
> Gottes Sache; das Wort und der Geist nur lenken die Herzen [2]).

---

[1]) Virgil. Aen. I, 574: Tros Tyriusque mihi nullo discrimine agentur.
Frischlin: Ambae ipsi gentes nullo discrimine agantur.

[2]) Aen. II, 521: Non tali auxilio, non defensoribus istis
Tempus eget...
Frischlin: ... (Quis enim temerarius ardor,
Pro cultu superum, pro religione docenda,
Arma movere ....)
Non his auxiliis, non defensoribus istis
Numen eget: verbo mentes et spiritu aguntur.

Nicht immer freilich sind diese Anlehnungen gleich passend. So wird die Sittsamkeit Maria's, der Gattin des Kaisers, in Worten gerühmt, die nach einem der ärgsten Schmutzwinkel im Martial riechen.[1]) Weniger Wunder nehmen wird es uns nach dem Bisherigen, daß der sterbende Kaiser von Gemahlin und Sohn in Virgilischen und Horazischen Phrasen Abschied nimmt, und die Kaiserin als Antwort die bekannten Betheurungen des Horaz gegen Mäcenas entlehnt, ihn nicht überleben zu wollen; bis endlich Gott selbst das Amt der Virgilischen Iris übernimmt, „die ringende Seele" vom Körper zu lösen.[2])

Um auch zur Verherrlichung Rudolfs II., der so eben erst den Thron bestiegen hatte, etwas beizubringen, holt der Dichter im dritten Buche von Rudolf von Habsburg aus, und geht nun sämmtliche zehn Kaiser seines Stammes, ihn und den zweiten Rudolf miteingeschlossen, cursorisch durch. Man sieht hier von selbst die ungünstige Aufgabe: für den engen Rahmen ist des Stoffs zu viel und es wird nur eine chronikalische Ausführung möglich. An einzelnen gelungenen Zügen fehlt es gleichwohl ebensowenig als an classischen Reminiscenzen; wie z. B. bei Erwähnung von Rudolfs I. geringer Herkunft die bekannte Stelle der horazischen Römerode ausgebeutet wird von der rauhen Sabellischen Zucht, unter welcher die Sieger des Pyrrhus, Antiochus und Hannibal aufgewachsen. Bei Friderich III. vergißt der Poeta laureatus nicht zu bemerken, daß unter ihm zuerst die vaterländischen Musen ihr Haupt erhoben haben, und Poeten gekrönt worden seien;[3]) minder bekannt wird wohl den Meisten sein, was er von Maximilians I. ausgezeichneter Schamhaftigkeit beibringt.[4])

---

[1]) ... qualis Cornelia Graccho,
Julia Pompejo. Vgl. Martial. Epigr. XI, 104.

[2]) Horat. Carm. II, Od. 17 Virg. Aen. IV, 695.

[3]) Hoc primum patriae rerum sub praeside Musae
Erexere caput, meritae & sua praemia laudis
Et foliis lauri consertam habuere coronam.

[4]) ..... Adeo illi vita modesta
Ingenuique pudoris amans, ut verba caveret
Ludicra, nec naturae operas nisi solus & omni
Tutus ab arbitrio, ceu virgo insignis, obiret.

Für diese Dichtung wurde Frischlin von Rudolf II. zu der Würd eines kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben, und ihm darüber unter den 29. December 1577 ein Diplom ausgestellt, das in der Sammlun seiner epischen Poesien hinter der Arbeit, durch die er es sich verdien hatte, abgedruckt ist.[1]) In Erwägung der ausbündigen Gelehrsamkeit so heißt es in diesem (lateinischen) Actenstück, und der glückliche Dichtergabe, wie sie aus etlichen seiner Arbeiten erkannt worden; i Erwägung ferner seiner besonderen Ergebenheit gegen den Kaiser, da heil. Röm. Reich und das Oesterreichische Haus, mache der Kaise aus eigener Bewegung, doch wohl überlegt, den vorgenannten Nico demus Frischlin zu sacri Lateranensis Palatii Aulaeque Caesarea et Imperialis Consistorii Comitem und zeichne ihn Comitatu Palatini titulo aus, mit der Verordnung, daß er aller und jeder Pri vilegien, Gnaden, Freiheiten und Ehren sich gebrauchen und genieße möge, welche die übrigen Pfalzgrafen bis daher, sei es durch Rech oder Herkommen, genossen haben und genießen. Namentlich wird hie bei das Recht aufgeführt, im Umfang des römischen Reichs, ja ubilibet terrarum, notarios publicos et tabelliones et judices ordinarios zu creiren (daß er hiezu keine andere als treue und tauglich Personen nehme, wird ihm auf sein Gewissen gegeben), und ihnen di Befugniß zu Errichtung von gültigen Urkunden jeder Art, wie Ver träge, letztwillige Verordnungen u. dgl. zu ertheilen. Das Alles be 50 Mark Goldes Strafe für denjenigen, welcher dem kaiserlichen Brie zuwider den ernannten Pfalzgrafen in der Ausübung seiner Recht und dem Genusse seiner Privilegien gewaltsam hindern oder störe möchte.[2])

---

[1]) Opp. P. epica, p. 441 ff. Nicodemi Frischlini Palatinatus, post superiores tres de decem Caesaribus Austr. panegyricos oblatos, ipsi a Caes Majest. praemii loco collatus & concessus.

[2]) Der Umfang der Befugnisse, die einem Comes Palatinus zustanden, schein damals schon ein schwankender gewesen zu sein. Wenigstens machte Frischli solche geltend, die man von anderer Seite nicht gelten ließ. Ausdrücklich i in seinem Diplom nur das Recht namhaft gemacht, Notare zu ernennen. Z einem solchen will er u. A. einen Schwager des Crusius gemacht haben Allein er schrieb sich auch die Vollmacht zu, insignia, d. h. Wappen zu ertheilen. Dem Stadtschreiber von Herrenberg, auch einem Stuttgarte Bürger, Mertele genannt, soll er solche verliehen, und für den ausgestellte

Doch wir dürfen den guten Herzog Ludwig nicht allzulange auf
die Rückkehr seines neuen Haus= und Hofpoeten warten lassen, dessen
dramatische Darstellungen um diese Zeit das beste Vergnügen des
jungen Fürsten ausmachten.

Brief von dem Letzteren neun Philippsthaler erhalten haben (Crus. contra Frischl. Mspt., p. 196. 213. Defens. necess. p. 252.). Damit verband sich die Vorstellung des Adels. Ein M. Jakob Agricola von Pforzheim hatte von Frischlin einen Brief, worin ihn dieser zum nobilis poeta laureatus ernannte. Aber das bekam dem armen Magister mit dem „gelben Bärtlin übel." Er war Pfarrer im Kraichgau, im Gebiete des Edeln Ludwig von Hirschhorn, geworden, und hatte einmal die Unvorsichtigkeit, zu äußern, er sei auch adelich. Da citirt ihn der Patron und fragt, ob es wahr sei? Ja, ist seine Antwort, er habe von Frischlin den Adel erhalten. Fort, in's Loch! commandirt der Edle, und erst nach acht Tagen kommt der Pfarrer durch Verwendung wieder los. Ein Doctor zu Speier, den er nun zu Rathe zieht, weil er von Frischlin nur ein Schreiben, kein förmliches Diplom hat, meint, daß auch jenes genüge, und so verklagt der Pfarrer seinen Patron, der jedoch, da der Proceß sich hinschleppte, darüber starb. Agricola war überzeugt, dieser wäre bei längerem Leben gestraft worden, weil er Frischlins Privilegien beeinträchtigt habe; allein Crusius, dem er seine Noth klagte, gab ihm zur Antwort, Frischlin habe gar kein Privilegium, Wappen zu ertheilen (Crus. contra Fr. p. 213 f.). Von Braunschweig aus versicherte Frischlin später (Jan. 1589), als er hörte, daß man seine Wappenertheilungen in Würtemberg nicht gelten lasse, der Kaiser habe ihm seine alten Privilegien bestätigt und das neue hinzugefügt, gekrönte Dichter und Magister zu creiren (Crus. a. a. O. S. 272 f.). Allein diese Versicherung fällt in eine Zeit, über welche die obige Anmerkung S. 95 zu vergleichen ist.

Fünftes Kapitel.

Frischlins Komödien.

Wir haben oben Frischlins akademische Thätigkeit bis zu dem Punkte verfolgt, wo sie in den dramatischen Uebungen, die er mit seinen Schülern vornahm, ihren Gipfel erreichte. Es lag nahe, dort den Uebergang zur Schilderung seiner Thätigkeit als dramatischer Dichter zu machen; doch anderer biographischer Stoff drängte sich dazwischen, und so spinnen wir den dort abgebrochenen Faden erst hier wieder an.

Es liegen drei Stücke vor uns, die aus jenen Uebungen hervorgegangen sind: zwei Tragödien, Venus und Dido, aus dem ersten und vierten Buche der Aeneis, und eine Komödie, Helvetiogermani, aus dem ersten Buch von Cäsars Commentarien über den gallischen Krieg. Sie sind zu verschiedenen Zeiten entstanden: die beiden ersteren im Zusammenhang mit Frischlins Tübinger Wirksamkeit, das dritte Stück mit seiner Thätigkeit in Braunschweig;[1]) sie müssen aber ihrer Gleichartigkeit wegen zusammengenommen werden.

Bei den beiden Stücken aus Virgil[2]) handelt es sich um die Umsetzung des Epischen in das Dramatische. Daß diese im Allgemeinen möglich sei, ist nicht zu bezweifeln. Auch daß Sophokles und

[1]) Die Zueignung zur Dido trägt das Datum: Tubingae 26. Junii 1581; die zur Venus: Argentor. Id. Nov. 1584; die Helvetiogermani wurden laut der voranstehenden Elegie an den kaiserlichen geheimen Rath Jakob Kurz im Jahre 1588 zuerst aufgeführt.

[2]) Venus, Tragoedia nova, ex libro primo Aeneidos Virgilii. Frischl. Opp. P. scenica, Argent. 1598, p. 395 ff.
Dido, Tragoedia nova, ex quarto libro Virgilianae Aeneidos, ibid. p. 428 ff.

Euripides aus Homer ihre Tragödien gemacht haben, worauf Frischlin sich beruft, hat zum Theil seine Richtigkeit: es fragt sich nur, wie? Noch mehr als Homer kommt nach Frischlins Urtheil Virgil einer solchen Umwandlung entgegen, da die einzelnen Bücher der Aeneis selbst schon tragisch, eine Art von Trauerspielen seien. Denn sie bestehen, sagt er, großentheils aus Dialogen, zerfallen in gewisse Acte, handeln von erhabenen Personen in großartigen Worten, und gehen fast durchweg traurig aus. Alles das ist nicht ohne: es kommt nur darauf an, was Frischlin unter jener Umwandlung versteht, und wie er dabei zu Werke geht. Sie ist aber bei ihm die einfachste Sache von der Welt. Er nimmt, so viel möglich, Satz für Satz von Virgil, und macht aus den Hexametern, durch Umstellung, Vertauschung der Worte u. dgl., Jamben. Das also wäre das große Kunststück? So hätten Sophokles und Euripides ihre Tragödien aus Homer zurechtgeschnitten? Wir sehen hier abermals, wie weit man um jene Zeit in Deutschland, bei aller bewundernswerthen Fertigkeit im (lateinisch-) poetischen Ausdruck, in den tiefern ästhetischen Fragen über das Wesen der Dichtkunst und die Unterschiede ihrer Gattungen zurück war.

Der Anblick dieser sogenannten Tragödien, besonders, wenn man sie mit Virgil vergleicht, ist ein wahrhaft possierlicher. Die erstere, Venus (die übrigens nur etwa kraft der Würde der handelnden Personen, dem Ausgang nach aber nur in Verbindung mit der andern, der Dido, eine Tragödie heißen kann; denn sie selbst schließt mit der Ankunft des Cupido in der Maske des Julus bei der Didonischen Mahlzeit) fängt mit dem bekannten Monolog der Juno Aen. I., 34 ff. an, der sich allerdings durch seinen pathetischen Ton zur Einfügung in ein Drama nicht übel schickte. Hierauf begibt sich die Göttin zu Aeolus, dessen Sitz und Amt der Epiker als Rhapsode beschreibt: der Dramatiker aber? Nun, ein heutiger würde sich auf Miedings wackere Söhne verlassen: Frischlin läßt den Aeolus in einem Monolog darüber Auskunft geben; was ihn bereits gegen sein episches Vorbild in Nachtheil setzt. Den folgenden Seesturm muß der Chor der Nereiden beschreiben, ebenso das Auftauchen Neptuns, dessen drastisches Quos ego im Munde jener Damen (er selbst tritt nicht auf) alle Wirksamkeit verliert.[1]) Auch weiterhin hat dieser Chor, der in der

[1]) S. in den Beilagen No. II.

zweiten Tragödie aus Phönicerinnen besteht, theils der Handlung fort= zuhelfen, theils horazische Oden zu Chorgesängen zu verarbeiten.

Der aus Cäsar genommenen Komödie[1]) fehlt, wie sämmtlichen Frischlinischen Komödien, nach dem Vorgange der römischen Komiker, der Chor; übrigens ist sie viel umfangreicher, und daher nicht blos, wie die gar kurzen Tragödien, in Acte, sondern auch in Scenen ein= getheilt. Den Inhalt des Stückes bilden (daher sein Titel Helvetio- germani) die beiden Siege Cäsars, erst über die Helvetier, dann über die Deutschen unter Ariovist.[2]) Frischlins Verfahren ist auch hier so einfach als möglich. Wie in den Tragödien der Virgilische Hexa= meter, so wird hier Cäsars Prosa frischweg in Senarien und Octo= narien umgesetzt. Hatte doch Terenz durch die Freiheiten, die er sich mit dem Metrum nahm, aufs Beste dafür gesorgt, daß das gar keine so schwere Sache ist. Zur Exposition wird Cäsars Erzählung von den Anschlägen des Orgetorix benützt, die Cäsars Unterfeldherr Labie= nus fast wörtlich einem Mitunterredner vorträgt, der ihn, den dra= matischen Anstand zu wahren, bisweilen durch Fragen oder Ausru= fungen unterbricht, ihm einmal gar eine berühmte Stelle aus dem Proömium des Livius, in Achtfüßler verwandelt, entgegenbringt. Auch hier bieten sich die Reden und Verhandlungen der Feldherrn und Ge= sandten wenigstens äußerlich der dramatischen Form dar; aber auch des Historikers Schlachtberichte werden ohne Weiteres handelnden Per= sonen in den Mund gelegt, summarische Erzählungen von kriegerischen Operationen als Tagsbefehle vorgetragen:[3]) ohne alle Ahnung, daß außer der Metrisirung, der Eintheilung in Acte und Scenen und der Vertheilung an Personen, mit der Erzählung eines Geschichtschreibers noch ganz andere, tiefer greifende Veränderungen vorgenommen werden müssen, ehe sie dramatisirt heißen kann. Die Einschiebung einiger komischen Figuren, wovon eine an Falstaff im Feldzug gegen Percy erinnert, kann dem Stück im Ganzen nicht aufhelfen; obwohl es der

---

[1]) Helvetiogermani, Comoedia nova neque illepida, & lectu actuque jucunda atque utilis. Opp. P. scen. p. 463 ff.

[2]) Daher im Prolog und am Schlusse: duo bella, und die beiden Elegien: de bello Helvetio und de b. Germanico, welche hinter der Komödie abgedruckt sind.

[3]) S. einige Proben in der Beilage III.

Beifall, den es bei der Aufführung gefunden haben soll, [1]) hauptsächlich diesen Scenen verdankt haben mag. Denn so sehr diese Stücke zunächst Schulübungen waren, was wir, um ihnen im Urtheil gerecht zu werden, nie vergessen dürfen, so waren sie doch für die Aufführung bestimmt, sofern Frischlin durch diese, wie wir gesehen haben, einen pädagogischen Zweck zu erreichen glaubte.

Doch auch über diesen nächsten Zweck hinaus waren Schüler und Studenten die gewöhnlichen Schauspieler jener Zeit. Jakob Frischlin, der jüngere Bruder unseres Nicodemus und lateinischer Schullehrer zu Waiblingen, erzählt im Jahr 1588, er habe mit etlichen seiner Schüler bisher das exercitium im Brauch gehabt, daß sie bisweilen eine sacram comoediam mit dem Exponiren gleich auswendig gelernet und dieselbig etwan bei ehrlichen Hochzeiten und sonst vor hohen und niedern Stands Personen gespielt und agirt haben. [2]) So waren die dramatischen Aufführungen der Gymnasiasten zu Straßburg und Ulm, der Tübinger Studenten und Stipendiaten, zugleich eine Unterhaltung für das ganze gebildete Publicum jener Orte und Gegenden. Dabei machten die Lehrer, oder ältere Magister, die Regisseure, spielten auch wohl selbst mit, wie Frischlin höchst wahrscheinlich in seinem Julius redivivus. Doch hinter den Studenten blieben die Bürger nicht zurück. Derselbe Jakob Frischlin bezeugt, daß die Bürgerschaft zu Waiblingen vor und nach der Zeit den löblichen Gebrauch gehabt, feine, gottselige, geistliche und christliche historias und comoedias öffentlich zu agiren, und das mit solchem Lob und Zier, daß dieß Städtlein und Bürger einen sonderen Ruhm und Namen dadurch bekommen. Waiblinger Bürger waren es ja gewesen, die im Jahr 1571 von Herzog Ludwig zu dem weltgerichtlichen Gastspiele nach Stuttgart berufen wurden.

Die Schauplätze waren, wie solche Verhältnisse es mit sich brachten: Schul- und Rathhäuser, Säle in Collegien oder Schlössern,

---

[1]) In der Zueignung an Jak. Kurz v. Senftenau. p. 464 f.:

O utinam belli potuisses esse jocosi
 Spectator, dum res haec fuit acta mihi.
Comica majori sonuerunt atria plausu,
 Quam cum scenae actor Roscius ille fuit.

[2]) In der Zueignung seiner Uebersetzung der Rebekka, Frankfurt 1589.

häufig der offene Markt. In Tübingen wurde im Jahr 1586 eine Komödie Tobias von einem Magister Joh. Menta in der neuen Aula der Universität gegeben; die Zöglinge des Collegium illustre daselbst spielten in einem Saale oder Hofe dieses Collegiums.[1]) Dem Jakob Frischlin scheint das renovirte Rathhaus der benachbarten Eßlinger als passender Schauplatz sehr in die Augen gestochen zu haben; daheim brachte er seines Bruders Susanna auf dem Markte zur Aufführung,[2]) wie auch die Tübinger Stipendiaten im Jahr 1592 eine gleichnamige Komödie von Xystus Bürk (Betulejus). Am Hofe zu Stuttgart wurde Frischlins Hildegard, und wohl auch andere seiner Stücke, im langen Saale des Schlosses aufgeführt.[3]) Besondere Schauspielhäuser, wie die Stadt Straßburg ein solches hatte erbauen lassen,[4]) waren noch große Seltenheit; wie auch eigene Schauspielergesellschaften erst später gewöhnlich wurden.

Unter solchen Umständen mußte man mit Scenerie und Personal diejenige Nachsicht haben, die Frischlin im Prolog zu seinen Helvetiogermani in Anspruch nimmt:

Ist unter Euch nun Einer, dem die Spieler
Nicht gut genug sind, die Zurüstungen
Zu ärmlich, oder auch der Raum zu eng,
Der möge bei sich selber also denken:
Die Zeit der Rosciusse sei vorbei,
Die ihre Kunst verstanden; der Luculle,
Die Mäntel für's Theater übrig hatten;
Kein Prätor schieße mehr die Kosten zu,
Kein Cäsar baue mehr ein Schauspielhaus.

---

[1]) S. Crusius contra Frischlinum, Mspt., p. 155. Annal. Suev. III, p. 641. Nic. Frischlini Epist. & Praef. p. 189. Jakob Frischlin, Nicod. Frischlinus factus redivivus, D, 1 b. Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Würtemberg III, 1, S. 282.

[2]) Jakob Frischlin an seinen Bruder, Waiblingen 10. Febr. 1590. St. A. Dessen Vorrede zur Susanna, S. 223.

[3]) Sattler, Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzoge, V, S. 53. Vgl. den Prolog zu Frischlins Komödie Frau Wendelgard, Frankf. 1589.

[4]) Zueignung des Julius redivivus an Stadtmeister, Bürgermeister und Rath von Straßburg, N. Frischlini Epist. & Praef. p. 189: Cui rei indicio est

Was die Stücke betrifft, so muß man sich erinnern, daß im späteren Mittelalter die Kirche ihre Feste durch dramatische Vorstellungen der Passion oder anderer biblischen Geschichten zu verherrlichen pflegte; daß hierauf, bei'm Wiederaufleben der Wissenschaften, an den Schulen die Aufführung Plautinischer und Terenzischer Komödien in Gebrauch kam. Was lag nun näher, als zwischen jener kirchlichen und dieser humanistisch=weltlichen Richtung einen Vergleich in der Art zu schließen, daß in der classischen Form eines Terenz und Plautus ein biblischer Gegenstand dargestellt wurde? Dieser Weg war schon von Andern eingeschlagen worden; unsern Frischlin insbesondere aber, den wir oben bei der Idee eines christlichen Virgil verließen, finden wir nun hier ebenso ernstlich mit der eines christlichen Terenz sich tragen. Und dieß meinte er nicht nur so im Allgemeinen, sondern den einzelnen Komödien des römischen Komikers dachte er einzelne biblische Stücke mit gleichen Titeln zur Seite zu stellen. Dazu schien insbesondere die Geschichte Josephs gleich eine ganze Trilogie liefern zu können. Der erste Theil derselben, wie er von den Brüdern verkauft, von der Frau des ägyptischen Kämmerers verrathen, von diesem in's Gefängniß geworfen und durch Pharao befreit und erhöht wird; mochte Eunuchus heißen; die Adelphi waren schon im Titel Joseph und seine Brüder, und der Heautontimorumenos war der alte Jakob, der über den vermeintlichen Verlust dreier Söhne sich selber quält. Eine biblische Hecyra, d. i. Schwiegermutter, sollte aus der Geschichte der Ruth gemacht werden u. s. f.[1]) Wie Frischlin einen Theil dieser Vorsätze noch in seiner letzten Lebenszeit, obwohl in veränderter Form, ausgeführt hat, werden wir später finden. Nicht in diesem bestimmten Sinne von Seitenstücken einzelner classischen Vorbilder (obwohl auch hiebei die Aehnlichkeit sich fast nur auf den Titel beschränkt, während Fabel und Charaktere weit abweichen) sind doch auch die übrigen

magnificum illud theatrum, magnis sumptibus hujus reip. exstructum, in quo singulis annis aliquot Comoediae et Tragoediae a studiosis juvenibus, laudatissimae hujus academiae alumnis, agi atque exhiberi solent.

[1]) Operum poeticorum Nic. Frischlini Pars scenica, Praefatio. Auch in den Epistolae & Praef. p. 160 f. Einen Joseph schrieb damals auch ein etwas jüngerer Landsmann Frischlins, der Theolog Aegidius Hunnius in Marburg, geb. zu Winnenden 1550.

Frischlinischen Komödien Kinder jenes Ehebundes zwischen christlichem Inhalt und antiker Form. Sie nehmen den Stoff aus der biblischen Geschichte, der kirchlichen Vorstellung, oder überhaupt aus der neueren christlichen Welt; die Anordnung des Stoffes und den Ausdruck aber aus den lateinischen Komikern, deren Phraseologie zu diesem Behufe ebenso, wie oben die des Virgil und Horaz für die epischen und elegischen Dichtungen, ausgebeutet wird.

Das erste Stück, das Frischlin in dieser Art lieferte, war Rebekka. [1]) Daß er mit dieser, wie er sich einmal ausdrückt und wie auch auf dem Titel der ersten Ausgabe angedeutet ist, die Hochzeit seines herzoglichen Gebieters erheitert habe, ist als Zeitbestimmung auf keinen Fall genau zu nehmen. Denn in der ersten Hochzeitbeschreibung wird der Rebekka nicht gedacht, was doch der Fall ebensogut sein müßte, als in der zweiten der damals aufgeführte Julius redivivus vorkommt. Auch sagt Frischlin an einem andern Ort ausdrücklich, er habe sie in drei Monaten nach der fürstlichen Hochzeit gemacht. [2]) Ersehen wir nun aus den Tübinger Senatsverhandlungen, wie Frischlin wegen Versäumniß von 3 Lehrstunden im Januar 1576 sich mit einer Komödie entschuldigte, die er dem Herzog in Stuttgart habe aufführen müssen, [3]) so liegt der Schluß nahe, daß diese die Rebekka gewesen sei. Wirklich sagt er in der Zueignung der ersten Ausgabe an den Kaiser Maximilian II., sie sei zuerst am Geburtstage des Herzogs Ludwig aufgeführt worden: [4]) der war aber der erste Januar. Eine gewisse Beziehung auf die herzogliche Vermählung kann man dessenunerachtet kaum darin verkennen. Ganz dasselbe Ge=

---

[1]) Rebecca, Comœdia nova & sacra, ex 24. cap. Genes., ad Plauti & Terentii imitationem scripta, & ad nuptias ill. principis ac Dni Ludovici, ducis Wirt. &c., adornata a N. Frischlino &c. Francofurti, ex typogr. Andr. Wecheli. 1576. Später in Opp. P. scenica, p. 1 ff.

[2]) Eleg. ad Virgilium:

Bis seni ex illo lapsi sunt tempore menses,
Cum thalami hoc fieret connubiale sacrum.
Tres mea Germano Latioque ornata Cothurno
Abstulit, a Syrio tracta Rebecca solo.

[3]) Senatsprotokoll vom 17. März 1576.

[4]) .... primum scenæ spectacula vidit,
Principe natalem concelebrante meo.

wicht, welches in der Komödie der alte Erzvater darauf legt, daß der Sohn keine Tochter aus den umwohnenden abgöttischen Stämmen heimführe, hatte Frischlin in jenen zwei poetischen Episteln darauf gelegt, daß Herzog Ludwigs Wahl auf keine katholische oder calvinische Nachbarin gefallen sei; und wenn sein Isaak die Trauer über den erst vor 4 Jahren erfolgten Tod seiner Mutter als Grund vorbringt, warum er sich noch nicht verheirathen möge, so hatte dort sein Herzog ganz das Gleiche in Bezug auf die Trauer um seinen vor 6 Jahren verstorbenen Vater vorgeschützt. [1])

Was am meisten hervortritt in dem Stück, ist der durchgeführte Gegensatz zwischen dem gesitteten und menschlichen Isaak und dem rohen und wüsten Ismael, in welchem der Dichter das Bild eines rechten Scharrhansen und Leutfressers, wie er später diese Klasse roher Adelichen zu nennen liebte, entwirft. Wie sich die Zeit und Liebhaberei eines solchen Junkers zwischen Jagen und Saufen theilte, so sind hier dem Ismael auf der einen Seite der Jäger Chamus, der die Bauern schindet, und auf der andern der Schmarotzer Gastrodes beigesellt, der trostlos ist, daß er nicht mehr, wie früher, 10, sondern nur noch 6 Maß Wein über jede Mahlzeit trinken kann, und vor der

---

[1]) Man vergleiche Rebecca, Act. II. Sc. 5, p. 22 f.:

Isaac. Sed vereor ut possim (heirathen).

Abrah. Cur?

Is. Quia matris Saræ

Memoriam & luctum animo nondum ejeci meo.

. . . . .

Age mitto ætatem, mitto & mœrorem meum:

Sed unde tandem uxorem invenies commodam,

Et moribus ac religioni parem meæ?

Epistola Ludovici, p. 568:

Nam neque dedolui properatam funere mortem,

Quæ procul a terris te pater esse facit.

Nec, si deposito tentem connubia luctu,

Apta venit votis ulla puella meis.

Hinc me relligio nostris inimica sacellis,

Hinc fastus terret, perfidus inde furor.

Doch der Dichter spricht diese nähere Beziehung selbst aus (in der Zueignung an den Kaiser):

At neque Ludvico mea Dorotheæque Rebecca

Displicet: ille Isacus, illa Rebecca mihi.

Aussicht schaudert, ehe er 80 Jahr alt werde, gar auf 2 herabzukommen. Nach beiden Richtungen hin finden sich aber zwischen den komischen Scenen auch sehr ernste Worte:

Dürfen diese Jäger
Menschen wie Vieh behandeln? gleich als wäre
Der arme Bauer dazu auf der Welt,
Der Herren Hunde aufzufüttern? während
Er selbst daheim kein Brod hat, seine Kinder
Vor Hunger sterben? Welcher Jammer, so
Mißhandelt sein, vor jedes Höflings Wink
Erzittern müssen und nicht mucken dürfen![1])

Dann gegen das übermäßige Trinken, besonders auch an den Höfen:

Ja, ja, mit Bechern pflegt man jetzt bei Hof
Trankopfer für der Fürsten Wohl zu bringen;
Das ist ihr Gottesdienst dort, ihr Gebet.
. . . . .
Des Herrn Gesundheit trinken sie, darüber
Verfallen sie in Krankheit jeder Art,
In Gicht und Zipperlein und Wassersucht,
In Kolik und in Fieber. Guter Gott!
Wär' es denn besser nicht, in Nüchternheit
Dem Fürsten tüchtig dienen, als an's Bett
Gefesselt, weder sich noch Andern nützen?[2])

Ob sich nun gleich in diesem Stücke ein Vorspiel zu der Polemik gegen den rohen Adel seiner Zeit nicht verkennen läßt, durch welche sich Frischlin später so viele Feinde machte, so fand es doch allgemeinen Beifall. Vor dem Würtembergischen Hofe mußte es zweimal aufgeführt werden,[3]) und die Gelehrten und Dichter der Zeit wetteiferten in poetischen Lobsprüchen, welche der ersten Ausgabe, und zum Theil auch noch den späteren, beigedruckt sind. Der Propst zu Stuttgart, Balthasar Bidembach, nannte in einem solchen Enkomium Frischlins Rebekka eine ebenso fromme und sittliche, wie angenehme

---

[1]) Act. II, Sc. 4, p. 21.

[2]) Act. V, Sc. 4, p. 68 f.

[3]) In dem Gedicht an D. Fichard, vor der ersten Ausg. der Rebekka:
Principibus placuit bis lusa Rebecca . . .

Dichtung.[1]) Aehnliche Lobepigramme lesen wir von Hieronymus Wolf, Johann Posthius, Paul Melissus u. A., auch von Frischlins nachmaligem Gegner Leonhard Engelhart; wobei den meisten die fast gleichzeitige Geburt einer Rebekka genannten Tochter Frischlins (geb. Sept., † Dec. 75.) Gelegenheit gab, witzig zu sein. Nur Martin Crusius war anderer Ansicht. Als Frischlins Komödie vor dem Druck, wie herkömmlich, der Censur seines Collegiums unterlag, meinte er, die scurrilen Personen Chamus und Gastrodes sollten weggeschafft werden, sie gehören nicht in ein biblisches Stück, und die Jugend pflege dergleichen nachzuahmen. Dieß nannte Frischlin ein asininum judicium, und pflegte von da an, wenn die Herren eines seiner Stücke zu censiren hatten, zu sagen, man habe wieder Narren auf seine Eier gesetzt, sie auszubrüten.[2])

Seiner eigenen Angabe zufolge hat Frischlin die Rebekka lateinisch und deutsch bearbeitet.[3]) Allein sein Bruder Jakob sagt auf dem Titel der deutschen Uebersetzung,[4]) er, Jakob, habe sie zum erstenmal „in liebliche teutsche Reimen transferirt und versetzet." Entweder hat ihm nun Nicodemus, der aus deutschen Versen wenig machte, seine Arbeit überlassen; oder er hat ihm wenigstens daran geholfen, und insbesondere die deutschen Argumenta actuum, dergleichen er zu

---

[1]) Hinter der Rebekka, p. 90:

Tu, Frischline, canis modos amicos,
Et lætum modularis arte carmen:
Tu misces pia, casta, sancta, dulci,
Misces utile, suave cum decoro:
Saltetur, peragatur, exprimatur.

Ausdrücklich wird anerkannt:

Obsceni nihil hic, nihil profani.

[2]) Crus. def. nec. p. 212. Justa, vera & postr. resp. p. 62 f. Frischlin. Celet. II, 148. Auch schon in den Versen an Joh. Fichard, auf der Rückseite des Titelblatts der ersten Ausg., sagt er, dieß sei die Ausgabe letzter Hand:

Si non & lima Critici polietur inepta &c.

[3]) S. oben in der Stelle aus der Eleg. ad Virgilium.

[4]) Zwo schöne, gottselige Komödien, Rebecca und Susanna: vormals wohl und zierlich im Latein beschrieben an Tag geben durch den hochgelehrten Herrn Nic. Frischlinum, P. L. und C. P. Caes.; jetzund aber zum erstenmal.... transferirt .. durch M. Jacobum Frischlinum, Rectorn der Schul zu Waiblingen, obgedachtes Hn. Autoris Brudern. Gedruckt zu Franckfort a. M... 1589.

seinen Komödien zu verfassen pflegte, die aber meistens verloren sind, verfertigt. Sobald nämlich die dramatischen Aufführungen aus dem Kreise der Schulen heraustraten, gab es mit der lateinischen Sprache Schwierigkeit. Wenngleich die damaligen Fürsten und Obrigkeiten besser als die heutigen Latein verstanden, so hatte auf dem Markte doch auch die Bürgerschaft ihr Recht, und am wenigsten wollte die schönere Hälfte der Menschheit leer ausgehen. Man sieht ganz in diesen Widerstreit hinein, wenn der Prologus zu den Helvetiogermani sagt:

So höret uns denn günstig zu, und haltet
Den lieben Pöbel wie ihr könnt im Zaum.
Denn weil das Stück lateinisch wird verhandelt,
So murren, die die Sprache nicht verstehn,
Belfern die Weiber, lärmen Mägd' und Knechte,
Wurstmacher, Fleischer, Schmied' und andre Zünfte,
Und fordern laut in deutscher Sprach' ein Stück.
Da man dieß nicht gewährt, so ziehen sie
Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler und
Dergleichen Volk uns unverholen vor [1]).

Eine Abschlagszahlung waren, wie erwähnt, jene gereimten deutschen Inhaltsanzeigen. Vor jedem Acte trat ein Knabe, als Herold gekleidet, auf, und sagte sein Sprüchlein her, das dem ungelehrten Theile der Zuschauer die nachfolgende Pantomime (denn das war es für sie) deutete. Natürlich genügte das aber nicht, und so entstand, wie wir gesehen haben, sobald eine lateinische Komödie gefallen hatte, von ihr eine deutsche Uebersetzung.

---

[1]) Opp. Nic. Fr. P. scen. p. 467.

.... Quod reliquum est, quæso benignas date
Aures, & vulgus non nihil compescite.
Nam quia Latino sermone isthæc peragimus,
Occlamant imperiti linguæ: oggannìunt
Mulieres, obstrepunt ancillæ & servuli,
Opifices, lanii, fartores, ferrarii,
Sibique Germana lingua postulant dari
Comœdiam. Hoc quia non fit, nobis præferunt
Cybisteres, lanistas, funambulos,
Petauristas, quibus gaudat plebecula.

So scheint es denn, als hätte Frischlin nach seiner ersten lateinischen Komödie dem Verlangen des unlateinischen Volks gleich im vollen Umfange genug thun wollen. Den nächsten Monat nämlich nach den dreien, die er mit der Rebekka zugebracht hatte, widmete er einem rechten Volksstück, das uns leider nicht erhalten ist.[1]) Es hieß „der Weingärtner", und schilderte die Klagen des Landvolks über sein Mißgeschick vielleicht mit Rücksicht auf die vorangegangene Theurung, die aber zum Theil sehr lustig gewesen sein müssen. Ob unter den verschiedenen Sprachen, in denen es verfaßt war, nur deutsche Dialekte, oder wirklich eine Sprachenmengung zu verstehen ist, wie sie auch in einzelnen Scenen anderer Frischlinischer Komödien vorkommt,[2]) muß dahingestellt bleiben. Die kecken Reden, welche in diesem Stücke das Volk gegen die Obrigkeit führte, gaben, wie wir aus einer Elegie Frischlins erfahren, einem hochgestellten Manne Anstoß, der von ihm schon vorher im Trunke beleidigt worden war, und ihm nun, neben politischer Verdächtigung seines Stücks, Trunkenheit und anstößigen Lebenswandel vorwarf. Frischlin weist ihn an, sich in letzterer Hinsicht bei der eigenen rothen Nase zu nehmen, meint, er sei eher zum Ochsentreiber als zum Beurtheiler von Komödien gemacht, und rechtfertigt jene Ausfälle gegen die Obrigkeit im Stücke damit, daß es ja nur Reden seien, wie sie das Volk, wenn es ihm schlecht gehe, wirklich zu führen pflege;[3]) hätte er übrigens auch dazugedichtet, so werde ja vom Poeten keine historische Treue gefordert. Wer der rothnasige

[1]) Eleg. ad Virg., Opp. P. ep. p. 84:

Est unus [mensis] misero ploranti fata colono,
Et variis linguis plebeculæque datus.
Nam varios pinxit Comœdia libera mores,
Plebejo quales cernimus esse gregi.

[2]) Im Julius redivivus und Phasma. Vgl. den Entwurf der zweiten Josephskomödie, Adelphi, (St. A.): Joseph & Serapio colloquuntur latine in actione Germanica.

Redt eine fremde Sprach mit Hohn
Durch sein Dolmetsch Serapion.

[3]) Opp. P. eleg. L. XIX, Eleg. 9: Apologia lepidissimæ Comœdiæ, cui titulum Vinitoris fecit.

. . . .

Dispeream, si non profert hæc omnia vulgus,
Scenicus ut retulit Vinitor ille meus.

Herr gewesen, wird nicht mehr zu ermitteln sein; da er ihn einen Stallknecht (agaso) nennt, so hat man wohl eher an einen weltlichen als an einen geistlichen Herrn zu denken. Auch der Ort der Aufführung bleibt zweifelhaft: die moralischen Vorwürfe des Rothnasigen klingen eher Tübingisch; doch wenn wir erfahren, daß Frischlin im Februar oder März 1576 abermals vom Herzog nach Stuttgart berufen war, um eine Komödie vor ihm aufzuführen,[1]) so war dieß gerade die Zeit, wo der Weingärtner fertig gewesen sein muß.

In die Zeit von Ostern bis Cantate 1577 fällt die Ausarbeitung der zweiten lateinischen Komödie Frischlins, der Susanna.[2]) Hier nimmt der Dichter bereits Gelegenheit, in dem vom Erzengel Raphael gesprochenen Prologe sein dramatisches Recht gegen den Tadel zu wahren, den die komischen Personen in seiner Rebekka erfahren hatten.

Da schrei'n gewisse naseweise Richter,
In heiligen Komödien solle kein
Leichtfertig Volk auftreten, sondern lauter
Ehrwürdige Personen, die der Jugend
Zum Vorbild dienen können. Gleich als brächte
Die Schlechten, Lasterhaften, Tückischen,
Die Lügner, Säufer, Gotteslästerer,
Der Dichter darum auf die Bühne, daß
Die Andern sich nach ihnen bilden sollen,
Und nicht nach jenen, deren Tugenden
Und Biederthaten sie vor Augen sehn.
. . . . .
Ja, sagen jene Richter, ihr entweihet
Die heil'ge Schrift! — Nun damit geben sie
Recht zu verstehen, daß sie nichts verstehn.
Führt denn der heil'ge Geist nur fromme Menschen
Und Tugendmuster dort uns vor? nicht auch
Wüstlinge, Trunkenbolde, Böfewichter,
Damit ihr Beispiel uns zum Bessern treibe?

Vulgus iners sortem quoties sustentat iniquam,
Arguit hinc homines, arguit inde Deum.
Inque magistratum petulantius ora resolvit,
Et dicit summis verba proterva viris.

[1]) Senatsprotokoll v. 17. März 1576.

[2]) N. Frischlini Susanna, Comœdia veteris Testamenti. Opp. P. scen. p. 78 ff. Frischlin an den Herzog, Backnang 11. August 1577. St. A.

Der Stoff der Rebekka war mehr idyllisch als dramatisch, ein Mangel, der sich auch in der Frischlinischen Bearbeitung fühlbar machte. Von der biblischen Historie der Susanna dagegen hatte er selbst schon vor Jahren gesagt, daß Einige sie nicht ohne Grund für eine Komödie halten: und so ist auch seine Bearbeitung derselben dramatischer. Gleich Anfangs sind die beiden Alten, ihr Zusammentreffen, gegenseitiges sich lästig Fallen, einseitiges, dann beiderseitiges Geständniß, wirklich komisch geschildert; ihrer Scene mit Susanna fehlt es nicht an Leidenschaft, die folgende Verwicklung beklemmt, die Entwicklung erleichtert den Leser oder Zuschauer, wie es in einem Drama sein soll. Dazwischen hat aber auch hier der Dichter einen Faden komischer Scenen hindurchgeschlungen, und zwar geht es dießmal nicht über die Junker und Jäger, sondern über geldgierige Advokaten und betrügerische Wirthe her. Man sieht in einen reichen Hintergrund von Erfahrungen hinein, welche der zech- und reiselustige Poet mit dieser letztern Menschenklasse gemacht hatte, wenn er einem Landmann, der so eben aus einem Wirthshause tritt, worin er tüchtig geschnellt worden, folgende Philippica in den Mund legt: [1])

Hiram.

Schon manchen Dieb und Räuber sah ich hangen;
Doch keinen, der den Strick so wohl verdiente,
Als jene Menschen, die man Wirthe nennt.
Denn Diebe stehlen doch bei Nacht und Nebel,
Der Räuber raubt im unwegsamen Wald:
Die aber ziehn am hellen lichten Tag
Und öffentlich den armen Wandrer aus.
Vor solchen Räubern kann sich Niemand schützen.

(Hierauf, nach einer ausführlichen Schilderung der allerhand Prellereien, denen man in Wirthshäusern ausgesetzt ist:)

Doch wozu braucht es Worte, da sie selbst
Durch ihre Schilde, was sie sind, verrathen?
Die Einen hängen Raben aus und Adler,
Weil sie mit Adlersklau'n und Rabengriffen
Das gute Geld der Gäste zu sich reißen;
Die Andern führen Löwen, Bären, Schweine
Im Schilde, wie zum Zeichen, daß sie selbst

[1]) Act. II, Sc. 5, p. 104 ff.

Gefräßig, räuberisch, unfläthig sind.
Auch Ochsen, Hirsche, sieht man ausgehängt,
Zur Warnung vor der Hörner bösem Stoß.
Der Bock, das Einhorn, zeigt Gestank und Frechheit;
Die stolzen Pfau'n, die Hühner, Gänse, Schwäne
Und Tauben mahnen uns an Vogelsteller,
Die ihre Gäste, wie die Gäns' und Hühner,
Zu rupfen wissen.

Sichar (für sich).

Nein, wie dieser Mann
Auf Hieroglyphendeutung sich versteht!

Hiram.

Der Schild zur Krone deutet klärlich an:
Hier wird auf Kronenthaler Jagd gemacht.
Ein Schwert, ein Messer, zeigt den Beutelschneider;
Die Sonne trocknet unsre Seckel aus;
Das Lamm, der Engel, sind nur falsche Masken,
Der Fuchs, der Affe, sind die wahren Zeichen;
Die Gäste sind die Lämmer, sie die Wölfe,
Gehüllt in Schafspelz.

Sichar.

Schade, daß der Mann
Kein Maler ist: der müßte gar nichts als
Wirthsschilde malen.

Hiram.

Die Aufrichtigsten
Sind jene, welche gar die Hölle selbst
Zum Schilde wählen; denn da weiß man doch,
Man hat's zu thun mit eingefleischten Teufeln.

Dem Bruder Jakob, der nach mehreren Jahren die Susanna gleichfalls übersetzte, kam dieser Ausfall auf die Wirthe bedenklich vor. Hatte er doch unterdessen an seines Bruders Handel mit der Ritterschaft ein warnendes Exempel erlebt, wie übel man sich durch allgemeine Angriffe auf einen Stand die Finger verbrennen könne. Um es daher nicht mit der ganzen ehrenwerthen Genossenschaft der Wirthe zu verderben, fügt er in seiner Uebersetzung der Stelle ausdrücklich einen „Widerruf" bei; „denn man, sagt er am Rand, auch fromme, gottselige Wirthe findt, welche diese Red nichts angeht."

Ich sag aber, etlich solches thon,
Die Frommen ich ausgnommen hon;

Darum, welcher ist redlich Mann,
Den gehen nicht die Reden an u. s. f. [1]).

Uebrigens fand Frischlins Susanna, die lateinisch zu Stuttgart vor dem Herzog, deutsch zu Waiblingen u. a. a. O. gespielt wurde, denselben Beifall wie ihre ältere Schwester, ja in einer Hinsicht mehr als dem Dichter mit gutem Gewissen lieb sein konnte. Denn wenn er von Bürgermeister und Rath der Stadt Memmingen hörte, daß sie angeordnet haben, mit ihrer Schuljugend statt der Terenzischen Komödien seine Rebekka und Susanna zu lesen, [2]) so mußte er doch wohl erschrecken, hierin der finstern Partei in die Hände zu arbeiten, die schon damals damit umging, die heidnischen Classiker aus den Schulen zu verdrängen und durch christliche Wechselbälge zu ersetzen. [3]) So weit ging Frischlins Meinung und Absicht keineswegs, sondern nur dahin, daß seine Nachahmungen neben den Vorbildern gelesen werden möchten. [4]) Auch that er bei Weitem nicht genug, um einen solchen Vorzug von der einzigen Seite zu verdienen, wo er wirklich zu verdienen gewesen wäre. In den eingestreuten komischen Scenen huldigte auch er mitunter dem rohen Zotengeschmacke seiner Zeit, dem ja auch Shakespeare seinen Zoll entrichtet hat, und mußte dafür von Crusius den Vorwurf hören, daß seine Stücke jugendverderblich seien. [5]) Daß einzelne Reden in denselben dem Schulzweck zuwider waren, und auch in ästhetischer Hinsicht besser weggeblieben wären, kann man zugeben, ohne daß dadurch der Bann, welchen Crusius gegen die komischen Figuren im Ganzen aussprach, weniger unvernünftig würde. Auch die Nachricht, die er in Verbindung damit bringt, daß die Straßburger aus jenem Grunde Frischlins Stücke von ihrer keuschen Bühne ausgeschlossen haben, wird mit Vorsicht aufzunehmen sein.

---

[1]) S. 312 seiner Uebersetzung.

[2]) Præfat. in Susannam. Epp. & præf. p. 169.

[3]) Wie dieß, außer einer früher angeführten Rede von Crusius, aus verschiedenen Stellen des Tübinger Senatsprotokolls jener Jahre erhellt.

[4]) Opp. P. scenica, Praefat.: Nam olim delineavi pro Terentio profano (non quidem ut illum e scholis exterminem, sed ut mea cum illo conjungam) .. tres comœdias novas & sacras &c. Vgl. auch den Jakob Frischlin in seiner Vorrede zur Rebekka.

[5]) Crus. justa, vera & postr. responsio p. 63 f.

Werfen wir hier einen vergleichenden Blick auf die lateinischen Vorbilder hinüber, so finden wir, daß der Prolog zur Susanna fast ein Cento aus Plautinischen und Terenzischen Prologen zu nennen ist, während auch in den der Rebekka verschiedene Reminiscenzen hereinspielen. Die Exposition der Rebekka beginnt mit denselben Reden wie die der Terenzischen Andria: in der Eröffnungsscene der Susanna sind Wendungen aus den ersten Scenen der Casina und des Heautontimorumenos in einander gearbeitet. Die Reden des Jägers zu den Bauern sind den Anreden der griechisch-römischen Herren an ihre Sclaven nachgebildet; für die Schmarotzergespräche fanden sich im Munde der Gnathonen und Peniculi Phrasen genug: wie dieß Alles die im Anhang gegebene Parallelentafel anschaulich machen wird. [1])

In das folgende Jahr, 1578, fällt die Ausarbeitung der Hildegardis magna, [2]) welche Frischlin in der am 18. Januar 1579 geschriebenen Zueignung eine neuerlich entstandene Komödie nennt. Hier tritt der Dichter aus dem biblischen Kreise heraus in den der weltlichen Ueberlieferung, indem er einen Stoff aus der Sage von Karl dem Großen behandelt. Die Fabel hat Aehnlichkeit mit der von Genovefa: ihre Stelle nimmt hier Hildegard ein, Karls Gemahlin; Taland, ein natürlicher Bruder des Kaisers, dem der Parasit Benzelo zur Seite steht, spielt die Rolle des Golo; aber statt in der Wildniß zu bleiben, geht Hildegard nach Rom, wird dort, in männlicher Verkleidung, ein berühmter Arzt, und heilt den mittlerweile erblindeten Taland: wodurch die Entwicklung herbeigeführt wird. Das Stück wurde unter den Festlichkeiten bei der förmlichen Regierungsübernahme des Herzogs Ludwig, im Januar 1579, vor dem Hofe, sammt Prälaten und Landschaft, die eben beisammen waren, im langen Saale des Stuttgarter Schlosses aufgeführt. [3]) Daß Frischlin dasselbe für den Hof seines jagdlustigen Herrn bestimmt hatte, klingt uns schon aus dem Prolog wie Hörnerschall entgegen.

Es ladet Euch der Dichter heut zur Jagd
Auf diesem Schauplatz ein. Denn wilde Thiere

---

[1]) Beilage IV.

[2]) Opp. P. scen. p. 149 ff.

[3]) Sattler, Gesch. des Herzogth. Würtemberg unter den Herzogen, V, S. 53.

Verspricht er Euch in Masse vorzuführen,
Und bittet, daß Ihr sie betrachten mögt.
Er weiß ja, daß das Waidwerk Euch ergötzt,
Da es ein Werk für wackre Männer ist,
Ein Vorspiel gleichsam zu dem Ernst des Kriegs.

Hier seht Ihr vor Euch den Ardenner Wald,
Worin der Wolf Taland das Schäflein Hildegard
Verfolgt; sie gibt der Leu, Karl, ihr Gemahl,
Den Henkersknechten als den Hunden preis;
Rosina weint, die Hindin, um die Frau;
Dem Wolfe schmeichelt Benzel-Reineke;
Der Freudenberger aber, als der Bär,
Befreit die Opfer und zerstreut die Meute.

. . . .

Wenn Einen mehr der Vogelsang erfreut,
Dem führen wir statt Borsten Federn vor.
Flugs wird nun aus dem Wolf Taland ein Weih,
Der stößt auf Hildegard, die sanfte Taube.
Als Turtel klagt Rosina, Benzel schnappt
Als Möwe; doch der Adler, König Karl
Berupft die Taube jämmerlich, und gibt sie
Den Raben, ihr die Augen auszuhacken:
Wo nicht der edle Falke Freudenberg
Sie rettete. Zuletzt, nachdem voll Großmuth
Den Wolf das Schaf geheilt, den Weih die Taube,
Gesellt sie sich dem Aar, dem Lamm der Löwe;
Indessen Wolf und Weih die Straf' ereilt.

Des Dichters Wunsch ist nun, Ihr mögt, so oft
Ein häßlich Thier hervortritt, es auch hassen:
Fuchsschwänz' abhacken, Wölfen ihre Geilheit
Benehmen, grimmer Leu'n entbrannten Zorn
Mit Worten mildern, nicht noch mehr entflammen;
Dem Weih'n und Habicht sollt Ihr Netze stellen,
Doch Taub' und Turtel schützen, nähren, bergen,
Indeß Ihr Raben fern vom Hofe jagt.
So viel vorher. Nun laßt die Augen Jäger,
Die Ohren aber Vogelsteller sein.

Keine zwei Monate stand es an, so hatte Frischlin eine neue weltliche Komödie, und zwar dießmal in deutscher Sprache, fertig, die am ersten März 1579 vor dem Hofe aufgeführt wurde. Hieronymus

Megiser aus Stuttgart, ein Lieblingsschüler Frischlins,[1]) dem wir in seiner Lebensgeschichte noch öfter begegnen werden, war Actor in dieser Komödie, die er hernach mit Bewilligung des Dichters herausgegeben, und der Herzogin Dorothea Ursula, der sie bei der Aufführung wohlgefallen hatte, zugeeignet hat.[2]) Der Gegenstand ist wie in der vorigen Komödie die Frauentreue, nur in anderer Wendung. Bei einem Einfalle der Ungarn war ein Graf Ulrich von Buchhorn gefangen weggeführt worden, während man daheim der Meinung war, er sei in der Schlacht gefallen; aus Trauer darüber war seine Gemahlin Wendelgard (von der das Stück benannt ist) in's Kloster gegangen, nachdem sie seinem Andenken einen Jahrtag gestiftet hatte, an welchem sie selbst den Armen milde Gaben zu spenden pflegte. Dazwischen — damit wir doch unsern Dichter auch einmal in eigenen deutschen Reimen sprechen hören —

> Sieh zu, dazwischen kömmt ihr eben
> Graf Ulrich, der war noch bei Leben
> Und seiner Gfängnuß worden los,
> Doch kam er elend, nackt und bloß,

---

[1]) Er hatte 1571 inscribirt und war 1577 Magister geworden. Crusius, Annal. Suev. III, p. 743. 761. Als sein Lehrer Comes Palatinus geworden war, wünschte er ihm in einem Gedichte Glück, das wir hinter den Frischlinischen Oden lesen; diesem Stücke hängte er zwei Catullische Parodien zu Ehren desselben an, die eine auf Frischlins Bild:

> Poeta cujus heic vides imaginem,
> Ait fuisse præco nobilissimus &c.

Die andere:

> Cui dono lepidum novumque drama,
> Teutono modo pectine expolitum,
> Dux Tecci? &c.

Megiser wurde später Professor zu Leipzig, dann zu Linz, wo er im Jahre 1616 starb.

[2]) Fraw Wendelgard, ein new Comedi oder Spil, auß glaubwürdigen Historien gezogen, von Fraw Wendelgard, Keyser Henrichs, deß Ersten, auß Sachsen Tochter, vnd jhrem Ehegemahel, Graff Vlrich von Buchhorn, Herrn im Lintzgew, am Bodensee: was sich Anno 915 vnd Anno 919 mit jhnen zugetragen. Nützlich vnd kurtzweylich zulesen. Gehalten zu Stutgardt, den 1. Tag Martii Anno 1579. Authore Nicodemo Frischlino. Getruckt zu Franckfort am Main, durch Wendel Hummen, im Jar 1589. — Dieß muß eine zweite Auflage sein; die Zueignung ist datirt: Tübingen, an S. Jacobi Tag Anno 1580.

Und eben auf denselben Tag,
Das ich Euch bei der Wahrheit sag,
Zu Buchhorn einzog, wie gemeldt;
Der hätt sich untr die Bettler gstellt,
Und als er Wendelgard ersah
In ihrem Weyler [1]), da geschah,
Daß er auch in eins Bettlers Weis
Ein Gab begehrt mit allem Fleiß;
Frau Wendelgard ihn nicht erkannt,
Da hält er sie bei ihrer Hand,
Und küßt sie wider ihren Willen,
Damit sein Liebe zu erfüllen.
Behend die Diener liefen her,
Und schlugen auf den Bettler sehr;
Da gab er sich bald zu erkennen,
Frau Wendelgard mit Namen nennen,
Zu Stund ward er von ihr erkannt,
Nahm sie mit Freuden in sein Hand
Und wieder zu eim Gmahel an,
Mit Willen Bischofs Salomon u. s. f. [2]).

Vor Allem sehen wir nun in diesem deutschen Stück, daß es nicht Armuth an Erfindung oder an Ausdruck war, was unsern Dichter in seinen lateinischen Dichtungen zu den vielen Plagiaten veranlaßte; da hier, wo ihm keine solchen Vorbilder zu Gebot standen, im Mindesten kein Mangel zu verspüren ist. Im Gegentheil weiß Frischlin auch hier die Charaktere mit leichter Hand zu umreißen, den Knoten selbst geschickter, als sonst bisweilen, zu schürzen und zu lösen, die ernsten Scenen mit komischen anmuthig zu durchflechten, die sich gerade dießmal von Schmutz durchaus rein halten. Die Sprache hat freilich den Adel nicht wie in Frischlins lateinischen Komödien; doch ist ein grober eigener Rock immer mehr werth als ein geborgter feiner, und neben denen der Zeitgenossen dürfen sich seine Reime mit Ehren sehen lassen. [3]) Es finden sich Stellen, die einer wirklich edeln Form wenigstens nahe kommen. Z. B. die Betrachtungen des in Bettlergestalt aus der Gefangenschaft wiederkehrenden Grafen: [4])

---

[1]) D. i. Nonnenkleid.

[2]) Aus dem Prologe.

[3]) So urtheilt auch Gervinus über das Stück, Geschichte der deutschen Dichtung, III, S. 83.

[4]) Act. II. Sc. 1.

Wie wandelbar ist Menschenglück,
So gar unstät mit falscher Tück: . . . .
Jetzt ist einer hoch, bald wird er nieder;
Jetzt ist einer arm, bald reicht er wieder.
Die Zeit bringt oft die rothen Rosen,
Oft bringt sie auch herfür Zeitlosen.
Keiner soll dem Glück zu viel vertrauen,
Allein auf Gott den Herren bauen.
Denn wie sich das Aprillenwetter
Erzeigt je länger je unstätter,
Also das walzend unstät Glück,
Stößt Alles hinter sich zurück.

Auch hier aber, wie in den meisten seiner Stücke, zeigt sich Frischlins Talent am entschiedensten in den komischen Scenen. Der Jahrtag mit seinen reichlichen Almosen lockt alle Bettler und Landstreicher der weiten Umgegend herbei, und hier schildert uns nun der Dichter das Bettler= und Gaunerwesen in Oberschwaben, dem Elsaß und der nördlichen Schweiz genau so, wie wir es noch 200 Jahre später, in den Zeiten des Sonnenwirths und des Konstanzer Hans finden. Diese Scenen sind voll Leben und Humor. Zwei Bettler verloben Sohn und Tochter, nachdem von jedem der Beiden ein Schelmenmeisterstück gemeldet ist, und geben ihnen, der eine Basel und Straßburg, der andere Konstanz und Zürich (mit Ausnahme der Gasse, worin er selbst von Haus zu Haus zu betteln pflegt) zur Mitgift. Dem Grafen, der sich in Bettlerskleidern unter sie mischt, entwerfen sie ein lockendes Gemälde ihrer Lebensweise:[1])

Bei uns wirst du kein Mangel haben.
Du darfst nicht schaffen und nicht sorgen,
Schlaf von dem Abend bis an Morgen.
Was du ein Tag hast zsammenbracht,
Verzehren wir bis Mitternacht.
Und kommen dann die Bettelweiber
Mit ihren graden starken Leibern,
Dann geht herum die ledern Flasch,
Bis daß wir leeren unser Tasch,
Und trinken werdn, mich wohl vermerk,
Da sollt einer sehen Wunderwerk:

[1]) Act. II, Sc. 4.

Dann gsehn die Blinden, redn die Stummen,
Und werden grad die Lahmen und Krummen;
Und wird das Spiel erst eben ganz,
Erhebt sich bald der Betteltanz.
Wie gfällt dir unser Bettelstand?

Doch der Poet führt scharfe Maßregeln gegen dieses Gesindel im Schilde, die er durch einen Diener des jungen Grafen entwickeln läßt.

Fridlin. Ihr geht den Rhein so auf und nieder,
Und sammlet Würst, verkaufet's wieder,
Und zieht die halben Hosen aus
Und machet Bettelsäck daraus. . . . .
Henzlin. Was dann den Armen in dem Land
Sollt geben werden von der Hand,
Das wird den faulen Schlingeln zu Theil.
Fridlin. Bei ihnen ist weder Glück noch Heil.
Dann gmeinlich diß die Schelmen sein,
So man hat gstrichen über'n Rhein;
Und wann man's streichet wieder nüber,
So führts der Teufel wieder hrüber.
Wann ich meim Herren rathen sollt,
Ein treuen Rath ihm geben wollt:
So oft mir würd ein solcher Wicht,
Dörst es kein lang Bedenken nicht,
Ich ließ ihm eisen Spreng anschmieden,
Dazu ein Halsband, wie eim Rüden.
Die härtste Arbeit müßt er thun,
Darzu nit gnug zu fressen hon,
Die Gassen fegen, Winkel raumen,
Stein zutragen und sich nicht saumen.
Käm also aus der Schelmenzucht
Ein guter Nutz, so man's versucht.
Ist mir kein Zweifel, mancher Lecker,
Der jetzund sündigt etwas kecker,
So er vor Augen säh die Noth,
Er würd sich hüten als vorm Tod . . . .
Was gilts, ich wollt sie hurtig machen?
Henzlin. Du redst nit Unrecht von den Sachen [1]).

Am Schlusse gibt ein Epilog die Moral des Stücks: die Männer sollen von dem Grafen Heldenmuth im Kampfe für das Vaterland

[1]) Act. IV, Sc. 1. Act. V, Sc. 1.

und Gottvertrauen, die Weiber von der Gräfin Treue und Zucht, auch die Bischöfe und Geistlichen von dem Bischof Salomon das rechte geistliche Leben lernen.

War in den bisher betrachteten Frischlinischen Stücken der Stoff aus der biblischen oder weltlichen Sage entlehnt, die Form aber, soweit die Stücke lateinisch geschrieben waren, den römischen Komikern, den Nachahmern eines Menander und Diphilus, abgeborgt; das Ganze eine Komödie nur in dem weiteren Sinn eines glücklichen Ausgangs, sonst aber vielmehr was wir Schauspiel nennen würden: so stoßen wir nun auf eine Gruppe von Stücken, die als freie komische Phantasiegebilde uns an Aristophanes erinnern können. Eben in jenen Jahren war Frischlin mit einer lateinischen Uebersetzung der Aristophanischen Komödien beschäftigt, ja er hatte den Plan, auf den Fasching 1581 zwei davon mit Wiederherstellung der antiken Chöre, mit Gesang und Tanz, unter Flötenbegleitung, zur Aufführung zu bringen (was freilich äußerer Umstände wegen nicht zu Stande kam). [1] Wie bei diesem Meister der alten Komödie, so ist es nun auch in jenen Frischlinischen Stücken mit der Fabel kein wirklicher Ernst, sie hat lediglich symbolischen Sinn, wie auch die Personen wenigstens zum Theil symbolische sind. Etwas Aehnliches hatte auch das kirchliche Drama in jenen Mysterien, welche, wie das früher erwähnte Spiel vom Weltgericht, mehr dogmatisch-prophetischer als historischer Art waren. Solcher symbolischen Komödien hat Frischlin drei gedichtet: eine grammatische, eine dogmatische und eine patriotische; Priscianus vapulans, Phasma und Julius redivivus. Nur die erste und letzte sind in Aristophanischer Art und Form, die mittlere kirchlich mysterienhaft; dennoch dürfen sie des gemeinsamen Grundcharakters wegen zusammengestellt werden.

Der Zeit nach gehört der Priscianus vapulans [2]) vor die beiden zuletzt besprochenen Stücke, da er bei'm Universitätsjubiläum im Februar 1578 in Tübingen im Beisein des Hofes aufgeführt wurde. [3])

[1]) Frischlin. ad Jo. Posthium, Tub. 20. Nov. 1580 (St. A.): . . . quarum duas proximis Bacchanalibus agam, Deo volente, introductis veterum choris, modis, tibiis, saltibus.

[2]) Einzeln: Argentorati apud Bernhardum Jobinum. Anno 1580. Dann in Opp. P. scen. p. 309 ff.

[3]) Sattler, Gesch. des Herzogth. Würt. unter den Herzogen, V, S. 49.

Das Stück erinnert an eine Seite der Epistolae obscurorum virorum, deren Satire gegen das Küchenlatein der damaligen Gelehrten noch immer nicht überflüssig geworden war. Doch wir können aus dem Prolog Anlage und Tendenz der Komödie vollständig erkennen.

Heut sollt Ihr etwas Nagelneues sehn,
Das keinem von den alten Lustspieldichtern
Je zu behandeln eingefallen ist:
Inhalt und Styl sind gleicherweise mein.
. . . . .
So laßt euch denn des Stückes Namen sagen,
Gleichviel, ob er gewisse Herrn verdrießt.
Die Küchenlateiner, hätt' ichs taufen können;
Doch besser: der geschlagne Priscian.
Wie übel ward auch seit viel hundert Jahren
Dem guten Alten mitgespielt; was hat er
Für Hiebe, Stich' und Schläg' an allen Orten
Erdulden müssen; ja, die Hand auf's Herz,
Ihr selber gabt ihm manchen harten Puff.
Der wendet sich nun heut um Linderung
Erst an die Philosophenfacultät:
Doch jämmerlich zerschlagen schickt ihn die
Den Medicinern zu. O Himmel! hier
Wird er noch kränker als er war gemacht,
Gedenkt daher mit der Juristen Beistand
Den Aerzten den Prozeß zu machen: aber
Da kommt er von dem Regen in die Traufe,
So gehn die Rabulisten mit ihm um.
Mehr todt schon als lebendig, wankt er nun
Den Theologen zu, ein Tröpflein Trost
Von ihnen zu genießen. Schöner Trost!
Wie Steine fallen ihre Wort' auf ihn,
Er sinkt in Ohnmacht. Endlich kommt Erasmus,
Mit ihm Melanchthon: beide nehmen sich
Des lang mißhandelten Grammaticus
Werkthätig an und heilen seine Schäden.

Dieß ists, was sich vor Euch ereignen wird.
Ein Stück, ganz anders als die übrigen:
Da tritt kein kuppelnder Schmarotzer auf,
Kein wilder Ismael, kein eifersücht'ger
Ehmann, kein geckenhafter Greis. Doch soll's
Euch lachen machen; hört nur günstig zu,

Und daß Ihr desto bälder merkt, wo es
Hinauswill mit dem Stücke, seid fein still.

Also das barbarische Latein, wie es während des Mittelalters unter den Gelehrten eingerissen und immer noch nicht ganz ausgerottet war, auf der einen, und die Wiederherstellung einer bessern Latinität durch die Humanisten des 15ten und 16ten Jahrhunderts auf der andern Seite, ist das Thema dieser grammatisch=literarischen Komödie. Jeder Sprachfehler, den die Unterredner begehen, versetzt dem alten römischen Grammatiker Priscian, als dem Repräsentanten der reinen Latinität, einen Schlag oder eine Wunde, über die er sich beklagt, darüber mit den Unterrednern (deren barbarische Reden meistens wörtlich aus damals wohlbekannten Büchern der mittleren Zeiten genommen sind,) [1]) weil sie von seinen unsichtbaren Schäden nichts wahrnehmen, überhaupt nicht klug aus ihm werden können, in Verwicklung geräth, zuletzt als Wahnsinniger gebunden wird, bis die beiden grammatischen Reformatoren seine Bande lösen. Melanchthon hält ihm seine Grammatik als Riechfläschchen vor, und nun (hier wechselt das Bild; denn bisher war von Wunden und Beulen die Rede) verordnen ihm beide zur Reinigung seines durch ungrammatischen Wust verdorbenen Magens eine Arznei aus ihren und Andrer in besserem Latein geschriebenen Werken; ein reichlicher Stuhlgang erfolgt, durch welchen eine Masse barbarischer Schriften von ihm geht; worauf der Patient in die Officinen eines Froben und Heinrich Stephanus geführt wird, um durch deren gediegene Verlagsartikel seinen nunmehr gereinigten, aber zugleich auch geschwächten Magen aufs Neue zu stärken.

Man könnte nun denken, hier eine bloße Schulkomödie vor sich zu haben, in der es sich lediglich um Worte und grammatische Formen handle. Allein der Dichter hat tiefer gesehen, und durch seine ganze Darstellung anschaulich gemacht, wie bedeutend dieses grammatische Thema in jener Zeit zugleich in's Leben eingriff. Mit der Barbarei des Ausdrucks zeigt er uns überall die der Vorstellungen eng ver=

---

[1]) Praefat. in Julium redivivum, p. 186 der Epistolæ & præfat.: In Prisciano vapulante mirati sunt aliqui, Javellum, Nevisanum, Barberium, nihil aliud loqui, quam quod olim scripserant, & Philonium atque Lilium aliis non uti verbis quam suis, h. e. quæ in Lilio & Philonio medicinali passim occurrunt. .

knüpft; hinter Bergen unverständlicher Worte versteckt sich nicht blos Leerheit und Unwissenheit, sondern auch Charlatanerie und Rabulisterei, die er uns in schlagenden Episoden zeichnet; wie mit der reineren Sprache zugleich Klarheit der Vorstellung und Humanität der Gesinnung einzieht.[1]) Diese Bedeutung des Stücks erkannte jene Zeit sehr wohl: sein Ruf verbreitete sich bis nach Italien, und als Frischlin dasselbe im Jahr 1584 der Sammlung seiner Komödien einverleibte, hatte es bereits drei Einzelausgaben erlebt.[2])

Während Frischlin alle bisher betrachteten Komödien nicht blos aufführte, sondern (den deutschen Schwank: der Weingärtner, abgerechnet) auch zum Druck beförderte, hat er diejenige, zu der wir jetzt übergehen, das Phasma, zwar zur Fastnacht 1580 zu Tübingen vor Fürsten und Herrn agirt,[3]) aber die Handschrift zurückgehalten, so daß sie erst nach seinem Tode im Druck erschienen ist.[4]) Er befürchtete nämlich mit Recht, damit nach vielen Seiten hin anzustoßen, und sich noch mehr Anfeindungen zuzuziehen, als ihm damals schon auf dem Halse lagen, weil darin alle christlichen Religionsparteien, außer der lutherischen, verdammt, und ihre Häupter kurzweg vom Teufel geholt werden. Auf diesen Patron ist auch der von Menander entlehnte[5]) Titel: Phasma, d. h. Erscheinung, zu beziehen: die Sectirer

[1]) In der Zueignung der ersten Ausg. sagt Frischlin: Sed dicant & sentiant alii quod libet, mea sic est sententia: horridam ac tetricam orationem aliquid in se monstri alere, & aut rei quæ tractatur, aut animi ipsius horridi ac spinosi indicium esse manifestarium. Quod cum ita sit, omnes ego literarum amantes volo admonitos, ut perspicuo & usitato ac proprio sermonis generi studeant &c.

[2]) S. Nic. Frischlinus, vita, fama, scriptis, ac vitæ exitu memorabilis, recensuit ... atque ... edidit Car. Henr. Langius &c. Brunsvigæ & Lipsiæ 1727, p. 99 f.

[3]) S. den Bericht des Consistoriums an den Herzog, Stuttg. 4. Mai 86. Frischlin an den Herzog, Hohenurach, Samstag nach Jacobi 1590. St. A.

[4]) Phasma, h. e. Comœdia posthuma nova & sacra, de variis hæresibus & hæresiarchis ... auctore Nic. Frischlino &c. Impressum in Jazygibus Metanastis anno Christi nati 1592, Antichristi vero revelati 75. (s. bei Langius, p. 98.) Der Gesammtausgabe von Frischlins Komödien angehängt seit 1595.

[5]) Dieß sagt Frischlin im Prologe selbst; über das Menandrische Stück vgl. die Stelle des Scholiasten zu Terent. Eunuch. Prol. v. 9. in der Ausgabe von Bentley.

rühmten sich himmlischer Traumgesichte, die in Wahrheit vielmehr Teufelserscheinungen waren. Das Ganze ist eine wunderliche Composition: formlos, halb deutsch, halb lateinisch, dort Hans-Sachsische Reime, hier Phrasen aus Terenz und Plautus, halb Rede, halb Gesang; dem Geiste nach von einer strenglutherischen Ausschließlichkeit nicht blos gegen verderbliche Schwärmerei, sondern auch gegen die freieren Vorstellungen Zwingli's und Calvins [1]) von dem Abendmahl und der Person Christi, die an einem Humanisten auffallen muß. Wie diese Haltung des Stücks mit Frischlins religiösen Ueberzeugungen zusammenhängt, wird sich später ergeben; hier haben wir es blos mit dem Drama als solchem zu thun.

Das Stück wird durch einen lateinischen Prolog eröffnet und durch einen deutschen Epilog geschlossen; vor jedem Acte wird dessen Inhalt in deutschen Reimen angekündigt, „der Frauen und Mägdlein, wie auch anderer des Latein unkundiger Personen wegen", dagegen fällt nach den Acten ein lateinischer Chorgesang ein; nach dem letzten jedoch wird deutsch gesungen, nachdem in diesem Act auch eine deutsche Scene „der Ergötzlichkeit wegen" eingeschoben war.

Gleich im ersten Auftritt werden wir in den religiösen Zustand der Reformationszeit eingeführt. Man wisse gar nicht mehr, was man glauben solle, klagt ein Bauer dem andern, so vielerlei Meinungen und Secten gebe es. Das komme aber nur vom Ehrgeiz her, daß immer Einer klüger sein wolle als der Andere. Die zweite Scene macht uns eine praktische Folge des Sectenwesens anschaulich. Eine Bäuerin tritt auf, die ihr Mann, von Carlstadts widertäuferischer und communistischer [2]) Schwärmerei angesteckt, nachdem er Hab und Gut verkauft hat, fortschicken will. Daher denn der Chor nach dem Schlusse des ersten Acts ein Gebet contra haereses anstimmt. Der zweite Act führt den widertäuferischen Bauer mit Luther zusammen; dabei kommt es zu einer Disputation, in welcher die Streitpunkte zwischen Luther und Carlstadt, oder zwischen praktischer Religion und Schwärmerei, die Fragen über Taufe, Ehe, Obrigkeit, Eigenthum u. s. f. recht gut und mit großer Bibelfestigkeit in Scene gesetzt

[1]) In Bezug auf diesen im Prolog die horazische Parodie: Novisque rebus infidelis Allobrox, Calvinus.

[2]) Nihil cuiquam debere esse proprium. Act. I, Sc. 2.

sind. Der Bauer geht nach Mähren ab, dem rechten Sectirersklima in jener Zeit, und Luther gibt dem Weibe verständige Rathschläge; worauf der Chor ein Gebet pro magistratu, contra anabaptistas, anstimmt. Im dritten Acte treten ein Mönch und eine Nonne auf, die über Schmälerung ihrer Kost durch die Reformation klagen; dann werden wir zum Marburger Colloquium geführt, wo Luther und Brenz, Zwingli und Carlstadt sich gegenübertreten, und Luther beweist,

Daß in dem Nachtmahl nicht nur sei
Wein und Brod, wie ein Bauren-Brei;

nachher erscheint auch Schwenckfeld und erzählt einen Traum, wird aber von Brenz abgefertigt; ein Chorgesang pro agnitione veritatis ist hierauf sehr am Ort. Im vierten Acte fängt es bereits an nach Schwefel zu riechen. Der Teufel, für jetzt noch in Mönchsgestalt maskirt, freut sich der vielen Secten, erzählt, wie er den Carlstadt und Zwingli geholt habe, und gesellt sich zu Pabst, Cardinal und Bischof, die mit den Schlüssen des Tridentinischen Concils beschäftigt sind. Nachdem noch einmal Luther und Brenz aufgetreten, die schon von Carlstadts und Zwingli's erbaulichem Ausgange Wind haben, stimmt der Chor einen Gesang contra Papam et Papatum an. Im fünften Acte präsidirt Pabst Pius IV. mit dem Cardinal Campeglus und dem Bischof Hosius dem Tridentinischen Concil; Christus, (auf dessen Auftreten der Herold mit den Worten aufmerksam macht:

Nun merkt auf unsers Herren Trab)

mit Paulus und Petrus, mischt sich unter die Versammlung, und Petrus kann sich nicht enthalten, dem Pabst, der sich seinen Nachfolger nennt, in das Wort zu fallen. Es entspinnt sich eine Disputation, die sich hauptsächlich wieder um die verschiedene Schriftauslegung dreht, und wo dießmal die päbstliche von Christus und den Aposteln selbst in die Pfanne gehauen wird. Wie es bereits um die Sache des Pabstes schlimm genug steht, tritt zum Ueberfluß auch noch die Mutter des Herrn mit einer Anklage in allverständlichen deutschen Reimen gegen ihn auf: [1])

[1]) Scena intercalaris, condemnationem Papæ & asseclarum ejus præcedens, in qua virgo Maria, mater Jesu Christi, de injuriis a Papa & illius asseclis sibi illatis suo filio conqueritur… oblectationis causa interposita.

Ach, lieber Sohn, auf diesen Tag
Leg ich dir für ein große Klag,
Wie mich der Bapst und sein Geschwarm
So häßlich schändt, daß Gott erbarm.
Beatrix eine Nonne war —

(folgen einige anstößige Nonnengeschichten, wobei Maria ausgeholfen haben soll; wie sie, nach der Klägerin Versicherung, in damals beliebten, zum Theil päbstlich approbirten Legendenbüchern zu lesen waren. Dann weiter:)

Zween Bischof soll ich haben kußt,
O Herr, das ist mir unbewußt;
Den ein auch zur Eh habn genommen,
Das ist mir in mein Herz nie kommen . . .
Soll auch ein Münch in seinr Krankheit
Aus mein volln Brüsten han gesäugt,
Und er davon wordn sei gesund:
O Herr, wie ists so gar ohn Grund . . . . .
Ach lieber Sohn, auch lieber Herr,
Errette du mein Zucht und Ehr u. s. f.

Nach solchem Anbringen kann Alles nichts mehr helfen: Pabst, Cardinal und Bischof werden vom Teufel und seinen Gesellen als gute Beute abgeführt; sofort, nach ähnlicher Vornahme und schriftgemäßer Aburtheilung, partienweise Zwingli und Carlstadt, Mönch und Nonne, Schwenckfeld und der widertäuferische Bauer. Dieß abgethan, verfügt sich Christus in das Thal Josaphat, um die Menschheit zum Gerichte zu versammeln, unterdessen soll Petrus das Himmelsthor bewachen und Luther und Brenz auf ihn warten heißen, da er sie mit hineinnehmen wolle. Zum Schlusse lassen sich wechselnde Halbchöre vernehmen; Christus mit den Seinigen singt das Bekannte:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steur des Bapsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Wollen stürzen von seinem Thron u. s. f.

welches Satanas cum suis parodirt:

Erhalt die römisch Kirch, o Gott,
Und wehr des Luthers Hohn und Spott,
Der Papam Pium, meinen Sohn,
Begehrt zu stürzen von seim Thron.

Nach dem Schlusse des Stücks wurde noch ein deutscher Epilog gesprochen, dessen Zweck die Abwehr von Mißdeutungen war. Er beginnt:

Ein Sprichwort ist, und nicht unwahr,
Das hat gewährt viel hundert Jahr:
Wann einer an ein Straß bauen will,
Hat er der Widersacher viel.
Also hat es auch ein Gestalt
Mit diesem Spiel bei Jung und Alt:
Viel werden sein, die's loben werden,
Nicht wenig, die es schelten gern;
Drum ist mir hier befohlen worden
Von der Studenten ganzem Orden,
So dieses Spiel haben gedicht
Und auf dem Plan so zugericht,
Ich soll auf etlich Einred geben
Ein Antwort hie, so merkt mich eben,
Und lesen diesen Zettel ab,
Ich bitt, habt kein Verdruß darab.

Zuerst wird dem Einwande begegnet, als ob mit dem Pabstthum auch der Zuschauer fromme Verfahren, die ohne ihre Schuld unter demselben gewesen, verdammt würden; dann, nach wiederholter Warnung vor Pabst, Zwingli und Schwenckfeld, heißt es:

Letztlich, so werden sich Leut finden,
Die sich hierein nicht schicken könnten,
Und werden sagen: Soll man dann
Geistliche Sachen auf die Bahn
Fürbringen in eim Spiegelfecht,
Durch ein Comedi also schlecht,
Als wann die Gottesdiener gut
Verloren hätten all ihrn Muth,
Die Wahrheit nicht mehr könnten lehren,
Und müßt man die Poeten hören
Und junge Leut, den' nicht zu viel
Zur Faßnacht sei ein Affenspiel?
Los (d. h. hör) Meister Klügle, laß dir sagen:
Es ist nichts Neus in diesen Tagen,
Daß man spielweis geistliche Sachen
Fürbringen thut, und oft mit Lachen
Der argen Welt muß zeigen an,
Wie sie sich muß bethören lan
Vom Teufel und seiner argen Rott,

Und werdn mit ihm zu Schand und Spott.
Christus hat selbst parabelweis,
Und gleich in Comedi, mit Fleiß
Der Welt fürgmalt ihr Weis und Gbärd; —

von den Büchern Susanna, Judith und Tobias nichts zu sagen.

So in der Bibel werden gelesen,
Das lauter gdicht Spiel seind gewesen.
Darum es gar nicht unrecht ist,
Ein geistlich Spiel so zugericht,
Und nimmt des Kirchendieners Amt
Gar nichts. Darum euch allesammt
Will ich hiemit gebeten han,
Ihr wöllets Alls zum Besten verstahn.
Hiemit geh ich jetzt wiedr darvon.

Mit dem dritten, patriotischen, Stücke dieses Kreises, dem Julius redivivus,[1]) hat sich Frischlin am längsten getragen. Nach seiner eigenen Angabe[2]) fing er denselben schon im Jahre 1572 an, nahm ihn hierauf im Jahr 80 wieder vor die Hand, und gedachte ihn auf die Ostermesse des folgenden Jahres druckfertig zu machen; aber die Streitigkeiten mit dem Adel, die eben damals einfielen, unterbrachen die Arbeit bei'm dritten Acte des Stücks, und gestatteten erst im Jahre 84 dessen Vollendung für den Druck, nachdem es übrigens doch schon vorher, im Jahre 82 oder 83, während Frischlins Landesabwesenheit, nach seinem Manuscripte zu Tübingen aufgeführt worden war.[3]) Vor dem Druck erlitt es indeß noch allerlei Veränderungen, indem verschiedene Stellen, welche gar zu offenbare Ausfälle auf seine Feinde enthielten, weggelassen wurden. So versichert Crusius, es habe sich darin über die philosophische Facultät zu Tübingen der Ausdruck gefunden, wenn all ihre Weisheit sich in Gift verwandelte, würde sie nicht hinreichen, eine einzige Fliege umzubringen: doch das sei von

[1]) Opp. P. scenica, p. 227 ff.

[2]) Frischlins grundfeste Erklärung an den deutschen Adel. Mspt. des St. A. Derselbe an Lucas Osiander Tüb. 18. März 1581. St. A.

[3]) Zueignung der Tragödie Venus an die Grafen von Tübingen, Opp. P. scen. p. 396: Nam Julium meum, cum is Tubingæ ageretur, me adhuc extra patriam apud Carniolanos commorante, vos applausu vestro mirifice approbastis: cumque is in lucem jam prodeat &c. (Idib. Nov. 84.)

einer erlauchten Hand gestrichen werden.[1]) Auch von Cyclopen, d. h. von brutalen Junkern, und der Unbill, die sie einem berühmten Gelehrten und Dichter angethan, von der falschen Anklage auf perduellio, die sie gegen ihn erhoben haben, war ursprünglich die Rede gewesen, was wir jetzt, wie auch die Scene mit einem türkischen Pascha, vergeblich suchen.[2])

Frischlin selbst sprach Anfangs von dem Werth und möglichen Erfolge der unter so mancherlei Störungen entstandenen Dichtung unsicherer, als er sonst von seinen Arbeiten zu sprechen pflegte;[3]) hielt sie aber doch nachher für sein gelungenstes Stück.[4]) Vor Allem war er sich des patriotischen Gefühls bewußt, das ihn bei der Ausarbeitung beseelt hatte. Da ein Jeder verpflichtet ist, dem Vaterland mit der Gabe zu dienen, die er empfangen hat, „wer will es tadeln, ruft er, daß ich, von Liebe zu meinem Vaterlande getrieben, ein deutscher Mann, dieses Spiel zu Deutschlands Lobe verfaßt habe?" Hätte ihn das Vaterland als Kriegsmann erzeugt und auferzogen, so würde er nicht der Letzte sein, mit gewaffnetem Arme dem Andrang der Feinde sich entgegenzustellen: da es ihn aber zum Dichter gemacht habe, so habe er es für seine Aufgabe gehalten, dasselbe mit einer dichterischen Gabe zu zieren. An die Einwendung, daß das Lob der eigenen Nation im Grunde Eigenlob sei, glaube er sich nicht kehren zu dürfen. Denn er habe nicht allein den Vorgang auswärtiger Völker für sich, deren Schriftsteller ein Gleiches gethan haben; sondern, was die Hauptsache, er sei sich bewußt, bei der Wahrheit geblieben

[1]) Crus. def. nec. p. 141: Infensus meo Collegio, posueras in Julio redivivo: si omnis nostra prudentia in venenum mutaretur, eam non fore tantam, quæ ad unam muscam sufficeret necandam. Sed hoc ab illustri manu deletum fuit.

[2]) Argumentum Julii redivivi (Mspt. des St. A. Fasc. 13. No. 15. b.): Cicero.. Eobanum solatur, ne ob acceptam injuriam a paucis quibusdam Cyclopibus animum despondeat. . . . Cæsar.. narrat, quos Cyclopes in cauponis & tabernis viderit. (Ein türkischer Pascha kommt) Quæ illic dicuntur, talia sunt, ut si Germaniæ nostræ non injiciant terrorem aut saltem pudorem aliquem, nescio quid excogitari possit adversus barbariem quorundam plus quam Cyclopicam. Vgl. Celet. II, p. 31 a.

[3]) Lectori pio & æquo, hinter dem Julius rediv. Opp. P. 307 f.

[4]) Frischlin an Melchior Jäger, Tüb. 1. April 1585. St. A.: Quem (Julium) ego omnibus comœdiis (hoffentlich sc. meis) antepono.

zu sein, und unserm Volke keinen eiteln oder falschen Ruhm angedichtet zu haben. „Möchten nur, sagt er ganz trefflich, andere Völker entweder gegen unsere Vorzüge weniger ungerecht, oder in der Lobpreisung der ihrigen etwas sparsamer sein." [1])

Das Thema des Stücks, abgesehen von der Erfindung, durch welche Frischlin dasselbe dramatisch gemacht hat, kann man in einem Gedichte Ulrichs von Hutten finden. [2]) Um zu zeigen, daß die damaligen Deutschen von der Tüchtigkeit und dem Ruhm ihrer Vorfahren noch nicht entartet seien, weist Hutten zunächst auf das geschichtliche Gesetz hin, daß die Entwicklung der Völker in einem Wechsel von Perioden des Kriegs und des Friedens, oder der Kraft und der Cultur, vor sich gehe. Und in dieser Hinsicht seien die alten Germanen einseitigere That- und Kraftmenschen gewesen, als die jetzigen Deutschen Culturmenschen seien. Unsere Alten haben Schlachten zu schlagen, aber nicht zu beschreiben gewußt, so daß wir jetzt von ihren Großthaten nur durch andere Völker ungenügende Kunde haben: die jetzigen Deutschen hingegen haben, bei aller Landes- und Geistescultur, durch welche sie ihren Vorfahren so weit überlegen seien, doch zugleich Thatkraft genug übrig, um nicht allein die Nachbarvölker im Respect zu erhalten, sondern auch von allen Enden der Welt her als Mitkämpfer und Kriegslehrmeister gesucht zu sein. Ja, während dieser Periode angeblicher Erschlaffung habe Deutschland zwei Künste erfunden, die an Nutzbarkeit alle Geisteserzeugnisse des Alterthums, alle Künste des heutigen Italiens, weit übertreffen: das Pulver, das Mauern und Thürme niederwerfe, und die Buchdruckerkunst, durch welche der Cultur eine früher nie geahnte Verbreitung und Dauer gesichert sei. Diese Gedanken Ulrichs von Hutten sind gewiß vortrefflich; aber in solcher Gestalt waren sie noch nicht poetisch, am wenigsten dramatisch. Um sie dazu zu machen, mußte das Alterthum dem jetzigen Deutschland persönlich entgegengestellt werden: was nur durch eine poetische Todtenerweckung möglich war.

---

[1]) In Comœdiam Julium red. præfatio ad Prætorem, Consules atque Senatum liberæ Imper. urbis Argentoratensis. Epist. & præf. p. 188 ff.

[2]) Quod ab illa antiquitus Germanorum claritudine nondum degenerarint nostrates, Ulrichi ab Hutten, equitis Germani, heroicum. Opera ed. Münch, I, p. 243 ff.

Hermann. Wie aber soll ich das mir möglich denken,
Wovon kein Mensch jemals vernommen: daß
Ein längst Verstorbner lebend wiederkehre?
Cicero. Ganz leicht.
Hermann. Wie aber?
Cicero. Nun, wie die Poeten
In ihren Stücken oder Dichtungen
Die Todten auferwecken.
Hermann. Ich verstehe.

Durch seine Verwendung, berichtet der Seelenführer Mercur als Prologus, haben Cäsar und Cicero von dem Herrscher der Unterwelt die erbetene Erlaubniß erhalten, unter seiner Führung das jetzige Deutschland mit seinem Anbau, seinen neuen Städten und neuen Menschen, zu besuchen.

Denn täglich kommen in die Unterwelt
Aus diesem Deutschland Leute, deren gleichen
Zu seiner Zeit gesehn zu haben, Cäsar
Sich nicht erinnern kann. Der stygische Sumpf
Reicht kaum zur Löschung ihres Durstes hin,
So lechzen sie, von innrem Brand verzehrt,
Den sie durch zuviel Wein sich zugezogen.
Doch davon kommt nichts vor in diesem Stück,
Das ja zu Deutschlands Ehren ist gedichtet.

Die Fabel des Stückes gibt uns der Dichter selbst in einem späteren Gedichte, seiner Beschreibung der zweiten Hochzeit des Herzogs Ludwig, bei welcher dasselbe aufgeführt wurde.

Julius Cäsar betritt die Bühne, vom Lande der Schatten
Wiedergekehrt, und des neuen Germaniens Fluren durchreisend
Schaut er mit Staunen das Land, mit Staunen die Städte des Landes.
Ihn begleitet, verwundert wie er ob solcher Verändrung,
Cicero. Siehe, da tritt in deutschen Waffen ein Kriegsmann
Ihnen entgegen; er strahlt in schwerem eisernem Harnisch,
Arm' und Beine bedeckt gleichfalls geschmiedetes Eisen.
Wie er nun gar aus dem Feuergeschoß mit flammendem Krachen
Bleierne Kugeln verschickt in die widerhallenden Lüfte:
Da, von Staunen erfaßt ob der nie gesehenen Waffe,
Wähnen die Römer, es sei der Donnerer selber vom Himmel
Niedergestiegen in Menschengestalt, und beten den deutschen
Mann als Jupiter an, der nicht mit sterblichen Waffen

Kämpfe, mit sausendem Speer nicht schrecke die feindlichen Schaaren,
Sondern mit Donnergeroll und wolkenentschleudertem Blitzstrahl
Niederschmettre die Welt. Doch endlich erfahren sie Beide,
Menschenerfindung sei's, und in deutscher Schmiede gefertigt
Wehr und Geschoß. Auch was des Pulvers Gewalt und Gebrauch sei,
Lernen sie nun, und wie aus dem Kiesel der Funke zu locken.

Während Cäsarn sofort der kriegrische Sinn in das Zeughaus,
Waffen zu mustern, entführt, erscheint ein hessischer Sänger [1])
(Lorbeer kränzt vom Parnaß die castalischen Locken des Mannes),
Dieser liest ein Gedicht, von einem Deutschen verfaßt, dir,
Marcus Cicero, vor; auch weist er das Buch, das gedruckte,
Dir mit kundigem Finger, und daß auch diese Erfindung
Sei aus germanischem Geist gleich einer Minerva entsprungen.
Dann zur Druckwerkstatt fort zieht er den innig Erstaunten
Ueber die Gaben des Volks, und zeigt ihm die Pressen in Arbeit.

Cäsar ist unterdessen zurückgekehrt und beschreibt nun,
Was er für Waffen geseh'n in dem Zeughaus, welcherlei Büchsen,
Was für neue Balisten, mit sachverständigem Munde.
Da erblickt er von fern, den Hausirerkorb auf dem Rücken,
Einen savoyischen Mann, der in neugallischer Mundart
Wälscht, dem alten Besieger der Gallier nimmer verständlich.

Von dem Hessen geführt, kehrt Tullius jetzt auf die Bühne,
Preist mit Bewundrung die Druckwerkstatt, die Pressen, die Typen,
Auch die Kasten, der Hände Geschick und der Menschen Erfindung,
Und die Künste des gar nicht mehr barbarischen Deutschlands.
Endlich mit Cäsar zusammengeführt, der Vieles von Schilden,
Vieles von Mauerkanonen erzählt, holt Cicero weit aus,
Rühmt ihm die friedlichen Künste des deutschen Volkes mit Nachdruck,
Seine gelehrten Schriften und weisheitsvollen Katheder,
Und die Bücher, gedruckt auf schnell sich drehenden Pressen.

Während ob all den Dingen der römische Cäsar erstaunt ist,
Schau, da erhebt in der Gasse, den Mund aufreißend, ein Schornstein=
Feger ein grauses Geschrei und wälscht in italischer Mundart.
Beide Römer entflieh'n; denn sie meinen, der grimmige Pluto
Komme daher mit dem Besen, sie wegen zu langen Verweilens
Abzustrafen und wieder hinab zum Orcus zu führen.
Schwer klagt Cicero dann, daß die alte Romulische Sprache
Unter den Enkeln so gar entartet, und murrend vor Unmuth,
Läßt er die Zügel dem Zorn und verwünscht den schwarzen Gesellen.

[1]) Eobanus Hessus, geb. 1488 zu Bockendorf in Hessen, einer der ausgezeichnetsten Humanisten und lateinischen Dichter des angehenden 16. Jahrhunderts.

Bis er zuletzt, durch die Rede des freundlichen Hessen begütigt,
Wieder sich faßt und hinein sich begibt zur bereiteten Mahlzeit.
Alles lacht, und vom Klatschen ertönt das ganze Theater.[1])

Hiemit ist übrigens die Fabel des Stücks nur bis zum Schlusse des dritten Actes wiedergegeben: der Umstand, daß Frischlin den Rest hier ganz übergeht, ist als eine thatsächliche Selbstkritik des Compositionsfehlers zu betrachten, daß er schon jetzt Cäsar und Cicero, und zwar ohne alle Katastrophe, aus der Handlung verschwinden läßt. An sie knüpfte sich so sehr das Hauptinteresse des Stücks, daß nach ihrem Abgang nichts mehr im Stande ist, unsere volle Aufmerksamkeit zu fesseln. Auch die Scene im fünften Acte zwischen Pluto und dem Kaminfeger nicht, wo beide sich streiten, welcher der schwärzere sei; eine Scene, von welcher der Dichter selbst rühmt, im ganzen Plautus finde sich nichts Aehnliches.[2])

Wir haben also in Frischlins Komödie einen doppelten Gegensatz: Deutschland ist, erstlich in Vergleichung mit der alten Zeit, nicht mehr das Barbarenland, sondern hat seine Lehrerin, das classische Rom, in den Künsten sowohl des Kriegs als des Friedens überholt; den jetzigen Nachbarvölkern aber, zweitens, deren eines (die Italiäner) als verkommen,[3]) das andere (die Franzosen), als Träger der Künste des Luxus, beide aber schon in der Sprache als Abartungen der Römer erscheinen,[4]) sind die Deutschen als Träger der Cultur, als Ur- und Kernvolk gegenübergestellt.

---

[1]) Libri IV de secundis nuptiis. . Ludovici &c. In Opp. P. epica, p. 345 f.

[2]) Argumentum Julii r. (St. A.): . . ut nihil in Plauto habeas simile.

[3]) Act. III, Sc. 3. p. 290:

Cicero. . . . . eon'
Italiæ famam, eon' redisse rem Romanam, ut Italici
Homines caminos Germanorum expurgent, et tam barbare
Loquantur, ut ipsorum linguam neuter nostrûm capere queat?

[4]) Act. IV, Sc. 1. p. 296.

Hermannus (zu dem savoyischen Krämer): . . merces infers peregrinas Germaniæ,
Quibus enervantur animi, languescit virtus bellica.
Cessatin'? quadrupedem istum mercatorem constringite,
Perniciem juventutis, pestem veteris Germaniæ.

Treten wir jetzt dem Stück in seinen einzelnen Theilen noch etwas näher, so spricht uns gleich Anfangs die Freude des Dichters an den ehren- und wehrhaften, gewerb- und kunstreichen Städten des damaligen Deutschlands an. Die deutsche Stadt, die er vor allen rühmt, und in welcher das Stück eigentlich spielt, ist Straßburg, an das er, wie wir schon aus einer andern Dichtung wissen, eine besondere Anhänglichkeit, und auf das er dießmal, wie wir bald finden werden, auch noch besondere Absichten hatte. Wenn er hätte ahnen können, daß es gerade 100 Jahre nach der Entstehungszeit seines Gedichtes dem Vaterlande so schmählich verloren gehen sollte!

Cäsar. Doch sagtest du mir, Cicero, noch nicht,
Wie Straßburg dir gefallen, diese große
Und mächt'ge Stadt in der Treboker Marken,
Auf fruchtbarem Gefilde.
Cicero. Trefflich wohl!
Cäsar. Durch seine Lage, wie durch Werke ist
Der Platz sehr fest.
Cicero. Das zeigt der Augenschein.
Cäsar. Es ist die schönste von den deutschen Städten,
Ein Hort und eine Zier des Vaterlands. . . .
Zahlreich ist ihr Geschütz, und ihre Bürger
Von Alters her in Waffen wohlgeübt.
Cicero. Und in den Künsten auch. Denn daß geschickte
Handwerker, große Künstler in ihr wohnen,
Beweist der zierlich wundervolle Bau
Des schlanken Thurmes, der sich höher hebt
Als einst der babylonische.
Cäsar. So ist's!
Cicero. Und dann die Uhr, wie staunenswerth ist die!
Cäsar. Höchst staunenswerth!
Cicero. Wo Sonne, Mond und was
Am Himmel sonst noch wandelt, ihre Bahnen
Mit Lauf und Rücklauf so genau vollenden,
Daß es die wirklichen dort oben kaum
Genauer können.
Cäsar. Ja, ein so gelehrter
Sosigenes, als dieser Künstler ist,

Act. II. Sc. 3. p. 271:

Caesar. Unde, obsecro, est hæc nova Gallorum lingua, mi Armini?
Herm. Ex variis mista linguis est hæc sartago loquendi nova.

Hat mir gefehlt, da ich das Jahr herstellte.
. . . . Doch wie, mein Cicero,
Gefiel dir Augsburg?
Cicero. Rom mit seinen alten
Quiriten scheint mir dahin ausgewandert.
Cäsar. Wie Nürnberg?
Cicero. Nürnberg ist Deutschlands Korinth,
Betrachtet man der Künstler Wunderwerke;
Doch siehst du auf die Mauern und Bastei'n,
Wird es kein Mummius so leicht erobern.[1])

Die Idee des römischen Reichs deutscher Nation, als einer Fortsetzung des altrömischen Weltreichs, hält auch unser Dichter noch fest. Zu dem deutschen Heerführer Hermann (nicht dem alten Arminius, sondern einem fingirten Kriegsfürsten aus der Zeit des Dichters, dem Repräsentanten der kriegerischen Tüchtigkeit des damaligen Deutschlands, wie Eoban Hesse die literarische vertritt) zu diesem Hermann spricht

Cäsar. Nun wünscht' ich Eines, Hermann, noch zu wissen.
Hermann. Was?
Cäsar. Wer jetzt Oberherr in Deutschland ist.
Hermann. Der römische Kaiser — so benennt man ihn.
Cäsar. Warum denn Kaiser?
Hermann. Nun, von Cäsar, der
Dies Reich gegründet hat.
Cäsar. Der bin ja ich,
Der nach dem Sieg in der pharsalischen Schlacht
Die Weltherrschaft gewann. . . . . .
Ich freue mich, daß meines Namens Ehre
So langer Zeiten Kluft hat überdauert.
Hermann. Sie dauert noch: denn einen höhern als
Den römischen Kaiser gibt's in Deutschland nicht.
Cäsar. Was hör' ich?
Hermann. Was die Wahrheit ist.
Cäsar. So sind
Die Römer immer noch die Herrn der Deutschen?
Hermann. O nein, die Deutschen sind der Römer Herrn!
Cäsar. Das ist nicht möglich, wenn die Herrschaft hier
Der römische Kaiser führt.
Hermann. Nun, er ist selbst
Der deutschen Fürsten einer.

---

[1]) Act. I, Sc. 1, p. 232 ff.

Cäsar. Aber wie
Heißt er dann römischer Kaiser?
Hermann. Grade so,
Wie eure Kaiser einst von den besiegten
Germanen sich Germanicus benannten.
Cäsar. Doch sage mir, wie kamen denn die Römer
In die Gewalt der Deutschen?
Hermann. Seit der Zeit,
Daß unser großer Karl nach der Besiegung
Des meuterischen Longobardenkönigs
Des Reiches Würde an die Deutschen brachte,
Sind siebenhundert Jahre nun verflossen
Und vierundachtzig.
Cäsar. Weh'! So lange schon
Gehört die Weltherrschaft dem deutschen Volke!
Hermann. So lange; denn der jetzt das Scepter führt,
Ist schon der zweiundvierzigste der Kaiser. . . .
Cäsar. Ist's möglich? Welche furchtbare Veränderung!
Hermann. Das Schicksal, Cäsar, ist es, das den Wechsel
Der Reiche schickt.
Cäsar. Wahr! Wahr!
Hermann. Gott ist es, der
Die Herrschaft gibt und nimmt, bald die, bald jene
Ans Ruder setzt, erniedrigt und erhöht. . . .
Und hat ein Reich die höchste Höh' erreicht,
So pflegt es schnell zu sinken. Den Assyrern,
Nachdem sie die Hebräer unterjocht,
Blieb länger als zweihundertfünfzig Jahre
Die Herrschaft nicht. So herrschten auch die Perser
Nach Babylons Eroberung durch Cyrus
Nicht länger als an die zweihundert Jahr.
Die Griechen dann, die Macedonier,
Erfreuten nur zweihundert Jahre sich
Der Obmacht, bis sie Mummius besiegte.
So ist die Dauer großen Reichen stets
Versagt.
Cäsar. O glücklich deine Deutschen, wenn
Sie fremder Völker Unglücksfälle sich
Zur Lehre dienen lassen![1])

Was die Künste des Friedens betrifft, so erscheint es uns freilich seltsam, den höchsten Ruhm der Deutschen darein gesetzt zu finden,

[1]) Act. II, Sc. 3, p. 262 ff.

daß sie lateinische und sogar griechische Verse machen können. That sich ja auch Frischlin bei dieser Komödie selbst auf Nichts mehr zu Gute als darauf, daß Alles, was er seinen Cicero reden läßt, aus Ciceronischen, was den Cäsar, aus Wörtern und Phrasen seiner Commentarien zusammengesetzt ist.[1] Auch die für das Drama überausführlichen Beschreibungen des Feuergewehrs, der Papierfabrikation und des Bücherdrucks, die Eoban Hesse dem Cicero und Hermann dem Cäsar zum Besten geben müssen, sind solche für uns werthlose Virtuosenstücke, ganz moderne Gegenstände in classisch-antikem Ausdruck wiederzugeben. Ein Curiosum ist, daß als Erfinder der Buchdruckerkunst nicht Gutenberg erscheint:

Cicero. . . . . Wer aber ist
Urheber dieser wunderbaren Kunst?
Eoban. Wer anders als ein Deutscher?
Cicero. Wie?
Eoban. Gewiß!
Denn der Erfinder hat zu Mainz gelebt,
Mit dem bedeutungsvollen Namen Faust. (faustus.)[2]

Nach den Besuchen in der Druckerei und auf der Bibliothek fragt Eoban den Cicero:

Eoban. . . . . Wie aber haben deine
Gedruckten Werke dir gefallen?
Cicero. Sehr,
Bis auf die Lücken.
Eoban. Nun, da solltest du,
So lange du hier oben bei uns weilst,
Die Lücken füllen und die eingeschlichnen
Druckfehler corrigiren.
Cicero. Das, mein Freund,
Ist leicht gesagt, doch nicht so leicht gethan.
Seit ich bei meiner Ankunft gleich dort unten

[1]) In der Zueignung des Julius redivivus, Epist. & præf. p. 186: Quodsi qui erunt, qui argumentum hujus Comœdiæ extenuare ausint, illorum ego animis hoc cogitandum relinquo, quanti illud sit, quod, quidquid Cicero loquitur, suis loquitur verbis, quibus adhuc vivus uti solebat quæque etiamnum in hominum extant memoria: et quod Cæsar, quidquid loquitur, id prope omne e Commentariis suis depromtum loquitur.

[2]) Act. II, Sc. 2, p. 258.

Den Becher der Vergessenheit geleert,
Hab' ich von all' den Büchern, die ich hier
Geschrieben, die Erinnrung eingebüßt.
Eoban. Das ist ein Andres.[1]) —

Die Unterhaltung Eobans mit Cicero wird nun aber auch dazu benützt, die Gelehrten und Schriftsteller des damaligen Deutschlands die Revue passiren und ihnen von dem classischen Altmeister ihr Urtheil sprechen zu lassen. Dieses ist fast durchaus ein günstiges, und es bricht hier ein wahrer Platzregen von Lobsprüchen über die damalige deutsch-lateinische Gelehrtenwelt herein. Die Aerzte sind Hippokratesse, die Juristen Labeone, die Redner stellt Cicero sich selber gleich, Athen scheint ihm nach Deutschland gewandert zu sein. Nur Einen Mann trifft ein Hagelkorn scharfen Tadels. Eoban fragt den Cicero, was er de nuper natis quæstiunculis, d. h. von dem rhetorischen Lehrbuche des Crusius, denke?

Cicero. So kindisch, thöricht, aller Redekunst
Entfremdet, hab' ich lange nichts gesehn.
Eoban. Doch dünkt der Autor sich gar viel damit.
Cicero. Der eitle, in sich selbst verliebte Mann!
Eoban. Ist aber seine Sprache nicht gebildet?
Cicero. Nein, trocken ist sie, nüchtern, marklos ganz.[2])

Um so besser werden die deutschen Poeten des Jahrhunderts, natürlich nur die lateinisch schreibenden, bedacht.

Eoban. . . . Doch was
Hältst du von unsern Dichtern? einem Hutten,
Lotichius, Sabinus, Posthius,
Von Celtes, Stigel, Duza, Utenhoven,
Mycillus, Sturnus, Cordus, Lipsius,
Von Junius, Chyträus, Velius,
Cropacius, Fabricius, Schedius,
Von Lauterbach und Reusner?
Cicero. Was ich meine?
Was Andres, als daß ich beschwören möchte,
Es müssen alle Berge deutschen Bodens
Parnass' und Helikone sein, die Quellen

[1]) Act. III, Sc. 1, p. 276 f.
[2]) Ebendas. S. 278.

All' Hippokrenen, überdem so fließe
(Wie Fabeln von der Arethusa melden)
Der Strom Permessus unterirdisch durch
Verborgne Höhlen in den deutschen Rhein. . . . [1])

Man könnte sich versucht finden, ein so überschwängliches Lob großentheils verschollener Poeten für Ironie zu halten, besonders wenn man aus andern Aeußerungen Frischlins sieht, welch hohen Begriff er mit dem Dichternamen verband. Es wissen die Gelehrten, sagt er einmal, „daß nicht ein jeder Versificator, der ein Epigramma oder Epithalamion schreiben kann, für einen Poeten zu halten, sondern welcher ein justum opus oder poema kann componiren. Denn poeta ist ein griechisch Wörtlin, und heißt creator, ein Schöpfer und Wunderwerkmann; wie sich denn Gott selber ein ποιητήν, einen Wunderwerkmeister Himmels und Erden, nennet." [2]) Was sollte man nun denken, daß nachkommen werde? „Und halt ich gewiß dafür, (womit ich den Versmachern nicht zu nahe treten will, die auch ihres Lobes werth sind) daß in unserer deutschen Nation nicht wohl 30 oder 40 zu finden, denen dieser Titul mit Wahrheit gebühre." [3]) In jener Zeit, wo keine 3 oder 4, ja eigentlich kein Einziger zu finden war! So ist unserem Frischlin denn der Dichter, dieser Wunderwerkmann und Schöpfer, ein andermal nichts weiter als ein vollendeter Redner, was er dann freilich wieder dahin zu erhöhen sucht, der Dichter sei auch Redner, aber nicht umgekehrt der Redner auch Dichter, sondern dieser

---

[1]) Ebendas. p. 279.

[2]) „Das versteht kein ungelehrter Esel" setzt er hier an den Rand.

[3]) Frischlins grundfeste, wahrhafte und unvermeidenliche Antwort wider ein ehr- und schandlos Gedicht Marx Wagners u. s. w. Mspt. des Würtemb. St. A. Vgl. Præfatio ad Frentzelii pœmata, Epist. & præf. p. 148 (wo er eigentlich sich selbst zeichnet, aber den Begriff des Poeten wieder viel niedriger faßt): Alii contra sentiunt, quod poeta non sit, qui tantum norit rationem conficiendi carmina & elegantias latinæ linguæ (nam hic tantummodo est Grammaticus), sed qui etiam sit excellens historicus, insignis philosophus & præclarus orator, & qui integrum possit scribere poema, in quo historiam sacram, aut civilem aliquam materiam tractet, & vel de laudibus heroum agat, vel quadam philosophica gravitate in mores hominum depravatos invehatur, aut etiam drama aliquod scribat, in quo communis hominum vita tanquam in speculo proponatur.

gleichsam ein göttlicher Redner, mit höherer Begeisterung.[1]) So unklar war man damals in Deutschland wie allenthalben noch über das Wesen der Poesie, als in England der Mann bereits aufgestanden war, welcher der neuen Welt, wie kaum je einer in der alten, praktisch zeigen sollte, was ein Dichter und was Dichtung sei. Derselbe blieb übrigens auch in seiner Heimath, wie anderswo, unbegriffen, bis fast zwei Jahrhunderte später in Deutschland verwandte Geister erschienen, welche durch Dichtung und Lehre das Wesen der Poesie aufschlossen, und diese Erkenntniß als fortan unverlierbaren Besitz im Bewußtsein der Menschheit befestigten.

---

[1]) Celet. I, p. 47 a erklärt Frischlin den von ihm aufgestellten Satz: Poeta est quasi perfectus orator, so: Hoc volo, poetam esse etiam oratorem, sed non contra (non enim qui orator est, etiam poeta), & volo esse perfectiorem & quasi divinum oratorem, suo afflatum spiritu. Dieß freilich zugleich mit Bezug auf die akademischen Rangverhältnisse.

Sechstes Kapitel.

Fernere Reibungen in Tübingen.

Die Gunst des herzoglichen und die Auszeichnungen von Seiten des kaiserlichen Hofes, deren sich Frischlin zu erfreuen hatte, waren ihm in seinem Verhältniß zur heimischen Universität nicht förderlich. Seine neuen Titel, sein Gnadengehalt, erregten den Neid der Collegen. Seine dramaturgischen Reisen nach Stuttgart führten häufige Versäumnisse seiner Lehrstunden mit sich, und verminderten seine Nutzbarkeit für die Universität. Mit den Versäumnissen nahm er es überhaupt nicht so genau als zu wünschen gewesen wäre. Es war damals noch Brauch, daß die neglectus der Professoren alle Halbjahr vor dem Senate abgerügt wurden. Dabei erscheint Frischlin in der Regel mit mehreren ausgesetzten Stunden, bald wegen einer Mahlzeit mit Fremden, bald eines Freundes wegen, bald wegen einer Reise zum Herzog oder zum Grafen von Zollern, einmal auch propter vitium horologii.[1]) Jene wiederholten Berufungen nach Stuttgart waren dem Senate so anstößig, daß er beschloß, sich an den Hofprediger mit einer Vorstellung zu wenden, daß man Frischlins künftig verschonen möchte.[2])

Seiner neuen Ehren will sich Frischlin zwar gegen Niemand überhoben haben;[3]) wir erlauben uns aber um so mehr, in diese

[1]) S. das Senatsprotokoll an verschiedenen Stellen. Frischlins Amtsnachfolger, Erhard Cellius, gibt bei einer solchen Abhör einmal an: „Als man 10 Hexen zu Rotenburg verbrannt, habe er eine Lection versäumet, dann er das zuvor nie gesehen." Senatsprotokoll vom 18. Oct. 1583.

[2]) Senatsprotokoll vom 22. Sept. 1576.

[3]) Frischlin, Celet. II, p. 89: Cum ego e Ratisponensibus comitiis fuissem domum reversus, impetrata laurea poetica & armis ab Imperatoria Maj,

Versicherung einen Zweifel zu setzen und der gegentheiligen des Crusius ein Ohr zu leihen, als wir es ganz natürlich finden, daß der in Tübingen so hartnäckig zurückgesetzte Mann die Professoren fühlen ließ, wie viel besser ihn die Fürsten zu schätzen wissen. So mag es immerhin wahr sein, was er versichert, daß er nach seiner Rückkehr vom Regensburger Reichstag seinen alten Platz unter den Professoren eingenommen, auch den Crusius fortwährend rechts habe gehen lassen; wenn er doch diesem bald darauf schriftlich erklärte, er habe dabei mehr auf des Crusius Alter als auf seine eigene höhere Würde Rücksicht genommen. [1]) Wie nun aber zu Anfang des folgenden Jahres (1577) die Artisten ihm ihr Collegium verschlossen hatten, da wollte er auch nicht mehr unter ihnen sitzen, sondern setzte sich am 2ten Juni, als der Rector die Statuten der Universität verlas, den Professoren gegenüber zu den jüngeren Doctoren, und nahm ebenso in der Kirche einige Jahre lang seinen Platz unterhalb der philosophischen Facultät nicht mehr ein. Als kaiserlichem Pfalzgrafen, äußerte er wohl, gebühre ihm neben dem Rector sein Platz, und so setzte er sich einmal wenigstens über den Dekan des philosophischen Collegiums. Dieß geschah im Jahr 1578 bei der Antrittsrede des von Rotenburg zurückberufenen Professors Burckard; worauf in der Nacht, so erzählt Crusius, dem Frischlin zum Spott ein Schemel vor die Hausthüre gestellt wurde. Im Jahr 1582 kam dann auf den Antrag des Senats der Befehl, daß Frischlin, unangesehen seiner kaiserlichen Würden, bei allen öffentlichen Anlässen wieder unterhalb des philosophischen Collegiums sitzen solle. [2])

Daß er sich bei Burckards Antrittsrede so weit voransetzte, das hatte nach seiner späteren Darstellung den Grund, daß er wußte,

& a Cratone, nomine Divi Maximiliani Cæs., honoribus doctoreis: ego tam humilis fui, ut pristinum meum inter professores locum tenerem, neque ulli homini me, hac de causa, præferrem. Dagegen Crus. def. nec. p. 141: Cum a nuptiis primis ill. nostri principis 1575 Stutgardia huc redisses, dixisti: Ego jam illic didici omnes homines contemnere... Inflaverat videlicet te ad tantum fastum gratia principum virorum & nobilitatis, opinioque tuæ eruditionis & sapientiæ.

[1]) Bei Crusius a. a. O. p. 142: Tuæ ætatis majorem, quam dignitatis & præeminentiæ meæ, rationem habendam putavi.

[2]) Crus. def. nec. 143 f. Frischlin. Celet. II, 89 f.

Burckard beabsichtige einen Ausfall auf ihn, dem er nun, nach sokratischer Art, recht nahe ins Gesicht habe sehen wollen. Wirklich habe derselbe in einer Rede, die ihm Crusius und Liebler haben machen helfen (denn der Mann, den Frischlin vorher, wie wir uns erinnern, an Geist sich gleich, an Beredtsamkeit über sich gesetzt hatte, ist nun, seitdem er ihm das Amt weggenommen, auf einmal ein hölzerner, unwissender Gesell, nicht werth, Frischlins capsarius zu sein) ihn zwar nicht namentlich, doch merklich genug durchgezogen. Am nächsten Sonntag verhindert, nahm Frischlin dann am zweiten bei Gelegenheit der Disputationsübungen Genugthuung in einer Rede, worin er zuerst die wissenschaftlichen Blößen in Burckards Vortrag aufdeckte, dann dem persönlichen Angriff, oder was er dafür hielt, entgegentrat. Dabei brachen auch ältere Schäden wieder auf: „Diese Leute meinen, sagte er unter Anderem, sie thun mir weh, wenn sie mich zu den Mahlzeiten und Trinkgelagen nicht einladen, die sie auf öffentliche Kosten veranstalten. Ich aber tröste mich mit dem Horazischen Spruch, daß es ungleich ehrenvoller sei,

Hoch zu Rosse zu sein und an fürstlicher Tafel zu speisen." [1])

Einen ähnlichen Ausfall machte Frischlin im folgenden Jahr (1579) auf Liebler, der in einer Rede sich des Ausdrucks: sicut nugantur poetæ, bedient hatte, worin jener eine Kränkung seiner Dichterehre erblickte. [2]) Man sieht, es fehlte auch auf Frischlins Seite an recht kleinlichen, elenden Geschichten nicht.

Im Jahr 1577 war es hundert Jahre gewesen, daß Graf Eberhard im Bart die Universität Tübingen gestiftet hatte; wegen einer damals herrschenden Seuche jedoch wurde das Jubiläum erst im folgenden Jahre gefeiert. Am 19ten Februar kam der Herzog mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen und Edelleuten nach Tübingen, und

---

[1]) Splendidius multo est, ut equus me portet, alat rex.
Frischlin. Popp. II, p. 206 ff. Celet. II, p. 90.

[2]) Crus. def. nec. p. 159 f. Frischlin. Celet. II, p. 96. Dabei parodirte Frischlin das Ovidische: Est deus in nobis u. s. w. nach Eoban Hesse's Vorgang so:

Est furor in vobis, agitante calescitis illo:
Sedibus infernis spiritus iste venit.

Tags darauf, Morgens halb 8 Uhr, wurde das Fest mit einer lateini schen Rede Dr. Dietrich Schnepffs in der Aula eröffnet. Von de Aula gings unter Heerpauken= und Trompetenschall in die Kirche wo Dr. Jakob Heerbrand (der Kanzler Andreä war in Sachsen) di größere Versammlung durch eine deutsche Predigt erbaute. Mittler weile mochte sich der Appetit eingestellt haben, und so verfügten sich die Geladenen auf das Schloß, um in der großen Ritterstube an vielen Tischen die Mahlzeit einzunehmen. Während des Essens (das nach 11 Uhr seinen Anfang nahm) spielte Vocal= und Instrumental= musik, und nachher führte Frischlin seinen Priscianus vapulans auf was bis nach 5 Uhr Abends dauerte. Der zweite Tag begann mi einer Trauerfeierlichkeit. Bei'm Schießen auf dem Schlosse zu der Ankunft der Fürsten war durch Zerspringen eines Stücks ein junger Mensch verunglückt, dem nun der Hofprediger, Lukas Osiander, die Leichpredigt hielt. Darauf folgte ein großes Mittagsmahl auf dem Universitätshaus, der sogenannten Sapienz, wobei sämmtliche vorneh= men Gäste, mit Ausnahme der Fürstlichkeiten, erschienen. Am dritten Tage nahm die Universität das Geschenk entgegen, welches der Stadt= rath ihr durch den Stadtschreiber Isaak Schwarz übergeben ließ: es war ein fetter Stier, auf dessen Stirn mitten das Stadtwappen, da= neben rechts das fürstliche, links das Wappen der Universität prangte; damit übereinstimmend war das rechte Horn vergoldet, das linke mit Zinnober angestrichen. Nachdem an diesem Tage die hohen Gäste abgereist waren, thaten sich die Universitätsangehörigen noch unter sich gütlich: es speisten nämlich am Sonntag den 23ten alle Pro= fessoren mit ihren Frauen auf dem Sapienzhaus an 6 Tischen zu Mittag und zu Nacht. [1]) Frischlin dichtete zu diesem Fest ein Carmen saeculare nach Horaz; [2]) eine poetische Festbeschreibung lieferte her= nach der Professor Erhard Cellius, wobei in dem Verse:

Frischlin, dem Licht Deutschlands, wo weisen wir ihm seinen Platz an? [3])

die ironische Beziehung auf die Ranganspruche des Letztern nicht zu verkennen ist.

---

[1]) Crusius, Annal. Suev. III, p. 764 f.

[2]) Opp. P. Eleg. Odar. L. II, 2.

[3]) Teutoniæ lux Frischlinus qua parte locandus? Frischl. Popp. II, p. 210.

Bereits war Frischlin Hausbesitzer in Tübingen. Sein Haus lag zwischen dem Hofe der St. Georgenkirche und der Stadtmauer, gegen den Neckar, und hatte vermöge seiner Lage am Bergabhang einen oberen und einen unteren Eingang, deren ersterer von dem Kirchhof aus durch eine Art von Brücke in das obere Stockwerk des Hauses führte.[1]) Die Beschaffenheit desselben rühmt der Besitzer nicht sehr: er nennt es eine schlechte, enge, schmale Behausung.[2]) Jetzt kaufte er auch ein Gütchen dazu. Es bestand aus etwa 3 Morgen Weinberg und Obstgarten, und lag in einiger Entfernung von der Stadt im sogenannten Rotenbad. Aber Frischlins Baarschaft reichte nicht aus, um den Kaufschilling zu erlegen, zumal auch die nöthige Aufbesserung des Grundstücks Ausgaben nöthig machte. Daher wandte er sich im Juni 1578 an den Herzog um ein Darlehen von 300 fl. auf drei Jahre gegen den landläufigen Zins, dafür wolle er das Gütchen selbst undsein Haus dem Herzog verpfänden. Das Darlehen wurde ihm von dem Gelde gewährt, das von dem eingezogenen Gute widersetzlicher Anabaptisten noch verfügbar war.[3])

Im Jahre 1579 gab des Crusius eifersüchtiger Argwohn zu einer Reihe neuer Mißhelligkeiten Veranlassung. Der Professor der Ethik, Samuel Hailand, zauderte, seine moralischen Quästionen, die er seinen Zuhörern zu dictiren pflegte, drucken zu lassen. Mittlerweile ließ Frischlin sich vernehmen, er beabsichtige ein Buch herauszugeben, in welchem die Aristotelische Moral mit der christlichen verglichen würde. Crusius, dem seit Frischlins Drohung mit einer neuen Rhetorik von nichts als von neuen Lehrbüchern träumte, durch welche jener die der alten Professoren verdrängen wolle, forderte nun den Collegen in einem Epigramm auf, unter solchen Umständen mit der Herausgabe seines Lehrbuchs nicht länger zu säumen.

---

[1]) Crus. contra Frischlin. (Mskpt.) p. 147: Domi suæ, inter summum templum & murum Neccaricum, in quam domum e cœmeterio templi per suspensum vestibulum intratur. Vgl. Defens. necess. p. 144.

[2]) Brief an den Herzog, 18. Jan. 1581. St. A. Das Haus steht nicht mehr, aber ein anderes ganz in derselben eigenthümlichen Stellung.

[3]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 24. Juni 78. St. A.

Wann erscheint denn einmal dein gelehrtes Buch von den Sitten?
Eifrig harret darauf längst der Studirenden Schaar.
Wartest du, bis es ein Andrer, als wär' es das seine, herausgibt?
Den Undankbaren soll strafen der göttliche Zorn. [1])

Hier sprach Crusius überdieß die Voraussetzung aus, als wollte Frischlin an Hailand, dessen Zuhörer er gewesen war, ein Plagium begehen, zu der er auf keine Weise berechtigt war. Wenn Hailand hernach, als seine Ethik erschien, dieses Machwerk seines Collegen vor derselben abdrucken ließ, so wunderte sich Frischlin nicht mit Unrecht, wie derselbe ein, durch die Insinuation die es enthielt, so unsittliches Epigramm vor einem Buche von den Sitten habe leiden mögen.

Nun ereignete sich am 19ten Juni desselben Jahres, daß Nachmittags nach 1 Uhr der Blitz in ein Häuschen am nordwestlichen Ende des Tübinger Schlosses schlug, in welchem ein Pulvervorrath lag. Eine furchtbare Explosion erfolgte: der neben anstehende Thurm war in einem Augenblick zerstört, Häuser wankten, Fenster splitterten, Dächer stürzten ein, Steine und Ziegel flogen umher, das Schloß war in eine schwarze Rauchwolke gehüllt, man glaubte den Untergang der Stadt gekommen. Der Schaden an Häusern war beträchtlich, doch kein Menschenleben verloren. Das war ein Stoff für unsern Dichter: schon drei Tage darauf war er mit einer Elegie fertig, die er sofort in der alten Aula, dem philosophischen Sommerhörsaal, vorlas. [2]) Darin gibt er vorerst von dem Unfall selbst eine ausführliche und anschauliche Beschreibung; dann lehrt er denselben als göttliche Strafe für allerlei Sünden aller Stände, besonders der höheren, zu betrachten. Darunter sei das deutsche Nationallaster der Trunkenheit noch nicht einmal das schlimmste. Aber

[1]) Quando venit tandem tua morum docta synopsis?
Epetit hanc cupide gens studiosa diu.
Exspectas, alius, tribuens sibi, dum prior edat?
Qui male gratus, eum puniat ira Dei.
Das vollständige Epigramm (es hat noch ein Distichon weiter, das aber hier nicht in Betracht kommt) steht in Crusius Germanograecia, p. 148, vgl. mit der Note p. 161. Ueber die ganze Geschichte s. Crusius def. nec. p. 142. 201 ff. Frischlin. Celet. II, p. 82 ff.

[2]) De clade Tubingensium, facta 19. Jun. 1579 post immissum cœlitus fulmen in arcem. Tub. 1579. Jetzt in Opp. P. eleg. L. XXI, El. 13 (mit dem irrigen Datum: Juli st. Juni).

Ehrsucht birgt sich und List und Haß und Neid und Gewinnsucht
  Unter des Anwalts Kleid, unter dem geistlichen Rock.

Dann, mit Beziehung auf Crusius, der ein Πολίτευμα οὐράνιον, griechisch und lateinisch, geschrieben hatte:

Einer ist hier, er kräht von himmlischem Wandel in zweien
  Sprachen uns vor, und verwünscht gräulich mit Flüchen den Feind.
Und statt christlich für ihn um des Himmels Erbarmen zu flehen,
  Ruft er wüthend: ihn soll strafen der göttliche Zorn.
Andere stimmten ihm bei, von gleicher Erinnys gestachelt:
  Und ihr fragt noch, woher komme der göttliche Zorn? [1])

Dieses Gedicht machte um so mehr böses Blut, da es Frischlin, mit Umgehung der akademischen Censur des Rectors und der Dekane, alsbald drucken ließ und dem Herzog widmete. Auch dieser, dem es Andreä ausgelegt zu haben scheint, nahm es nicht günstig auf, [2]) und unterdrückte, wie wenigstens Crusius meldet, die noch unvertheilten Exemplare. Für die gekränkten Tübinger Herren, besonders die geistlichen, trat nun zunächst ein hessischer Student mit einem Gegengedicht in die Schranken, in welchem er die Prediger von der Schuld an dem Unheil entlastete, und dieselbe dem Volk auflud, das die reine Predigt des göttlichen Wortes verschmähe. Da die Schülerarbeit dem Meister auch grammaticalische und prosodische Blößen bot, so nahm Frischlin dieselbe am 3ten Juli Nachmittags 2 Uhr in seiner poetischen Lection scharf mit, indem er einen Dialog zwischen Priscian und dem Lehrer vorlas, und hernach die Handschrift vom Katheder herab den Zuhörern zum Abschreiben gab. Aber an demselben 3ten Juli Abends 4 Uhr, nach seiner griechischen Lection, nahm auch Crusius Veranlassung, seinen Zuhörern zu zeigen, daß er es nicht gewesen sei, der durch

[1]) Ambitione, dolis, livore, cupidine, rixis,
  Rem sacer antistes causidicusque gerit. . . . .
Est etiam, qui sacra crepans sermone bilingui,
  Heu, diris hostem devovet usque modis.
Et pro quo veniam a superis exposcere debet,
  Hunc, amens inquit, puniat ira Dei.
Assensere viri, similis quos torquet Erinnys:
  Et dubitamus adhuc, unde sit ira Dei?

[2]) Frischlin an Melchior Jäger, St. 10. Oct. 1579. St. A.

jenen Vers den Blitzstrahl verursacht habe;[1]) denn, sagte er, der Vers wünsche denen, die gegen ihre Lehrer undankbar seien, nicht Verderben oder Verdammniß, sondern Gottes Strafe zur Besserung, damit sie dankbar gegen ihre Lehrer werden, und der Verdammniß entgehen möchten. Nach Frischlins Angabe hätte Crusius weit schärfer gesprochen. Ein gewisser Schriftsteller habe sein Epigramm als gottlos angefochten, aber mit Unrecht. Denn er habe, von prophetischem Geist erfüllt, dasselbe gethan, was Elisa, als er die bösen Knaben verfluchte, die sofort von Bären zerrissen wurden; was Paulus, da er den Hymenäus und Alexander dem Satan übergab; was Petrus, da er Ananias und Sapphira durch sein Wort erschlug. Das ist, setzt Frischlin hinzu, des Crusius Frömmigkeit, das seine christliche Liebe, das sein himmlischer Wandel.[2])

Im folgenden Jahr, als Hailands Buch wieder gedruckt werden sollte, ging der Tanz wegen des Crusius'schen Verses von Neuem los. Frischlin suchte denselben zuerst unter der Hand in der Druckerei zu beseitigen: dann, als ihm dieß nicht gelang, brachte er die Sache vor den Senat und stellte den Antrag auf Streichung des Verses. Aber Crusius erwiederte (in der Sitzung vom 12ten Juli 1580): Dieser Vers stehet da wie eine Schweizerkuh (er ist ein Obersatz). Will Frischlin sich drunter setzen (im Untersatz), so ist das seine Sache. So melke er denn den Schlußsatz heraus, daß er durch Undank gegen seine Lehrer Gottes Zorn verdiene; ich kann's nicht hindern. So wurde, erzählt Crusius, der Vers vom Ersäuftwerden im Neckar losgesprochen, und blieb in Hailands Buche stehen.[3]) Mit dem Hessischen Studenten, der gegen Frischlin aufgetreten war, nahm die Sache einen heiterern Ausgang. Der blonde Jüngling kam später zu unserm Poeten, um sich zu entschuldigen (daß er angegeben habe, von Crusius und Anderen aufgestiftet gewesen zu sein, wollen wir uns hüten, dem Frischlin aufs Wort zu glauben), und brachte ihm eine für seinen Landgrafen Wilhelm bestimmte Elegie von den Schicksalen der schönen Melusina, mit der Bitte, sie zu verbessern und mit

---

[1]) Crus. defens. necess. p. 203: ... me non dedisse causam illi fulmini hoc versiculo: Qui male gratus &c.

[2]) Frischlin. Celet. II, p. 88 b.

[3]) Crus. def. nec. p. 142. 203. Frischlin. Celet. II, p. 88.

einem Elogium zu zieren. Das Poem sei aber so schlecht gewesen, versichert Frischlin, daß er es leichter neu gemacht haben würde. Da er es nun weder loben konnte, noch tadeln mochte, und ebensowenig den gelehrten Landgrafen täuschen, als den armen Schlucker ganz abschläglich bescheiden wollte, so nahm er in seinem Elogium die Wendung: das Gedicht von dem erbärmlichen Schicksale der Melusina sei ein wahrhaft erbärmliches Gedicht, die Darstellung dem Stoffe ganz gemäß, und verdiene daher, daß ein gnädiger Fürst sich desselben erbarme.[1])

Doch wir müssen von dem Jahr 1580, wohin uns der Verlauf dieser Geschichte vorausgeführt hat, in das vorige zurückkehren. Es war nun mehr als anderthalb Jahre, daß Frischlin durch gute Worte und vielleicht auch eine Besoldungszulage sich hatte beschwichtigen lassen: aber von einer Aufnahme in die Facultät, wozu man ihm schon damals die Hoffnung mehr gelassen als gegeben hatte, war immer noch keine Rede. Frischlin mußte die Sache abermals selbst in Bewegung bringen. Auch griff er es dießmal ganz verständig an. Er erbat sich von dem Senat ein Zeugniß, um auf dasselbe hin auswärtige Dienste zu suchen, und dieses (ausgestellt am 5. August 1579) fiel ganz zu zu seinen Gunsten aus. Es war im Wesentlichen dasselbe, das er schon im Jahr 1576 erhalten hatte, nur daß dießmal auch seines sittlichen Verhaltens nachdrücklicher gedacht war. Nach einer Einleitung, daß der Senat bei Ertheilung von Zeugnissen von jeher von dem Grundsatze ausgegangen sei, dieselben mehr mit Rücksicht auf diejenigen, denen sie vorgezeigt werden sollen, als auf den Vorzeiger, abzufassen, heißt es nun (lateinisch) weiter: „In Erwägung dessen können wir mit besonderem Lobe zieren den fürtrefflichen, durch Frömmigkeit, Tugend, Geist, Studium und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Herrn Nicodemus Frischlin, kaiserlich gekrönten Dichter und Pfalzgrafen, an unserer hohen Schule Professor der Poesie und der Historie." Er habe unter ihnen ehrlich und löblich gelebt, und schon frühzeitig solche Fortschritte gemacht, daß er nunmehr im Stande sei, seine Gedanken in Prosa oder Versen, griechisch oder lateinisch, trefflich und zierlich

[1]) Frischlin. Celet. II, p. 134 b: quod istud carmen de miserabili Melesinæ fortuna sit vere miserabile carmen, materia numeris conveniente suis: itaque dignum esse clementis alicujus principis miseratione.

aus dem Stegreif auszudrücken, was er gleicherweise in gehaltvollen Reden wie in gelehrten Schriften sattsam bewiesen habe. Daher sei auch gedachter Frischlin von ihnen zu einer öffentlichen Lection an der Universität berufen worden, der er nunmehr 12 Jahre lang gut und glücklich vorgestanden. Während dieses Zeitraums habe er folgende Schriftsteller erklärt: Virgil, Horaz, Cäsars Commentarien, Sallust, und jetzt eben Sleidans Bücher von den vier Monarchien. Im ersten Jahr habe er auch doctrinam sphaericam vorgetragen, und in den beiden folgenden im Pädagogium den Cicero ausgelegt. Ueberdieß habe er die Disputirübungen der Candidaten des Magisteriums 4 Jahre hindurch jeden Sonntag dergestalt geleitet, daß er jedes Jahr beinahe die ganze Cyclopädie, mit Aufstellung eines Opponenten, in Reden und Gegenreden durchgegangen habe. Auf die Kundschaft hievon haben vor zwei Jahren die Steyerischen Stände ihn zu einem Rector ihrer Schule berufen wollen, er aber aus Liebe zu seiner Heimath, und zu dieser hohen Schule insbesondere, den Ruf freiwillig ausgeschlagen. „Da sich dieß in Wahrheit so verhält, so ersuchen wir Alle und Jede, weß Standes oder Würden sie sein mögen, daß sie ihn, Frischlin, als einen gelehrten, mit vielerlei Wissenschaft gezierten Mann und fürtrefflichen Dichter sich empfohlen sein lassen, und ihm ihre Gunst, Wohlmeinen und Wohlthat, wie er's denn würdig ist, mit uns gerne erzeigen wollen." [1])

Dieses so durchaus günstige Zeugniß ließ sich nicht blos für das Ausland benützen. Hatte Frischlin dasselbe verdient: mit welchem Grund konnte ihm der Senat die Aufnahme in die philosophische Facultät fernerhin verweigern? Hatte er es aber nicht verdient, was war von einem Senat zu halten, der ein so täuschendes Zeugniß ausstellte? [2]) So wendete sich denn Frischlin am 21. September mit einer Bittschrift

[1]) Frischlin, pro sua Gramm. & strig. Dial. I, p. 145 ff.

[2]) Die Art, wie Crusius das Zeugniß zu entkräften und zugleich den Senat zu entschuldigen sucht, kann Niemanden befriedigen. Def. nec. p. 221: Nam quod testimonio, quod tibi academicus Senatus anno 79 dedit, me convincere vis, te nullas molestias Senatui exhibuisse, & nos mentitos esse, qui te præceptorum contemtorem dixerimus, id nec tibi prodest, nec nobis obest. Charitas academica ἐμακροθύμει (ut loquitur D. Paulus) ad multa & magna connivebat, *πάντα ὑπέμεινεν*, omnia tolerabat, *πάντα ἤλπιζεν*, omnia sperabat.

an den Herzog, welcher ein entsprechendes Gesuch an den Senat zur Seite ging. Als er in verwichener Zeit mit der Stelle im Collegio artium übergangen worden, habe er um des Herzogs willen solchen Hohn und Spott mit Geduld aufgenommen, in der Hoffnung, es werde sich der Neid und Haß seiner Mißgönner dermaleinst abessen. Nun sei aber Solches bis anher nicht geschehen, vielmehr habe seit den zwei Jahren der Neid täglich zugenommen, auch sei nicht zu verhoffen, daß es in einer Kürze möchte besser werden. Da er nun deßwegen in Verachtung stehe, auch dadurch in seinem officio unlustig und verdrossen werde, so bitte er, in Betracht seines (ohne Ruhm zu melden) ehrlichen und weitberühmten Namens und zu Erhaltung seiner Reputation möge der Herzog durch seinen Kanzler bei der Universität, Dr. Jakob Andreä, so jetzmals einheimisch, mit Rector und Regenten so viel handeln lassen, daß Frischlin fürohin auch ein membrum Senatus und einer aus dem Facultistencollegio sein möge, und also nicht geringer denn andere Professores Artium gehalten werde. „Denn ich — fügt er hinzu — keine befügte Ursach wissen kann, derenhalben ich sollt von den Andern ausgeschlossen und meinen aequalibus unterworfen sein.“ Sollte jedoch der Herzog sich nicht getrauen, bei der Universität etwas auszurichten, oder im Senat die ihm feindselige Minderheit die Oberhand behalten, so bitte er um Urlaub, eine Zeitlang an solche Orte, da er nicht so verächtlich gehalten und unlustig gemacht würde, zu ziehen, allda publice zu profitiren und zu schreiben; vielleicht könne er dann später vom Herzog mit größerem Nutzen wieder gebraucht werden. [1])

Wirklich verhandelte nun der Kanzler Andreä mit dem Senat, aber in keinem dem Bittsteller günstigen Sinne. Das Ergebniß war auch nur, daß ihm dießmal die Gründe der wiederholten Abweisung bestimmt und deutlich angegeben wurden. Ihr irret euch, sagte ihm der Kanzler, wenn ihr die Schuld eurer Nichtaufnahme in das Collegium den Artisten beimesset: die Aufnahme steht dem Senate zu. Uebrigens sind sie eure Lehrer, und haben euch befördert: ihr aber habt sie nicht anerkannt, sondern in der Weinfeuchte bei Mahlzeiten sie durchgezogen und nur euch allein ausgestrichen. Lasset fremden Mund euch

---

[1]) Frischlin an den Herzog. Tübingen 21. Sept. 1579. St. A.

loben, nicht den eigenen. Ihr redet Manches, was ihr hinterher läugnet. Eure Sitten waren also das Hinderniß. Der Senat nimmt nur solche auf, die er mit Sicherheit zu seinen Berathungen ziehen kann. Ihr habt euch bei öffentlichen Acten über das Collegium gesetzt, ohne den Spruch des Senates abzuwarten. Wäret ihr auch zehnmal gelehrter, so hättet ihr doch eure Lehrer ehren sollen. Auch in der Kirche stehet ihr nicht bei ihnen in ihrem Stand. Warum habt ihr den Tilemann (so hieß der hessische Student) so öffentlich heruntergemacht? ihr hättet ihn privatim zurechtweisen mögen. Auch in euren Vorlesungen und Schriften stechet ihr auf die Mitglieder des Collegiums. In eurem Blitzgedicht habt ihr gesagt, was nicht wahr ist. Wären die Juristen und Theologen solche Leute, so möchte kein Biedermann mehr bei ihnen sitzen. Euer Stolz und Lästermaul also hat euch im Wege gestanden. Aber bessert euren Wandel, demüthigt euch, empfehlet euch durch gutes Betragen euren Lehrern. Stumpfieret Niemand mehr weder schriftlich noch mündlich. Ihr sollet nicht dunkel schreiben und nach der Hand sagen: weißt du, wen ich hier ansteche? den, jenen, und dazu in die Faust lachen. Gebet nichts mehr in öffentlichen Druck, als mit Erlaubniß des Rectors und der Dekane. Ihr drohet, aus dem Herzogthum wegzugehen? Es ist euch darin alles Gute widerfahren. Ihr waret Stipendiat. Der Herzog wird euch nicht gehen lassen, und der Fluch des Herrn wird euch folgen. [1])

Ob die unlogische, basenhafte Form dieses Sermons wirklich auf Rechnung Andreä's, oder nur des Berichterstatters Crusius komme: so viel erhellt aus demselben jedenfalls, daß der eigentliche Grund, warum ihn die Herren nicht in ihrem Collegium haben wollten, kein objectiver, in Frischlins Verhalten zu seinem Berufe gelegener, sondern nur der subjective der persönlichen Empfindlichkeit seiner Collegen war. Auch trinken hätte er immerhin mögen, wenn er nur im Trunk die Professoren ungerupft gelassen hätte.

Durch diese Antwort des Kanzlers veranlaßt, wendete sich Frischlin schon am 24ten mit einem bestimmten Entlassungsgesuch an den Herzog. Die Objecta ist er erbietig, alle mit Grund der Wahrheit abzulehnen. Seine Werke und Leistungen beweisen, daß er die

[1]) Crusius, defens. necess. p. 204 f. mit einem handschriftlichen Zusatz des Verf.

12 Jahre seiner Anstellung docendo und mit andern exercitiis honestis, gar nicht crapulando, heluando, maledicendo et superbiendo, zugebracht habe. Was insbesondere den Frieden mit den übrigen Professoren betreffe, so wisse Gott, wer denselben zuerst gebrochen und dawider gehandelt habe; „er weiß auch, wem es damit Ernst oder nicht, und hab ichs und meine lieben Weib und Kinder wohl erfahren, daß, so oft ich sie ansehe, wir mehr weinen dann lachen, wie dann auch dieser Brief mehr mit meinen Zähren, dann mit Wachs verbittschiert ist". Nun habe ihm seine letzte Bittschrift (unerachtet sie in der Wahrheit gegründet, und wenn sie nach seinem Sinn und Gemüth verstanden werde, Niemanden nachtheilig sei) erst einen neuen Groll zuwege gebracht, und könne der Herzog leicht erachten, wie beschwerlich es ihm sein müßte, an einem Orte fürohin zu bleiben, da ihm seine Reden, auch inter pocula, ubi animi sunt simpliciores, zum Häßlichsten ausgelegt werden. Er möchte leiden, daß der Herzog jedes Professoris zu Tübingen Thun und Lassen, Reden und Schreiben im Grund erfahren könnte: er verhoffe, dabei ehrenhalber so wohl zu bestehen, als der sich selbst für den Frömmsten und Klügsten bedunke. So müsse er es Gott heimsetzen, der ein Forscher aller Herzen sei. An einem solchen Orte könnte er auch seine vorhabenden Arbeiten, von denen er ein Verzeichniß beilegt, [1])

[1]) (St. A. Fasc. 9, No. 17 b.) Opera sub manu:

Aristophanis, poetæ comici, latina versio.

Horatii, Persii, Juvenalis, satyrarum paraphrasis.

Virgilii paraphrasis cum commentariis, in tres partes distributa.

Scholia in Sallustium & Cæsarem.

Physiologiæ Aristotelææ & Platonicæ ll. VIII per erotemata.

Moralis philosophiæ ll. IV ex Aristotele, Platone, Xenophonte, Plutarcho, Arriano, Seneca etc. p. erotemata.

Rhetoricarum institutionum ll. III ex omni rhetorum choro conscripti.

Poematum Pars prima, continens VII Comœdias, quarum nomina: Rebecca: Eunuchus s. Joseph venditus; Adelphi s. Joseph agnitus; Heautontimorumenos s. Jacobus semet excrucians; Susanna; Hildegardis; Priscianus vapulans.

Poematum Pars II., continens X ll. Heroicorum s. Panegyricorum.

Poematum P. III., continens VIII ll. Elegiarum & IV Epigrammatum; unum adoptivum.

Habeo & alia complura opuscula, præsertim orationes & commentationes atque observationes in multos bonos autores. Ad hæc omnia per-

nicht mit dem guten Muthe vollführen, welcher dazu erforderlich sei. So wolle er denn auf des Herzogs gnädige Erlaubniß hin, deren er sich gänzlich und unabschläglich versehe, mit gutem Frieden und aller Gebühr nach scheiden; denn ehe er an des Herzogs Universität Unruhe stiften möchte, dessen man ihn beschuldige, wollte er lieber in's Elend ziehen. Seine Dienste würde er am liebsten dem Herzog gewidmet haben, dem er sie ja vor allen Ständen des Reichs schuldig sei, wenn es nur von wegen seiner Widersacher möglich gewesen wäre: so möge der Herzog als Dank für seine Gutthaten Frischlins libros nuptiarum und seine gehaltenen lateinischen comoedias, damit er S. F. Gn. öftermal habe belustigen wollen, gnädig annehmen, und nun ebenso des Abwesenden, wie bisher des im Lande Gegenwärtigen, gnädiger Fürst und Herr sein und bleiben; „hergegen — schließt er — will auch ich mein gut Würtembergisch Herz, wie alle meine Voreltern, gegen E. F. Gn. die Tag meines Lebens stät und vest behalten.“ Unterzeichnet: Nic. Frischlinus, Caes. Palatii miserrimus et contemtissimus Comes.[1])

Ohne einen Bescheid abzuwarten, oder dem Senat eine vorläufige Anzeige zu machen, nahm hierauf am 26ten Sept. Frischlin in der Vorlesung von seinen Zuhörern, und ebenso Tags darauf in der Disputation von den Baccalaureen öffentlich Abschied: er sei nun so und so lang diesen Verrichtungen vorgestanden, jetzt lege er sie nieder, und werde hinfort in Tübingen nicht mehr lehren.[2])

Da sich der herzogliche Bescheid verzog, reiste Frischlin ungeduldig nach Stuttgart, um sich denselben selbst zu holen, wartete aber dort acht Tage lang vergeblich auf den Herzog, der verreist war, und wendete sich endlich am 10ten October, da ihm der längere Aufenthalt zu kostbar wurde, schriftlich an Melchior Jäger nach Heidelberg. Aus den Gerüchten von fürstlicher Ungnade wegen seines Gedichts de clade Tubingensium, und daß Dr. Jakob Andreä ihm bei'm Herzog ziemlich eingeschenkt haben solle, könne er sich das Ausbleiben der Ant-

---

ficienda opus est mihi non invidia, non odio, non contemtu: sed favore, gloria & sumtu: comprimis Dei auxilio & spiritus sancti gratia.

[1]) Frischlin an den Herzog. Tübingen 24. Sept. 1579. St. A.

[2]) Crusius, def. nec. p. 205 f.

wort etlichermaßen wohl erklären. „Muß gedenken, kein Antwort sei auch ein Antwort." Je nachdem diese ausfiele, möchte er sich unverzüglich bei andern Potentaten zu den ihm angebotenen Diensten stellen und präsentiren. Denn er wolle lieber unter Fremden sich leiden, dann unter seinen Gevattern und vermeinten Präceptoren; ja viel lieber wenig haben bei gutem Fried und Einigkeit der Collegarum, dann viel bei neidischen und hinterstelligen verschlagenen Feinden und Mißgönnern. Ueberdieß handle es sich um seine Ehre und die Geltung seines Namens. Daher bitte er den Herrn Secretari als seinen Vertrauten, ihn bei fürlaufender Gelegenheit zu verständigen, ob der Herzog zufrieden sein wolle, daß er die sich bietende Gelegenheit, in andre Dienste zu treten, ergreife. Auch wünschte er zu wissen, wie es der Herzog mit seinem Subsidium (das ihm bei der Universität so viel Neid erregt habe) zu halten gedenke. Seinem Dafürhalten nach müsse, so lang seine Arbeit, die Hochzeitbeschreibung, daure, auch der Lohn für die Arbeit Dauer haben. „Und ob ich schon dasselbig nicht könnt per absentiam genießen, so hab ich doch arme Eltern, denen ich bis anhero Handreichung gethan, denen ichs gönnen möchte. Bis daß ich mit der Zeit wiederum gen Tübingen zu meiner Possession komm und mich da in ein Ruh begeb, wie ich dann fürhäbig bin, so mir anderst Gott der Herr auch ein Alter geben wird". [1])

Nun [2]) reiste Frischlin nach Freiburg im Breisgau, wohin Dr. Martin Holzapfel ihn zu einer Doctorpromotion eingeladen hatte, zugleich in der Absicht, in Verlagsangelegenheiten Basel zu besuchen. Die Freiburger Professoren nahmen ihn freundlich auf, und Holzapfel sprach ihm zu, seinen Wohnsitz in Freiburg zu nehmen, er könne Glareans Stelle bei der Universität bekommen, und zwar ohne Gefährde für Gewissen und Religion. Dazu die Nähe von Basel, wo er den Druck seiner Werke unter Augen haben könnte, die Anmuth und Wohlfeilheit der Gegend: genug, Frischlin ließ mit

---

[1]) Frischlin an Melchior Jäger, Stuttgart 10. October 1579. St. A.

[2]) Frischlin, Celet. II, p. 135 a, setzt diese Reise in den November. Allein am 4. November ließ er sich ja in Stuttgart zum Bleiben überreden, und am 9. fing er seine Vorlesungen in Tübingen wieder an. Hier, wie fast immer, wo es sich um ein Datum handelt, hat Crusius das Genauere, der die Freiburger Reise in den October verlegt. Def. nec. p. 206.

sich unterhandeln, und versprach dem Senat, binnen eines Monats mit seiner Familie nach Freiburg zu ziehen; auch erhielt er ein kleines Reisgeld oder Draufgeld ausbezahlt. Auf dem Rückwege kehrte er in dem damals Würtembergischen Kloster St. Georgen ein, wo der Abt Renz, sein Verwandter, vergebens seinen Vorsatz wankend zu machen suchte. Aber nach seiner Rückkehr scheiterte die Sache an der entschiedenen Weigerung seiner Frau, mit ihm an einen papistischen Ort zu ziehen. Vergebens stellte er ihr vor, es liege ein protestantisches Dorf der Herrschaft Röteln so nahe, daß sie dahin alle Sonntag mit ihm zur Kirche gehen könne: die Brenzin wollte nicht zu den Katholiken. War doch von diesem Gesichtspunkte aus der „Freiburgische Handel" seitdem ein Hauptvorwurf gegen Frischlin, den um desselben willen insbesondere Crusius geradezu in das Licht eines Ischariot zu stellen suchte. Daher seine Angabe, Frischlin habe von den Freiburgern eben 30 fl. erhalten, und diese ihnen, nachdem sich der Handel zerschlagen hatte, wie Judas die Silberlinge, zurückgestellt. Nach Frischlin waren es wenige (10) Thaler, die kaum die Hälfte jener Summe betrugen, die er auch nicht zurückzahlte, und diese Angabe wird durch einen, ihm übrigens feindlichen Bericht bestätigt.[1])

Schon zu Anfang jenes Jahres hatte sich Frischlin wegen seines freundlichen Verkehrs mit Katholiken zu vertheidigen gehabt. Er eignete seine Hildegard dem Abte von Kempten zu, wohl wissend, es werde nicht an solchen fehlen, die ihn darum als einen Abtrünnigen oder doch als einen Achselträger verschreien werden. Gar schön weist er bei beiden Gelegenheiten auf Dichtung und Wissenschaft als einen neutralen Friedensboden für die getrennten Religionsparteien hin. Warum, fragt er, sollte ein protestantischer Philolog nicht mit gutem Gewissen an einer papistischen Universität Dichter und Redner erklären können? So gut als ein protestantischer Jurist einem katholischen Fürsten oder Bischof als Rath dienen kann, und der Arzt, wo es zu heilen gilt, auf die Confession keine Rücksicht nimmt. Sind wir doch Eines Reiches Bürger, wir Bekenner der beiden Confessionen: warum sollten wir

[1]) Durch den Auszug aus einem Schreiben des Schaffners des Würtemb. Hofrichters B. von Anweil aus Freiburg, der bei den Acten über Frischlin, Fasc 10, No. 25 d liegt. Diesem Berichte sind wir oben in der bestimmteren Angabe der Summe gefolgt.

nicht durch gegenseitige Dienstleistung so weit unter einander Freundschaft halten, als es ohne Verletzung des Gewissens geschehen kann? Noch ist ja Gemeinschaft unter uns, und durch die gleichen Studien eine heilige Seelenverbindung.[1]) Bei so schönen Grundsätzen der Duldung ist es nur auffallend, daß just an der nächsten Fasten Frischlin eine so intolerante Komödie wie das Phasma zur Aufführung brachte. Geschah es vielleicht eben, um die Makel zu verwischen, welche der Freiburgische Handel seiner Würtembergischen Orthodoxie angespritzt hatte?

Was übrigens Frau Frischlin betrifft, so war sie bei ihres Mannes Rückkehr aus Freiburg auch noch aus einem andern Grunde übler Laune. Während seiner Abwesenheit war ihr ein Brief in die Hände gefallen, aus welchem ein unsauberes Verhältniß desselben zu einer Nähterin hervorging, die während jenes Jahres öfters im Hause gearbeitet hatte. War dieß schon schlimm genug, so machte sie es dadurch noch schlimmer, daß sie in der Hitze mit dem Briefe bei Verwandten und Bekannten herumlief, sich über ihren Ehemann zu beklagen. So wurde die Geschichte stadtkundig, ja sie wurde ihm bald auch von Auswärtigen in Druckschriften vorgeworfen. Doch ließ man sie für dießmal ruhen; erst nach 7 Jahren gruben seine Feinde sie wieder aus, als es galt, den Verhaßten um jeden Preis sich vom Halse zu schaffen. Dort kommen auch wir darauf zurück.

Gegen Frischlins Abzug nach Freiburg erhoben sich nun aber, außer der Weigerung seiner Frau, auch noch andere Schwierigkeiten. Die Theologen und Kirchenräthe zu Stuttgart, deren Bedenken der Herzog eingefordert hatte, fanden nicht rathsam, ihn hinauszulassen, einmal weil dieß nur mit Nachtheil der hohen Schule geschehen könnte, und dann weil zu besorgen, er möchte draußen „etwan (wie die poetica ingenia im Brauch haben) aus Unbedacht Epigrammata schreiben, daraus Unruh und Beschwerung erfolgen möchte." Freilich sei zwischen der Universität und ihm ein Unwille, dazu vielleicht je ein Theil dem andern Ursach gegeben. Sie, indem sie ihn so lange Zeit wider sein Verhoffen nicht in Senatum und der Facultisten Collegium aufgenommen, Etliche auch seine labores verachtet haben sollen; item, daß man zu einem Professore artium Einen von einem fremden Ort gefordert

[1]) Frischlin. Epistolæ & præfat. p. 174 ff. Celet. II, p. 137^{b} f.

und ihm vorgezogen, welches er als contemtum, Hohn und Spott zu Herzen geführt: wogegen denn er in seinen Reden und Schriften etwan auch desto freier und unbescheidener gewesen. Dessen unerachtet hielten sie, die Theologen und Kirchenräthe dafür, es sollte das Beschwerlichste und der größte Unwille vorüber sein, und sich auf folgenden Weg und Handlung täglich mehr abessen: Frischlin wäre vorzubescheiden, unter Erinnerung an die genossenen Wohlthaten zur Beibehaltung seines Amts aufzufordern, mit angehängter Ermahnung, „weil er dennoch seine Mängel auch bisher gehabt und zu Zeiten frisch genug gewesen," sich künftig mehr in Acht zu nehmen und der Universität keinen Anlaß mehr zu geben. Zeigte sich hierauf Frischlin geneigt zu bleiben, so wäre dann auch mit den Mitgliedern der Universität zu handeln, daß sie seine Gelehrsamkeit auf der einen und auf der andern Seite seine Jugend in Anschlag nehmen, und sich füraus etwas günstiger gegen ihn erzeigen möchten; insbesondere „da sie ihn je noch in Senatum zu nehmen nicht bedacht, daß sie ihm doch die commoda wie einem Andern, weil es nicht um ein Namhaftes zu thun, gönnen und widerfahren lassen, und dießorts dem ingenio etwas zugeben und übersehen wollten. Sei zu verhoffen, er werde sich, wenn er mehrern Gunst und Willen spüre, auch anderst anschicken und der Schul nicht übelständig sein." Wollte Frischlin darauf nicht hören, müßte man ihn eben ziehen lassen; er würde vielleicht bald selbst wieder herein begehren.

Dazu fügte der herzogliche Kanzler, Dr. Joh. Brastberger, noch eigenhändig: „Dn. Frischlinus hat ein herrlich und divinum ingenium, so ist er dazu exquisitae eruditionis et variae lectionis, der mit sonderem Nutzen die Jugend instituiren kann; derowegen und aus sonderen andern mehr motivis ist er nicht von der Schul zu lassen, und ob er gleichwohl etlich naevos haben möcht, so ist doch zu verhoffen, er werde successu temporis, und sonderlich da er maturiorem aetatem erlangt, sich bessern und emendiren. [1]"

So wurde nun Frischlin abermals, wie schon einmal zu Anfang des vorigen Jahres, nach Stuttgart berufen, und hier am 4. November vor den Theologen und Kirchenräthen, denen auf des Herzogs Befehl, der mehreren Autorität wegen, auch sein Kanzler beiwohnen mußte,

[1]) Bedenken der Theologen und Kirchenräth, Stuttgart 10. Oct. 1579. St. A.

mit ihm unterhandelt. Er werde sich zu erinnern wissen, zu welchem Zwecke der Herzog und dessen löbliche Vorfahren ihn und Andere beim studio erzogen und erhalten haben; nämlich um Kirchen und Schulen mit tauglichen Personen zu versehen. Da er nun durch Gottes Hülfe dahin gerathen, daß er mit Lob und Nutzen der hohen Schule zu Tübingen, und also seinem Vaterland, dienen möge, und man auf seinen Abgang nach Andern trachten müßte, so wisse man ihm keinen Urlaub zu geben; auch könne man nicht erachten, daß es seines Weibs und seiner Kinder Nutz sein würde, „dann selbige mehr Gelegenheit, Trost und Zuflucht in ihrer patria und bei den Ihren, als außerhalb an andern Orten, gehaben mögen.“ Deßhalb sei des Herzogs gnädige Meinung, daß er seine Obligation bedenken und in seinem Berufe bleiben möge; werde vielleicht dasjenige, so ihm bisher gemangelt und ihn zu diesem Anhalten bewegt, bald gewendt und die Sach in einen bessern Stand gerichtet werden.“

Hierauf Frischlin (Nota, setzt der Protokollist hinzu, hat Alles eleganter latine fürgetragen): Er bedanke sich, daß der Herzog seine scriptiones gnädig aufgenommen und also mit ihm handeln lasse; erkenne auch in Unterthänigkeit, daß ihm viel Gnaden und Wohlthaten erzeigt worden, dafür er dann bisher seine getreuen Dienste, seines Verhoffens nicht ohne Frucht, geleistet habe. Weil ihm aber nicht allein in diesem Lande, sondern auch an andern Orten, ein großer contemptus daraus erfolgt sei, warum und aus was Ursach er nicht auch in der Facultisten Collegium aufgenommen werde, so habe er kürzlich bei'm Senat um die Ursach solcher Zurücksetzung angefragt. Darauf sei ihm zu verstehen gegeben worden, die Ursach sei, daß er 1) andere Professoren verachte, 2) sich selbst hin und wieder rühme und zu viel von ihm selbst halte, 3) daß er ebriosus und vinolentus sei. Obwohl ihm nun in diesen Punkten ungütlich geschehe, so habe er doch geglaubt, so mit Schimpf und Spott nicht länger allda bleiben zu sollen oder zu können. „Aber wie dem, — wofern ihm geholfen und die Sach dahin gerichtet, daß er in des Collegii consortium aufgenommen werde, welle er gern länger verharren und seine operam prästiren. Wo nicht, könne er nicht bleiben; wolle eher dasjenige, so 8 Jahre lang, nämlich 3 in Klöstern, und 5 bei der Universität, auf ihn gewendet, wieder erstatten und eine andere Gelegenheit suchen;

ja er wollte eher die geringste Condition im Lande annehmen, denn dieser Gestalt zu Tübingen bleiben."

Dagegen die Räthe: Man höre nicht gern, daß er's eben darauf stelle, ihn entweder in das Collegium aufzunehmen oder ziehen zu lassen; denn der Herzog und dessen Räthe möchten ihm die Aufnahme wohl gönnen, „weil es aber bisher aus sonderem Bedenken nicht habe sein wollen, und das Collegium hierin allwege liberam administrationem gehabt, darinnen man selbigem nicht wohl Maß und Ordnung geben könne, so solle er demnach die Sache baß erwägen, und seiner Obligation gemäß bei seiner ordentlichen Vocation bleiben, sich auch mit Tapferkeit dermaßen in die Sache schicken, daß Universitas Ursach habe, sich auch gegen ihn anderst zu erzeigen, da es dann bald in einen andern Stand kommen möge."

Durch diese und ähnliche Vorstellungen ließ sich Frischlin endlich abermals beschwichtigen, und erklärte, dem Herzog Gehorsam leisten und dessen Willen gemäß in seinem Berufe bleiben zu wollen, „der Hoffnung (wie er auch unterthänig bitte) ihm zu helfen und seine existimationem zu erhalten." Statt einer schriftlichen Verwendung bei dem Senat, wie sie in den Jahren 74 und 78 mit wenig Wirkung in Frischlins Angelegenheit stattgefunden hatte, waren Kanzler und Räthe der Meinung, diesmal die zur gewöhnlichen Visitation der Universität verordneten Commissäre zu beauftragen, „welches, wenn mans mündlich anbringt, beide Theile höret und mit ihnen tractiret, mehr als ein Schreiben verfahren und erschießen mag." Dabei könnten die Commissarii sowohl dem Frischlin ad partem fernere Erinnerung thun, sich füraus mit mehr Tapferkeit und Bescheidenheit zu erzeigen, als auch denjenigen von seinen Collegen, so ihm zuwider, ihre Mängel untersagen und sie zur Einigkeit ermahnen. [1])

So fing Frischlin am 9ten November seine Vorlesungen mit dem dritten Buche der Georgica wieder an (die Leitung der sonntäglichen Disputationen übernahm er nicht wieder), indem er die Aenderung seines Entschlusses mit der Jahreszeit, welche die Reise mit Familie unthunlich mache, mit dem da und dort vernehmbaren Waffenlärm und mit der Verweigerung des Urlaubs von Seiten des Herzogs, entschul-

[1]) Protokoll, was mit D. Nic. Frischlino gehandelt worden, Stuttg. 4. Nov. 79. sammt Beibericht von dems. Datum. St. A.

digte. Den Freiburgern schrieb er zunächst so, wie wenn er auf's Frühjahr doch kommen wollte; erst am Anfang des nächsten Jahres stellte er ihnen vor, daß die Vortheile, die ihm unterdessen in der Heimath geboten worden, es ihm beschwerlich machen würden, die Stelle an ihrer Hochschule anzunehmen; worauf sie ihn mit der Bemerkung, daß er das vorher hätte überlegen sollen, übrigens ganz freundlich, seiner Zusage entbanden.[1]) Die Vortheile, von welchen Frischlin in diesem Schreiben spricht, scheinen die Naturaleinkünfte eines Facultätsmitgliedes gewesen zu sein, welche ihm entweder überhaupt erst jetzt, oder doch erst jetzt vollständig, zugelegt worden sein mögen.

Um diese Zeit benützte Frischlin eine Gelegenheit, auch die geistlichen Herren am Würtembergischen Hofe sich zu verpflichten. Diese waren hier noch mächtiger als damals überall, weil der fromme Ludwig seines Vaters Ergebenheit gegen die Theologen, ohne dessen überlegene Einsicht und Willensstärke, geerbt hatte. Der Probst der Stiftskirche in Stuttgart, Brenzens Nachfolger, erst der schon erwähnte Balthasar Bidembach, dann Dr. Johannes Magirus, und noch mehr der Hofprediger, Dr. Lukas Osiander, erscheinen als sehr einflußreiche Männer. Letzterer war der Sohn jenes Andreas Osiander, der durch eine eigenthümliche Rechtfertigungslehre, zugleich aber als einer der wildesten Streiter der Reformationszeit, bekannt ist. Der Sohn war in Nürnberg im Jahre 1534 geboren, und noch zu Herzog Christophs Zeit Würtembergischer Consistorialrath und Hofprediger geworden. Sein Einfluß stieg unter Herzog Ludwig, in dessen späteren Jahren er mit Melchior Jäger, dem Landhofmeister und Kanzler, die herrschende Camarilla bildete. Auch in Frischlins Angelegenheiten finden wir ihn vielfach thätig; in den Acten thun seine schönen, gerundeten Federzüge neben der unleserlichen Handschrift des Erstern dem Auge wohl; er zeigt sich als ein verständiger, gewandter Mann, bis an die theologische Gränze hin, jenseits deren er, bei schätzenswerther Gelehrsamkeit, aller Beschränktheit und Intoleranz seiner Zeit und seiner Partei verfällt. Er war nicht nur ein Hauptkämpfer gegen Pabst und Jesuiten, sondern auch gegen den verbesserten Gregorianischen Kalender, der ihm schon deßwegen überflüssig erschien, weil ja der jüngste Tag vor der Thüre sei; von einem Calvinisten glaubte er von

[1]) Crusius, defens. necess. p. 206 ff. Frischlin, Celet. II, p. 136.

vorne herein nichts als Lügen erwarten zu dürfen, und daß die Juden Zauberer unter sich hätten, Brunnen vergifteten und Christenkinder mordeten, war ihm eine ausgemachte Sache. Gleichwohl mischte sich in jenem Schreiben gegen die Juden, das fast 20 Jahre später unter Herzog Friderich den Sturz des alten Mannes herbeiführte, mit dem religiösen Vorurtheil richtiger nationalökonomischer Instinct; wie sich in seinem Benehmen in der ganzen Sache Freimuth und Charakterstärke mit beichtväterlicher Anmaßung verbanden.[1]) Gegen Frischlin war Osiander von Anfang nicht übel gesinnt; die jenem so günstigen Zeugnisse und Gutachten der Theologen und Kirchenräthe hatte er mitunterzeichnet: aber er war der Schwager von Jakob Andreä, der Frischlins abgesagter Gegner war, auch griff dieser später, wie wir finden werden, einen seiner besonderen Freunde an; wozu noch die Abstoßung kam, die zwischen Poeten- und Pfaffennaturen von jeher stattgefunden hat. Niemals übrigens wurde Osianders Widerwille gegen Frischlin zum verfolgungssüchtigen Hasse, und dieser that ihm Unrecht, wenn er ihn in späterer Zeit für einen seiner thätigsten und schädlichsten Feinde hielt.

Osiander hatte an dem das Abendmahl betreffenden Streite zwischen den beiden Straßburgern, Johann Sturm und Johann Pappus, auf Seiten des letzteren, d. h. des streng lutherischen Lehrbegriffs, theilgenommen, und war dafür von dem reformirten Theologen Lambert Danäus angegriffen worden. Frischlin, der lebenslänglich gern dabei war, wo es Händel gab, der für das lutherische Bekenntniß eine anerzogene Vorliebe hatte, und nun überdieß eine Gelegenheit sah, sich dem einflußreichen Hofprediger zu empfehlen, übersetzte oder lateinisirte erst zwei Streitschriften desselben gegen Sturm, und verfaßte hierauf eine Schutzschrift für Osiander, welche dieser alsbald mit einigen Aenderungen zum Druck beförderte. Frischlin will die Arbeit nur zum Privatgebrauch des Hofpredigers bestimmt gehabt haben; die Sache war ihm bedenklich wegen der Anfeindungen, die sie ihm zuziehen mußte; weßwegen er sich auch unter einem erdichteten Namen,

---

[1]) Vgl. Sattler, Gesch. des Herzogth. Würtemberg unter den Herzogen, V, S. 209. Pfaff, Gesch. des Fürstenhauses und Landes Würtemberg, III, 1, S. 300. Osiander starb im J. 1604 zu Stuttgart, wohin er nach längerem Aufenthalt in Eßlingen zuletzt doch hatte zurückkehren dürfen.

obwohl vergeblich, zu verstecken suchte. Damals nun hieß er Osianders theurer Freund, der ihm lebhaften Dank dafür sagt, daß er den verlogenen Franzosen nach Verdienst heimgeschickt habe, und eine Zeit lang wirklich seinen Gönner und Beförderer spielt.[1])

Ein anderes Würtembergisches Kirchenhaupt, der Abt Jakob Schropp in Maulbronn, arbeitete in jenen Jahren an einer seltsamen Geistesgeburt. Der Tridentinischen Kirchenversammlung gegenüber, welche die Protestanten nicht als ein frei christlich Concilium anerkannten, führte er die Idee eines wahrhaft ökumenischen Concils durch, wobei er Theologen aller Parteien, aber auch Kirchenväter, Apostel und Christus selbst auftreten und Reden halten ließ. Nun konnte sich der Abt zwar auf die Reinheit seines Glaubens verlassen, auf die seines Lateins jedoch weniger; jedenfalls wußte er, daß sein ehemaliger Königsbronner Zögling ein besseres schrieb, und so suchte er diesen, der jetzt überdieß mit ihm verschwägert war, zum Uebersetzer zu gewinnen. Da auch Osiander und der Herzog selbst sich für das Maulbronnische Scriptum interessirten, so übernahm Frischlin die Arbeit, die ihm aber bald sehr lästig wurde, so daß er deren Fortsetzung, jedoch vergeblich, von sich abzuwälzen suchte.[2])

Seit zwei Jahren war Frischlin, wie wir wissen, Gutsbesitzer, wozu ihm der Herzog 300 fl. vorgestreckt hatte. Nun war aber im Jahr 1579 der Wein nicht gerathen, und Frischlin hatte noch außerdem schlecht speculirt. Er hatte nämlich seinen guten 77er und 78er verkauft, und das Geld an Weingärtner geliehen, die es ihm in Wein wieder heimgeben sollten. Nun konnten sie ihn am Herbst 79 nur halb bezahlen, und noch dazu in saurer Waare, daraus nichts zu lösen

---

[1]) In dem Verzeichniß Frischlinischer Schriften vor der Methodus declamandi werden aufgeführt:

Antisturmii duo Osiandri latinitate donati a Nic. Frischlino.

Spongia Laonici Antisturmii a Sturmeneck &c. adversus Lamberti Danæi, Calvinistæ Gallicani; Antiosiandrum, pro Luca Osiandro.

Vgl. die Briefe: Osiander an Frischlin, Stuttg. 17. Mai 1580. Frischlin an den Herzog, Tüb. 31. Juli 1580. St. A.

[2]) Vgl. die Briefe: Frischlin an den Herzog, Tüb. 31. Juli 80 und 10. Febr. 81. Der Herzog an Frischlin, St. 28. März 81. Frischlin an Osiander, Tüb. 18. März 81. Osiander an Jäger, Stuttg. 27. März 81. Schropp an Frischlin, 16. April 81. St. A.

war: er hatte also kein Geld, dem Herzog seinen Zins zu entrichten, viel weniger am Kapital etwas abzuzahlen, und sah sich genöthigt, um Frist zu bitten.[1]) Diese erhielt er auch bis auf Johannis Baptistä; wie er aber auch jetzt nicht bezahlen konnte, wurde ihm von dem herzoglichen Verwalter sein subsidium an Früchten innebehalten, so daß er Brod kaufen mußte. Das war ihm bei der damaligen Theurung doppelt empfindlich, was er dem Herzog nicht verhehlte. Er hätte gedacht, man würde in solchem Falle darauf Rücksicht nehmen, daß er sein ingenium, Sinn und Gedanken nicht auf Reichthum, Erd- und Geldwucher, wie etwan andere des Herzogs Unterthanen, sondern zu Erbauung der Kirche Gottes, zur Pflanzung der Jugend richten thue, wie denn in nächster Meß auf einmal 8 opera von ihm erscheinen werden. Hätte er sein Geld nicht an theure Bücher angelegt, sondern Gülten daraus gemacht, wie Andere, so sollte der Herzog auf dießmal von ihm nicht molestirt werden. Nun bitte er um drei Dinge: 1) weil er zu Gottes Ehre den Zwinglern und Calvinisten geantwortet (in der Spongia) und dann den ersten Band Paraphraseos Virgilii, woran er drei Jahre gearbeitet, dem Herzog dedicire, wolle dieser einen Theil der 300 fl. aus den Kirchenkasten für ihn erlegen lassen, damit er an der Fortsetzung der Arbeit über Virgil nicht durch Sorgen der zeitlichen Nahrung verhindert werde. 2) Das Uebrige möge der Herzog einstweilen für ihn darstrecken, bis er in Zeit von einem Vierteljahr es bei einer fremden Herrschaft oder benachbarten Reichsstadt entlehnen und dem Herzog wiedererstatten könne, „als ein armer Professor, der bis anher keines Hellers werth nirgend her ererbt, und allein seines ingenii zu genießen hat.“ 3) Die zwei Zinse seit d. J. 78 betreffend, überschickt er dem Herzog eine ordinariam glossam über den neuen römischen Ablaß, so ihm von Augsburg zugekommen. „Da nun E. F. Gn. den einen Zins, nämlich 15 fl., für mich zu Gnaden bezahlen will (dann Ablaß ohn Geld nit hingeht), so will ich diese glossam sammt der Vorred Dr. Jacobi Heerbrandi (dem sie herzlich wohl gefallen und er nicht genug darob lachen können) in Druck kommen lassen. Da aber E. F. Gn. ich zuviel hiemit zumuthen würde, so will ich mein Ablaß bei mir behalten, und lugen, wie auch diese Zins erlegt werden. Ich verhoff aber, weil ich das concilium

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 28. April 1580. St. A.

zu Maulbronn mit soviel Müh und Arbeit in latinam linguam transferirt und noch nicht erlegen bin, E. F. Gn. werden in promovendis meis conatibus auch nicht erliegen, und da sie mir gleich die ganz Summ aus Gnaden nachließ, propositis certorum operum conditionibus. sie werd darum nicht verarmen". [1])

Melchior Jägers Antrag ging dahin, ihm 50 fl. am Hauptgut und die 30 fl. Zinse zu erlassen, und für den Rest ihm auf ein Jahr ohne Zins Frist zu geben. Dadurch würde er, meinte Jäger, „nicht allein lustig gemacht, welches bei denen Leuten sein muß, sondern dennoch daneben der Poetenkopf im Zom (Zaum) behalten, wenn sonderlich ihm diese Vertröstung angehängt würde, daß hiernach auf fernern seinen Fleiß, fürnehmlich da er die bewußte concilia fertigte, welches ein opus magni laboris. der Herzog sich weiters gegen ihn in Gnaden erzeigen würde."

Wirklich erging am 4ten November ein herzoglicher Erlaß an die Kirchenkastensverwalter, sie sollen „Nicodemo Frischlino aus sondern Gnaden 50 fl., und dann von der Bebenhausischen Pfleg seiner Hausfrauen in die Kindbett ein Eimer guts Weins verehren lassen", und die Superattendenten des Stipendiums wurden angewiesen, ihn zweimal in der Woche zum Essen, bis auf Wiederabkünden, geben zu lassen. [2])

Doch um die Zeit, als der Herzog ihm noch solche Gnaden erzeigte, hatte Frischlin bereits von anderer Seite einen Sturm gegen sich heraufbeschworen, der seine Wohlfahrt in den Wurzeln erschütterte, und seinen nachmaligen Untergang vorbereitete.

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 31. Juli 1580. St. A.

[2]) Erlaß vom 4. Nov. 1580. St. A.

Siebentes Kapitel.

Frischlins Zerwürfniß mit dem Adel.

Seine Oratio de vita rustica.

Als Feinde unseres Poeten haben wir bisher eigentlich nur einen Theil seiner Collegen kennen gelernt, denen sein Geist zu überlegen, sein Selbstgefühl zu laut, seine Zunge zu scharf, wohl auch sein Wandel zu wenig geordnet war. Mit den übrigen Ständen war sein Vernehmen im Allgemeinen ein freundliches. Einzelne Verstöße, wie gegen die Tübinger Bürgerschaft durch den angefochtenen Pentameter, scheint man ihm nicht nachgetragen zu haben. Den Adel insbesondere hatte er durch Verherrlichung vieler von seinen Sprossen in der Würtembergischen Hochzeitbeschreibung sich verpflichtet. Einzelnen derselben, wie denen von Ehingen, hatte er noch besondere Arbeiten zum Preis ihrer Voreltern gefertigt. Hauptsächlich aber führten seine geselligen Talente ein trauliches persönliches Verhältniß mit manchen Herren und Edeln herbei. In Hechingen bei den Grafen von Zollern war er ein gern gesehener Gast; der Würtembergische Hofrichter, Hans Burkard von Anweil, pflog freundschaftlichen Umgang mit ihm, und mit dem Tübinger Obervogt, Fritz Herter von Herteneck, that er mehr lustige Trünke, als ihm hernach lieb sein konnte. Das war es überhaupt, wodurch er sich hier schadete: er machte sich mit diesen Leuten, deren Sitten großentheils noch roh, deren Bildung gering, um so größer aber der Hochmuth war, zu gemein. So nahmen sie ihn, was die Sitten betrifft, für ihresgleichen, indem er mit ihnen soff und Zoten riß; da sie aber nach Rang und Stand sich hoch über ihm

wußten, so sahen sie ihn doch wieder nur als ihren Lustigmacher an. Und indem er sich ebenso umgekehrt seiner Ueberlegenheit an Geist und Bildung bewußt war, erlaubte er sich, die edeln Herren mit Scherzen und Stichelreden aufzuziehen, die das einemal hingingen, das anderemal aber doch auch böses Blut absetzten. Aus diesem Gesichtspunkte versteht man die folgende Scene, welche Crusius mit Recht als den ersten Anlaß all des Ungemachs bezeichnet, das von da an über Frischlin hereinstürmte. [1])

Eben war das Hofgericht wieder beisammen, die höchste Appellationsstelle für bürgerliche Rechtshändel im damaligen Würtemberg, das, mit 12 Beisitzern, getheilt in eine adeliche, eine Doctoren- und eine Landschaftsbank, unter dem Vorsitz eines Gelehrten von Adel, welcher der Hofrichter hieß, um Invocavit, Trinitatis und Martini, zuweilen auch um Bartholomäi, jedesmal für mehrere Wochen, auf dem Rathhaus zu Tübingen zusammenzutreten pflegte. Es war der 11te März, und die Herren gaben sich einmal wieder bei einer der Mahlzeiten Erholung, deren in jenem Zeitalter kein Ende war. Die edeln Assessoren, Gedeon von Ostheim, Carl von Remchingen und Fritz Herter von Herteneck, dieser zugleich Obervogt von Tübingen, ein Reutlinger Arzt Alexander Camerarius, und unser Frischlin als Gast des Hofrichters Burkard von Anweil, waren unter den Schmausenden. Es ging heiter zu auf dem Tübinger Rathhause, und Frischlin insbesondere war „bossierig" in seiner Art; aber seine „scherzigen Reden" scheinen einen Stachel enthalten zu haben, der wenigstens Einen der Anwesenden verletzte. Bereits war das Essen vorbei und Frischlin schon zum Abgang gerüstet, während Herter noch festsaß und auch ihn aufzuhalten suchte: da trinkt der Hofrichter, der gleichfalls noch am Tische saß, seinem Gaste noch einen Becher zu. Den nimmt Frischlin und bringt ihn dem Obervogt, der ihm vorkam, als wenn er einschlafen wollte. Aber diesem mochte mit dem Wein noch eine von Frischlins Reden im Kopfe herumgehen, oder erlaubte sich dieser jetzt, bei'm Zutrinken, einen Spaß, der ihm mißfiel; genug, statt Frischlins Gruß zurückzugeben, antwortete er lakonisch: „Ein Dreck."

[1]) Die folgende Erzählung ist zusammengestellt aus gegenseitiger Abwägung der Berichte Frischlins in dem Schreiben an den Herzog, Tüb. 9. Juni 1580, St. A., Celet. II, p. 138, b. ff. und des Crusius, defens. necess. p. 209.

Worauf Frischlin, in solchen Fällen nie verlegen, mit aller Feinheit der besten Gesellschaft jener Zeit erwiedert: „Ich nimm euer Maul und iß den Dreck und noch mehr". [1]) Darauf wandte er sich um und trank den Becher dem nun auch aufgestandenen Hofrichter zu, indem er den Winterhut, den er abgezogen hatte, wieder aufsetzte. Während er aber trinkt, erhält er von hinten einen Schlag auf den Hut, daß ihm dieser über die Augen herabfällt. Es war der Obervogt, der aber, bis Frischlin den Hut zurückgeschoben und den Becher niedergesetzt hatte, um sich umzuschauen, schon wieder auf beide Ellbogen gestützt am Tische saß. Alle waren betreten, und Frischlin sagte: „Was ist das? geht man so mit einem um? Ich habe ein spitziges Wort durch ein anderes erwiedert; eine solche Beschimpfung hätte ich nicht erwartet." So ging man auseinander.

Des andern Morgens wartete Frischlin dem Herzog auf, der sich gerade in dem benachbarten Bebenhausen aufhielt, that aber, wie er versichert, des Vorfalls keine Erwähnung. Am Abend bescheidet ihn der Hofrichter zu sich und redet ihm zu, die Sache nicht anhängig zu machen, er wolle sie gütlich beizulegen suchen. Frischlin erklärt sich bereit, die Beleidigung dem Weine, nicht Fritz Hertern, zuzuschreiben; nur das Eine bedingt er sich aus, daß dieser sich der That nicht zu seinem Unglimpf rühmen möge. Eben dieß kam ihm jedoch schon nach einigen Tagen zu Ohren: Herter rühme sich bei Gastmahlen, ihm eine Ohrfeige gegeben zu haben; und bald lief das ihn beschimpfende Gerücht durchs ganze Land. Jetzt glaubte Frischlin, es sich selbst und der Universität schuldig zu sein, erst durch eine Anzeige beim Rector seine und ihre Ehre zu wahren, und als dieser, Dr. Kilian Vogler, sich der Sache nicht annehmen wollte, da sie vor den Herzog gehöre, so entschloß er sich zur Klage beim Herzog. Er erzählte diesem, wie und unter welchen Umständen Fritz Herter ihn mit freventlicher Handanlegung an seinem Leib injurirt habe, und „weil mir nun diese injuria, fährt er fort, nicht von einem schlichten Weingärtner, sondern von einem Obervogt und Gerichtsassessore, auch nicht einem schlechten unansichtigen Cursanten, sondern einem Pro=

[1]) Dieß gibt Crusius in einem handschriftlichen Zusatz zu der Stelle der def. nec. griechisch so: τὸ στόμα αὐτοῦ πάσης τῆς ἐν τῇ πόλει κόπρου χωρητικὸν εἶναι, was bei Tübingen allerdings viel gesagt war.

fessori und mit sondern privilegiis et dignitatibus gezierten Person, dazu einem geladenen Gast, und dann nicht in einem Ziegel, sondern auf dem Rathhaus, intra subsellia Consistorii, begegnet: so kann ich solche injuriam keineswegs liegen lassen; sonderlich aber dieweil sich Fritz Herter bis anhero leichtfertigerweis dieser mannlichen That halben gerühmt und noch rühmt, und überdieß noch eine allgemeine Ritterschaft durch sich und die Seinen wider mich zu verhetzen sich untersteht." Demnach möge der Herzog die Sache untersuchen lassen, und nicht allein ihn bei seiner Ehr und Reputation, sondern die ganze Universität bei ihren Privilegiis gnädiglich erhalten, damit solche freventliche muthwillige Thaten künftighin vermieden bleiben. [1])

Während der herzogliche Bescheid auf Frischlins Klage sich verzog, reiste dieser am 27ten Mai nach Hechingen, und besuchte den Grafen Eitelfritz von Zollern, bei dem er auch dessen jüngern Bruder, Grafen Christoph, der in Haigerloch seinen Sitz hatte, antraf. [2]) Man fuhr „auf einer Gutschen" in das Feld spazieren, und Graf Christoph, „als ein scherziger, holdseliger und freundlicher Herr, fing an, ihn mit Fritz Herter, wegen der Schmach, die dieser an ihm begangen, zu veriren." Frischlin erzählte nun den Vorfall, und setzte dann hinzu, ihre Gnaden sollen sich nicht wundern, daß Herter sich der an ihm begangenen Ritterthat so rühme: habe er sich doch schon gerühmt, Aehnliches gegen viel höhere Personen, und namentlich gegen einen der Grafen von Zollern selbst, sich erlaubt zu haben. Er, Frischlin, könne Tag und Stunde, Ort und Zeugen noch angeben, vor denen Herter folgende Geschichte erzählt habe. Auf eine Zeit, als er mit Herzog Christoph selig zu Steinhilben auf der Jagd gewesen, habe der junge Graf (Christoph) von Zollern, der mit seinem Vater dem Jagen beigewohnt, ihn Gori, wie des ältern Grafen Narr hieß, genannt. Er habe ihm erwiedert, er heiße nicht Gori, sondern Fritz Herter, „und als ihm der Graf zu viel machen wollen, sei er aufgewischt mit diesen Worten: Wie, Herr, wollen wir Fäustlins miteinan-

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 9. Juni 1580. St. A. Dieß war aber schon die zweite Klageschrift, nachdem auf eine frühere (die nicht vorliegt) keine Antwort erfolgt war.

[2]) Es waren drei Gebrüder, Söhne des 1576 verstorbenen Grafen Carl I. von Zollern; auch dem dritten Bruder, dem Grafen Carl II. in Sigmaringen und Vöhringen, werden wir in Frischlins Geschichte nächstens begegnen.

der machen?" Daraus man abnehmen könne, setzte Frischlin hinzu, daß Herter seines Fäustlesmachens sich gern zu gebrauchen und hernach zu berühmen pflege.[1])

Hierüber stellte nun der Graf Hertern zur Rede, und nahm sich überdieß die Genugthuung, daß er in Stuttgart im offenen Wirthshaus zum Adler sich vernehmen ließ, er höre, Herter habe sich gerühmt, ihm eine Maulschelle gegeben zu haben; wenn Herter solches rede, so lüge er wie ein Schelm.[2]) Dieser zog in seiner Antwort an den Grafen die Sache in Abrede;[3]) was er auch in soweit mit Wahrheit konnte, als aus Frischlins Erzählung nicht hervorgeht, daß er sich gerühmt hätte, die Maulschelle wirklich gegeben zu haben; der Graf aber nahm seine Antwort als Ausflucht, und bemerkte in seiner Erwiederung ziemlich spitzig: „Wann man in den tollen und vollen Unter- und Schlaftrünken zu Zeiten, wie man weiß, etwas bescheidentlicher wäre, und da man von Grafen und Herren reden wollte, nicht also unbedächtlich herausbladerte, so bedürft es hernacher nicht viel Revocirens und Entschuldigens. Aber wie der Vogel, also auch sein Gesang, an dem man ihn erkennen soll." [4])

Ueber Frischlin klagte Herter bei der Universität, und da „zwischen beiden Theilen große Verbitterung und Bewegnuß zu verspüren war," so gebot diese Frischlin als dem Ihrigen Frieden, der Herzog ebenso seinem Obervogt, sich gegen Frischlin aller Thätlichkeiten zu enthalten, indem er überdieß dem Landhofmeister und Kanzler auftrug, bei nächster Visitation der Universität auch diesen Handel vorzunehmen und womöglich in Güte beizulegen.[5]) Dieß geschah: Frischlin sowohl als Herter erklärten die Sache für bloßen Schimpf und Scherz, dadurch sie die Ehre und Reputation des Grafen nicht anzutasten ge-

[1]) Frischlin an Rector und Regenten der Universität, (Tüb.) 10. August 1580. St. A. Celet. II, p. 142.

[2]) Rector und Regenten der Univ. an den Herzog, Tüb. 17. Aug. 1580. St. A.

[3]) Fritz Herter an den Grafen Christoph von Zollern, (Tüb.) 25. Juni 1580. St. A.

[4]) Graf Christoph von Zollern an Fritz Herter, Haigerloch 13. Juli 1580. St. A.

[5]) Rector und Regenten an den Herzog, Tüb. 17. August 1580, (sammt der herzoglichen Resolution darauf). Der Herzog an die Universität, Pfullingen, 18. August 1580. St. A.

meint gewesen, und der Herzog sprach diesem brieflich zu, sich an solcher Erklärung genügen zu lassen.[1]) Der Graf that's, dem Herzog zu Gefallen, konnte jedoch sein Befremden nicht bergen, daß Frischlin ihm auf mehrmaliges Befragen, ob er auf seine Aussage fußen möge, mit Ja geantwortet habe, und nun solle Alles beiderseits nur Scherz gewesen sein.[2])

Doch dieser zweite Handel war noch nicht ausgetragen, so wer schon ein dritter angegangen, der von noch ganz anderer Bedeutung werden sollte.[3]) Im April war Frischlin nach Stuttgart gereist, um für den Tübinger Buchdrucker Alexander Hock einen herzoglichen Vorschuß von 100 fl. zum Drucke der Paraphrasen über Virgils Bucolica und Georgica auszuwirken, die er während der Jahre 78 und 79 seinen Zuhörern dictirt hatte. Als Probe legte er den herzoglichen Räthen nur seine doppelte Paraphrase der ersten Ekloge vor. Sie erkannten, wie Frischlin in seiner Art „ohne Ruhm" meldet, ex ungue leonem, der Buchdrucker erhielt das Geld, und begann sofort im Juli den Druck. Nun hatte Frischlin im November 78 seine Vorlesungen über die Georgica mit einer Rede de vita rustica, vom Bauernleben oder Bauernstand, eröffnet, und es schien passend, diese hier mit abzudrucken. Ob sich dieß so zufällig machte, wie Frischlin es später darstellte, daß sein gelehrter Amanuensis (Hieron. Megiser) das Manuscript unter seinen Papieren gefunden, dessen Druck beantragt, und Frischlin es vorher nicht mehr angesehen habe, kann man bezweifeln; es ist aber von untergeordneter Bedeutung. Freilich war in den akademischen Statuten vorgeschrieben, daß kein Universitätsangehöriger etwas drucken lassen solle, es habe denn die Censur der vier Dekane passirt:[4]) hier aber war die Censur der herzoglichen

---

[1]) Der Herzog an den Grafen von Zollern, Stuttg. 29. Sept. 1580. St. A.

[2]) Der Graf von Zollern an den Herzog, Haigerloch 18. Oct. 1580. St. A.

[3]) Ueber das Folgende vergl. Frischlini epist. ad Jo. Posthium, 20. Nov. 1580, an die Grafen von Zollern, Tüb. 16. Nov. 1580, verschiedene Briefe an den Herzog aus den JJ. 80 und 81; dann die Apologie, oder gründlicher nothwendiger Bericht auf ein ungegründet Ausschreiben ꝛc.; ferner den allerunterthänigsten Bericht an Kaiser, Churfürsten u. s. f., sämmtlich Manuscripte Frischlins im St. A. Endlich Celet. II, p. 144 ff.

[4]) Zehn Jahre später, auf Hohenurach, äußerte sich Frischlin über diesen Punkt auf Befragen so: „Daß er die Universität nicht darum gefragt, damit habe er

Räthe an die Stelle getreten, und durch eine etwas kühne Auslegung konnte man die fragliche Rede zu dem Reste des Manuscripts rechnen, den die Räthe neben der Probe besonders zu prüfen für überflüssig gehalten hatten.

Als die Rede gedruckt war,[1]) wurde der Buchdrucker auf eine darin befindliche Stelle über den Adel aufmerksam gemacht, und fand daher gerathen, vor dem Verkauf erst bei'm Rector deßhalb anzufragen. Frischlin jedoch bekam seine 20 Autorexemplare, wovon er 14 gleich am andern Tag nach Bebenhausen trug, für die Aebte, denen er die Paraphrasen, um ihre Einführung in den Klosterschulen anzubahnen, dedicirt hatte, die übrigen später an Freunde verschenkte. Mittlerweile legte der Rector, Med. D. Georg Hamberger, die Sache dem Senate vor, der gleichfalls der Meinung war, was Frischlin an den ungerathenen Edelleuten gescholten, möchte nicht jedermann gefallen „bei dieser kutzligen Welt"; das Beste werde sein, Frischlin sende ein Exemplar an den Herzog mit der Anfrage, ob etwas in der Rede geändert werden solle, oder ob sie so feil gethan werden dürfe? Dieß geschah, und die Exemplare wurden einstweilen bis zum Einlauf höherer Entscheidung „zur sichern Hand gebracht." Es war um das Ende des Juli und den Anfang des August; aber Jagdkundige wissen, daß um diese Zeit der edle Hirsch jagdbar wird; da war also Herzog Ludwig nicht daheim, sondern zu Steinhilben auf der „Hirschfeistin" und konnte sich mit gelehrten Reden nicht befassen.[2]) So verzog sich seine Antwort; während die Hand, welche die Exemplare an sich genommen, nicht die sicherste war. Sei es, daß die Stube, worin sie

---

sich seines Vermeinens nicht so hart vergriffen, dieweil man die statuta academica nicht so stricte, sondern jeweilen so viel halte als man möge." Nic. Frischlini Bekenntniß, Hohenurach 2. Mai 1590. St. A.

[1]) Crusius, contra Frischlin. Mspt., p. 212: „Excusa fuit 1580 ab Alex. Hockio. In frontispicio zwai Beurlin drauff gemalet." Sie erschien also, wenn auch im Zusammenhang mit den Paraphrasen, doch zugleich als besondere Schrift.

[2]) Frischlin an den Herzog, 22. Dec. 80 St. A.: „nachdem E. F. G. aus anderen ehehaften Geschäften und Ursachen sich damals nicht gleich resolvirt." Epist. ad Posthium: Dum princeps venationibus occupatur & moram facit in respondendo. Vgl. des Herzogs Randbemerkung zu Anweils Bericht, d. d. Herrenberg 13. Mai 1581.

lagen, nicht gehörig verschlossen war, oder daß der Drucker für sich einzelne Exemplare verkauft hatte, oder daß Frischlin einige der seinigen schon jetzt an Freunde vertheilte, die sie weiter kommen ließen: genug, die Rede, auf welche ihrer vorläufigen Beschlagnahme wegen die Neugier sehr gespannt war, kam, wenn auch nur als höchste Seltenheit, aus, und wurde dadurch für Frischlins ferneres Leben so verhängnißvoll, daß wir sie zum Gegenstande einer eingehenden Betrachtung machen müssen.

Die Rede über das Bauernleben [1]), die also, wie wir uns zu erinnern haben, schon im November 1578 „schier allerdings (sagt Frischlin) inmaßen sie gedruckt," von ihm an der Universität gehalten worden war, beginnt mit einem Danke gegen Gott für den beispiellos reichen Ernte- und Herbstsegen jenes Jahres, und einer Ermahnung zu mäßigem und mildem Gebrauche desselben. Dann zum Thema übergehend, führt sie aus, daß der Ackerbau 1) von göttlicher Einsetzung, und zwar die älteste von jenen Thätigkeiten sei, welche Gott für das menschliche Leben angeordnet habe. Schon den Garten Eden sollte der Mensch bauen; die Meinung von einem völlig arbeitslosen Leben im Paradiese ist ein Wahn. Aber auch nach dem Falle waren die Patriarchen keine Stadt-, sondern Landleute, die sich besonders durch Viehzucht ernährten. Noah pflanzte den Weinstock, wozu ihm Gott die Erlaubniß gab, weil das Trinkwasser auf Erden durch die Sündfluth verdorben war. So gab es Landleute lange ehe es Städter gab, und sehen wir darauf, wer die ersten Burgen und Städte gegründet hat, so finden wir, daß dieß nicht gute und weise, sondern schlechte und gottlose Menschen, wie Kain und Nimrod, gewesen sind. Dagegen ist das Landleben 2) von jeher die Lebensweise der besten und frömmsten Menschen gewesen. Es ist Unsinn, wenn sophistische Redner sagen, der oder jener weise Mann habe die auf dem Felde thierisch lebenden Menschen in Städte versammelt und cultivirt. Als ob die Städter besser und weiser wären als die Landleute, und man

[1]) Oratio de vita rustica, recitata Tubingæ anno 1578, triduo mensis Novembris, præsentibus ill. principe Georgio Gustavo, Palatino Rheni &c. & generoso Dno, Meliore Friderico, Comite in Falckenstein &c. In Nic. Frischlini orationes insigniores aliquot, opera & studio M. Geo. Pflügeri, Ulmani. Argentorati, 1605, p. 252—333.

die Menschen nicht vielmehr aus den Städten auf das Land als vom Land in die Städte verpflanzen sollte. Daraus erhellt auch, wie irrig die Meinung derjenigen ist, welche den Landbau für eine gemeine Beschäftigung halten, die sich nur für unfreie und ungebildete Menschen schicke. Vielmehr war derselbe auch im heidnischen Alterthum die Mußebeschäftigung der größten Staatsmänner und Feldherren: und hier kommen denn die Xenophons und Cincinnatus, und die schon durch ihre Zunamen auf den Ackerbau hinweisenden Fabii und Pisones, Cicerones und Lentuli, zur Sprache.

An dieser Stelle macht der Redner den ersten Ausfall, und zwar auf die geld- und ahnenstolzen Patricier in den Städten, deren schmutziger Erwerb so wenig als das Beutemachen der Kriegsleute sich mit dem ehrlichen Landleben jener Alten vergleichen lasse. Doch, um andere Beschäftigungen nicht zu schelten (so lenkt er dießmal noch ein), jedenfalls ist der Landbau eine ursprünglichere, natürlichere, und darum edlere Beschäftigung, als Schifffahrt, Handel, Krieg, oder das hündische Geschäft, die Reichsten anzubellen und dem Schuldigen gegen den Unschuldigen zu helfen (so haben im Vorbeigehen auch die Advocaten eins weg). Man sagt, der Stand des Landmanns sei ein knechtischer. Allein ist denn der Hofmann freier, der von der Schelle und Laune seines Gebieters abhängt? der Beamte, der Tag und Nacht der Leute Klagen anhören, und darauf bis zur Heiserkeit Bescheid geben muß? der Städter, der sich des Nachts wie das Vieh einschließen läßt? Die Mißhandlungen aber, welche die Bauern von gewissen Herren erdulden müssen, gereichen diesen Letzteren, nicht dem Bauernstande, zum Vorwurf. Man sagt ferner, die Arbeit des Landmanns sei hart und schmutzig. Allein im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu essen, dazu ist der Mensch von Gott bestimmt, und schmählich ist es, diese Arbeit Andern zu überlassen und müssig zu gehen. Man meint, der Ackerbau erfordere keine Kunst oder Wissenschaft. Im Gegentheil: der Ackerbau hängt mit Naturkunde, Geometrie und Astronomie zusammen, und ist daher eine freie und edle Kunst und Beschäftigung (ars liberalis atque ingenua). Schon Columella beklagte, daß es keine Ackerbauschulen gebe, und die gelehrtesten Männer des Alterthums, ein Hesiod und Varro, Virgil und Plinius, haben über Landwirthschaft geschrieben. Diese ist aber

3) auch die **nothwendigste und nützlichste** Beschäftigung. Ohne Schiffer, Kaufleute, Advocaten u. s. f. könnten die Menschen gar wohl leben, aber nicht ohne Bauern. Der Bauer selbst kann manche Handwerke ganz entbehren, weil er deren Arbeiten selbst besorgt, und die übrigen sind doch viel mehr von ihm, der ihnen die Stoffe liefert, als er von ihnen, abhängig. Er verschafft uns die nöthigen Nahrungsmittel: wo unter den eßbaren insbesondere das Brod dem Redner Veranlassung gibt, allerhand rednerische Gemeinplätze sammt Stellen und Geschichtchen aus Classikern anzubringen. Unter den Getränken wird das Wasser insofern angeführt, als es auf dem Lande besser sei, als in der Stadt, doch mit einem skeptischen Beisatz in Betreff seiner Zuträglichkeit, welcher beweist, daß unser Poet mit diesem Getränk wenig Bekanntschaft hatte; wogegen er des Weins mit einer Art andächtigen Verstummens gedenkt.[1])

Indem der Redner hierauf von den Producten, oder dem objectiven Nutzen des Landbaues zu der subjectiven Lebensförderung übergeht, welche für den Landmann aus dieser Lebensart entspringt, nähert er sich immer mehr der Klippe, an welcher er sein Lebensschiff so unwiederbringlich beschädigen sollte. Die Bauern, wird ausgeführt, seien die gesündesten Menschen, und werden älter als andere, was sie der freien Luft, vor Allem aber der Mäßigkeit und Arbeit verdanken. „Das kann man an den Bauernmädchen sehen, die immer emsig ob ihren Feldgeschäften sind, und unsern Stadtjungfern, die allweg daheim ein sitzendes Stubenleben führen. Die Landdirnen sind immer wohlauf, sie strotzen und glänzen vor Gesundheit. Die andern hingegen kränkeln stets, sehen blaß und gelb aus, waschen sich immer, baden sich immer, putzen und mutzen sich immer, legen Roth auf, zieren und ciseliren sich immer".[2]) Die Bauern, fährt Frischlin fort, seien

[1]) P. 285 f.: Dicat fortasse quispiam, aquæ usum in potu esse noxium, propterea quod ventriculum refrigerat & robur ejus caloremque dissipat, concoctionem & digestionem impedit &c. Esto. At ego in elixandis cibis.. . in coquenda cerevisia, in attemperando diluendoque vino, non tantum utilem aquam, sed etiam necessariam esse judico.... Superest vinum, ruris donum ac decus amabile: de quo satius est tacere, quam pauca dicere, ut ille de Carthagine sua ajebat.

[2]) P. 298. Ich bin bei der Uebersetzung dieser Stelle zum Theil Conz gefolgt, in seinem Nikodem Frischlin, Königsberg 1792. S. 29 f.

ferner die frömmsten Menschen, weil ihr Abhängigkeitsgefühl durch die Veränderungen der Witterung am lebendigsten erhalten werde. Die rechtlichsten: während aus den Städten, mit Hülfe gewinnsüchtiger Krämer und rabulistischer Sachwalter, die Gerechtigkeit ganz ausgerottet scheine. Sie seien anspruchslos, friedliebend, ehrlich: lauter Tugenden, welche der Redner sofort durch den Gegensatz ins Licht stellt, und zwar durch den Gegensatz mit den Lastern — der Junker und Hofleute seiner Zeit.

Diesen angefochtenen Abschnitt seiner Rede [1]) hat Frischlin zu seiner Rechtfertigung selbst in's Deutsche übersetzt, und diese Uebersetzung sammt dem lateinischen Text in seine, zu Ende d. J. 1580 verfaßte, und noch handschriftlich vorhandene Apologie aufgenommen, so daß wir nun eine dreifache Redaction desselben unterscheiden müssen. 1) Das Lateinische in der Apologie scheint der ursprüngliche Text der ersten Ausgabe zu sein, deren wenige in Umlauf gekommene Exemplare verschwunden sind. 2) Die deutsche Uebersetzung, welche Frischlin gibt, ist zwar übrigens getreu und wörtlich, nur an einigen wenigen Stellen schiebt sie mildernde Erläuterungen ein, deren dann 3) der gedruckte lateinische Text in der Sammlung der Frischlinischen Reden, als Wiederabdruck aus einer spätern Vertheidigungsschrift Frischlins, [2]) noch weit mehrere, wie auch etliche Auslassungen, enthält. Wir geben die Hauptstellen in Frischlins eigener Uebersetzung, von der wir nur einigemale abweichen, wo sie undeutlich ist; die versuchten Milderungen merken wir jedesmal besonders an.

„Vergleiche [3]) jetzunder mit diesem Lob der Bauern das Leben unserer Edelleut, [4]) wie sie genannt werden: und erwäge bei dir selber,

[1]) P. 304—309. 313—315.

[2]) Crusius c. Frischl., Mspt., p. 207 und 209, spricht von einem libello, quem 1584 Germanice edidit in sui defensionem, aus welchem er in Vergleichung mit dem Text der ersten Ausgabe ganz dieselben Varianten anführt, wie sie jetzt der Abdruck in der Sammlung der Orationes bietet.

[3]) In der Apologie hat Frischlin diesen Abschnitt in Kapitel mit gleichfalls apologetischen Ueberschriften eingetheilt.

„Kap. I. Vom gottlosen, heuchlerischen, epikurischen Leben und dessen Ursachen, so sich bei Etlichen vom Adel noch allweg erfunden, hab ich also geschrieben."

[4]) Spätere Lesart: Confer nunc cum his *veterum* agricolarum laudibus vitam nostrorum *quorundam* nobilium &c.

welche von beiden frömmer, heiliger, gerechter, billiger und edler seien. Dann wo hört man gräulichere Gotteslästerungen zu unserer Zeit, denn bei den Adelspersonen? Welche die allerfrömmste sein wollen,[1]) die erheben den Papst, nit darum, daß sie die päpstisch Religion so hoch achten, sondern daß sie vielmehr halten auf hohe Ehr, Dignität, Würde und die feisten Kuchen der Thumbherren. Und da es ihnen hieran fehlet, dürften sie wohl mit gewehrter Hand den Thumbherrn durch ihre Häuser laufen, und alles Geistliche und Weltliche durcheinander vermengen. Denn nachdem der teutschen Fürsten und Kaiserlicher Majestät Ansehen nach und nach bei diesem Orden abnimmt und ring gemacht wird: so geschieht es, daß auf den heutigen Tag eine solche Sicherheit, ohne alle Straf, Alles und Jedes zu thun, den Adelspersonen an die Hand gestoßen, daß dieser Unstand höher nit wohl könnte gebracht werden. In etlichen Landschaften haben die Adelspersonen zusammengeschworen und ein Pakt mit einander gemacht, daß Keiner niedergehen oder aufstehen soll, Keiner den Andern grüßen, dann in's leidigen Teufels Namen. Mir grauset, davon zu reden. Es werden von Etlichen lästerliche Reden nicht allein wider Gott, sondern auch aufrührerische Wort wider die Fürsten und höchste Obrigkeit geredt, welche den Anfängern wiederum sollten in Rachen gestoßen werden."

„Was[2]) soll ich aber sagen von dem grausamen Wüten, so etlich Leutfresser (Centauri) unter denen vom Adel an ihren Bauren gar jämmerlich begehen? Dann wie viel meinet ihr, daß an denen Orten, da die größte Straflosigkeit ist, heutigstags Edelleut seien, da ein jeder (Leutfresser — Zusatz der Uebersetzung) etlich gar unschuldige Bauren um schlechter Ursache willen auf den Tod oder auch gar zu todt geschlagen hat? Und wer hat jemals gehört, daß man einen Solchen peinlich fürgestellt oder mit dem Henker gestraft hätte? Wolan, du seiest aus ander Leut Stand wer du wollest, wann dir von einem solchen Baurenschinder eine Schmach widerfährt, nimm dir für, solche zu rächen: Gott weich von mir, wo nit die andern (Baurenschinder

[1]) Späterer Zusatz: ut Swenckfeldiani.

[2]) „Kap. II. Von den Centauris, Leutfressern und Scharrhansen, die sich unter dem Adel, wie das Unkraut unter dem guten Weizen, erfinden, bei denen das Recht Gewalt ist, hab ich also geschrieben."

— Zus. d. Uebers.) all, gar wenig ausgenommen,[1]) sich gleich einer Kettin aneinanderhenken, und wider dich Einzigen eine Meuterei, wie vor Zeiten Catilina zu Rom, anrichten werden. So du hierin Einen kennest, so kennest du sie all: all stimmen zusammen; (bei solchen Leutfressern — Zus. d. Uebers.) ist Alles gleich und eben; Einer ist an der Uebelthat schuldig, die Andern vertheidigen ihn all.[2]) Es bewiesen fürwahr die deutschen Fürsten, und sonderlich der Kaiser, den Menschen eine sondere Gnad, wenn sie solche Onmenschen mit ihren Pferden und Schlössern vertilgten, und ließ man sie, wo sie in einer Uebelthat ergriffen würden, ihres adeligen Namens anderer Gestalt nit genießen, denn daß man sie als höhere Personen auf ein höheres Rad legte; wie vor dieser Zeit der herrlich Mann Erasmus sehr wohl gemahnet hat."

„Was[3]) ist nun das für ein Hoffahrt derjenigen, welche Niemand für edel halten, er könne dann seiner Voreltern rostige Bildnussen oder Wappen aufweisen, und sein Geschlecht von seinen 4 Aehnen oder Urähnen auswendig erzählen? Daher kommt die Verachtung der allergelehrtesten Leut, denen die allerungelehrtesten gröbsten Edling sich selber weit fürziehen, und weil sie mit einem (weiß nit was für einem) Wahn ihres Herkommens aufgeblasen und geschwollen sind, so wollen sie allenthalben am Brett sitzen, in allen Dingen den Vorzug haben, in Höfen und Kanzleien sollen wir ihrer Gnaden froh sein und ihnen zu Füßen fallen.... Unserm Stand geben sie Gutes unter die Augen: heimlich, wo es ihnen so gut wird, schüren sie die Brände. Ich aber halte es mit L. Vives, daß nichts Närrischers und Eitlichers jemals von Menschen erdacht sei, und das weniger Festes, das du greifest, in sich habe, dann der Adel.[4]) Die heilig Geschrift sagt, daß der Teufel ein Brunn und Vater der Hoffahrt und des Stolzes sei. So beweisen nun die, daß sie seine Söhne seien, welche sich von wegen dieses ganz eitlen Wahns ihres Adels andern Leuten hoffährtigerweis fürziehen. Wenn

---

[1]) Statt *paucissimis* exceptis hat die spätere Redaction *paucioribus*.

[2]) Worte aus Terent. Phorm. II, 1, v. 34—37.

[3]) „Kap. III. Von den groben, onerfahrnen, stolzen Prachthansen unter dem Adel, die nit meinen, daß die Bauren auch Leut seien, und gedenken, es müß Jedermann ihrer Gnad geleben."

[4]) Spätere Lesart: quam *ejusmodi* nobilitas.

heutigs Tags die Gebärden und die Laster einen Bauren machten, wäre, bei der ewigen Wahrheit, nichts Bäurischers, nichts Gröbers, denn diese Leut, welche jetzunder Junker und Edel sein wöllen." [1])

„Was [2]) soll man aber sagen von der Hofleut Treulose? Es gehen alle teutsche Fürsten,[3]) und besehen aller Zeit Historien und Geschichten. Gott weich von mir, wo sie nit finden sollen, daß die höchste Treulosigkeit den Königen, ihnen selbst und ihren Voreltern, eben von denen zugefügt worden ist, auf welche sie ihr best Vertrauen gesetzet. Wer ist jemals treuloser gewesen, denn der Hofmeister Ziba an Mephiboseth, Jonathä Sohn? Hätte Graf Eberhard von Würtemberg, der erst Herzog in diesem Geschlecht, nicht besser Treu und Glauben an seinen Bauren erfahren, dann an seinem Adel, der ihm gelobt und geschworen, so wäre es damals um das Haus Würtemberg geschehen gewest und heutigs Tags von diesem uralten Geschlecht kaum ein Schatt überig.[4]) Welcher das nicht glaubt, der lese die historiam J. Trithemii von dem Schlegelkrieg, der sich zwischen dem Grafen von Würtemberg und dem Grafen von Eberstein zugetragen. Derwegen dann dieser Graf Eberhard seiner Bauren Treu und Beständigkeit all ander Leut Schätzen vor vielen Fürsten fürgezogen.[5]) Ich hör auch, daß in diesen Landschaften ein Fürst gewesen,[6]) welcher, als er von seiner angeborenen Herrschaft vertrieben, ein schlechte Sach an seine Lehnleut begehrt, daß sie nämlich ein Fürbitt bei dem Kaiser für

---

[1]) Sp. L.: qui, *quod revera non sunt*, volunt esse Junckheri & nobiles.

[2]) „Kap. IV. Von den treulosen Hofleuten, wie sich etwan dieselbige gegen Königen, Fürsten, Graven und Herren erfinden lassen; vermög aller Chroniken, so in offentlichem Druck vorhanden."

[3]) Die spätere Redaction läßt Germaniæ weg.

[4]) Urspr. Text: ne umbra quidem. Spätere Lesart: Vix umbra quædam.

[5]) Die Verwechslung des Grafen Eberhard des Greiners († 1393) mit dem Grafen und nachmaligen ersten Herzog Eberhard im Bart († 1496), welche hier vorliegt, und zu welcher ihn ein Verstoß des Funccius verführt hatte, ist von Frischlin in der späteren Redaction gehoben worden. Daß ihm aber überhaupt die vielen Würtembergischen Eberharde etwas chaotisch durcheinanderliefen, sehen wir aus einer Stelle der früher erwähnten elegischen Epistola Dorotheæ Ursulæ ad Ludovicum (p. 692 der Opp. scen. Argent. 1598), wo der Greiner mit Eberhard IV., seinem Urenkel, verwechselt ist. Brachte doch auch Horaz (wenn die Verse ächt sind) die beiden Scipionen untereinander.

[6]) Herzog Ulrich.

ihn einlegen, oder zum wenigsten allein ein Supplication unterschreiben wollten: aber solche schlechte und geringe Sach bei ihnen nicht erlangen mögen. Frischere Exempla, weil sie verhasset, laß ich fahren. Dann, so unsre Fürsten durch diese Wenigen, die ich angezogen, nicht aufgemuntert werden, daß sie die Augen aufthun,[1]) würd es vergeblich sein, mehr zu erzählen."

„Nun[2]) möchstu zu mir sagen, ob ich dann alle diejenigen, welche eines adlichen Herkommens sein und ihrer Voreltern Schild und Helm führen, all mit einander Eins Leders, Eines Kopfs, und (wie man sagt im Sprichwort) all über Einen Laist gemacht sein erachte? Das aber sei fern von mir, daß ich also von ihnen allen urtheilen sollt. Dann ich selber auch unter ihnen etlich[3]) kenne, welche Gott fürchten, die Frommkeit ehren, die Fürsten vor Augen haben, die Gerechtigkeit lieben, gelehrtere und geschicktere Leute, dann sie sein, in Ehren halten, sich nicht auf ihren Adel, sondern auf Zucht, Tugend und Verstand verlassen, gegen denen, so geringeren Stands, holdselig und freundlich sich erzeigen, daheim ein züchtig, nüchtern, draußen ein ehrbares ansehliches Leben führen. Welche nun solche Adelspersonen oder Geschlechterer (patricii) seind (gleichwohl an der Zahl wenig,)[4]) die gehet diese mein vorgehende Red nichts an; sondern allein die Cyclopen und Scharrhansen, die edlen Centauros und Onmenschen, die edlen Rottierer und Aufwigkler, da ich wünschete, daß einmal ein anderer Hercules käm, als da war Kaiser Maximilianus der Erst und seines gleichen, der sie ausrottete."[5])

Nachdem auf diese Weise die Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Bauern durch den Gegensatz der Gottlosigkeit, Unmenschlichkeit und Treulosigkeit so mancher Adeligen in's Licht gestellt ist, wird nun von den übrigen Tugenden des Landvolks gesprochen. Zunächst wird ihre Mäßigkeit gerühmt, und damit „unsre schwitzenden, rülpsenden, gleich Mastochsen ausgestopften Hofleute" verglichen. Dann ihre Freiheit

---

[1]) Späterer Zusatz: et videant cui fidant.

[2]) „Kap. V. Wen diese vorhergehende Schrift angehe, und wen sie nicht angehe."

[3]) Die spätere Redaction läßt aliquos aus.

[4]) Urspr. Lesart: quamlibet numero *exigui*. Spätere: *pauciores*.

[5]) Zu quibus e medio tollendis macht die spätere Red. den Zusatz: aut certe in ordinem redigendis.

von Geiz, Ehrsucht und Neid: und nun geht es über die Hofleute noch gründlicher her.

„Aber [1]) in Fürsten- und Herrenhöfen, da ein jeder begehrt reich zu werden, da sind gemeiniglich so unruhige Herzen und ein solcher Mißgunst, der nit wohl kann größer sein. Dann da mißgunnt je Einer dem Andern sein Glück, und will ein Jeder zum Besten bei dem Herrn dran sein, damit er zum Meisten davon bring; und wenn er sieht, daß ein Anderer neben ihm in gleichen Gnaden, so lugt er, wie er ihn könn durch List, durch Verläumdungen, durch Schmachreden, durch allerhand Trug, von seinem Glück abtrennen und bei dem Fürsten in Ungnad bringen. Da er das nicht kann, so stellt er demjenigen nach dem Leben heimlich, welchen er gern untergedruckt säbe. (Folgt die Geschichte von der Vergiftung des Aratus.) Dieser Hofneidhard und Mißgunst erstreckt sich weit und breit: fürnemlich aber übet er seine Macht wider die Gelehrten und Erfahrenen, denn solche sehen jene ihnen am meisten im Wege stehen. Euripides, der herrlich Poet, ein Tragödischreiber, ein Zier des ganzen Griechenlands, dieweil er die Laster und Bubenstuck der Edlen in seinen Gedichten fein rund strafet: da hat er eine große Gnad erlanget bei dem König in Macedonien, Archelao. . . Als aber die Hofschranzen solche fürbündige Gnad des Königs diesem Poeten, als einem Gelehrten, der nit gen Hof, sondern in die Schul gehört, mißgönnt, da haben sie ihm nach dem Leben getrachtet. Dann als er auf ein Zeit von Hof ginge, haben die Hofschranzen ihre Hund an ihn gehetzt, von welchen dieser herrlich und ewigs Lobs würdige Poet zerrissen worden. Wer sieht nun nit, an welchen Orten der Neid, die Verleumdung, die Wüterei herrschet und regieret? Derhalben billig das Leben der Bauern und Hirten zu loben und die Ackerleut billig zu lieben, bei welchen kein solch Bubenstuck, Sünd, Laster und Schinderei im Schwank gebet."

Nachdem hierauf noch die Friedliebe, die Geradheit und Einfalt der Bauern gelobt worden, so bekommen sie zuletzt doch auch noch ein Denkzeichen mit auf den Weg. Sie dürfen um dieses Lobes willen sich nicht den Kamm schwellen lassen, nicht, wie sie so gerne thun, andere Stände mißachten, den geist- und weltlichen Obrigkeiten den Gehorsam nicht versagen, insbesondere nicht meinen, die Gelehrten gehen müssig.

[1]) „Kap. VI. Von den gemeinen Hoflastern."

Ueberhaupt sei hier nur von den alten Bauren die Rede gewesen: die heutigen seien arg entartet, es gebe unter ihnen keine Curius und Cincinnatus mehr, auf dem Lande herrsche jetzt kaum weniger Luxus, Hab- und Genußsucht, als in den Städten. Die jetzigen Bauern haben daher Richter, Geistliche, Aerzte u. dgl. hoch nöthig. Und deren Geistesarbeiten seien sowohl mühseliger wie edler als die körperlichen des Landmanns: ein gewissenhafter Fürst arbeite mehr als 3000 Bauren. Folgt noch eine Schilderung der Freuden des Landlebens, großentheils mit Worten von Cicero, Horaz u. A.; worauf dann der Schluß: demnach sollen die Bauern zu den Sitten ihrer Vorfahren zurückkehren, damit sie sich das vorhin ausgesprochene Lob zueignen können; die Zuhörer aber das Landleben und den Bauernstand schätzen, die Landleute nicht übermüthig, sondern human behandeln lernen, und sofort seinen Vorträgen über Virgils Georgica aufmerksam und fleißig folgen.

Ueber diese Rede als Rede urtheilte Crusius, Frischlin werfe darin eins in's Andere: erst lobe er die alten Bauern und setze ihnen den heutigen Adel entgegen; dann tadle er die heutigen Bauern und vermisse bei ihnen die alten Adeligen. Auch ziehe er am Anfang das Bauernleben jeder andern Lebensweise vor: am Schlusse stelle er das Leben der Gelehrten, der Fürsten, darüber.[1]) So scheinbar dieses Urtheil ist, so zeigt es doch nur, wie Recht Frischlin mit der Behauptung hatte, daß Crusius kein Redner sei. Wie konnte er sonst das ebenso erlaubte als wirksame rhetorische Mittel verkennen, durch dessen Beachtung sich aller anscheinende Widerspruch in Frischlins Rede löst: den Wechsel zwischen der idealischen Betrachtungsweise und der erfahrungsmäßigen? Erst faßt Frischlin den Bauernstand idealisch auf und hält ihn der wirklichen Beschaffenheit anderer Stände als Vorbild entgegen; dann faßt er aber ebenso die erfahrungsmäßige Wirklichkeit der jetzigen Bauerschaft in's Auge, wogegen nun das frühere idealische Bild sich in die Vergangenheit zurückzieht. Doch um die rhetorische Beschaffenheit der Rede, überhaupt um diese als Ganzes, handelte es sich gar nicht; nur die Stelle gegen den Adel wurde aus derselben herausgenommen und zum Gegenstand schwerer Anklage, zum Anlaß der leidenschaftlichsten Verfolgung gegen den Redner gemacht.

---

[1]) Crusius contra Frischlinum, Mspt., p. 213. Desselben justa, vera & postrema responsio. p. 34.

Die Rede lag noch unter Verschluß, als um Bartholomäi die wieder eröffneten Sitzungen des Hofgerichts verschiedene Adelige in Tübingen zusammenführten.[1]) Es entstand „ein Gemürmel" unter ihnen über den Inhalt der Rede, welcher dem Adel sehr beschwerlich sein sollte; auch aus Stuttgart lief von dem Haushofmeister Christoph von Degenfeld ein Schreiben an Herter ein, er möchte ihm die Rede zu verschaffen suchen. So schickte denn der Hofrichter, Hans Burkard von Anweil, den Hofgerichtsknecht Vältin Reiter an Frischlin um ein Exemplar, der es jedoch, mit Berufung auf den verfügten Beschlag, verweigerte. Hierauf wandten sich Balthasar von Karpffen, Michael von Dachenhausen und Heinrich von Neuneck an den Rector Hamberger, wurden aber von Rector und Senat gleichfalls abschlägig beschieden. Endlich gelang es dem Obervogt Fritz Herter, durch den Studiosus jur. und Hofgerichtsadvocaten Hans Conrad Conberg eines Exemplars habhaft zu werden, das nun unter den adeligen Assessoren herumging, und in der Sitzung wie bei Tische eifrig studirt und besprochen wurde; die Stelle gegen den Adel war „mit einem Ohr notirt." Nun war es aber eine Noth mit dem Verständniß bei den edeln Herrn: Anweil und Herter waren Lateiner, aber der Schulsack der meisten übrigen reichte nicht so weit; namentlich war Michael von Dachenhausen in diesem Fall, der daher in Dr. Burkard Feßler drang, ihnen eine Uebersetzung der Stelle zu machen. Dieser that es, aber seine Verdeutschung war den Herren zu glimpflich; sie warfen ihm vor, er wolle dem Frischlin „flattiren", es sei gut, daß sie vom Adel auch Latein verstehen. Demnach wurde nun die Uebersetzung von den Lateinern unter den Herrn, den Hofrichter an der Spitze, verbessert, d. h. verschärft; nach Frischlins Behauptung hätten sogar entstellende Zusätze und Auslassungen stattgefunden. Bei der Hochzeit von Dr. Schnepffs Tochter in der Herberge zum Schaf hörte man die Verdeutschung bereits frei und öffentlich vorlesen, in welcher nun die

---

[1]) Das Folgende ist zusammengestellt aus nachstehenden Urkunden des St. A.: Frischlin an den Herzog, Tüb. 29. Oct. 1580 und 18. Febr. 81. Anweil an den Herzog, Herrenberg 13. Mai 81. Herter an den Herzog Tüb. 13. Mai 81. Commissionsbericht, Stuttg. 26. Apr. 81. Bedenken des Landhofmeisters und D. Kilian Bertschins, Stuttg. 20 Mai 81. Vgl. auch Celet. II, p. 146 ff. Crus. def. nec. p. 212 ff.

aus dem Zusammenhang gerissene Stelle der Rede [1]) von den Rittern des Schwarzwalds erst an die übrigen vier Viertel der Ritterschaft in Schwaben, dann auch an auswärtige Kreise, abschriftlich versendet wurde. Man hielt einen Tag in der Krone zu Tübingen, um sich zu berathen, was gegen Frischlins Schrift vorzunehmen, und war allerseits für ernste Maßregeln: nur Gedeon von Ostheim, Assessor des Hofgerichts und Obervogt zu Nagold, soll geäußert haben, der Frischlin sei ein Poet und ein Narr, also woll er ihn auch bleiben lassen.[2]) Aehnliche Tagsatzungen des Adels wurden in Bamberg, Bruchsal u. a. O. gehalten, und bald standen, wie Frischlin hernach ohne Uebertreibung sagen konnte, alle Ritterschaften von ganz Schwaben, Franken und dem Rheinstrom gegen den armen Poeten in Waffen.

Auf einer Reise, die er im October in der Conciliumssache nach Maulbronn zu machen hatte, erfuhr er, wie bedenklich es um ihn stand. Er traf die Aufregung des Adels im Lande so groß, daß er gerathen fand, den Rückweg bei Nacht und Nebel zu machen. Gleichwohl bekamen seine Feinde Wind, daß er in der Gegend sei. In dem Wirthshause zu Markgröningen, wo sie ihn eingekehrt glauben mochten (er hielt sich aber den Tag über in Enzweihingen bei seinem Verwandten Wendelin Brenz auf) traten mit einem Male zwei Knechte mit gespannten Büchsen an den Tisch, betrachteten sich die Gäste, und zogen, als sie ihren Mann nicht fanden, wieder ab. Aehnliche Attentate kamen ihm von andern Orten her zu Ohren. Leute, die ihm ähnlich sahen, oder ähnliche Namen hatten, geriethen in Gefahr. Zwischen Anspach und schwäbisch Hall sollte ein Dr. Freschel einer Schaar von 20 Reitenden, die ihn einfangen wollten, nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entgangen sein. Im Bären zu Stuttgart saß ein Mann aus dem Schorndorfer Amt harmlos

---

[1]) Frischlin an den Churfürsten von Mainz, Aschaffenburg 21. Febr. 90 (St. A.): „Daß die Anfänger dieses Tumults in der ganzen Sach mit mir sehr ungütlich gehandelt, indem sie aus 9 Bogen nur 3 Blatt ausgezwackt und mit einem sondern Affect verteutscht, additis non addendis & omissis non omittendis." Auch der Kanzler Brastberger sagte hernach in der Sitzung des Oberraths, die Uebersetzung scheine untreu.

[2]) Aussage des Tübinger Stadtschreibers Isaak Schwarz; Ostheim selbst will sich nur als Schweizer, der nicht in den schwäbischen Kreis gehörig, entschuldigt haben.

beim Frühstück: auf einmal hat ihn Hans Wolf von Stammheim bei'm Bart, und will ihn erstechen, wenn nicht Andere dazwischen getreten wären. Er hatte den Fremden für Frischlin angesehen. Es ist ganz glaublich, was Crusius erzählt und Frischlin nicht widerspricht, daß dieser damals auf Reisen streckenweise seinen langen Bart, der ihn am meisten kenntlich machte, in den Mund genommen habe. Und allen Grund hatte er, nachdem er von jener Maulbronner Reise wohlbehalten wieder in Tübingen angekommen war, seine nächste Vorlesung, am 24ten October, mit den Worten zu eröffnen: „Gott sei gelobt, daß er mir mein Leib und Leben vor den Hofteufeln behütet hat!" Eine flehentliche Bittschrift an den Senat um dessen Schutz, welche Frischlin in den nächsten Tagen einreichte, hatte bei dem eingeschüchterten und ihm ohnehin in seiner Mehrheit nicht günstigen Collegium wenig Erfolg. Er trug fortan zwei Büchsen unter dem Mantel, wenn er nur in seinen Garten ging.[1])

Dabei ließ er seine eigentliche Waffe, die Feder, nicht feiern. Bereits hatte er eine Apologie seiner Rede, bereits auch einen Bericht an Kaiser, Chur- und andere Fürsten aufgesetzt, mit dem Gesuch an den Ersteren, zu seinem Schutze ein mandatum de non offendendo erlassen zu wollen. Diese Schriften schickte Frischlin seinem Herzog ein, die letztere mit der Bitte, daß er sie, mit seinem Fürworte begleitet, dem Kaiser und den Churfürsten zufertigen, einstweilen aber an die Ritter im schwäbischen Kreis, als dessen Oberster, ein solches Mandat erlassen möge. Zugleich, „demnach ihm nicht möglich, seine Unschuld vor der ganzen teutschen Nation, dann durch öffentlichen Druck, fürzubringen, bitte er um Gottes und seiner Ehr willen, der Herzog wolle dem Buchdrucker zu Tübingen Befehl zukommen lassen, seine Apologiam zu drucken, oder ihm erlauben, sie anderstwo drucken zu lassen." Auch sehe er nicht ein, warum die Exemplare seiner Rede länger hinterhalten werden, da sie, wie in der Apologie bewiesen, keine Calumniam enthalte, und alle Gelehrte in deutscher Nation begierig seien, den lateinischen Text zu bekommen, um der Sache auf den Grund zu sehen.[2]) Allein hier gingen die Ansichten und

[1]) Crusius, def. nec. p. 212 ff. 242. Frischlin. Celet. II, 146 b. 148 b. f. 178 b. Frischlin an den Herzog, Stuttgart 17. Dec. 1585. St. A.

[2]) Frischlin an den Herzog, 29. Oct. 1580. St. A. Er unterzeichnet sich: Nic.

Interessen Frischlins und seines Fürsten auseinander. Den Ersteren, al
Schriftsteller, drängte es nach der Oeffentlichkeit, er wünschte sich vo
dem weitesten Kreise der gesammten Nation, ja der ganzen gebildete
Welt, zu verantworten: während sein friedliebender Herr das Feue
zu ersticken, und als Landesfürst den Handel innerhalb der Gränze
seines Forums zu halten wünschte. Es wurden daher Frischlins Bitte
sämmtlich abgeschlagen, und ihm eingeschärft, der Landesregierung di
Abwickelung der Sache zu überlassen. So verzichtete er, wenn auc
ungern, auf die Vertheidigung durch eine öffentliche Druckschrift
mochte sich jedoch nicht versagen, Abschriften seiner Apologie an ver-
schiedene Höfe, Reichsstädte, Gönner und Freunde zu versenden.[1])

Am 14ten November erließ der verordnete Ausschuß gemeine
freier Reichsritterschaft und Adels der 5 Viertel im Land zu Schwa-
ben ein Klagschreiben an den Herzog von Würtemberg.[2]) Es hab
Einer, der sich schreibt und nennt Nicodemus Frischlin, Professor z
Tübingen, eine Rede ausgehen lassen, in welcher, nach allerhand inso-
lenten Hyperbeln und fabelhaften Possen, die Ritterschaft und de
Adel des heil. Reichs und unsres geliebten Vaterlands deutscher Na-
tion dermaßen abscheulich und gräulich an all ihrem Thun, Wesen
Ehren und Würden, — nicht allein die noch Lebenden, sondern auc
derselben lobselige Eltern und Vorfahren — angetastet, geschmitzt, ge-
schmäht und geschändet seien, daß dergleichen gewißlich in vielen Jah-
ren und Zeiten, in einigen Sprachen, in Schriften oder Drucken
nicht gesehen, gehört oder erfahren worden. Sie selbst tragen, vo
adelicher Bescheidenheit und Redlichkeit wegen, Bedenken, dieses un-
wahrhaften Diffamanten Gott-, ehr-, treu- und schandlos Gedicht vo
des Herzogs hocherleuchteter Person zu repetiren, und können nur be-
dauern, daß ein solch famos Libell in Seiner F. Gn. Landen un
auf seiner sonst hochberühmten Universität recitirt, passirt und publi-
cirt, überdieß seinen Prälaten habe dedicirt werden können. Erschwe-
rende Umstände seien noch, daß es in lateinischer Sprache verfaßt sei
welche vor allen in der ganzen Welt dominire, wodurch sie also auc

Frischlinus, animi plenissimus æqui, sine pecunia & nullis stipatus
amicis, Solius Christi vindice tutus ope.

[1]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 26. Nov. 1580. St. A.

[2]) Ulm 14. Nov. 1580. St. A.

vor ausländischen Nationen prostituirt seien; daß es ferner nicht allein öffentlich angehört, sondern auch noch 2 Jahre nachher in Druck verfertigt werden sei, wodurch sich des Schandbdichters verbittert undeutsch Herz und beharrlich unehrbar Gemüth desto mehr kundgebe. Ob sie nun wohl sicher erwarten können, daß der Kaiser und alle des heil. Reichs Churfürsten, Fürsten und Stände, wie auch ingemein alle hoch und niedern Stands Ehrliebende, zu denen das Libell gelangen werde, darüber ein ungnädigst und verwunderliches Befremden haben, demselben keinen Glauben oder Beifall schenken, sondern es der Gebühr nach zu ahnden nicht unterlassen werden, „als welche Gott Lob (ohne Ruhm und allein Ehre, Noth und Wahrheit halben zu melden,) von unfürdenklichen Welten und Zeiten die gemein Ritterschaft und Adel in allen Chur= und Fürstenthumen, Landen, auch in allen Stiften, Ständen, Aemtern, Befehlen und Bestallungen, in Lieb und Leid, in Fried= und Kriegszeiten, in Gerichten und Rechten, viel anders gehalten, gebraucht, erkannt, gewürdiget, begabet, geschätzt und geäuffert, dann von diesem levissimo scurra impudentissimo et canino ore evomirt worden;" ob sie wohl auch Gelegenheit und Ursachen genug wüßten, andere Mittel und Weg in dieser Sach vorzunehmen: so wollen sie doch aus unterthäniger Affection und adlicher Redlichkeit des Herzogs verschonen, die Sache vorerst ihm vorlegen, und ihn bitten, daß er den Diffamanten zum öffentlichen Widerruf anhalten und zu gebührender Strafe ziehen möge.

Als diese schwülstige Klagschrift von der Würtembergischen Regierung dem Beklagten zum Behuf seiner Verantwortung mitgetheilt wurde, war dieser eben daran, seine schon im October entworfene Apologie zu einer ausführlichen Schutzschrift zu erweitern. Diese schickte er nun am 22ten December dem Herzog mit der Bitte ein, sie der klagenden Ritterschaft vorlegen zu wollen. Denn (sagt er in dem Begleitschreiben) einen grundfesten und wahrhaften Gegenbericht müsse er nicht blos zur Errettung seines ehrlichen, wohlhergebrachten Namens, sondern auch zur Entschuldigung der herzoglichen Universität vorbringen, „darin nicht scurrae, sondern propheticorum et apostolicorum dogmatum; legum honestissimarum; medicinae saluberrimae; optimarum literarum, artium, disciplinarum, morum ac vitae honestatis professores je und allweg gewest und noch

seien." Wenn ihn aber die Kläger im Ernst für einen scurra halten, so nehme ihn sehr Wunder, warum sie um eines Possenreißers willen so viel Gäul gesattelt und sich also in Harnisch bringen lassen. Sie selbst haben in einer Hitze das erloschene Feuer aufgeblasen, indem sie eine Sache, darnach kein Hahn mehr gekräht, herfürgezogen, und durch eine deutsche Uebersetzung an den gemeinen Mann gebracht haben, dem sie sonst zu ewigen Zeiten nicht würde fürgebracht worden sein. So irre ihn auch nicht, daß sie ihn ein caninum os schelten; „denn der Prophet Esajas mit Ernst vermahnet, daß alle Gottesdiener in Kirchen und Schulen nicht sollen stumme Hund sein, sondern die boßfertigen Schälk und Buben mit Schreien und Schelten tapfer anbellen; kein Hund (so wendet er rasch das Bild gegen sie) wird entgegenbellen, dann der troffen ist". [1])

Frischlin's Apologie, oder gründlicher und nothwendiger Bericht,[2]) beginnt mit einer Auseinandersetzung über Anlaß und Zweck seiner Rede und der angefochtenen Stelle insbesondere. Nachdem er vor zwei Jahren in seinen Vorlesungen an der Universität mit der Erklärung von Sallusts Catilina fertig, und im Begriff gewesen, Virgils Bücher vom Landbau seinen Schülern vorzulesen, habe er vorher zu einem Eingang (wie denn bei den Schulen bräuchlich) eine Rede von dem Bauernstand gehalten, darin er diesen Stand mit den andern allen verglichen, und allerlei Tugenden der Bauern, von denen wir in den alten Scribenten lesen, den Jünglingen vor Augen gestellt habe, „sie dadurch zur Tugend und Ehrbarkeit zu erwecken, daß, wenn sie höreten, wie ehrlich sich die alten Bauern gehalten, und mit was

[1]) Frischlin an den Herzog, 22. Dec. 1580. St. A.

[2]) Apologia. Gründtlicher und nottwendiger Bericht Nic. Frischlini, P. L., Com. Pal. Cæs., dieser Zeit Professoris bei der löblichen Universität Tywingen. Auff ein ohngegründt Außschreiben oder vilmehr Außschreyen an gemeine Ritterschaft teutscher Nation: als solt er in offentlichem Truckh denn gantzen Adell und ein allgemeine ehrliche Ritterschaft schmehlich darinn angetastet haben.

Erasmus: Hoc seculo nescio quid scribi possit, quod non hunc aut illum offendat.

Salust. in Jugurth.: Et profecta ita se res habet. Majorum gloria posteris quasi lumen est: neque bona neque mala eorum in occulto patitur.

18. Dec. Tubingæ.

Manuscript von 31 Bogen fol. des Würtemb. St. A. Fasc. 10, No. 18.

Ruhm sie von den alten historicis gepriesen werden, sie sich schämten, wenn sie sich nicht besser und frömmer erzeigen sollten, dann ungelehrte Bauern.“ Als er nun zu einer Vergleichung, nach der Redner Art, auch vom Adelstand geredt, da habe er die groben Laster, so sich bei vielen vom Adel je und allweg erfunden, auch noch der Zeit erfinden, und bis an jüngsten Tag erfinden werden, gestraft und getadelt, damit er „die Jugend, sonderlich die vom Adel, von solchen Lastern abschreckte; dann diese viel mehr Zucht und Straf bedürfen dann Andere, dieweil sie von ihres adlichen Herkommens wegen gemeiniglich aufgeblasen, verwendt und halsstärrig sein; daher denn geschieht, daß ihrer wenig zu unserer Zeit studiren und gerathen wöllen.“ Und dieweil er ein publicus Professor, der den Jungen allerlei Exempel der Tugend und Laster aus alten Schriften poetarum et historicorum fürhalten soll, so habe er hierin nichts wider sein Amt oder seine Vocation gethan. „Wie ich nun, fährt er fort, meine lectiones und paraphrasin über Bucolica et Georgica Virgilii nicht den Edlen auf dem Schwarzwald, Kraichgöw und anderswo, sondern den Studenten auf Schulen geschrieben und in Druck verfertigt habe: also hab ich auch diese Vorred dazu (nämlich die oratio de vita rustica) nicht denen zu Lieb oder zu Leid geschrieben, denen man's verteutschen muß, sondern denen, so es recht verstehen und mit Unterscheid wissen auf- und anzunehmen: nämlich den Gelehrten, Erfahrenen, und sonderlich den jungen Studenten, sowohl edlen als unedlen, auf den Schulen und Universitäten.“

Von diesen, den recht Verständigen, werde gewiß keiner eine Schmähschrift auf den Adel darin sehen. Er wenigstens könne vor Gott und der ganzen Christenheit betheuern, wie es auch seine Worte selbst mit sich bringen, Nichts Jemanden zur Schmach, aus Neid oder Haß geschrieben zu haben, sondern allein aus christlichem Eifer, aus Liebe zur Gerechtigkeit und guten Sitten, und sonderlich zum warnenden Beispiel für seine Schüler. Auch habe er Nichts erdichtet, sondern lediglich eine alte Klage über des unedlen Adels Laster von Neuem vorgebracht, und könnte mit Wahrheit sagen, daß nicht zehn Linien seien, die er neu von seinem Eigenen dazugethan, vielmehr sei fast Alles von Wort zu Wort aus alten und neuen, sowohl katholischen als protestantischen Scribenten genommen. „So hat auch der adlich

Stand kein Privilegium, daß man in den Kirchen und Schulen vor der Edelleut Laster und Sünd nicht declamiren, reden, oder auch in öffentlichem Druck schreiben dörft: wenn es nur geschieht in thesi, ingemein, und nicht in hypothesi, wie man in Schulen redt. Dann warum soll man allein die Bauern schelten, als wann sie allein Unrecht thäten, und die vom Adel lauter Seidin spännen?" In thesi aber sei er geblieben, habe auch nirgends universaliter, daß alle vom Adel mit dergleichen Lastern behaftet, sondern nur particulariter, von Etlichen, und dies nicht definite, mit Nennung oder Bezeichnung bestimmter Personen, sondern indefinite gesprochen. „Und zum Ueberfluß, damit nicht die Jugend gedenken möcht, ich hätt Gut und Bös tadeln wollen, so hab ich ausdruckenlich die Frommen, Ehrliebenden vom Adel ausgenommen, und sie ermahnt, daß sich Niemand dieser Reprehension annehmen wolle, welche allein die Cyclopes, Centauros, Polyphemos, die Ohnmenschen und Scharrhansen unter dem Adel angehe."

Indem Frischlin sofort erzählt, wie es mit der Verbreitung jenes Stücks seiner Rede zugegangen, versäumt er nicht, sowohl auf die grobe Eigenmächtigkeit aufmerksam zu machen, welche sich die dabei thätigen Edelleute gegen den Herzog erlaubt haben, daß sie, als seine Beamten, ohne seine Entscheidung abzuwarten, den Handel vor die gesammte Ritterschaft gebracht haben; als auf das Unrecht gegen den Verfasser, unverhört seiner, ein Bruchstück seines Vortrags in einer ihm ungünstigen Uebersetzung zu verbreiten. So wolle er denn nun — so schließt Frischlin die Einleitung zu seiner Apologie — erstlich seine Worte, wie sie im Latein geschrieben, hiehersetzen; dieselben sodann verdeutschen; sie wider die falschen Auflagen mit Grund der Wahrheit vertheidigen, auch die Ursachen vermelden, warum Alles und Jedes geschrieben, wen es angehe, und wen nicht; und letzlich der löblichen Ritterschaft (weil sie mit Ungrund vorgebe, es sei in vielen Jahren nichts Aehnliches gegen den Adel geschrieben worden) die neueren Schriften (von Erasmus und Luther, L. Vives und Selneccer rc.) für Augen stellen, daraus Alles von Wort zu Wort, doch nur zum Glimpflichsten, von ihm ausgeschrieben und entlehnt worden.

Der Text des angeschuldigten Abschnittes aus Frischlins Rede in seiner eigenen Uebersetzung ist oben schon aus dieser Apologie mitgetheilt worden. In Betreff seiner Vertheidigung kommt Alles auf

die Frage an, ob er wirklich, wie er behauptet, immer nur particulariter, von einem Theil, niemals universaliter, von dem ganzen Stande gesprochen habe. Daß er seine Angriffe verschiedentlich auf Einige beschränkt, liegt in seinen Worten vor. Daß sich jene angegriffenen Einigen zur Mehrzahl erweitern, die Besseren zur Minderzahl, zu Ausnahmen, zusammenschwinden, würde daran im Wesentlichen noch nichts ändern. Offenbar jedoch war ihm dasjenige, was er in seiner Rede rügte, so sehr der herrschende Geist unter dem Adel, daß dagegen die vereinzelten Ausnahmen gar nicht in Betracht zu kommen schienen, und er sich wohl auch einmal berechtigt glaubte, geradezu von dem ganzen Stande zu reden. So war unstreitig die aus Terenz entlehnte Stelle: Kennst du Einen, so kennst du Alle,[1]) gemeint. Nun aber sollen diese Worte nicht sagen: kennst du Einen vom Adel, so kennst du sie alle; sondern: kennst du Einen solchen Scharrhansen, d. h. Einen von diesen rohen, brutalen Adelichen, so kennst du alle solche, von diesen ist Einer wie der Andere (was eine leere Tautologie wäre). So sollen auch die Worte: wer eine Schmach, die ihm ein Adelicher angethan, zu rächen suche, gegen den stehen alle Anderen, Wenige ausgenommen, zusammen, nicht heißen: Wenige vom Adel ausgenommen, sondern wie oben: wenige von der schlechten Hefe des Adels ausgenommen, „die wohl gern zu einer bösen Sach und Rottirung helfen möchten, wenn sie Roß und Wagen und gesunden Leib hätten, und sich nicht selber arm, krank und lahm gesoffen.“[2]) Eher läßt sich hören, ob es wohl auch noch eine halbe Sophisterei ist: wenn er sage, der Frommen und Ehrliebenden seien Wenig unter dem Adel, so sei dieß so zu verstehen, „daß im adlichen Stande, wie auch in andern Ständen, der mehr Theil gottlos, ruchlos u. s. w. sei.“ Ueberhaupt, da er alle andern Stände mit dem Bauernstand verglichen, und diesen ihnen vorgezogen habe, so müßte er, wenn man seine Worte so mißdeuten wollte, wie die Ritterschaft thue, „die ganze Welt und alle Stände an ihrer Re=

[1]) Orat. p. 305 f.: Hic unum noris, omnes noris: omnes inter se congruunt, similia omnia: unus in noxa est, ceteri omnes ad defendendam causam adsunt: tradunt operas mutuas.

[2]) Die Sache ist schon in der Apologie so ausgeführt, die Worte aber aus dem Bericht an Kaiser und Reichsstände (wovon weiter unten) genommen.

putation angegriffen haben." Daß er kein Adelsfeind sei, beweisen seine Schriften, in denen er eine große Anzahl Adels gerühmt und auch vor ausländischen Nationen gepriesen habe; gegen die Beschuldigung undeutscher Gesinnung aber verweist er vor Allem auf seinen Julius redivivus, eine Komödie de Germaniae nostrae laudibus, die er auf künftige Ostermeß in Druck fertigen und zu Errettung seiner Ehre den höchsten Potentaten deutscher Nation dediciren wolle.

Im Uebrigen enthalten diese Erläuterungen noch allerlei neue Anzüglichkeiten gegen den Adel. Daß die Wenigsten darunter Latein verstehen, trägt ihnen manchen Spott des Professors ein. Dabei läßt es dieser an deutschen Kernausdrücken nicht fehlen. Er spricht von Adelichen, die in der Religion „weder kalt noch warm, sondern nur low und kühwarm sein," die „unserm Herr Gott nicht gern ein Hölzlin spitzen;" von Andern, „die sich dem Teufel gar auf den Schwanz binden;" den Aufruhrlustigen unter ihnen gibt er zu bedenken, „was im Schlegelkrieg den 3 Kartenkönigen für eine Schellensau zur Letze geworden sei." Er redet von „Schreiern und Schnarchern, die ihr lebenlang noch nicht weiter gekommen dann ein Mühlkarr, und nichtsdestoweniger sich gegen männiglich übermüthig und unfreundlich aufbömen;" „grobe Knöpf, welche, wenn sie zu Rosen aufgehen sollten, so würden die Blätter aussehen, wie Eselsohren; die für andere Leut wie für das unvernünftige Vieh hintreten, und eh über die Leut fielen, denn daß sie ihnen einen christlichen Gruß sagten." Aber nur um so nachdrücklicher unterscheidet er diese Art von den aufrechten, eifrigen, gottseligen vom Adel, die um der Ehre Gottes willen Leib und Leben in die Schanze wagen; von den gutthätigen, friedsamen und holdseligen Junkern, den verständigen, geschickten und gelehrten Edelleuten, deren all er selbst Manche kenne und zum Theil in Schriften gerühmt habe. Diese beiden Theile einander gleich zu achten, sei ihm niemals in den Sinn gekommen, und er bitte alle diejenigen, bei denen er in solchen Verdacht gerathen, ihn dessen wieder zu entlassen, und ihm solche Unsinnigkeit nicht zuzutrauen.

Nach dieser Verantwortung — so schließt er seine Schrift — versehe er sich ganz und gar keiner Ungnade, vielweniger einer Strafe, die er nicht verdient habe; es solle auch aller Spott und Schand nicht auf ihm, als dem Unschuldigen, auch nicht auf den Ehrliebenden vom Adel, die er nicht gemeint, sondern allein auf denjenigen, welche

den von ihm angezogenen Schriftstellern wie ihm selbst Anlaß gegeben, also zu schreiben, in so lange ersitzen bleiben, bis erwiesen werde, daß Alles erlogen sei, was er und Andere von ihnen geschrieben.

Wollen nun die vom Adel, insbesondere der Ausschuß der Ritterschaft aus Schwaben, mit dieser seiner Antwort auf ihre Klage content und häbig sein, ihn aus ihrem Verdacht lassen und den gefaßten Unwillen niederlegen: so wolle er aus christlicher Liebe und aufrechtem, redlichem deutschen Herzen ihnen Alles das, was sie gegen ihn aus Unverstand der Sachen und anderer Leut falschem Fürbringen geredt, gethan und zu thun gedräuet haben, hiemit öffentlich verzeihen, und es solle demnach kein Exemplar seiner Rede jemals verkauft werden; wie denn ohne das unzeitige Zuthun seiner adelichen Widersacher und Neidstifter nie eins ausgekommen, und dem Adel dieser ganze kostspielige und verdrießliche Handel erspart geblieben wäre.

Im Fall jedoch diese seine Verantwortung keine Statt haben sollte (dessen er sich jedoch nicht versehen wolle), so sei er erbötig, auf den Namen Gottes, sammt allen denen, deren Zeugniß er angezogen, sich wider die Ankläger in ein rechtliches Erkenntniß einzulassen, und einem Jeden, der da meine, Anspruch an ihn zu haben, entweder vor Kaiser und Churfürsten, oder sonst in quocunque foro competente, seines Schreibens halben rechtliche Antwort zu geben.

„Würde aber auch dieß kein Statt haben, und Einer oder mehr vom Adel mich über diese meine Verantwortung an Ehr, Leib und Gut mit Worten oder Werken hochmuthen und beleidigen: gegen den und dieselbigen gedenk ich vermittelst göttlicher Gnaden und Beistands meiner von Gott mir verordneten Oberkeit einen solchen Weg fürzukehren, dessen ich viel lieber wollt um bessrer Freundschaft wegen überhoben sein."

„Der allmächtig barmherzig Gott wölle uns allen seine Gnad und heil. Geist verleihen, daß wir in diesem letzten Theil der Zeit, da der jüngst Tag vor der Thür und wir nichts anders dann des Herrn großen Tag zu erwarten haben, unsre Sünd erkennen, davon ablassen, ein Jeder in seinem Stand sich fromm, ehrbar und gemäß halt: und also allmiteinander Frucht tragen zu dem ewigen Leben. Amen."

Zu dieser Apologie ist der Bericht an den Kaiser und sämmtliche Reichsstände[1]) ein Seitenstück. Nach einer Auseinandersetzung des Thatsächlichen, über Veranlassung, Zweck und Ausbreitung der Rede, folgt der angefochtene Absatz, gleichfalls lateinisch und deutsch, mit apologetischer Auslegung und Belegstellen aus andern Scribenten. Neues findet sich der Apologie gegenüber nichts; nur die Gewandtheit ist bemerkenswerth, mit welcher der Verfasser dem katholischen Reichsoberhaupt gegenüber seine Stellung zu nehmen weiß. Als Beweis der Gottlosigkeit mancher Adeligen führt er an, daß sie die römische Kirche und hohe Stifte rühmen, und doch lutherische Predigt hören und das Nachtmahl in beiderlei Gestalt empfangen, ob sie wohl wissen, daß es der Ordnung der römischen Kirche zuwider; und er rechnet auf den Dank aller Erzbischöfe, Bischöfe und Domherren, daß er solche Gleißner gestraft habe. Seinem streng lutherischen Landesherrn konnten dergleichen Wendungen nicht gefallen, und man muß sich wundern, daß sie ihm nicht schon damals den Tadel zuzogen, den er später um ähnlicher Aeußerungen willen erfahren hat.

Am 29. Dezember trat der Oberrath in Stuttgart über die Antwort in Verhandlung, welche der klagenden Ritterschaft in Schwaben zu geben sein möchte.[2]) Um den Gang und Ausschlag dieser Berathung zu verstehen, haben wir uns an zwei Dinge zu erinnern. Erstlich, daß die Stellung des Adels zum Hause Würtemberg durchaus nicht von der Art war, um diesem Hause eine besondere Rücksicht auf denselben nahe zu legen. Im Gegentheil konnte Herzog Ludwig so wenig als seine Räthe vergessen haben, wie dieser Stand die Wirren während der Regierung seines Großvaters Ulrich dazu benützt hatte,

[1]) Allerunderthenigster, underthenigster, undertheniger, underdienstlicher, gründtlicher und nottwendiger Bericht an Römisch-Kaiserl. Majestät, Chur- und Fürsten, Graven, Herrn und gmeine Reichsständt teutscher Nation, von wegen eines verfälschten, verkertten Ausschreybens, anlangend den teutschen Adel, welches ettlich wenig Adelspersonen, aus einer lateinischen hinderhaltenen Oration, hinderlistiger Weyß durch einen unglerten Mann gantz spitzig, scharpff und unredlich verteutschen lassen, und hernach under einem Schein einer Schmachschrift mit einer ungegründten erdichten Auflag einer gantzen löblichen Ritterschaft teutscher Nation überschickt. Cum petitione mandati de non offendendo. Nicod. Frischlini P. L. &c. bei der Universität Tübingen Publ. Prof. (Manusc. des St. A.)

[2]) Vota Consiliariorum in causa Nic. Frischlini. 29. Dec. 1580. St. A.

sich allmählig ganz von dem Lande abzuziehen, die Mitübernahme der gemeinsamen Lasten zu versagen, und fortan wohl einträgliche Anstellungen im Würtembergischen anzunehmen, im Uebrigen aber sich und seine Güter so viel wie möglich nur unter das Reich zu stellen: so daß, da nur einige wenige Adelsfamilien Würtembergisch blieben, der Stand als solcher in der alten Landesverfassung neben Prälaten und Landschaft gar nicht vertreten war. Das Andere ist, daß durch diesen Streit eines bürgerlichen Gelehrten mit dem Adel, um mit einem Mitgliede der Versammlung, Dr. Schulter, zu reden, „die simultates, so zwischen denen vom Adel und den Doctoribus allgereit fürliefen," aufs Neue geweckt werden mußten. Wie dann ihm selbst, setzt Schulter hinzu, „fürgeworfen worden, es thue nicht gut, man gebiete dann den Doctoribus mit der Feuerbüchsen, wie vor Alters geschehen." Daher sehen wir auch die Stimmungen und Abstimmungen der Räthe sich fast durchaus nach diesem Standesunterschiede theilen; während die Häupter der Regierung sichtlich dem Beklagten günstiger als den Klägern sind.

Der Kanzler Braſtberger eröffnete die Verhandlung mit einem Tadel gegen diejenigen, welche die fragliche Oration spargirt haben; viel besser hätte es ihnen angestanden, wenn sie ihre Klage zuvörderst bei dem Herzog, als dem ordinario et competente judice, fürgebracht hätten; jetzt folge bei männiglich das Inconveniens, daß man meine, es sei keine justitia mehr im Lande, welches ihrem gnädigen Landesfürsten bei hohen und niedern Standespersonen keinen geringen contemtum gebäre. Doch das lasse sich nicht mehr ändern. Zur Sache zu kommen, so könne er die Frischlinische Rede pro famoso libello nicht achten. Dazu fehle vor Allem der animus injuriandi, wie Frischlins Apologie deutlich zeige. Zweitens sei dieser, was die Worte betreffe, immer in thesi geblieben, habe keinen Menschen, auch keinen Kreis in specie angerührt, auch immer die Ausdrücke: quidam, nonnulli. gebraucht, wie man dann alleweil in allen Ständen Gute und Böse finde. Demnach könne auch, fürs Dritte, von einer perseverantia injuriantis nicht die Rede sein. Es wäre daher der Ritterschaft zu schreiben: „man habe Frischlinum über ihre Klag nothdürftig gehört, aber aus seiner deducirten Verantwortung so viel befunden, daß man mit dem gebetenen Ernst gegen ihn derzeit

noch nichts vorzunehmen wisse. Bevorab weil er sich männiglich des Rechtens zu sein gutwillig anerbiete; dazu er auch denjenigen, so an seiner Verantwortung nicht vernügt, im Fürstenthum angehalten werden solle. Sonst habe man alle Exemplare seiner Rede allbereit supprimirt, und sei deren keins mit J. F. Gn. oder der Universität Willen (sondern allein durch die Schuld Etlicher vom Adel selbst) evulgirt worden."

Diesem Votum des Kanzlers stimmten im Wesentlichen sämmtliche Doctoren bei. Den bergbaukundigen Dr. Gadner z. B. (der sich Frischlins „Schwager" nennt, den er aber wenig kenne) wollte bedünken, „unserm gn. F. u. H. sei in der Ritterschaft Schreiben ziemlich in die Wolle gegriffen"; dem Frischlin sollte man seine Oration, die er als Präceptor vor seinen discipulis gehalten, „nicht so letz auslegen"; was die Art betreffe, wie sich Etliche vom Adel in den Besitz eines Exemplars gesetzt, — „wenn er's für seine Person gethan und darüber ein Brief- oder Buchdieb gescholten würde, so geschähe ihm nicht Unrecht"; über seine Apologie und gethanes Erbieten „könne man den Frischlin nicht dringen, wenn er gleich der Teufel wär." Dr. Schulter, ein Jugendfreund Frischlins, dem wir später als Vicekanzler und Kanzler in höchst einflußreicher Stellung begegnen werden, gestand, „Frischlini scriptum habe prima facie ein hart Ansehen, also daß auch er Anfangs, da es ihm fürgekommen, sich dessen hoch verwundert"; durch seine Apologie jedoch werde es genugsam erläutert. Hienach mache er „zween Haufen: den einen der cyclopischen, centaurischen und polyphemischen, den andern der ufrechten, ehrliebenden und recht Edlen; da er denn allein die unedlen taxire". Der Mann sei als Phantast ausgeschrieen; er lasse ihn zwar für seine Person bleiben, doch sollte man eben deßwegen sich dessen so hoch nicht beladen haben.

Anders lauteten die Abstimmungen der adelichen Räthe, wenn sie sich auch der Lage der Sachen wegen zurückhielten. Man wisse wohl, meinte Plieningen, daß Frischlin gegen den Obervogt einen Privathaß gehabt, daher er vielleicht cum affectu geschrieben (wogegen Dr. Eisengrein darauf aufmerksam machte, daß ja die Rede lange vor dem Vorfall mit Fritz Herter gehalten sei. Daß sie vor dem Druck Zusätze bekommen haben möchte, wurde merkwürdigerweise nicht

entgegengehalten). Berlichingen will die Sache auf sich beruhen lassen; besser wäre die Rede ungedruckt geblieben. Frischlin habe sich berühmt, daß ihm der Herzog dafür eine Verehrung gemacht habe (Verwechslung mit dem Geschenk für die Zueignung der Virgilischen Paraphrase), wodurch er selbst zu dieser Weiterung Ursach gegeben, auch den Herzog und seine Räthe in ein übles Licht gestellt habe. Man möge die Apologie der Ritterschaft zuschicken: er für seine Person möchte leiden, daß dadurch der Sach allerdings zu End geholfen würde; er hab aber zween Fürsten davon seltsam reden hören.

Eben hierüber jedoch, ob Frischlins Apologie der Ritterschaft zuzufertigen, waren die Meinungen getheilt. Den Einen schien sie ein ziemlich moderates scriptum, Andere fanden multa satis acerba darin; der Landhofmeister fürchtete von den Citaten aus Luther Anstoß bei den Katholiken, der Kanzler, man möchte dadurch in ein Libelliren hineinkommen, auch solle die Ritterschaft Abschriften von derselben schon besitzen: und so wurde in diesem Sinne, übrigens in Uebereinstimmung mit dem Antrage des Kanzlers, an den Herzog berichtet. Dieser trat dem Gutachten seiner Räthe mit der Bemerkung bei, weil das Schreiben der Ritterschaft etwas scharpff und für seine Reputation verkleinerlich sei, so werde der Concipient die Feder geschickt anzusetzen wissen, damit er, der Herzog, hinfüro mit solchen hitzigen Schreiben unbemüht bleibe.[1]) So rund nun auch in dem Antwortsentwurfe die Abweisung gefaßt wurde, und so scharf insbesondere die Bemerkung lautete: daß einzelne Exemplare der Rede ausgekommen und in ungereimter Uebersetzung verbreitet worden, das sei durch Einige aus dem Adel selbst, als die Anzünder dieses Feuers, geschehen, gegen welche man sich Untersuchung und gebührende Strafe vorbehalten haben wolle: so hatte es doch der Concipist dem Herzog noch nicht ganz recht gemacht. Er dictirte Melchior Jägern noch zwei Zusätze in die Feder, welche seine Empfindlichkeit über das Benehmen des Adels in dieser Sache zwar nicht sehr klar, doch merklich genug ausdrückten.[2])

Unter denjenigen Personen, welchen Frischlin Abschriften seiner Apologie zugesandt hatte, waren auch die Grafen von Zollern, deren

---

[1]) S. Beilage V.

[2]) Schreiben an der Ritterschaft in Schwaben verordneten Ußschuß. 3. Jan. 1581. St. A.

Verhältniß zu Frischlin durch die oben erzählte Geschichte noch nicht aufgelöst war. Daher nahm er auch in dem Schreiben, mit dem er seine Sendung begleitete, kein Blatt vor den Mund. Ohne Zweifel, schreibt er ihnen, werden sie erfahren haben, was für einen großen Kessel eben die Gesellen wider ihn übergehenkt, die auf eine Zeit der Grafen im Butzen gewartet (d. h., nach einer andern Stelle, den Grafen zum Trutz im Butzen gejagt) haben. „Denn als ich die Laster der unedlen, ungehorsamen, räuberischen Scharrhansen, aus andern Scribenten, meinen Jungen zur Warnung und Niemand zur Schmach, gestraft, auch Niemand genannt, und die Frommen, Ehrliebenden, ausdruckenlich ausgenommen: da haben sich Etlich erfunden, die Sollichs nicht allein auf sich selber (vielleicht aus bösem Gewissen) gezogen, sondern auch die Unschuldigen damit unruhig gemacht, und ihnen mit erdichteten Auflagen solche Ding eingebildet, die mir niemals in Sinn kommen: bin also unverschuldt bei männiglich Adelspersonen verunglimpft und schändlich angelogen worden, auch darüber in Gefahr Leibs und Lebens gerathen. Derhalben ich denn mich zur Gegenwehr gestellt, und mich dermaßen vor meinem gn. Landesfürsten verantwortet, daß diese Scharrhansen zu Spott und Schanden worden und schlechten Dank erstochen haben, ich aber mit der Wahrheit bestanden und mit sondern Gnaden davonkommen. Denn mein frommer, treuer und recht edler Landesfürst ihme nicht nachsagen ließ, daß ich den unedlen, ungehorsamen Scharrhansen sollte die Wahrheit vergebenlich gesagt haben.“ Hierauf bittet er die Grafen, auf deren Gewogenheit er noch immer rechne, seine Apologie in Abschriften verbreiten, und insbesondere dem Churfürsten von Cöln und dem Erzherzog Ferdinand Exemplare senden zu wollen, denn ihm sei unmöglich, fernere Abschriften zu machen, nachdem er solche fast in alle fürnehme Reichsstädte und Fürstenhöfe abgefertigt habe. Aehnliche Schreiben (de bello nobilitari finito, wie er meinte) erließ Frischlin schon im November auch an Burkard und Georg von Ehingen, an Johann Posthius, gekrönten Dichter und Leibarzt des Bischofs von Würzburg (später bei dem Churfürsten von der Pfalz) u. A.[1])

---

[1]) Frischlin an Eitelfriderich, Carl und Christoph von Zollern, Tüb. 16. Nov. 80. An B. und G. von Ehingen (abschriftlich, ohne Datum). Ad Posthium, 20. Nov. 80. St. A. Da die bei den Acten befindliche Apologie das Datum

Jener Brief an die Zollern fiel nun dem Obervogt in die Hände (ob durch unrechte Mittel, wie Frischlin, oder durch nachlässige Verwahrung des Concepts von Seiten des Letztern, wie die Gegner behaupteten, bleibe unentschieden), und wurde zu einer neuen Anklage gegen Frischlin benützt. Man warf ihm vor, dadurch das ihm auferlegte Stillschweigen in der Sache gebrochen, und überdieß nunmehr bestimmte adeliche Personen (die 8 Jäger in Butzen) als diejenigen bezeichnet zu haben, die in seiner Rede gemeint gewesen. Frischlin verantwortete sich beim Herzog, sein Schreiben an die Zollern sei ein vertrauliches gewesen, und habe nur den Zweck gehabt, die Grafen auf deren Anfrage von dem wahren Sachverhalt zu unterrichten und Verläumdungen abzuwehren; der Geschichte im Butzen habe er nur gelegentlich, und gar nicht in Bezug auf den Inhalt seiner Rede, Erwähnung gethan.[1])

Mittlerweile fehlte es auch an persönlichen Reibungen nicht. Am 30ten December ging Frischlin zum Lustnauer Thor hinaus, als Fritz Herter und ein anderer Edelmann (einem spätern herzoglichen Verweise nach vielleicht Balthasar von Karpffen) hinter ihm hergeritten kamen. Frischlin, um sie zu vermeiden, schleicht am Thorhäuschen auf die linke Hand hinum; aber Herter ruft ihm nach: Dr. Freschlin, wer leugt? der andere Ritter wirft gleichfalls mit Scheltworten zu, und schreit mit erhobener Stimme so lange bis er ihn nicht mehr sieht: Lugemann! verlogener Mann! u. dgl. Frischlin antwortete nichts, forderte aber hernach in einem leidenschaftlichen Schreiben Melchior Jäger auf, den Herzog zu bitten, er möge dem Fritz Herter und seinesgleichen versoffenen Schnarchern (hier hat Jäger einige Schimpfworte ausgestrichen, um das Schreiben dem Herzog vorlegen zu können), befehlen, bis zu Austrag der Sache, da er sich zu Recht erboten, ihn an Ehr und Geführ unangetastet zu lassen. Wo nicht, so werde er publico scripto dem Fritzen seine Wampen visieren und sich so defendiren, daß jener wünschen möchte, er wäre nie geboren.[2]) Aber nicht

---

vom 18. Dec. trägt, so ist, was Frischlin im November versandte, wahrscheinlich ein kürzerer Entwurf gewesen.

[1]) Anwell an den Herzog, Herrenberg 12. Jan. 81. Frischlin an den Herzog, 18. Jan., 18. Febr. 81. St. A. Vgl. Celet. II. p. 150 b. f.

[2]) Frischlin an den Kammersecretari Melchior Jäger, Tüb. 31. Dec. 80. St. A

immer scheint Frischlin den Adelichen so, wie er hier von sich behaup-
tet, aus dem Wege gegangen zu sein. Fand sich doch der majestä-
tische[1]) Anweil zu dem Gesuch an die herzoglichen Räthe veranlaßt
dem Frischlin aufzugeben, daß er sich, wenn er, der Hofrichter, nach
Tübingen komme (er hatte seinen Wohnsitz als Obervogt in Herrenberg)
der übermüthigen Gebärden enthalten möge, womit er ihm, „wie den
geringsten Hundsbuben", entgegentrete.[2])

Einen Vortheil zog Frischlin aus diesen Geschichten: daß er ein-
gezogener lebte und noch mehr als sonst arbeiten konnte. „Ich geh
zu keinen conviviis oder Zechen, schreibt er dem Herzog im Januar,
hab seit Michaelis kein Unterzech gethan. So komm ich in kein
Weinhaus. Bei den gelehrten Leuten bin ich fröhlich in prandiis
doctorum, und gedenk an diese Sachen nicht." Und an die Zollern:
„Ich bin nun ein Kartheuser worden, der hinfüro vermittelst göttlicher
Gnaden alle Meß etwas Neues herfürbringen wird, darob sich die
Scharrhenslin verwundern und entsetzen sollen."[3]) Bei seinen ehema-
ligen Zechbrüdern von Adel, bekennt er ein andermal, habe er doch
nur Räusche davongetragen, „und freu mich von Herzen, daß ich die-
ser Säu halben Ursach hab, stetigs daheim zu bleiben, und fürohin
noch fleißiger zu sein als sonst etwan geschehen wäre.[4]) Auch von
den herzoglichen Commissarien rühmte er sich im April, seit dem Herbst
zu keiner Zeche gekommen zu sein; doch diese machten die Anmerkung:
„Er soll sich aber daheimen überweinen und plappern."[5])

Da er sich in Druckschriften nicht aussprechen durfte, so nahm
Frischlin jetzt bisweilen in Vorlesungen Gelegenheit, sich das Herz
leichter zu reden. Im Januar 1581 hatte er Sallusts Catilina be-
endigt, und kam nun gleich in der ersten Vorlesung über den Jugurtha
an die Worte: quia tunc primum superbiae nobilitatis obviam
itum: quae contentio divina et humana omnia permiscuit. Da

[1]) *ἀνὴρ ἡρωϊκόσωμος* nennt ihn Crusius, Annal. Suev. Liber paralipom.
p. 23.

[2]) Anweil an Laimingen u. Bertschin, Herrenberg 21. April 1581. St. A.

[3]) Frischlin an den Herzog, 18. Jan. 81. An die Zollern, 16. Nov. 80. St. A.

[4]) Grundfeste Antwort wider Marx Wagner, Mspt. des St. A. Auch in der
Epist. ad Posthium schreibt er: Ego ætatem meam domi lucubrando
volo consumere, neque me cruentis Centaurorum manibus objicere.

[5]) Bericht der Commissäre, Stuttg. 26. April 81. St. A.

war ihm sein eigenes Thema zu wörtlich in den Mund gelegt, als daß er darüber hätte schweigen können; nachdem er daher die Stelle aus der Geschichte des Sulla und Marius erläutert, auch eine einschlagende Satire von Juvenal citirt hatte, brach er los. „Es hat die Cyclopes, die Scharrhansen, verdrossen, daß ich in meiner Oratio hab gesagt, es seien gar wenig fromme Nobiles: so doch Lutherus selbst hat geschrieben, daß alle Fromme von Adel könnten auf einem kleinen Schlößlein, das gar nit groß wäre, bei einander habitiren. Unsre Scharrhansen wollen so gute Christen, so gut lutherisch sein: wolan, lesen sie die opera Lutheri, da werden die Scharrhansen finden, was Lutherus von ihnen schreibt, daselbst werden sie auch finden, daß Lutherus befiehlt, daß wir es ihnen sollen sagen, was sie für schöne Gesellen seyn. Daher hat ein Academia ihre Freiheit, die Professores haben Macht, den Hippocentauris ihre Bubenstuck und Schelmstuck zu sagen, und sind nicht schuldig, einem jeden Scharrhansen darum Red und Antwort zu geben. Das seyn Freiheiten Academiae; wo das nicht ist, so hat man keine Freiheiten. Aber weil ich Sollichs gethan hab, und gerade das den Scharrhansen nicht gefallen hat, wollen sie mich todt haben. Wie denn ein verzweifelter, ehrloser, treuloser Schelm neulich zu Heidelberg öffentlich hat gesagt, wo ich ihm aufstoßet, wollt er eine Kugel durch mich jagen". Hierauf, nach Erwähnung einiger oben mitgetheilten Attentatsgeschichten: „Bone Deus, was seynd das für ehrlose, treulose, verzweifelte Schelmen und Bösewichter! Carissimi auditores! solche verzweifelte Schelmen seyn sie, daß ich nicht sicher vor ihnen bin Leibs und Lebens, selbst hier in der Stadt. Es ist ein einiger Mann, der sich auch gelehrt bedunkt, der hat mir den Handel angericht;[1]) ich will demselben auch bald sagen, wer er ist, muß nur noch ein wenig gemach thun, soll aber nicht lang mehr anstehen. Ich will mich mit Gottes Hülf an den Hippocentauris, an den Scharrhansen, an den verzweifelten ehr= und treulosen

[1]) Der Hofrichter Hans Burkard von Anweil. Von ihm schrieb Frischlin später an den Herzog: „Wann es sich nicht erfinden wird, daß der von Anweil dieß Feur angezündet und aufgeblasen, so soll E. F. Gn. mich ihres Fürstenthums verweisen. Erfindet es sich aber, daß der von Anweil der erst Anzünder dieses Feurs ist (wie ers dann bei der ewigen, allmächtigen, göttlichen Wahrheit ist), so mag ihme E. F. Gn. ein Lehen dazu schenken, mich soll es nicht anfechten." Tüb. 22. Apr. 81. St. A.

Schelmen, die mir nach meinem Leib und Leben stehen, rächen, und sollt es mir den Hals kosten. Derhalb bitt ich euch, Carissimi auditores, ihr wöllet mich defendiren wider die ehrlosen Nobiles. Doch sag ich Sollichs nicht von Allen; dann noch etlich ehrliche von Adel seyn, die ich nicht gemeint haben will, sondern allein die, mit denen ich zu thun hab". [1])

Dieser Ausbruch des ihm von jeher widrigen Poeten war das Neueste, was dem zu Anfang des Jahres 81 aus Sachsen zurückgekehrten Andreä sein „Schwager" Liebler, auch kein Gönner Frischlins, wie wir wissen, mit dem Zusatze berichtete, dieser habe versprochen, in der nächsten Vorlesung wolle er's noch besser machen. Sogleich wurde Frischlin vor den Kanzler beschieden, und hielt sich auch in der nächsten Stunde gemäßigter. Aber Andreä hatte noch wegen des ganzen Handels mit dem Adel, der während seiner Abwesenheit angegangen war, mit Frischlin abzurechnen. Dieß geschah vor versammeltem Senate, wo die Nachschrift jener neuesten Vorlesung durch den Notar abgelesen, auch sein Schreiben an die Zollern ihm vorgehalten, dann bemerklich gemacht wurde, daß er überhaupt in dieser Sache seinen Beruf überschritten habe. „Ihr seid ein Poet, sagte ihm der Kanzler, kein Prophet; ihr habt euch nicht in fremde Dinge zu mischen, über Höfe und Adel zu richten, sondern euch in den Gränzen eurer Vocation zu halten. Die Mängel und Laster der verschiedenen Stände zu rügen, ist Sache der Propheten, d. h. der Prediger, nicht der Poeten. Auch einen Propheten aber würde man nicht leiden, wann er mit Schelmen zuwürf, wie ihr in eurer Rede thut. Es kann euch nicht geholfen werden, ihr bekennet denn rund, ihr habet übel gethan." Dabei drohte er Frischlin mit dem Urlaub, wenn er sich nicht darein gebe, sein Amt in's Künftige mit aller Bescheidenheit, wie ein andrer Professor, zu verrichten; deutete ihm aber auch einen Weg an, wie er aus der Sache kommen möchte. Er solle nämlich durch einen Juristen eine Schrift in seinem Namen aufsetzen lassen, worin er erkläre, seine Rede sei ihm mißdeutet worden, er habe nicht den ganzen Stand, sondern nur einzelne unwürdige Mitglieder desselben tadeln wollen, übrigens habe er, durch Privatsachen gereizt, etwas zu heftiger Worte sich bedient; dann solle

[1]) S. die Nachschrift einer Vorlesung Frischlins, Fasc. 10, No. 30 b. St. A.

Erhard Cellius (der Rector des Contuberniums) eine Rede zum Lob des Adels halten, damit dieser sehe, daß die Universität an der Unbescheidenheit Eines Mannes kein Gefallen trage. (Die Sache ging nämlich den Herren an den Beutel, da verschiedene Adeliche drohten, ihre Söhne nicht mehr nach Tübingen zu schicken.) Dergleichen war nun gar nicht nach Frischlins Sinn: „das solle der römisch Kaiser nicht an ihn vermögen, daß er bekenne, in dieser Sache Unrecht zu haben", rief er, und lief zur Thüre hinaus. [1])

Ein Punkt besonders in dieser Zurechtweisung wurmte unserm Poeten so sehr, daß er denselben 4 Jahre später in einer Vorrede eigens erörterte. [2]) Es gebe Leute, sagt er hier, welche den Poeten zu einem bloßen Grammaticus machen, dessen Amt es sei, in Schulen oder auf Universitäten Grammatik und Prosodie, guten lateinischen Styl und Verskunst zu lehren. Gehe er weiter und lasse sich einfallen, mit der Sorge für das Heilige sich zu befassen, Leben und Sitten der Menschen seiner Beurtheilung zu unterwerfen, so heiße es, er überschreite seinen Beruf und greife in ein fremdes Amt. Denn, um Ordnung und gute Sitten zu erhalten, dazu, sagen jene Leute, sei die geist- und weltliche Obrigkeit, zur Sittencensur insbesondere die Prediger, bestellt. Dagegen führt Frischlin die vielen Dichter der nächstvergangenen Zeit an, die, ohne Geistliche zu sein, sich mit Tadel und Ermahnung zu thun gemacht: einen Ulrich von Hutten, Eoban Hesse, Sebastian Brandt, Thomas Murner u. A.; von den Alten, einem Horaz, Persius, Juvenal, nicht zu reden. Daher dürfe man die hohe Meinung derjenigen nicht aufkommen lassen, welche die himmlische Lehre für ihr ausschließliches Eigenthum ansehen, und die Befugniß, über die Sitten zu richten, den christlichen Poeten, Philosophen und Rednern nicht zugestehen wollen. Nein, ein Dichter, der, neben Rede- und Verskunst, mit gediegener Geschichtskenntniß und philosophischer Einsicht sich ausgerüstet wisse, der habe gerade jenes als seine Vocation zu betrachten. „Das ist ja der Poeten Amt, zu dem sie von Gott

---

[1]) Der Kanzler Andreä an den Herzog, Stuttg. 19. Febr. 1581. St. A. Senatsprotokoll vom 29. Jan. 81. Crusius, defens. necess. p. 213. Frischlin. Celet. II, p. 150 f.

[2]) Præfatio in Sal. Frentzelii poemata sacra & nova, Argentorati 18. Cal. Mart. 85. In Epist. & præfat. p. 148 ff.

berufen und mit sonderlichem Geschick zu reden und zu schreiben vo
Andern geziert sind, daß sie in den süßesten Weisen Gott und Gotte
Freunde loben, den Teufel aber und seine Knechte mit satirische
Bitterkeit verfolgen sollen." Freilich gebe es Dichter, die auch di
Guten angreifen und Gottes spotten, und noch schlimmere, welche di
Schlechten loben und ihnen schmeicheln. Doch der Mißbrauch heb
auch hier den Gebrauch nicht auf. Ganz besonders treffend aber ga
Frischlin später dem Andreä den Vorwurf der πολυπραγμοσύνη zurück
wenn er sagte: auch einem Theologen zieme es nicht, sich in fremd
Dinge zu mischen, in die Höfe sich einzudrängen, und überall de
einen Fuß in der Kirche, den andern im weltlichen Regiment z
haben. [1]) Man darf nur die Charakteristik dieses theologischen Diplo
maten bei Planck lesen, um sich zu überzeugen, wie richtig Frischli
seinen Mann getroffen hatte.

Während der Kanzler sich über Frischlins ungebührliches Er
zeigen beim Herzog beschwerte, suchten auch seine Gegner unter de
Würtembergischen Adelichen diesen gegen ihn einzunehmen. De
längst abgethane Freiburger Handel wurde aufgewärmt: Frischlin hab
sich, flüsterte man dem eifrig lutherischen Fürsten ein, in Freibur
keineswegs die Religion vorbehalten gehabt, auch sich während seine
dortigen Aufenthalts mit Fressen, Saufen und Zotenreißen schändlic
aufgeführt, die Pfaffen umhalst und geküßt und dgl. [2]) Dagege
schenkte aber auch Frischlin seinen Feinden beim Herzog tüchtig ein
Herter habe um eines Hunds willen einen Polen erschlagen, und steh
im Verdacht, ein Mädchen, deren Leiche im Neckar mit zwei Stich
wunden und schwanger gefunden worden, ermordet zu haben. Nu
suche er sich durch Trunk zu betäuben, saufe und schlemme Tag un
Nacht auf dem Rathhaus mit Schustern und Schneidern, betaste di
Mägde, führe strafbare Reden wider Gott und den Herzog. Auch An
weil, der Urheber dieser Tragödie, sei ein frecher und im Grund
unwissender Mensch. Der Adel überhaupt sei von jeher treulos un
wandelbar gewesen. Wäre er Herzog, so würde er nur wenig Adel un

[1]) Frischlin. Celet. II, p. 152 b.: Imo ne quidem Theologi est πολυ
πραγμονεῖν, & in aulas se ingerere, & habere ubique locorum alteru
pedem in templo, alterum in foro.

[2]) Anweil an den Herzog, Herrenberg 12. Jan. 81. St. A.

Ritter unterhalten, das Geld zusammensparen, um im Kriegsfall Reiter dafür werben zu können. Der Herzog solle diesen Herren nur zeigen, daß er sie nicht brauche, so werden sie schon zum Kreuz kriechen. So lange sie das Gegentheil wissen, seien sie frech, spotten seiner und spielen die Gebieter. (Wirklich konnte man damals von Mitgliedern der Ritterschaft die Aeußerung hören, der Herzog von Würtemberg sei bisher ihr gnädiger Herr gewesen; während er aber zuvor leicht 1000 Pferde hätte bekommen können, möchte er jetzt nicht zwei zuwege bringen.)[1]) Was denn, fährt Frischlin gegen den Herzog fort, seine adelichen Obervögte taugen? Sie seien weder Kriegsleute noch Friedensarbeiter. Erst neulich habe er einen vornehmen Mann sagen hören, wenn der Anweiler bei Herzog Ulrich das gethan hätte, was er ihm gethan in diesem Handel, er hätte in zwei Tagen aus dem Land gemußt.[2])

So viel gelang aber seinen Feinden doch, daß sie ihm den Verkehr mit dem Herzog zu erschweren wußten. Sonst war er alle Augenblicke bei Hof gewesen, war vom Herzog zur Tafel gezogen, auf die Jagd mitgenommen worden: diese Einladungen blieben jetzt aus. Ja es hieß im November 1580, der Schloßpförtner in Stuttgart habe Befehl, dem Frischlin den Zugang zu verwehren. Zu Anfang 81 war es bald ein Jahr, daß er das huldvolle Angesicht seines Herrn nicht mehr gesehen hatte.[3]) Und im Herbst 81, wo er diesem in Stuttgart mündlich seine Noth klagen wollte, hatte wirklich der Haushofmeister, Christoph von Degenfeld, dem Thorwart verboten, ihn gen Hof einzulassen.[4])

Die schwäbische Ritterschaft war mit ihrer Klage gegen Frischlin bei'm Herzog abgefahren: nun kam aber auch die fränkische. Sie be-

[1]) Bericht der Commissäre, Stuttg. 26. April 81. St. A. Aussage des Bürgermeisters von Herrenberg.

[2]) Frischlin an den Herzog, 26. Nov. 80 und 10. Jan. 81. St. A.

[3]) In dem Schreiben vom 26. Nov.: Scripsi Elegiam de venatione aprorum, cui aliquando interfui. Sed quia intra quadriennium unum bolum ferinæ ex aula tua in domo mea non vidi, nescio an grata sit futura ista facetissima Elegia. Joco volui claudere epistolam, ut C. Tua videat, me nondum despondisse animum. In dem Schr. vom 10. Jan.: Ignoscat mihi C. T. ob istam styli familiaritatem... certe, quia annum fere Tuæ Cels. conversatione, alloquio & dulci aspectu careo, non possum non interdum per literas colloqui.

[4]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 7. Oct. 81. St. A.

rief sich auf die Reichsgesetze, welche besagen, daß ein famos Libell an keinem Orte des Reichs sub capitali poena solle gehegt, vielweniger begriffen und edirt werden. Und während sie im umgekehrten Falle zuverläßig die Anonymität als einen Hauptklagepunkt hervorgehoben haben würden, sollte nun Frischlin seine Verachtung der Reichsordnungen besonders dadurch zu erkennen gegeben haben, daß er dem schändlichen Werk seinen Namen öffentlich zu unterschreiben und apprimiren zu lassen keinen Abscheu getragen. Der Herzog möge den Diffamenten nicht aus seinem territorio entwischen lassen, sondern zu ihm greifen und vermög obgedachter kaiserlichen Constitutionen ihn zum warnenden Beispiel an Leib und Leben strafen.[1]) Und kaum war den fränkischen Rittern derselbe Weg wie den schwäbischen gewiesen,[2]) so kamen auch noch die vom Rheinstrom und der Wetterau, und die waren noch die wildesten. Der verlogene Schanddichter habe den Adel ingenere, ohne einigen Unterschied, geschmäht; sein Intent sei „auf ein bäurisches, ja türkisches Regiment, Verwirrung geistlichs und weltlichs Standes, und in summa auf Zerstörung des allgemeinen wohlhergebrachten deutschen friedlichen Wesens, ja auf Zusammenhetzung hohen und niedern Stands Personen, und schließlich aber zu endlicher Aufruhr (das Alles wohl in Acht zu nehmen) gerichtet."[3]) Allein auch ihr Verlangen ernster und harter Strafe gegen Verfasser und Drucker wurde ganz ebenso wie das ihrer Vorgänger abgewiesen.

Unter diesem Gedränge von Anklagen und Zumuthungen war der gute Herzog Ludwig in der That zu bedauern. Seine Wünsche und Neigungen waren auf ein „friedliches und vertrauliches Regiment" gerichtet: und nun war der Händel, der Hetzereien und Treibereien, kein Ende. Dazwischen lag ihm Frischlin immer in den Ohren, er möge ihm doch „zu Mittel und Weg einer freien öffentlichen Defensionsschrift gnädiglich verholfen sein, damit er seine verletzte und mit Gewalt abgedrungene Ehr wiederum gebührlicher und im Recht zugelassener Weise erhalten könne."[4]) Davon wollte der Herzog noch

---

[1]) Klagschrift der fränkischen Ritterschaft, Kitzingen 18. Jan. 81. St. A.

[2]) Herzogliches Antwortschreiben, Stuttg. 31. Jan. 81. St. A.

[3]) Schreiben der Ritterschaft am Rheinstrom und der Wetterau, 20. Febr. 81. St. A. Die herzogliche Antwort ist vom 4. März.

[4]) Frischlin an den Herzog, 18. Febr. 81. St. A.

immer nichts hören, sondern glaubte auch jetzt noch die Sache, die hiezu offenbar schon viel zu weit gekommen war, „sopiren" zu können. Um dieselbe recht in ihren Anfängen zu fassen, wollte er einerseits Frischlin und Herter vertragen, andrerseits die ersten Verbreiter der Rede ermittelt wissen, und beauftragte mit diesem Geschäft den Landhofmeister, Erasmus von Laimingen, und den Rath Dr. Kilian Bertschin. „Nachdem wir täglichs vernehmen, heißt es in dem herzoglichen Erlasse,[1]) daß sich solche Weitläufigkeit nicht allein nicht abschneiden läßt, sondern noch immer sich häufet, und wir unnachläßlich damit molestirt und beunruhigt werden, so uns dann nicht gemeint, solchen unruhigen Weg in die Harr und Länge zu sehen und zu gedulden," so sollen sie als herzogliche Commissäre sich in das Kloster Bebenhausen verfügen, die betreffenden Personen aus Tübingen vorbescheiden und die erforderliche Handluug vernehmen.

Dieß geschah: am 20ten April wurden zuerst Herter und Frischlin auf's Neue vertragen: sie versprachen, das bisher Vorgefallene (worunter die Geschichte mit der gräflich Zollernschen Maulschelle immer noch als die Hauptsache behandelt wird) ab sein lassen und fortan gute Freunde sein zu wollen; Frischlin noch außerdem, sich seines ungebührlichen Redens, Schreibens und Spargierens von Schriften an den kaiserlichen und andre Fürstenhöfe enthalten und zu keiner Weitläufigkeit mehr Ursach geben zu wollen. Zugleich wurde der gleichfalls anwesende Professor juris Johann Hochmann mit der Weisung an Rector und Regenten der Universität beauftragt, „mit Ernst und Fleiß dahin zu laboriren und zu trachten, daß Frischlinus hinfüro sein unbehäb, unverschämt Maul halt, nichts schreib, edir, oder in Druck laß gehen ohne Vorwissen des Herzogs und des Senats." Dieß versprach Dr. Hochmann mit der Bemerkung, Rector und Senat hätten dieser Sache längst für sich abzuhelfen gewünscht; „aber Frischlin habe sich bei Hof dermaßen insinuirt, daß der Universität auctoritas wenig bei ihm gelte; er poche viel auf J. F. Gn., und wenn er (was sie jedoch nicht glauben können) wirklich in seinem unbefügen Fürhaben also sollte gestärkt und gehandhabt werden, wüßten sie ihm nicht zu helfen oder ihn zu corrigiren, wollten doch pro officio thun, was sie gegen Gott und den Herzog wüßten zu verantworten." Eine Auskunft, die, im Munde

[1]) Böblingen, 18. April 81. St. A.

eines Mannes, der es immer gut und treu mit Frischlin meinte, doppelt in's Gewicht fällt.[1]) Wie „unbehäb" insbesondere dessen Maul war, bewies er auf der Stelle dadurch, daß er eben während dieses Bebenhäuser Aufenthalts die Aeußerung fallen ließ, die gleich wieder böses Blut machen mußte: „wenn sich bei den Schweizern Einer seines Adels wegen über die Andern erheben wollt, so gelt sein Adel nicht mehr denn ein Kühdreck."[2])

In Betreff des andern Punktes, den der Herzog seinen Commissarien aufgetragen hatte, ermittelten sie durch Verhöre verschiedener betheiligten oder kundigen Personen einen Theil dessen, was oben als Geschichtserzählung gegeben worden; womit jedoch der Herzog nicht zufrieden war, sondern von Herter, Anweil und Carl von Remchingen noch bestimmteren Bericht über die Fragen verlangte: 1) wer ihnen das erste lateinische Exemplar von Frischlins Rede überliefert, 2) wer die Stelle gegen den Adel übersetzt, 3) die Uebersetzung spargirt, und 4) welche conventus sie vom Adel gehalten haben? mit dem eigenhändigen Beisatz: „Ohn alle ambiguitates, Hinterhalt oder Unterschlag zu berichten, dann ich kurtzum den Grund wissen und Niemands darunter verschonen will."[3]) Diese Sache nahm der Herzog sehr scharf, begleitete daher auch Anweils Bericht, als ein solcher einlief, mit eigenhändigen Randanmerkungen. Zu Anweils Aeußerung, Frischlins Rede sei ihm zu allgemein gegen den Ritterstand geschrieben vorgekommen, macht der Herzog die Note: „Non est, sed contra trasones atque nebulones." Dann, wo Anweil sich zu entschuldigen sucht, daß er dem Herzog keine Anzeige von der Sache gemacht, bemerkt dieser: „Hätte man bezeitten (bei Zeiten), wie ich befolhen, zu dem Handel gethan, so wär der Lehrmen nit erstanden; aber wann man der Catzen die Schellen nit will anhenken, so gehts also." Wie aber Anweil nun gar behauptet, schon ehe im September die Mitglieder des Hofgerichts Exemplare bekommen, seien dergleichen bei des Herzogs Hofgesinde in Umlauf gewesen, da entgegnet der Her=

---

1) Bebenhauser Vertrag, d. d. 20. April. Bericht der Commissäre darüber, Stuttg. 26. April 81. St. A.

2) Frischlin an den Herzog, 16. Juli 81. St. A.

3) Herzoglicher Erlaß an Herter, Anweil und Remchingen, Stuttg. 7. Mai 81 St. A.

zog, seines Jagdkalenders sicher: „Hoc non est ferum (verum), dann da ich aus der Hirschfeißtin kommen, ist es erst alhie offenbar werden.“ [1])

Nach allen angestellten Erkundigungen, meinten schließlich die Commissäre, sei nun lauter und am Tag, wie es mit Spargirung der Frischlinischen Rede zugegangen: 1) Frischlin verschickt gedruckte Exemplare an die Prälaten. 2) Die mit Beschlag belegten übrigen Exemplare werden im Universitätshaus verwahrt; aber der Pedell läßt das Stüblin offen, und so nehmen Studenten Exemplare heraus, von denen eins oder mehrere in die Hände des Hofrichters und der Gerichtsbeisitzer kommen. 3) Auf Dachenhausens Ansuchen wird die Stelle gegen den Adel von Feßler übersetzt, und die Uebersetzung von Anweil verbessert. 4) Diese Version wird von den adelichen Assessoren den andern, aus Veranlassung der Hofgerichtssitzung in Tübingen anwesenden Adelichen in der Krone zugestellt, die sie den übrigen Vierteln in Schwaben mittheilen u. s. f. Selbst Abschriften verschickt zu haben, sei der Hofrichter nicht zu überweisen, nur darin habe er gefehlt, daß er nicht gleich anfänglich, sobald ihm das Exemplar in die Hand kam, und er bemerkte, zu welch beschwerlicher Weitläufigkeit die Sache gerathen wolle, dem Herzog Anzeige gemacht und seine Entscheidung abgewartet habe. Darüber, meinen sie, hätte er „einen guten Verweis oder Leviten“ wohl verdient; welchen der Herzog sofort auf die Assessoren des Hofgerichts, insbesondere auch den von Karpfen, wegen der Antastung Frischlins vor dem Thor, ausdehnte. [2]) Anweil bat hierauf, der Herzog wolle sich „durch diesen unruhigen Poeten (sonst nennt er ihn auch Tragödispieler und seine Rede ein tragödisch Werk) gegen ihn nicht zu Ungnaden bewegen lassen“, und ihm ermeldten Ehrenschänder an beliebiger Stelle zu den ordentlichen Rechten anhalten. Letzteres bewilligte der Herzog nicht, sondern cassirte kraft landesherrlicher Machtvollkommenheit das zwischen Beiden Vorgefallene, so daß es keinem an seiner Ehre nachtheilig sein solle, mit der Auflage bei Strafe, sich beiderseits ferneren Diffamirens und injuriarum gegen den andern Theil so schriftlich wie mündlich zu enthalten. [3])

[1]) Anweil an den Herzog, Herrenberg 13. Mai 81. St. A.

[2]) Bedenken des Landhofmeisters und Bertschins, sammt der herzogl. Entscheidung, Stuttg. 20. Mai 81. St, A.

[3]) Anweil an den Herzog, præs. 4. Juni. Bedenken Landhofmeisters und Bert-

Doch kaum war seit diesem Friedensschlusse ein Monat hingegangen, so klagte Frischlin schon über neue Kränkungen beim Herzog. Der Hofrichter sollte ein ihm zugekommenes Pasquill contra physignathum Polyphemum, Tubingensem Ranulam (wider den hochaufgedunsenen Pausback Dr. Fröschlin), authore Jo. a Froschensturm, im Hofgericht spargirt haben, worin, angeblich nach eigenen Aufzeichnungen Anweils, das Leben Frischlins von Jugend auf in gehässigem Lichte dargestellt, dann ebenso seine Rede durchgenommen war. Außerdem sei vor etlichen Wochen auch ein deutsches Pasquill gegen ihn von Hof aus nach Tübingen gekommen.[1]) Das Letztere ist unter den Acten noch vorhanden; es war, wie sich aus der sogleich angestellten Untersuchung ergab, von einem Schreiber Namens Drolle in Stuttgart als „neue Zeitung vom Frischlin" an einen Stipendiaten Winter, den Sohn des Sattelknechts der Herzogin, nach Tübingen geschickt worden:[2]) in der That riecht es unverkennbar nach dem Stalle.

„Neulicher Zeit — so fängt es an — hat die alt Schlang, der Teufel, ein Förderer und Vater der Lugen, seiner Art Einen im Würtemberger Land uf die Welt bracht und geboren, welcher Poete genannt wird. Ob aber vielleicht einem Jeden, was Poet für ein Thier, nicht bewußt, hab ich zu mehrer Erklärung seinen Namen, Eigenschaft und Tugend hieherſetzen wollen. Von seinem Namen ist gemeiniglich Jedermann bewußt, daß Poeta zu teutsch ein Erdichter und Verlügner genannt wird, welches sich in dieser verlogenen schelmischen Mißgepurt des Teufels wol erzeiget". Auf das Famosschreiben dieses „stinkenden, räudigen Poeten" gegen den Adel werde hier einstweilen eine kurze schriftliche Wiederantwort gegeben, „so lang (sagt der Verfasser, der sich als ein Mitglied des von Frischlin verunglimpften Standes zu erkennen gibt, oder vielleicht auch nur stellt), bis ich bessere Gelegenheit, es an ihm zu rächen, überkommen möge." Wie

schins, Stuttg. 5. Juni. Herzogliche Erlasse an den Hofrichter und an Frischlin, Stuttg. 12. Juni 81. St. A.

[1]) Frischlin an den Herzog, 16. Juli 81. St. A. Vgl. Crusius, def. nec. p. 214.

[2]) Der Herzog an den Superintendenten und Magister domus des Stipendiums in Tübingen, 18. Juli; Bericht des Superintendenten an den Herzog; das Pasquill selbst Fasc. 10, No. 56. St. A.

dieß zu verstehen, zeigt sich in seiner Antwort auf einen Vorwurf, den Frischlin in seiner Rede den Adelichen gemacht hatte. „Daß sie sich wie Kettinnen an einander binden und Keiner vom Andern in keiner Gefahr weiche, ist leider Gott erbarm erlogen; wollt Gott, es wär aber wie du geschrieben, so solltest du, loser Mensch, der Carmina oder Gedichte nicht mehr viel machen; sondern baldt ein Rapür im Herzen haben, welches doch, ob Gott will, in kurzer Zeit etwa von einem tugendreichen, wackhern, freudigen Hölldt beschehen wird“.....

„Was aber die Würtembergischen Pauren, die du so hoch rühmst, anlangt, werden ihr ohne Zweiffel anno 25 Etliche mit dem Paurenufruhr gewesen sein, denn meines Versehens liegt Schwaben und Würtemberg nit weit von einander; ich glaube auch gänzlich, es wird jetziger Zeit kein Herzog von Würtemberg mehr in seiner Pauern Schoos schlafen, wär ihm auch nit wol zu rathen, dann man an dir, Gesellen, wol sieht, was unter den schwäbischen Pauern jetzo für eine Art ist; glaub aber gänzlich, es werden anno 47 die Italiäner und Hispanier ihres Samens so viel hinter ihnen gelassen haben, daß die schwäbischen Pauern gar ausgerottet sein, und nicht mehr wie vor Alters solche redliche Gemüther haben werden.... Wo wird jetzo aufrührerischer gerathen und in geheim berathschlagt, dann von Pauern, dir und deinesgleichens, wie sie die hohe Oberkeit und Edelleut wollen opfern und ausrotten, wie sie dann albereit ein neue Aufruhr im Busen haben. Wer wird nun, sagt mir, die Pauren und Reichsgesellen hernehmen und angreifen, sein Leib und Leben uffsetzen? Müssens nit die mit den rostigen Wäpplin thun? Wer erhielt das Schloß zu Würzburg und zerstreuet die ufrührische Pauern vor Frankenhausen, im Elsäß und anderswo? thatens nicht die mit den rostigen Wäpplin und andere rittermäßige Leut? Warum sollten Fürsten und Herren Adelspersonen und rittermäßige Leut vor dir, Schandschelm, nit erheben und an fürstliche Tafel setzen, da du doch nit so nutz bist, daß du ein Fliegen oder Hummel stüren darfst, will geschweigen eine Schlacht helfen thun? Wär derwegen Fürsten und Herrn wol zu rathen, daß sie eurer verzagten verrätherischen Gesellen ein Theil von Höfen wegschafften, rittermäßige und tapfre Leut an eurer Statt zu sich zögen, damit, wenn es einmal dazu käm, sie redliche und versuchte Leut bei sich hätten.“ Es werden dann, nach dem Vorgang der

Frischlinischen Rede, noch Ausnahmen redlicher Poeten und Gelehrten statuirt, von denen das Bisherige nicht gesagt sei; „was aber die andern Aufrührer und Teufelskinder anlangt, sollten die teutschen Fürsten sie ab dem Grat ausrotten und vertilgen, wenn sie anderst wöllen von solchen dermaleins keiner Verrätherei gewärtig sein."

Der Herzog versäumte nichts, was zur Unterdrückung dieser rohen Schmähschrift[1]) und zur Erforschung des Urhebers dienen konnte: die Spur verlor sich theils unter der Dienerschaft des herzoglichen Rathes Burkard von Berlichingen, theils führte sie gar außer Lands, indem der hessische Rath Alexander Thüring ein gleichlautendes Exemplar im Herausreisen aus Hessen erhalten haben wollte.[2]) Um jene Zeit führte nämlich die Vermählung des Grafen Friderich von Würtemberg-Mömpelgard mit Sibylla von Anhalt, welche am 22ten Mai 1581 gefeiert wurde, viele Herren und Edle in Stuttgart zusammen. Graf Friderich war, wie wir uns erinnern, während seiner Studienzeit vor zehn Jahren Frischlins gnädiger Herr gewesen, war auch Pathe seines zweiten Sohnes, und Frischlin hatte ihm verschiedene Gedichte gewidmet: jetzt war er um seiner Rede willen, wie Frischlin meinte durch Anweil, ganz von ihm abgewendet.[3]) Dennoch versäumte der Poet nicht, sich mit einem Epithalamion einzustellen, das aber nicht besonders gerathen ist. Namentlich sind viele und lange Stellen aus dem Gedichte genommen, das er eilf Jahre früher einem Fürsten übler Vorbedeutung, Carl IX. von Frankreich, bei seiner Vermählung mit der Tochter Maximilians II. gewidmet hatte. Auch von den Ritterspielen, die bei der Hochzeit des Grafen, ähnlich wie früher bei

---

[1]) Drolle selbst schrieb: „Es habens Etlich vom Adel gelesen, es gefällt ihnen nit, daß der, so es gemacht, so närrisch ist."

[2]) Bericht des Kammermeisters Guth von Sulz aus dem Deinacher Bad, 29. Jul. 81. St. A. Daß gerade in Hessen die Erbitterung besonders groß war, ersehen wir auch aus einer spätern Aeußerung des D. Assverus Allinga im Oberrath: „Als er jüngst im Land Hessen gewesen, habe er von diesem Werk allenthalben viel hören müssen, seien animi nobilium sehr irritirt, daß zu besorgen, es möchte zu gefährlicher Weitläufigkeit leicht gerathen. Einer vom Adel, ein Riedesel, hab sich rund vernehmen lassen, diese Sach soll ihme nicht also ersitzen bleiben, und sollt ihme allein für sein Person ein oder mehr tausend Thaler darauf gehen."

[3]) Frischlin an Osiander, Tübingen 18. März 81. St. A.

der des Herzogs, gefeiert wurden, lieferte Frischlin eine poetische Beschreibung für die Markgrafen von Baden, wobei er aber dießmal nicht als Augenzeuge sprechen konnte.[1])

Den guten Herzog seinem Poeten abwendig zu machen, war bisher den Bemühungen des ihn umgebenden Hofadels doch noch nicht gelungen. Jetzt wurde ein Fürst hinter ihn geschickt, und zwar kein geringerer, als der weise Landgraf Wilhelm von Hessen, Ludwigs Schwager und der Sohn jenes Landgrafen Philipp, welchem das Würtembergische Haus seine Wiedereinsetzung verdankte. Es gehe die Sage, schrieb Landgraf Wilhelm im August an den Schwager, daß dieser in seinen Solennitäten weiß nicht was für pasquillische Komödien halten lasse, dadurch viel Leut, sonderlich aber der löbliche Adel ingemein, zum höchsten injurirt und offendirt werde. „Wie wohl ich nun, fährt er fort, Eurer Liebden alle Kurzwail und Freude gern gönne, so kann ich E. L., als einem erst angehenden Fürsten, keineswegs gönnen, daß sie mit solchen histricis ludis, die von etlichen scurris, so die Sachen nicht verstehen und sich vor hohe Maister achten wann sie ainem ein Kleck anklittern können, angerichtet, tot ecclesiarum, tot tantorumque virorum und des ganzen Adels, so dextera manus principum ist, Mißgunst und invidiam auf sich laden; daraus E. L. kein Ruhm (dann E. L. kein Schüler mehr, viel weniger ein poeta lyricus ist, der ihro aus solcher Schützerai und scommatibus eine Ehre zu suchen) aber viel viel Unhails und Nachthail laichtlich erfolgen kann. E. L. denken daran, was ihrem Großherrvater ex lesione unius nobilis begegnet, und bedenken, was ihr ex lesione totius nobilitatis begegnen könnte, welches doch Gott gnädiglich wolle verhüten. Darum und diewail ich versteh, daß E. L. vom schwäbischen Adel deßwegen allberait zu etlichen Malen angelangt, auch diß Werk je länger je mehr zu E. L. Unglimpf waiter ausgebraitet wird, so rath ich E. L. mit allen Treuen, sie wollen sich zu Beweisung ihres Mißfallens also hierin erzaigen, damit sie des Adels favor, daran E. L. zum höchsten gelegen, recuperiren und das Geschrai tilgen, daß sie die Stühl auf die Tisch, den Bauren über den Edelmann setzen,

---

[1]) Auritus testis, non oculatus eram.
Die Titel der beiden Gedichte, die in den Paralipomenis operum Frischlini poeticorum stehen, s. oben Kap. III, S. 52.

und um eines histrici scurrae willen den ganzen Adel ohne alle Noth auf sich laden wollen; auch sich hinfüro von ihren Literaten (dann man wohl waiß, daß E. L. diese Narrerai den einen Tag abgeschafft, und auf ihr ungestümes Anhalten den andern Tag haben müssen vorgehen lassen) nicht zu sehr lassen einnehmen, dann sonst werden sie E. L. noch gar über die Bank ziehen. Sondern E. L. wollen gedenken, daß sie von Gott in den Stand gesetzt, daß E. L. der Literaten, und nicht sie E. L. Maister sain sollen".

„Ich mains treulich und gut mit E. L., wiewol ich wol merk, diewail ich den Buben all ihre Schwärmerai nicht lasse gut sain, sie mich bei E. L. dermaßen zur Bank gehauen, daß meine Autorität und Vermahnung bei ihr geringfüg Ansehens hat. E. L. soll aber einmal erfahren, ob ich oder sie es mit E. L. treulicher gemaint, und wanns dazukommt, ob die von Adel oder jene Clamanten bei ihro fester werden halten... Man darf vorwahr kain Läuß in Pelz setzen, ingleichen auch die Bauern nit gegen die vom Adel concitiren oder über sie erheben; dann solch Ungeziefer wext vor sich selbst, und man hat zu schaffen es zu tilgen, wie Solches die Exempla vor 60 Jahren bezeugen, da über solchen disputationibus der schwarz (soll heißen: arm) Cuntz, Bundschuh, und letztlich die allgemeine Baurenaufruhr entstund, und eben durch solche captatio aurae popularis a literatis scurris ward angerichtet; darum hat man sich wol vorzusehen, ne hoc malum talibus nugis refricetur." [1])

Der hofmeisternde Ton dieses Schreibens war ebensowenig geeignet, demselben bei Herzog Ludwig, der, trotz aller Gutmüthigkeit, doch ein zartes Ehrgefühl besaß, Eingang zu verschaffen, als die schroff aristokratische Gesinnung in demselben Melchior Jägern, der seines Herzogs rechte Hand und noch etwas mehr war, behagen konnte. Daher erfolgte nach einem Concepte Jägers eine Antwort, welche dem Landgrafen zeigte, daß der Schwager doch nicht ganz so schwach war, als er ihn dafür genommen, und eine tüchtige bürgerliche Feder in seinem Dienst hielt, auf die er nicht gerechnet hatte. Obwohl es wahr sei, hieß es in dieser Erwiederung, daß er, der Herzog, bisweilen etliche lateinische und deutsche Komödien halten lasse, so seien selbige

[1]) Landgraf Wilhelm an Herzog Ludwig, Postscript eines Briefs vom August 81. Fasc. 10, No. 61 des St. A.

doch also beschaffen (wie sie denn auch fast alle in offentlichen Druck gegeben seien), daß sie nicht allein das Licht und omnium gravium et cordatorum virorum judicium et censuras wohl leiden mögen, sondern auch zu seinen nützlichen Erinnerungen und zu keines Menschen Specialverkleinerung oder Anzug im wenigsten gemeint seien. „Dann sonsten solle man uns dannoch für so jung oder kindisch, noch für einen solchen Schützen oder poetam lyricum nicht ansehen, wir wollten Solches nicht allein nicht gestatten, sondern auch der Gebühr nach strafen. Dieweil wir aber aus E. L. Schreiben so viel verstehen, daß E. L. durchaus in diesem übel und mit offenbarem Affect berichtet, so mögen wir E. L. hiegegen mit Grund der Wahrheit vermelden, daß die teutsche Sprüch oder kurze Comoedi, so wir (bei E. L. beschehenem Anbringen nach) auf den einen Tag abgeschafft und des andern auf der Literaten ungestümes Anhalten in das Werk richten müssen, nichts Neues, sondern aus dem Hans Sachsen genommen, da das argumentum wider die vom Adel nicht, sondern ingemein de vero et constanti amore handlet. Daß es auf den einen Tag eingestellet, ist unter andern Ursachen darum verblieben, daß wir den Inhalt desselben zuvor zu wissen begehrt, und als wir befunden, daß darin allein das vitium inconstantiae et fucati amoris, ohne Anzug einiger gewissen Person, taxiret, welches je allwegen im Gebrauch gewesen, dasselbig folgends Tags erst fürgehen und agiren lassen. Derenhalben die Literaten, als die dieß Orts nie angesucht, noch dieselben unseres Wissens dabei gewesen, hieran nicht schuldig; wie wir uns auch (unangesehen, daß wir ein junger Fürst) [1]) nicht gern von Jemands nachreden lassen wollen, daß wir uns (wie uns dieß gedeutet wird) von Andern, da sie schon höheren Standes weder die Literati wären (welche uns doch dergleichen nie zugemuthet), zwingen oder müßigen lassen sollten. Da nun Jemand, wo also die vitia in genere. ohne Benennung einiger Person, gestraft werden, solches auf sich selbst ziehen will, kann man ihme dafür nicht thun, sondern muß es eines Jeden Gewissen, ob er sich in selbigem schuldig wisse oder nicht, befehlen."

„Gleiche Meinung hat es auch mit der andern Handlung, welche die vom Adel wider unsern Professor zu Tübingen, Nicodemum

[1]) Herzog Ludwig war damals 27½ Jahr alt.

Frischlinum, aus etlich ungleichem Bericht und zu viel scharpffer Verdolmetschung, fürgenommen. Wie es im Grund mit selbiger gestaltet, werden E. L. sowohl aus Frischlini zum Theil in Teutsch verfertigter Antwort hiebei, als auch aus der Copi unsres Schreibens, so wir auff deren vom Adel Ansuchen gethan, ausführlich vernehmen, und daraus befinden, daß wir (verhoffentlich) Niemanden für unsere Person im wenigsten zu einigem Unguten lacessirt, sondern hierin allein gehandelt, das die natürliche Billigkeit und eines jeden gerechten magistratus officium erfordert, indem wir auch den beklagten Theil gehört, und ihne nicht, andern Leuten zu gefallen, inaudita causa alsbald condemnirt." Er, der Herzog, habe sich dieser Sache gleich Anfangs mit Fleiß angenommen, die Exemplare der Rede unterdrückt, weiterhin nicht blos das Gutachten der Literaten, sondern auch seiner adelichen Räthe, vernommen, endlich denen, die sich mit Frischlins Verantwortung nicht begnügen wollen, das ordentliche Recht vorgeschlagen. Da ihm seither keine weitere Klage zugekommen, habe er auch nichts Weiteres vornehmen können. An dem ganzen Handel seien diejenigen schuldig, welche die Frischlinische Schrift „heimlich expracticiret und ausgespreitet" haben. Dem Adel ingemein sei er jederzeit gnädig gewesen, und erwarte von den verständigen Mitgliedern dieses Standes eine entsprechende Gesinnung. „Da aber Jemand ohne unser Verschulden uns abhold und vergebenlich unverursacht hässig sein will, müssen wir es an seinen Ort stellen, und dergleichen Sachen, darin wir unschuldig, Gott dem Herrn, unserem Gewissen und dem Recht heimsetzen. Darum dörfen E. L. nicht besorgen, daß wir uns angebrachtermaßen wider den gemeinen Adelstand verhetzen, oder (wie E. L. melden) die Stühl auf den Tisch und den Bauren über den Edelmann setzen lassen. Besonders wissen wir (Gott Lob, doch ohn einigen eigenen Ruhm zu melden) dannoch wohl, wie wir einen Stand vor dem andern zu halten, inmaßen es auch alle vom Adel, so um und bei uns seyn, bezeugen werden. Aber der Ursachen halben seyn dagegen andere gute ehrliche Leut nicht gar zu Füßen zu treten, besonders ist dieß bei uns (wie es bei Regenten billig seyn solle) una Maxima: welcher sich in seinem Stand ehrlich, aufrichtig hält und seinem Fürsten getreu und fleißig dienet, daß demselben auch, seinen donis animi nach, mit denen ihn Gott gezieret und vor Andern be=

gabet, die Ehr zu gönnen, und etwan vor Andern zu gebrauchen und herfürzuziehen; wie man denn in allen wohlgeordneten Regimenten je einen Stand neben den andern haben und bleiben lassen muß." [1])

Hatte Herzog Ludwig auf diese Weise die Einreden seines vielgeltenden Schwagers zurückgewiesen, so durfte sich ein abermaliges Gesuch der Ritterschaft keine günstigere Aufnahme versprechen. Nachdem laut unserer Erzählung die drei Kreise, Schwaben, Franken und Rheinstrom nebst Wetterau, jeder einzeln abschläglich beschieden worden, hatten sie sich zusammengethan, und unter dem 4ten Mai — 15ten Oktober 1581 eine Replik an den Herzog erlassen, welche dieser schon vor der Vernehmung seiner Räthe mit abfertigenden, zum Theil ganz treffenden Randglossen begleitete. Der Hauptgrund, warum die vereinigte Ritterschaft mit Frischlins Erklärung sich nicht begnügen zu können versicherte, war der, daß seine Rede ursprünglich einen ganz andern Sinn gehabt habe, als er ihr jetzt in seiner Apologie unterzulegen suche. Er habe in der Rede wirklich den Adel ingemein, ohne Unterschied, geschmäht („ubi manet verbum: plerique?" fragt hier der Herzog am Rand); seine Worte geben im Deutschen nur diesen Sinn (der Herzog: „wenn eure Verteutschung getreu und das Copeile nit gebessert wär worden"); er hätte die, so er gemeint, mit Namen nennen sollen, damit sie sich hätten vertheidigen können („exempla sunt odiosa," bemerkt hiezu der Herzog); auch hätte der Declamant der Todten verschonen und sich erinnern sollen, cum larvis non esse luctandum („cum insanis etiam non disputandum," setzt der Herzog hinzu). Wie nun die Herren schließlich abermals ernstliche Bestrafung des Diffamenten verlangen, erwiedert der Herzog am Rand: „Ich kan kein henken lassen, er sei dann verurtheilt"; und wie sie gar drohen, wenn ihnen der Herzog nicht willfahren würde, die Sache weiter gelangen zu lassen, warnt er ernstlich: „Man bleib in terminis, oder es wirds Niemand eher gereuen, dann die's anfangen." [2]) Auch das Gutachten der Räthe, die am 25. October über die Sache verhandelten, erfolgte in derselben Richtung, und so ward der vereinigten Ritterschaft der drei Kreise die Erwiederung, es müsse bei dem vorigen

[1]) Der Herzog an den Landgrafen, Schorndorf 13. August 81. St. A.

[2]) Die Ritterschaft der drei Kreise an den Herzog d. d. 4. Mai — 15. Oct. 81. St. A.

Bescheid bleiben, übrigens erbiete sich der Herzog nochmals, auf ihr Verlangen den Frischlin, als dessen competenter Richter, zum Recht anzuhalten. [1])

Wie bedenklich es übrigens bei der andauernden Erbitterung des Adels um Frischlins Sicherheit noch immer stand, ist aus verschiedenen Aeußerungen, die in der eben erwähnten Oberrathsversammlung fielen, zu erkennen. Dr. Schulter meinte, Frischlinus möge sehen, „daß er sich sauber aufhebe", und Dr. Friderich urtheilte, „wenn Etliche vom Adel ihn bei dem Schlaftrunk bekämen, möchte er seiner Oration mit schlechtem Dank genießen." Ihn selbst konnte eine Geschichte, die ihm kurz vorher begegnet war, aufs Neue warnen. Am 7ten August war er in Rotenburg, wo er mit dem Landschreiber, M. Georg Walch, Geschäfte hatte. Bei diesem ließ sich eben Graf Christoph von Zollern zum Morgenessen ansagen; daher bat der Landschreiber den Professor, zu bleiben, und den Grafen fröhlich machen zu helfen. Frischlin nahm die Einladung an, und trieb dann auch wirklich über Tisch „allerlei kurzweilige Reden und Schwänk, die dem Grafen wohl gefielen" und die Gesellschaft erheiterten. Als er nun „genug bossieret, und darob wohl bezecht worden," legte er sich zu Bette; stand zwar gegen Abend wieder auf, nahm aber eine Einladung zum österreichischen Statthalter, bei dem der Graf zum Nachtessen war, nicht an. Diesen, der des Nachmittags mit den Mägden getanzt hatte, wollte nach dem Nachtessen der Statthalter noch in eine Herberge führen, wo eines Heirathstags wegen Etliche von Adel angekommen waren, um mit ihnen einen Schlaftrunk zu thun. Wir erinnern uns, wie streng eben dieser Graf Christoph das Jahr zuvor den Obervogt Herter und beziehungsweise auch Frischlin wegen der tollen und vollen Schlaftrünke angelassen hatte: nun war er selbst schon vor dem Schlaftrunk so voll, daß er einen ganz studentischen Straßenscandal aufführte. Kaum war nämlich der Statthalter mit seinen Gästen aus dem Schloß getreten, um nach dem Wirthshause zu gehen, so riß der Graf seinen Begleitern aus, rannte das enge Hafengäßlein hinunter „mit Juchzen und Schreien: Hie gut Würtembergisch! also daß (berichtet der Landschreiber) die Bürger nicht anderst vermeint,

---

[1]) Vota Consiliariorum d. d. 25. Oct. Concept Schreibens an die Ritterschaft 25. Oct. 81. St. A.

dann es wären Studenten von Tübingen; daher sie dann in ihren Häusern oben zu Fenstern und Läden herausgeschrien, ihn einen Gerstensack, Lutherischen Schelmen und Würtemberger gescholten; er, Graf Christoph, wieder zu ihnen hinaufgeschrien: ja, er wäre ein Student und gut Würtembergisch, und sie wiederum häßlich gescholten; dadurch sie denn beiderseits mit hitzigen Reden und Scheltworten dermaßen an einander gewachsen, daß der Schultheiß amtshalber dazu gekommen und sich dazwischengelegt." Dieser mochte gegen den Betrunkenen, der sich nicht weisen lassen wollte, zuletzt auch starke Ausdrücke gebrauchen: kurz, der Graf wurde, nach des Landschreibers Bericht, über den Schultheißen dermaßen erbittert, „daß, wo Gott zuvörderst solches nicht verhütet, und er, Landschreiber, nicht dazwischengeloffen und den Grafen abgehalten, er gewißlich das Wehr durch denselben gestoßen hätte." Des andern Tags über der Morgensuppe bei'm Landschreiber, fing der Graf, der einen bösen Trunk geführt zu haben scheint, von dem gestrigen Handel zu reden an, mit dem Beisatz, es sei ihm noch in seinem Kopf, als müßte er sich mit Einem schlagen; ob er, so wendete er sich an Frischlin, ihm eine Schlacht liefern wolle? Frischlin, der die Sache für Scherz nahm, sagte: ja, und gab dem Grafen auf sein Begehren die Hand darauf; aber dieser erhob sich schnell, griff nach seinem Wehrzeug, und verlangte, daß Frischlin mit ihm hinausgehen sollte. Als Letzterer sich weigerte, hieß er ihn einen leichten Mann, daß er die Hand von sich gebe, und dann seinem Versprechen nicht nachkomme; der Spaß war jedenfalls, nach dem gestrigen Vorgang, zweideutiger Natur; und als mehrere von Adel dazukamen, von denen Burkard von Ehingen, wie er Frischlin in der Stube sah, wieder umkehrte: da war es gewiß an der Zeit, daß dieser „sich hinwegthat und heimwärts ging." [1])

Eben dieser Burkard von Ehingen, der jetzt aus Widerwillen gegen Frischlin auf der Treppe umkehrte, war früher sein besonderer Gönner gewesen. Vor wenigen Jahren hatte nämlich Frischlin denen von Ehingen ihren adelichen Stamm bei 400 Jahren her deducirt und ihrer Voreltern ritterliche Thaten in einem besonderen Buche be-

---

[1]) Rector, Cancellarius, Doctores und Regenten der hohen Schul zu Tübingen an den Herzog, Tübingen 11. Sept. 1581, St. A. Darin die Berichte Frischlins und des Landschreibers über den Vorgang.

griffen. Dagegen hatte ihm Junker Burkard 40 oder 50 fl. gegen eine bloße Handschrift dargeliehen, und soll geäußert haben, ihm die Schuld ganz erlassen zu wollen. Doch der Angriff auf den Adel in der Rede vom Bauernstand hatte schon gegen das Ende des vorigen Jahres die Gesinnungen auch dieser Herren dergestalt umgewandelt, daß Frischlin sie durch ein verständigendes Schreiben zu begütigen suchte. Vergebens; vielmehr erschien bald darauf Hans Jakob Holderrieth, Ehingischer Vogt zu Neuneck, bei Frischlin, im Namen seines Herrn die Schuld einzufordern. Frischlin war nicht bei Gelde, der Mann kam zum zweiten und drittenmale, drohte dem ohnehin damals von allen Seiten Bedrohten: so entschloß sich dieser, ihm sein Silbergeschirr, das Geschenk seines gnädigen Herzogs, als Pfand einzuhändigen. Das band Holderrieth auf sein Roß, eilte zum Thor hinaus, setzte sich dann in Kilchberg, eine Stunde von Tübingen, vor dem Schloß in's Gras, die Becher um sich herum, und spottete vor den Leuten des gepfändeten Professors. Daheim, in Neuneck, soll er sie in die Wirthshäuser mitgenommen und als sein Eigenthum gebraucht haben; der Junker hatte ihm nämlich Frischlins Schuldbrief geschenkt. Nach einiger Zeit schickte ihm dieser den Betrag der Schuld durch einen eigenen Boten zu, aber Holderrieth nahm das Geld nicht an, weil er auch einen zweijährigen Zins begehrte; erst einem zweiten Boten nahm er es ab und gab ihm die Becher, beschädigt, wie Frischlin behauptete, und mit einer unartigen Botschaft an diesen, zurück. Ueber solche Unbill beklagte sich Frischlin bei dem Grafen Carl von Zollern, unter dessen Gerichtsbarkeit Holderrieth als Sigmaringischer Bürger gehörte; der Graf wies den Handel an das dortige Stadtgericht, und ließ einstweilen Holderrieths Hab und Gut in Sigmaringen verarrestiren. Um diese Zeit trat aber der Ehingische Vogt in des Grafen Dienste über, und verlangte nun vor dem Stadtgericht Caution von Frischlin in gleichem Werthe wie sein mit Beschlag belegtes Gut. Dieser bat den Dr. Brenz, ihm aus dem großväterlichen Fideicommiß für seine Kinder zwei Gültbriefe, im Werth von 800 fl., zu geben, die er dann in Sigmaringen hinterlegte. Nach dreijähriger Dauer des Processes wurde die Sache endlich dahin verglichen, daß jeder Theil bei seinen Ehren bleiben und die ihm aufgelaufenen Kosten (auf Frischlins Seite angeblich über 60 fl.) tragen sollte; wobei

sich übrigens Graf Carl die Strafe wegen Verunglimpfung seines Dieners vorbehielt. Wie daher Frischlin nach Austrag der Sache die Gültbriefe wieder abholen lassen wollte, „fährt Graf Carlin zu, nimmt die Briefe vom Gericht an sich und Frischlins Abgesandten in Arrest, mit Gebieten, daß sie ihm sollten 300 fl. geben, weil Frischlin seinen Diener geschmäht habe." Auf Verwendung des Herzogs Ludwig erließ hierauf der Graf die Hälfte dieser Summe, bestand aber um so ernstlicher auf der Bezahlung des Restes. Vergeblich erbot sich Frischlin zu Recht, vergeblich drohte er mit dem Kammergericht; erst nach seinem Tode stand, auf abermalige Verwendung des gütigen Ludwig, der Graf von seinem stegreifritterlichen Ansinnen ab, und gab die Gültbriefe der Wittwe und den Kindern, deren Eigenthum sie waren, heraus. [1])

---

[1]) Vgl. über diese Geschichte den Fascikel 12, und von Fasc. 13 besonders No. 8 und 9; ferner den Bericht Frischlins an den Herzog, Hohenurach, 14. Sept. 1590; endlich in Fasc. 17, No. 5 und 7.

Achtes Kapitel.

Frischlins Versuch, seinen Streit mit dem Adel vor den Kaiser und vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Einschreiten des Herzogs.

Während dieses für Frischlin so sturmvollen Jahres, vom Herbste 1580 bis dahin 81, hatte seine literarische Thätigkeit so wenig nachgelassen, daß sie vielmehr verdoppelt schien. Mag dieß immerhin zum Theil auf Rechnung der Verhältnisse kommen, die ihn mehr als sonst auf sein Haus beschränkten: zu bewundern ist jedenfalls die Geistesstärke, welche den Mann in so mißlicher, bald aufregender, bald beklemmender Lage so viel Gemüthsruhe finden ließ, um sich so anhaltend mit ganz entlegenen wissenschaftlichen und selbst dichterischen Arbeiten beschäftigen zu können. Er habe, schreibt er im Frühling 81 an Osiander, während des verflossenen Winters die Satiren des Persius revidirt und paraphrasirt, die zwei ersten Bücher der Aeneis mit einer Paraphrase versehen, den Aristophanes in's Lateinische übersetzt, dann die Geburt Christi mit 1300 Versen, mit ebensovielen den polnischen Sieg über die Moscowiter gefeiert; den Julius redivivus habe er nur bis zum dritten Acte bringen können; dagegen wird an einer andern Stelle auch die Ausarbeitung der beiden Tragödien, Venus und Dido, in diese Zeit verlegt. [1]) Ist dieß auch bei den meisten dieser Arbeiten, mit Ausnahme des polnischen und vielleicht auch des christlichen Gedichts, nur von der Vollendung und letzten Redaction zu verstehen: so kamen auf der andern Seite so mancherlei Apologien,

[1]) Celet. II, p. 147 b.

Eingaben und Briefe in der Angelegenheit mit dem Adel hinzu, daß wir uns nicht wundern werden, 'wenn er sich nach einem solchen Winter müde und erholungsbedürftig bekannte.[1]) Da wir von den beiden Paraphrasen, wie auch von den beiden Tragödien, schon gehandelt haben, so ist hier nur der drei übrigen Arbeiten mit wenigen Worten zu gedenken.

Schon um die Mitte des Januar 81 schreibt Frischlin an den Herzog, fünf schöner Komödien habe er ex Aristophane vertirt: Plutum, Nubes, Ranas, Equites, Acharnenses, mit großer Müh und viel Unkosten; doch Gott werde ihm einen Maecenatem hujus libri bescheren, der ihn dafür ergötzen werde. Denn diese Uebersetzung werde, nach aller Gelehrten Urtheil, länger dauern, als die festeste Burg in Deutschland.[2]) Am Matthiasfeiertag schickte er hierauf durch seinen getreuen Megiser die Arbeit an Jäger und Osiander mit einem Schreiben, worin er sich über Einrichtung und Absicht derselben ausspricht. Dem Ganzen seien Prolegomena, jeder einzelnen Komödie eine Einleitung über Gegenstand und Veranlassung derselben vorangestellt. Acte und Scenen habe er more Latinorum angegeben, was bei der alten Komödie nicht leicht gewesen sei. Die Uebersetzung suche den ächten Sinn des Originals in sprachgemäßer Form zu geben, daher seien die Gräcismen in Latinismen nach Terenz und Plautus verwandelt. Die Versmaße betreffend, habe er sich im Trimeter die Freiheiten der lateinischen Komiker erlaubt, die Maße der Chöre aber Silbe für Silbe wiedergegeben, was vor ihm noch nicht versucht worden sei. Dieß habe Mühe gemacht, sowohl zu leisten als abzuschreiben. Ohne Megiser, der seine unleserliche Abschrift noch einmal abgeschrieben, hätte er es nicht zu Stande gebracht, besonders unter den obwaltenden Verhältnissen. Wohl hätte er eine correctere Textausgabe gewünscht, da ihm nicht unbekannt, was es bei gewissen Leuten für einen Triumph gebe, wenn Einer in Manuscripten eine andere und bessere Lesart finde. Als ob er das nicht auch hätte leisten können, wenn ihm die nöthigen Hülfsmittel nicht gefehlt hätten! Auch so schon

[1]) Frischlin an Osiander, 18. März 1581. St. A. Darin u. A. die Aeußerung: Cras usu coenae dominicae me recreabo, ut eum habeam propiorem, a quo spiritus paracletus procedit.

[2]) Frischlin an den Herzog, 18. Jan. 81. St. A.

habe er große Auslagen gehabt. Für einen Thesaurus linguae graecae habe er 14 fl., für einen linguae latinae 9 fl. ausgegeben; eine nothwendige Reise Megisers nach Augsburg zu allerhand Einkäufen habe 30 fl. gekostet u. s. f. Das philosophische Collegium habe ihm zu seinem Aristophanes 30 fl. vorgestreckt, die er heimbezahlen möchte. Diese Unkosten bitte er, ihm erleichtern zu wollen; für seine Mühe fordere er nichts; ihm genüge, nach des Pausanias Wort, den Guten zu gefallen und recht sowohl zu reden als zu thun. [1])

Der Hofprediger war zwar nicht ganz zufrieden, daß Frischlin, statt die Paraphrase Virgils zu vollenden, dazwischen andere Arbeiten vorgenommen hatte; doch meinte er, „seine diligentia sei zu foviren, dann er laboriosus ist.“ Seine Aristophanesübersetzung schien ihm artig zu sein, obwohl er, sie zu lesen, nicht Zeit hatte. Noch immer halte er dafür, erklärte er, daß Frischlin, wenn er in Schranken bleibe, der Universität wohl anstehe. „Und weil es der Poeten Staat und Instruction vermag, daß sie sollen kein alt Geld haben, so erfordert die Nothdurft, daß ihr inopia mit neuem Geld nach und nach sublevirt werde;“ womit er Frischlins Gesuch der Fürsprache Jägers empfohlen haben will. [2]) Wirklich erhielt Frischlin vom Herzog 60 fl., dießmal jedoch nicht ohne die Ermahnung, „sich aller Bescheidenheit zu befleißigen, still, wesentlich und eingezogen zu halten, sonderlich des unbedächtlichen Hin- und Wiederschreibens sich zu müssigen, auch der herzoglichen Wohlthaten sich nicht zu viel (wie bisher etwa beschehen) zu rühmen und zu überheben, sondern in seinem Beruf, fürnehmlich in den nöthigsten Sachen, dazu er bestellt, sich mit schuldigem Fleiß, gebührender Gravität und Tapferkeit (welches bei den studiosis und der Jugend mehr dann eine andere ungereimte Weis Frucht schaffe) also zu erzeigen, daß er des Herzogs Gnad behalten und deren weiter genießen möge“. [3]) Damals gedachte Frischlin, seinen Aristophanes im Ganzen dem Herzog Ludwig, die einzelnen Komödien aber dessen einfluß-

[1]) τοῖς ἀγαθοῖς ἀρέσκειν, καὶ ὅσια μὲν λέγειν, ὅσια δὲ καὶ ποιεῖν. Frischlin an den Herzog, 18. Jan. 81. An Osiander und Jäger, 24. Febr. 81. St. A. Vgl. Frischlini Aristoph., Præfat.

[2]) Osiander an Jäger, Stuttg. 26. Febr. 81. St. A.

[3]) Bedenken der Theologen und Kirchenräthe, Stuttg. 1. März. Herzoglicher Erlaß an Frischlin, Stuttg. 2. März 81. St. A.

reichsten Räthen zu dediciren; wie dieser Plan sich in der Folge änderte (denn erst 5 Jahre später kam das Werk zum Druck) werden wir an seinem Orte sehen. Auch die übrigen Aristophanischen Komödien wurden von Frischlin, seiner Versicherung nach, übersetzt, gingen ihm aber durch die Nachlässigkeit eines Famulus verloren.[1])

Das Gedicht von der Geburt Christi,[2]) verfaßt in der uns längst bekannten Manier des christlichen Virgil, bietet uns nichts Neues; wir gehen darüber weg, nachdem wir schon im vierten Vers über das unvermeidliche

Unus homo nobis *nascendo* restituit rem

gestolpert sind. Einen noch triftigern Grund haben wir, über Frischlins Lobgedicht auf den Sieg der Polen über die Russen, den sie unter Stephan Bathory in dem Krieg um Livland 1582 erfochten, kurz zu sein: es ist uns nämlich nicht vor Augen gekommen. Da es weder in die Pars epica seiner Werke, noch in die Paralipomena aufgenommen worden ist, so mag es ziemlich verschollen sein. Nur die doppelte Zueignung der zweiten Auflage an Sigismund III., König von Polen, und an den Kronfeldherrn Joh. Zamoscy findet sich in der Sammlung von Frischlins Vorreden.[3])

Neben allen diesen Arbeiten lag die theologische für den Abt von Maulbronn wie ein Alp auf ihm, den er vergeblich abzuschütteln suchte. Im Februar 81 war er mit dem ersten Theil fertig und hatte auch für die Fortsetzung noch guten Muth; aber im März bittet er den Hofprediger, die Uebersetzung einem andern Professor oder theologiae Studiosen zu übertragen. Doch auf des Hofpredigers Betrieb ließ ihn der Herzog auffordern, die Arbeit fertig zu machen, damit es einerlei stylus werde, und weil im zweiten Theil Christus, die

[1]) S. die Elegia in fugitivum servulum, in einer handschr. Sammlung des St. A.

[2]) Liber unus de natali Jesu Christi. Operum Nic. Frischlini poeticorum pars epica, ed. G. Pflügeri, Argentorat. 1598, p. 1—38.

[3]) Præfationes duæ in Panegyricos IV de victoria Sarmatica adversus Moschos &c. Epist. & præfat. p. 245 ff. Das Gedicht erschien zuerst, während Frischlin in Laibach war, bei Pasquati in Padua, und wurde 1589 in Deutschland wieder aufgelegt.

Apostel und Kirchenväter reden, sich einer würdigen Schreibart zu befleißigen.[1]) So zog Frischlin aufs Neue an, und scheint im September 81 fertig geworden zu sein.[2]) Eindringlich stellte er nun dem Herzog die aufgewandte Mühe, Zeitversäumniß und Unkosten dar, mit der Bitte, ihm an seinem Schuldrest von 250 fl. ein Namhaftes nachzulassen. „E. F. Gn. wolle gnädiglich bedenken, daß lingua latina mein Pflug sei, und ich kein initiatus theologus, der einer andern Ergötzung gewärtig sein kann, auch kein Jurist, der ohne Müh mit wenig Blättern eine große Summe Gelds gewinnen kann: sondern allein mit dieser Gab für Andern von Gott gezieret, daß auf E. F. Gn. Befehl ich ein solches und andre dergl. Werk eh dann ein Jurist (ohn Ruhm und Niemand zum Nachtheil) verlateinen kann. So bin ich auch kein geborner vom Adel oder Lehnsmann des Hauses Würtemberg, und dazu (leider, Gott erbarm es) noch in diesen Jammer und Elend, gleichwohl meiner ohnverschuldt, gerathen, daß auf mir und meinem Weib und Kindern ein ewiger Haß aller Adelspersonen hinfüro liegen wird." Der Herzog möge benefaciendo nicht erliegen, wie er, Frischlin, laborando noch nicht müd worden sei.[3]) Auf der Theologen und Kirchenräthe Bedenken wurden ihm, da die Arbeit zwar nicht sein, aber von ihm durch Herleihung seines Styls anmuthig gemacht worden sei, (auch hatte er einige Reden gegen die Calvinisten von seinem Eigenen hinzugethan) an seiner Schuld 40 fl. nachgelassen.[4])

Seine frühere theologische Arbeit, die Schrift gegen Danäus für Osiander, hatte von Seiten des Ersteren eine scharfe Erwiederung gefunden. Sie war „an die Tübinger Brüder" gerichtet, und enthielt, (nach einer Vorrede an das theologische Collegium daselbst, und vor einer Antwort auf Dr. Stephan Gerlachs Antidanäus) eine Encaustice, d. h. ein Wachsgemälde, welches Frischlin mit keiner Spongia mehr sollte abwischen können.[5]) Im Bewußtsein seiner Ueberlegen=

[1]) Fasc. 9, No. 33. 34. 36. 37. 38. 40. St. A.

[2]) Jac. Schroppii Acta œcumenici concilii super controversia de cœna Domini. Tub. 1581.

[3]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 2. Sept. 81. St. A.

[4]) Bedenken der Theol. und Kirchenräthe, Stuttg. 12. Sept. 81. St. A.

[5]) De tribus gravissimis.. quæstionibus: I. de S. Dni Coena, II. de majestate hominis Christi, III. de non damnandis Dei ecclesiis &c. ad fratres

heit an theologischen Kenntnissen sowohl als an moralischer Würde, hatte sich Danäus doch einzelner persönlichen Ausfälle gegen Frischlin nicht enthalten. Darauf erlaubte der Herzog diesem, in der Kürze zu antworten; das Theologische solle er Andern überlassen, auch jedenfalls seine Gegenschrift vor dem Druck vorlegen.[1]) Danäus warf ihm vor, er habe seine Spongia aus Wohldienerei gegen den einflußreichen Osiander geschrieben; was nicht ohne war, wenn auch Frischlin gegen den Vorwurf, ein Schmarotzer in Osianders Hause zu sein, mit Grund versichern mochte, in seinem Leben nie dort gegessen zu haben. Ferner hatte Danäus gehört, Frischlin spiele an der herzoglichen Tafel den Hofnarren: aber einen Narren, meint dieser, sollte jener keiner Antwort werth gehalten haben. Neben der Beleidigung des Adels und dem Freiburger Handel wird auch erwähnt, Frischlins Hausfrau habe sich über seine zu große Vertraulichkeit mit einer Magd beschwert. Das traf sich glücklich für Frischlin, daß der Gegner von einer Magd sprach. Nun konnte er seine Unschuld heilig betheuern; denn die Person, mit der er sich vergangen hatte, war eine Nähterin gewesen. Daher behandelt er diesen Punkt ganz scherzhaft. „Du fragst mich, was für ein Kind daraus entsprungen sei? Ich bin ein Poet, keine Hebamme." Das haben ihm Leute gesagt, die alle Winkel ihrer Häuser voll H.... haben. Er möge ihnen ausrichten, statt ihm spurios anzudichten, sollen sie lieber die ihrigen durch ihn als comes palatinus legitimiren lassen.

„Zuletzt wirfst du mir die Wirthshäuser, die Bier= und Weinstuben, die Zechen und Gelage vor. Da merke dir fürs Erste, mein

---

Tubingenses & triplex eorum scriptum Lamberti Danæi responsio triplex Genev. 1581. Darin von S. 22—97. Encaustice et collustratio colorum, quibus injusta omnium orthodoxorum ecclesiæ Dei pastorum condemnatio, a L. Osiandro & aliis quibusdam facta, prius delineata tantum fuerat in L. Danæi Antiosiandro, adversus Laonici, seu Nicodemi, equitis a Sturmeneck inanem &, ut ipse vocat, quatriduanam Spongiam. S. Ersch u. Grubers allg. Encyclop., Artikel Frischlin.

[1]) Osiander an Frischlin, mit einem herzoglichen Decret vom 15. April. Der Herzog an Frischlin, Böblingen 21. April 81. St. A. Es scheint, Frischlin hatte die theologische Erwiederung schon fertig. Wenigstens klagte er später i. J. 1585, daß ihm vier apologeticæ orationes wider Danæum bis auf den heutigen Tag inhibirt werden.

Lambert: bei uns gibts keine Bierstuben, denn es wird hier kein Bier gebraut, sondern wir trinken Wein; einen Wein, zwar nicht von dem stärksten und vornehmsten, aber doch gut und angenehm. Dieser wächst auf unsern Hügeln, welche Tübingen von allen Seiten umgeben; ja auch in meinen eigenen Weinbergen wird er erzeugt, damit du mich für keinen so gar armen Ritter halten mögest. Dann aber auch in ein Weinhaus zu gehen, habe ich nicht nöthig, wenn ich Wein trinken will, denn ich kann ihn daheim aus meinem eigenen Keller holen. Da trinke ich, so oft ich Lust habe, auf gut deutsch und poetisch unter Freunden: doch immer so, daß mein Amt nicht darunter leidet. Auf gut deutsch: weil dieß doch einmal das Volkslaster ist, daß die Deutschen mehr trinken als essen. Auf gut poetisch: weil die Verse der Wassertrinker nichts taugen. Wohlan, ich bringe dirs, Danäus, zur Besiegelung unserer Brüderschaft. Wohl bekomm es mir, wohl bekomm es auch dir. Juchhe, auf ein frisches Alter! Wie? schon seh' ich zwei Sonnen, einen doppelten Danäus, der eine ist mein Bruder, der andere nicht mein Bruder . . . Auf, Spielmann, ehe dir vor Schwindel der Kopf im Kreise geht, und du die Lichter auf dem Tisch doppelt siehst: hast du getrunken, so setze die Flöte an die Lippen und blase dir geschwind die Backen auf. Will mein Lambert Danäus nicht mit meiner Pythia tanzen, so soll er zur Strafe einen Becher leeren. Was sperrst du dich, mein Brüderchen? komm, setze dich zu mir, trink mit mir und entrunzle die Stirn. Was du mir im Zorn vorgeworfen, sei vergessen... Wir sind die besten Freunde, sind Brüder, sind Collegen: ich der Narr meines Fürsten, du der deiner Mitbürger; ich Spaßmacher für mich, du für das Volk; ich der Hofmann Aristipp, du Diogenes der Cyniker, ... beide von Adel, beide Ritter, beide privilegirt, gleich in allen Stücken... Ist das nicht eine schöne Zechgesellschaft?" [1])

Zur Herbstmesse desselben Jahres 1581 erschien von einem gewissen Marcus Wagner, einem Theologen aus Sachsen, ein Adelsbuch, mit einer Vorrede des Magdeburgischen Dompredigers D. Sig=

[1]) Breve responsum Nic. Frischlini adversus injuriosas contumelias, quas Lambertus Danæus, ex aliorum relatu acceptas, circa initium ac finem fuliginosæ suæ Encausticæ scripsit. Hinter Methodus declamandi p. 282—303. Am Schlusse das Datum: Tubingæ 12. April. 81.

fried Sack. Darin befand sich auch ein Abschnitt gegen Frischlins Angriff auf den Adel in seiner oratio de vita rustica, worin er geradezu der Anreizung zum Aufruhr beschuldigt und als ein zweiter Thomas Münzer dargestellt war.[1]) Frischlin glaubte bestimmt zu wissen, „aus was Köcher diese Pfeile flogen;" war doch sein Hauptfeind Anweil kürzlich in Sachsen gewesen, und hatte nach seiner Rückkehr von einer Schrift dieser Art, die gegen Frischlin erscheinen werde, gesprochen: auch war der Standpunkt, aus welchem sie diesen bekämpfte, ganz der des niedern Adels, und dem Verfasser, als einem fahrenden Literaten, ließ sich gar wohl zutrauen, daß er sich von Angehörigen dieses Standes habe in Sold nehmen lassen.[2]) Daher bat nun Frischlin seinen Herzog, ihm zu gestatten, „diesem Pfaff Marx Schelmen auf sein Lugenwagen und sein seyförziischen Lumpensack (bitt um gnädiges Urlaub) eine ausführliche grundfeste Antwort zu geben;" dazu sollte er aber ein Exemplar seiner Rede haben, deren er keines mehr besitze; „letzlich, fährt er fort, dieweil nun die Sach durch die Neidstifter dahin gebracht, daß man dieß Feuer nicht anderst kann löschen, denn mit meinen eigenen Worten, also bitt E. F. Gn. ich um Gottes willen, sie woll die Exemplaria aus dem Arrest thun, und sie für ehrliebende Leut (die bis anher gern für mich gesprochen)

[1]) Von des Adels Ankunfft, oder Spiegel, sammt zweien ritterlichen, adelichen Geschlechtern, als zur Tugend Anreitzung . . ., kurtzer Auszug aus vielen Antiquiteten, Chronicis u. s. f. Durch Marcum Wagnerum, Frimariensem, Theologum & Historicum &c. Mit einer Vorrede Herrn Sigfridi Sacci, der h. Schrift Doctoris und Thumbpredigers zu Magdeb. 1581. Darin: Kurtze, einfeltige bewrische Verantwortung auff das lesterliche, unnütze und fladdergeisterische Geschmeis und Gewesch eines queckenden Fröschleins, so sich titulirt Nic. Frischlinum, P. L. C. P. Cæs. & Professorem in einer namhafftigen hohen Schul in Deutschland. Anno 1580 im offentlichen Druck ausgangen, wider die Ordnung Gottes, den löblichen Adelstand. S. Ersch u. Grubers Encycl. a. a. O.

[2]) Was Frischlin diesem Marx Wagner nachsagt, wollen wir ihm keineswegs auf's Wort glauben; doch mag immer etwas daran sein. Er nennt ihn einen verloffenen Buben, der dreißig ganzer Jahre vagirt (an den Herzog, 1. Jan. 82), der wegen Kirchendiebstahls, und weil er in Schottland aus alten Büchern in Klöstern Blätter ausgeschnitten, hätte gehenkt werden sollen, und nur durch Fürbitte gerettet worden sei. (An den Churfürsten von Mainz, 21. Febr. 90. St. A.)

doch endlich kommen lassen; ist ein Mensch unter den Sonnen, so mit Wahrheit erweisen kann, daß etwas darin famos, so will ich meine Straf drum leiden." Finde der Herzog dieß nicht rathsam, so möge er den angeschuldigten Bogen durch Osiander corrigiren lassen, er, Frischlin, wolle eine kurze Erklärung, oder auch eine neue Vorrede dazu machen, und hoffe, daß dann Jedermann zufrieden sein werde. Dabei beklagt er sich noch über das Benehmen des Obervogts Fritz Herter, der die Jungen vom Adel von ihm und den Studien abwendig mache, täglich mit ihnen auf dem Rathhaus beim Weine liege, „und ist wohl zu besorgen, es werde kein End nehmen, weil wir beede zu Tübingen wohnen. Derenhalben meine unterthänig Bitt an E. F. Gn., wo ich in einer Reichsstadt möcht zu guter Gelegenheit unterkommen, E. F. Gn. wolle mich daran nicht hindern: so will ich auf künftigen Frühling E. F. Gn. Obervögten aus den Augen gehen, dieweil ich ihnen je ein Dorn darinnen bin, und soll mein Herz und Gemüth einen Weg wie den andern gegen E. F. Gn. gesinnet sein und bleiben bis an mein End." [1])

Einen solchen Entwurf, die Stelle gegen den Adel in Frischlins Rede zu mildern, hatte schon früher dessen wohlmeinender Verwandter, Dr. Dietrich Schnepff, gemacht. [2]) Diesen Entwurf ließ sich nun der Herzog schicken; Frischlin aber solle, mit Hülfe seiner Apologie, die ihm, sammt einem Exemplar seiner Rede, doch auf Zurückgabe, ausgehändigt werden möge, alsbald auf ein modestum scriptum zur Vertheidigung gegen die Magdeburger Theologen bedacht sein, das er jedoch Niemanden mittheilen solle, ehe er es dem Herzog vorgelegt und seine Entschließung darüber vernommen haben würde. [3])

Doch der Herzog kannte seinen Mann schlecht, wenn er meinte, dieser werde mit der Abfassung einer Antwort auf eine zur Herbstmesse erschienene Schmähschrift bis in den November gewartet haben: er hatte bereits eine fertig, und schrieb bald darauf noch eine zweite, welche beide aber freilich nichts weniger als modeste scripta waren. Zu ihrer Abfassung gab ihm die wilde Feind-

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 7. Oct. 81. St. A.

[2]) D. Theodorici Schnepfii sententia, quomodo duriora in oratione Frischlini lenienda essent. Fasc. 10. No. 68. St. A.

[3]) Herzogliche Entschließung auf das Bedenken der Räthe, Pfullingen 9. Nov. 81. St. A.

seligkeit des Adels aufs Neue Muße und Anreizung. Eines Abends im September, als er eben am Nachtessen saß, versuchten etliche betrunkene Adeliche seine obere Hausthür zu stürmen, so daß seine schwangere Hausfrau erschreckt zum Rector lief, während er selbst zwei Büchsen in Bereitschaft setzte; doch war glücklicherweise die Thüre stärker als die Ritter. Wie einen Hasen wolle er ihn abthun, hatte sich Einer beim Trunke vernehmen lassen. Noch näher wurde Frischlin das Daheimbleiben im December gelegt, als eine adeliche Hochzeit viele dieses Standes in Tübingen zusammenführte: unerachtet ein besonderer herzoglicher Befehl an sie ergangen war, Frischlin bei dieser Gelegenheit nicht anzutasten, so hielt sich dieser doch während ganzer 8 Tage zu Hause.[1]) In dieser Woche schrieb er seine lateinische Rede gegen Wagner, nachdem er eine deutsche Gegenschrift schon Ende Septembers und Anfang Octobers verfaßt hatte. Wir können beide hier zusammennehmen, weil die zweite nur eine besser geordnete und rednerischer ausgeführte Umarbeitung der erstern ist.[2]) Diese ist nämlich nach den „36 landkündigen Lügen" disponirt, die Marx Wagner gegen Frischlin vorgebracht haben sollte; die zweite will einen andern Gang befolgen, indem sie zuerst Wagners Beschuldigungen gegen die oratio de vita rustica widerlegt, hierauf Frischlins Leumund gegen dessen Schmähungen schützt, und schließlich die Beweggründe beleuchtet, die Wagner gehabt haben möge, gegen ihn zu schreiben. Daß dieser die Rede vom Bauernstande als Ganzes gar nicht gesehen hatte, sondern nur das vom Adel in einer Uebersetzung verbreitete Bruchstück kannte, ist von Frischlin überzeugend nachgewiesen.

---

[1]) Celet. II, p. 156 f.

[2]) Die Titel der beiden Schriften lauten:

Grundfeste, warhafte und unvermeidenliche Antwurtt Nic. Frischlini wider ein ehr- und schandloß Gedicht Marx Wagners, eines Prädicanten, der sich ein Theol. und Historicum nennet, belangend den teutschen Adel. Sammt einer kurzen Erinnerung an ein ganzen Adel und löbliche Ritterschaft teutscher Nation, und einer kurzweiligen Abfertigung der Vorred Seyfrids Sackpfeiffers, im lutherischen Stift zu Magdeburg. Vel tandem vincit odiosa veritas. Manuscript des St. A.

Oratio in Marcum Vaganerum Frimariensem, Saxonem, superioris de vita rustica orationis causa, anno 82 scripta, & demum 87 Pragæ edita. In N. Fr. orationes insigniores aliquot, p. 334—456.

In den Schriften beider Theile sehen wir recht in die Grobheit und Geschmacklosigkeit der Zeit hinein. Hatte Wagner unsern Poeten ein queckend Fröschlein, einen unverschämten Gäckeler genannt, so heißt dieser jenen einen Wag=Narren, Wagenschmierer, einen groben Dilltapp, Bierenderlin, seinen Vorredner Sigfried Sack einen Sackpfeiffer und Säusack; in der lateinischen Rede aber heißt Wagner wegen seines thörichten Vagirens Vaga-narrus, beide zusammen asinus et saccus ejus. Im allerschönsten grobianischen Tone sind vollends die angehängten Reime abgefaßt, wovon eine kurze Probe unter dem Text stehen möge.[1])

In Betreff der Sache, um die es sich handelte, der Fehde mit dem Adel, bringen beide Frischlinische Schriften nichts Neues bei. Das Eigene und Belustigende ist nur, daß sich der Streit jetzt um zwei concrete Figuren, nämlich um die biblischen Personen Kain und Nimrod, zusammendrängt. Frischlin hatte diesen, als den ersten Gründern von Städten und Schlössern, in seiner Rede wenig Gutes nachgesagt. Wagner nimmt sich insbesondere des Nimrod an: als Jäger vor dem Herrn habe er auch Räuber und andere gemeinschädliche Menschen eingefangen, und sei der Gründer fester gesetzlicher Ordnung geworden;

[1]) Abfertigung der Vorred des thummen und dollen lutherischen Predigers im Stift zu Magdeburg, genannt Seyfriz oder Sewförz Sack (mit einem Wort Sewsack) Sr. Mataeologiae Doctoris, meines fürgeliebten Esels.

Unter Anderem: Nun, da ich aber auch dein Namen
Mit Säcken reimen wolt zusamen,
Da fand ich, daß du heißst Sewfrid;
Die letzte Silbe fraß mein Rüd,
Und wie er dapffer um sich frißt,
(Weil er so gern das Sewfleisch ißt)
Da ist von dir (wie vor geschrieben)
Mir nu ein Sewsack überblieben u. s. f.

Folgt dann ein „Widerhall von Marr Wagner und Seyfrid Sackpfeiffer.“ Z. B.
Sie sind zwei lutherische Pfaffen — Affen,
Was macht sie also hart vermessen? — Essen u. s. f.

Unterzeichnet: Tubingae in Frischliniano, Nonis Oct. anno 81.

Sack entschuldigte sich nachher brieflich durch die Versicherung, bei Abfassung seiner Vorrede von dem gegen Frischlin gerichteten Abschnitte der Wagnerschen Schrift nichts gewußt zu haben. Frischlin. Prodrom. in secundum Celet. gr. Dial. F. a.

wer also ihn verunglimpfe, wie Frischlin, der zeige sich als Feind der Obrigkeit. Frischlin dagegen besteht auch jetzt noch darauf, daß Nimrod ein Erzschelm, er und Kain zwei Erzbuben gewesen; „Kain, sagt er, war ein Centaurus, ein Onmensch, ein rechter schmotziger, trotziger Scharrhans." Nicht sie haben das ordentliche Regiment gegründet, das erst in Assyrien, durch Assur u. A. aufgekommen sei; im Gegentheil haben sie sich wider ihre Obrigkeit aufgelehnt, und sich eigene Raubnester und Mördergruben gebaut. Man sieht, wenngleich Frischlin den Vorwurf von sich ablehnt, als leite er die Abkunst des Adels von Kain und Nimrod her, daß er sie doch als Vorbilder der Junker seiner Zeit betrachtet, und auf sie nur deßhalb so heftige Streiche führt, um diese zu treffen; wie Wagner sich für jene wehrt, um dem Adel nichts geschehen zu lassen. Hatte daher Wagner den Frischlin einen Münzerischen Geist genannt, der einen neuen Bauernaufruhr gegen den Adel habe erregen wollen: so erwidert Frischlin, vielmehr sei Wagner ein neuer Münzer, der sich des meuterischen Adels wider die Fürsten annehme und einen neuen Edelmannskrieg entzünden wolle; Jeder achtet den Andern, in dem barbarischen Geiste der Polemik jener Zeit, des Galgens und Rades werth.

Das Persönliche betreffend, so hatte Wagner den Frischlin einen poesitaster genannt. Dagegen läßt dieser seine poetischen Werke der Reihe nach aufmarschiren und setzt mit merkwürdigem Selbstgefühl hinzu: nie sei Jemand so frech und schamlos gewesen, an allen jenen Werken etwas zu tadeln, bis auf diesen Regenwurm! Frischlins moralische Rügen gegen den Adel hatte Wagner in das schiefe Licht gestellt, als wollte jener allein keusch und engelrein sein, da er es doch, wie man wohl wisse, lieber mit gutem Wein und schönen Weibern halte. Diese Mißdeutung weist Frischlin zurück, und bemerkt dann: „Da Niemand dörfte einige Laster auf dem Rathhaus, in der Kirche oder in den Schulen strafen, er wäre denn engelrein, trag ich wahrlich diese Fürsorg, es würd allenthalben ein groß Stillschweigen geben." Was insbesondere den Wein anlangt, so bekennt er auch hier seine poetische Schwachheit für denselben, doch unbeschadet seines Berufes; was aber die Weiber betrifft, so wisse er nur von seiner Frau, „mit welcher er in 13 Jahren, ohne Ruhm zu melden, ehrlich und wohl gelebt, die ihm auch 10 Kinder gegeben habe, davon noch 4 bei Leben."

Die erste dieser Schriften war schon fertig, als Frischlin im October eine Reise nach Basel unternahm, um für seine Uebersetzung des Aristophanes, seine Paraphrasen zu Horaz und Persius, einen Verleger zu finden. Diesen Zweck nun erreichte er nicht, da der Pack, worin die Manuscripte sich befanden, vom Wagen herab verloren ging, und erst später wieder in seine Hände gelangte. Aber die Reise, die ihn unter andern Städten auch nach Straßburg führte, und die Besprechung mit befreundeten Rechtsgelehrten außerhalb des Würtembergischen Gebiets, erneuerten in ihm den Gedanken, den er gleich Anfangs gehabt hatte, seine Sache an den Kaiser zu bringen. So schickte er seine deutsche Antwort gegen Wagner, sammt dessen Schmähschrift und einem Exemplar der Rede de vita rustica (er hatte also doch noch eins), an seinen Gönner, den Vicekanzler Sigismund Viheuser, sie dem Kaiser vorzulegen, den er in einem beigelegten Schreiben um Druckerlaubniß für jene Schrift und um Schutz für seine Person bat. Zugleich traf er Anstalt zu einem zweiten unveränderten Abdruck seiner Rede, mit Angabe der aus andern Autoren entlehnten Stellen am Rande und einer poetischen Zueignung an den Kaiser. Endlich setzte er auch 24 Klagartikel gegen die ersten Anfänger des Handels (Anweil, Herter und Feßler als Uebersetzer) für den Kaiser auf. Wie ihm daher nach seiner Heimkehr der Senat im Auftrage des Herzogs ein Exemplar seiner Rede zum Behuf der Abfassung eines modesti scripti gegen Wagner zur Verfügung stellen wollte, erklärte Frischlin, daß er ein solches nicht mehr brauche, und bald verlautete aus Privatäußerungen von ihm, was er auf der Reise vorgenommen.[1]) Ja er scheint mehr haben verlauten zu lassen, als geschehen war, weil er zu bemerken glaubte, daß diese neue Wendung der Sache seinen Gegnern Schrecken einjage.

Herzog Ludwigs Erstaunen und Unwillen waren nicht gering, als er vernahm, wie Frischlin seinen Bann gebrochen. Unverweilt zog er diesen zur Rechenschaft, der die Anschuldigung nicht in Ab=

---

[1]) Frischlin an den Kaiser, Straßburg, 23. Oct. 81. Rector und Regenten der Universität an den Herzog, Tübingen 26. December 81. Dabei die poetische Vorrede zur Oratio de v. r. an den Kaiser und die 24 Klagartikel, Fasc. 10. No. 80 und 81 des St. A. Vgl. Celet. II, p. 162 ff.

rede stellte, vielmehr seine Schreiben an den Kaiser in Abschriften überschickte, und die Beweggründe seines Handelns auseinandersetzte. Zu dem Wiederabdruck der Rede (der aber damals gar nicht wirklich zu Stande gekommen zu sein scheint) sei er genöthigt gewesen, „denn er sein Lebenlang aus diesem Argwohn nicht kommen könne, darein er durch die Anstifter gebracht sei, so lang die Rede hinterhalten werde". Den Wagner habe er bei dem Kaiser belangt, weil in dessen Schrift auch Kaiser und Churfürsten angetastet seien, was er nach seiner Eidspflicht, damit er römisch Kaiserlicher Majestät als Poeta laureatus und Comes Palatinus verbunden, dem Kaiser anzuzeigen schuldig gewesen. Auch die Verletzung dieser Würden in seiner Person (da Wagner gesagt habe, weil Frischlin sich um ihretwillen höher als Andere dünke, sollte man ihn auf ein höheres Rad legen) könne er nur dem Kaiser klagen, von dem er dieselben erlangt habe. Seine ersten Widersacher aber habe er, als Freie vom Adel und dem Reich ohn Mittel unterthan, vor ihrem ordinario judice ersucht. „Wen nun das Kaiserlich Recht treffen wird, setzt er hinzu, der soll es empfinden; dann ich mir bei meiner Sach nit um ein Haar fürcht".[1])

Diese Verantwortung und besonders die eingesandten Actenstücke, waren nicht geeignet, das Mißfallen des Herzogs zu mildern. Frischlin hatte in seiner Gegenschrift den Sigfrid Sack einen tollen l u t h e r i s c h e n Prediger, im l u t h e r i s c h e n Stift zu Magdeburg, genannt, was dem Kaiser gegenüber als Gehässigkeit gegen das Lutherthum erschien; er hatte neben Luther auch papistische Schriftsteller „und das Allerärgst, die Zwinglianer und Calvinum selbst", als Zeugen angeführt; er hatte von seinem Gehorsam gegen das Haus Oesterreich gesprochen: lauter Punkte, die der Herzog in Frischlins Abschriften mit Strichen und Noten begleitete. Nach vorgängiger Berathung mit dem Hofprediger, dem dießmal Frischlins Entlassung als das Kürzeste und Sicherste erscheinen wollte,[2]) setzte Herzog Ludwig eigenhändig verschiedene Artikel auf, und schickte mit diesen seinen Rath, Dr. Schulter, nach Tübingen, Frischlin im Senat darüber verhören zu lassen. „Weil er, so heißt es unter Anderem in des Herzogs Aufzeichnung, so hoch wider Gebot,

[1]) Der Herzog an Frischlin, 28. December 81. Frischlin an den Herzog, 1. Jan. 1582. St. A.

[2]) Osiander an den Herzog, Stuttg. 6. Jan. 82. St. A.

Verspruch und Theidungen gehandelt, sollen Rector, Cancellarius und Regenten in meinem Namen von ihm aperto et candido animo atque ore begehren, d. h. auf gut Teutsch: er soll mit Ja oder oder Nein antworten, warum et quo inconsulto et impraemeditato animo er dieß scriptum so unsinnigerweis an die Kais. Majestät gelangen lassen, und was er doch für ein irrig, stupide und unglaichnig (ungelenkig) ingenium hab, daß, da in seiner verderbten Sach ihm geholfen, er erst die Roß hinter den Wagen setze und das Bad mit dem Kind ausschütte? Ob er bedacht, auf dem stitzigen stolzen Eselskopf zu bleiben, oder ob er begehr (wie ihm gebühre und sein höchste Nothdurft erfordere, als der schier unwiederbringlich delinquirt), sich zu bessern, und wie man sagt, daß er der Stangen begehr, und also mit höchster Reu begehr um Verzeihung zu bitten, und als ein verpflichter Diener dem Herzog und Senatui zu gehorsamen, so möcht ihm noch geholfen werden". [1])

Mit dieser Instruction erschien nun am 11ten Januar [2]) 1582 Schulter im Senat zu Tübingen. Frischlin wurde vorgefordert, und ihm ein herzogliches Schreiben übergeben, das er mit lauter Stimme vorlas, wie hernach des Herzogs Schreiben an die Universität durch deren Notar verlesen wurde. Hierauf machte ihm der Kanzler Andreä im Namen des Herzogs den Vorhalt und vernahm seine Verantwortung, deren Hauptpunkte Frischlin dem Herzog auch schriftlich einschickte. Auf die Erinnerung an die übernommene Verpflichtung, in diesem Handel nichts zu schreiben oder zu verbreiten ohne des Herzogs Wissen und Willen, erwiederte er, dieses Mandat sei kein allgemeines gewesen, dadurch beiden Theilen Stillschweigen auferlegt worden, und hätte auch der Herzog denen zu Magdeburg oder auswärtigen Adelichen, z. B. den fränkischen, Stillschweigen auflegen wollen, so könne er selbst erachten, daß diese Gesellen nicht viel darauf gegeben haben würden; daß aber einem Theil silentium imponirt werden solle, und der ander Theil Gewalt haben, in Haufen hinein zu lästern, zu schänden und zu schmähen, wie Marx Wagner gethan, das werde der

[1]) Artikel, die man dem Frischlin vorhalten soll. Fasc. 10. No. 83. St. A.

[2]) Das Senatsprotokoll hat den 17ten, Crusius def. nec. p. 215 den 11ten. Da im Senatsprotokoll die nächste Sitzung das Datum vom 12ten trägt, so ist wohl Ersteres ein Schreibfehler und Crusius hat das Richtige.

Herzog selbst für unbillig erkennen. Daß er durch seine Klage bei'm Kaiser wider seine unterthänige Gebühr gegen den Herzog gehandelt haben solle, könne er nicht ermessen, und weil er nun die ganze Sache diesem höchsten Richter auf Erden übergeben habe, und von ihm Recht nehmen oder verlieren wolle, so bitte er den Herzog, ihn ungekränkt den Kaiserlichen Bescheid erwarten zu lassen. Würde aber der Herzog aus Besorgniß vor dem Adel etwas gegen ihn vornehmen zu müssen glauben (so schließt Frischlin seine schriftliche Verantwortung) „so ist dieß mein letztes Begehr an E. F. Gn., sie wolle mich gnädig meines Diensts entlassen, damit ich mich unter Kaiserlicher Majestät und des Römischen Reichs ausgespannte Adlersflügel begeben mög; denn eh E. F. Gn. oder Jemands im Land zu Würtemberg sollte von meintwegen etwas Leidigs begegnen, so bin ich ganz gutwillig und erbietig, mein Weib und Kinder an die Hand zu nehmen, und innerhalb 8 Tag aus dem Land zu ziehen". [1])

Nachdem Frischlin Aehnliches damals auch mündlich im Senat vorgebracht hatte, womit aber der herzogliche Abgesandte zufriedener war als die Senatsmitglieder, wurde er gegen das eidliche Versprechen, vor Austrag der Sache nicht aus seiner Wohnung zu weichen, entlassen. So stellte denn auch in der Senatssitzung des folgenden Tags Schulter die Fragen ganz günstig für Frischlin so: es sei nun zu berathen, 1) wie diesem scripto (gegen Wagner) zu begegnen und die Verbitterung abzulehnen? 2) wie Frischlin selbst zu gewinnen und ad magis emendatam vitam zu bringen? Aber alsbald drehte der Professor jur. Vogler die Sache anders: die erste Frage sei, ob man den Frischlin behalten wolle, oder nicht? Nein, meinte der Mediciner und Philosoph Planer, er sei ein übelthätiger, meineidiger Mensch, und in keiner ehrlichen Gesellschaft zu dulden. Nein, meinte auch Crusius: er lasse nicht ab zu verläumden, störe den Frieden der Universität, habe alle Facultäten angegriffen, mache Parteien, suche die Jugend an sich zu ziehen und von den übrigen Professoren abwendig zu machen.

---

[1]) Senatsprotokoll vom 17. (11.?) Jan. 82. Frischlin an den Herzog, Tübingen 9. Jan. 82. St. A. Da Frischlin in diesem Schreiben schon auf die Punkte des herzoglichen antwortet, das ihm in jener Senatssitzung eingehändigt wurde, so ist entweder auch dieses Briefdatum unrichtig, oder hatte ihm Schulter schon vorher Privatmittheilungen gemacht.

Die vom Adel habe er so erbittert, daß sie ihre Söhne nicht mehr nach Tübingen schicken wollen. Dann wühle er die freien Künste um, wolle ein Cornelius Agrippa sein und novas artes fingiren. Besserung sei keine von ihm zu hoffen, und wenn man schon ein Entschuldigungsschreiben edire, werde es doch keine Gültigkeit haben, es werde dann ein sigillum, d. h. die Strafe der Entlassung, davorgehängt. Dagegen sprach Hochmann sein Bedauern mit dem Manne aus: er sei grundgelehrt, sein Gevatter, dem er Ehr und Gutes gönne; in dem Handel mit Wagner habe er nicht so gar Unrecht gehabt, sei herausgefordert gewesen, habe aber das Maß der Vertheidigung überschritten; seine Schmähsucht gefalle ihm nicht, auch habe er bisher die Gnade des Herzogs mißbraucht; doch möchte er, der Redner, lieber, daß man ihn behielte und auf Mittel dächte, ihn zur Besinnung zu bringen. Vor etlichen Jahren, äußerte der Mediciner Vischer, habe auch er noch Hoffnung gehabt, jetzt aber diese gänzlich aufgegeben; der Mann mache einen Handel über den andern, auch verlaute, daß er kein getreuer Ehmann sei. Da nun auch Kanzler Andreä meinte, seine Entlassung wäre die beste Entschuldigung des Herzogs wie der Universität bei Kaiser und Adel, und daran erinnerte, wie er von jeher gegen Frischlins Anstellung gewesen, so wurde endlich auf Burckards, des Artisten, Antrag hin beschlossen, ihm die privilegia Universitatis aufzukündigen, und dem Herzog zu überlassen, was er weiter mit ihm machen wolle. Mittlerweile blieb Frischlin in seine Behausung verstrickt, sollte jedoch seine Besoldung bis zur Entscheidung des Herzogs noch zu genießen haben.[1])

Obwohl er sich während dieser Verstrickung mit literarischen Arbeiten, besonders mit der Ausarbeitung seines astronomischen Werkes nach den früher gehaltenen Vorlesungen, beschäftigte, so wurde ihm doch die Zeit bald lang, er erlaubte sich wohl einmal, ein paar Häuser weit zu gehen und bei seinem alten Lehrer Crapner zu speisen, und suchte endlich im März in einem reumüthigen Schreiben um Entlassung aus seinem Arreste nach. Auf des Herzogs Anmahnung nahm nun der Senat am 22ten März die Sache von Neuem vor, und verschiedene billig denkende Männer waren der Meinung, da Frischlin seine Fehler zu erkennen scheine, so sollte man's noch einmal mit ihm

[1]) Senatsprotokoll vom 12. Jan. 82.

versuchen. Andere aber argwöhnten, es sei ihm mit seiner Supplication nicht Ernst, er werde dazu angewiesen worden sein und der alte Frischlin bleiben. Es behielte Keiner einen solchen Knecht in seinem Haus, rief Crusius, man habe Andere entlassen, die sich nicht so schwer vergangen wie er (kurz vorher, da es sich um Entlassung eines Professors wegen gemeinen Geldunterschleifs handelte, hatte Crusius mit den Worten widersprochen: nein, wenn man Frischlinum dimittire, so wolle er diesen auch dimittiren); und Burckard wollte von der für das Haus Würtemberg verkleinerlichen Aeußerung Frischlins wissen, die Adlersflügel seien stärker denn die Hirschhörner. So blieb der Senat bei seinem vorigen Entschlusse stehen.

Aber am 7ten April lief ein herzogliches Schreiben ein, das die Universität anwies, den Frischlin auf sein Wohlhalten wieder zu seinen Lectionen kommen zu lassen, und am 20ten erschien abermals Schulter zur Verhandlung. Andreä's einleitender Vortrag war sehr bitter: Man habe mit Frischlin schon vorher Alles versucht; bei der letzten Verhandlung habe er nur gelacht und gehöhnt; er verachte Alle an dieser Universität; solche Menschen regiere nicht der heilige, sondern der böse Geist; in der Kirche setze er sich aus Hochmuth von den Professoren weg; seine Hausfrau habe neulich mit weinenden Augen geklagt, daß er auf Niemand hören wolle: doch dem Herzog zu Gefallen wolle er der Herren Meinung vernehmen. Die Mehrheit zeigte sich nun geneigt, Frischlin mit scharfem Verweis und einer Urfehde probweise wieder anzunehmen; wozu Vogler die Bemerkung fügte, wenn man's nur dahin brächte, daß der Herzog ihm keinen Rucken mehr hielte, würde er desto schmeidiger werden. Nur Crusius mit wenigen Andern blieb in seiner unbedingt feindseligen Stellung. Hopfen und Malz, sagte er, sind verloren an diesem gottlosen, stolzen, meineidigen und undankbaren Menschen; in der ganzen Stadt ist er wegen Ehebruchs verrufen, er gereicht der Universität zur Schande und zum Schaden; er bleibt böse; wenn es wahr ist, daß er eine Schrift: Echo, gegen die Lutheraner, nach Ingolstadt geschickt und Reime gegen den Adel geschrieben hat, was mag Guts daraus werden? Und nun brachen auch persönliche Schmerzen und Aengsten durch. Ein junger Mensch habe ihm gesagt, Frischlin wolle eine Rhetorik gegen ihn schreiben; er fürchte sich nicht, werde ihm respondiren; jener solle vorher

seine apostasiam und adulterium verantworten; auch sei ausgekommen, daß er gegen des Herzogs Besitzrecht auf die Klöster gesprochen habe. Auf Schulters Bemerkung, den mildern Weg habe der Herzog auch deßhalb versuchen wollen, weil Frischlins Abgang der hohen Schule beschwerlich fallen würde, erwiederte Andreä: „Der Mann schadet der Schul mehr dann Niemand weiß, und müssen alle Anderen seiner entgelten und dürfen nicht sicher ausgehen. Die Ehre unseres Herrn Jesu Christi wird verletzt durch diesen Menschen."

Der Commissär meinte nun, man solle Frischlin vorbescheiden, ihm seine Verfehlungen noch einmal vorhalten, und ihn dann gegen Urfehde seiner Verstrickung entlassen. So erschien Frischlin abermals im Senat, und wurde vor Allem wegen des Echo gegen die Lutheraner und der Reime wider den Adel zur Rede gestellt. Eine Lobschrift auf den bairischen Adel, der ihn bisher vertheidigt, habe er geschrieben, erwiederte Frischlin; das Echo sei gegen Wagner; auf die Anweisung, die Sache vorzulegen, führt er etliche Stellen von Erasmus, Petrarca, Geiler von Kaisersberg an, das Uebrige behauptet er nicht finden zu können.[1]) Ausflüchte, unbeständige Antworten! meinte der Kanzler; es sei ihm bei seinem Eid auferlegt gewesen, nichts zu schreiben oder zu spargiren, und doch habe er das Echo nach Ingolstadt geschickt, warf ihm der Rector vor. Nun brauste Frischlin auf. Weil man ihm denn das Maul gar verbinden wolle, der sich docendo et vivendo wohl verhalten, so begehre er auf der Stelle seinen Urlaub. Was will man nun mit diesem Manne machen? rief der Rector Heerbrand. Ist kein einige mica salutis in ihm, respondirte der Kanzler Andreä; man solle nichts weiter mit ihm verhandeln, sondern dem Herzog berichten, wie er sich gebärdet, der werde darauf hin gewiß andern Sinnes werden. Als er hierauf in seinen Hausarrest zurück sollte, wurde Frischlin von Neuem wild. Er zweifle, ob der Herzog befugt, ihn so lang in einer Verstrickung zu halten, in welcher er vor den Adelspersonen seines Lebens nicht

[1]) Nach Celet. II, p. 162 b. f., hätte es sich um seine Apologie gegen Wagner gehandelt, die er an Johann Engard, P. L., nach Ingolstadt geschickt habe, mit dem Auftrag, im Fall auch der bairische Adel etwas gegen ihn unternehmen wollte, dieselbe durch Sartorius drucken zu lassen. Sie enthielt am Schluß ein deutsches Echo, s. o. in der Note. Das Echo Angeli Raphaelis gegen die Jesuiten, woraus Crusius, def. nec. p. 268 den Vers anführt: Quæ merx quam tibi Papa gignis? Ignis — ist eine andere, frühere Arbeit Frischlins.

sicher sei; ihre Angriffe auf ihn werden nicht bestraft, in des Herzogs Marstall sei ein Pasquill gegen ihn ausgeheckt worden; er sei nicht schuldig, seine Verstrickung zu halten und länger zu bleiben, wolle von Stund an auf sein und dem Kaiser zuziehen, ihm zu klagen, wie man mit ihm umgehe.[1])

Von dieser Hitze kam aber Frischlin doch zurück, und bequemte sich wieder zum Hausarrest, den er sich durch sein Aufbrausen um einen Monat verlängert hatte. Am 24ten Mai kamen der Landhofmeister Erasmus von Laimingen, der Vicekanzler Schulter und der Probst Magirus als herzogliche Abgeordnete nach Tübingen und beschieden Frischlin auf den andern Morgen vor sich auf das Schloß. Erschreckt ließ dieser noch am Abend seinen „Schwager" Schnepff[2]) zu sich bitten, der ihm beruhigende Auskunft gab und ihn am folgenden Tage bei dem Gang auf das Schloß begleitete. Hier waren außer den herzoglichen Commissarien noch der Rector und die vier Dekane, unter denen Crusius, anwesend. Dieser benützte die Gelegenheit, gegen den bedrängten Collegen auch noch die persönliche Klage, die er schon in der Senatssitzung vorgebracht hatte, in die Wagschale zu werfen. Im Jahr vorher hatte Crusius auf höheren Befehl aus seinen rhetorischen Quästionen eine Epitome gezogen, für welche er vom Herzog mit 30 fl. belohnt worden war. Gegen dieses Compendium hatte Frischlin beißende Anmerkungen geschrieben, die er handschriftlich unter den Studirenden herumgehen ließ.[3]) Das war freilich nicht in der Ordnung; aber Crusius war selbst schuldig, daß zwischen beiden Collegen Kriegszustand herrschte. Diesem Ankläger stand Dr. Schnepff als Fürsprecher gegenüber, und da auch des Herzogs Gesinnung, welche dessen Abgesandte vertraten, noch nicht von Frischlin abgewendet war, so wurde dieser, obwohl unter harten Be=

[1]) Senatsprotokoll vom 10., 22. und 25. März, 7. und 20. April 82. An den Kaiser scheint sich Frischlin kurz vorher aus seiner Verstrickung gewendet zu haben, da sich nach Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, I, S, 513 Anmerk. 143, in dem Reichsarchiv zu Wien eine Bittschrift Frischlins an den Kaiser, vom 17. April 1582 aus Tübingen datirt, sammt einer acht Bogen starken, doch nicht vollständig erhaltenen, Verantwortung, findet.

[2]) Bei dieser Gelegenheit sagt Frischlin von ihm: Fuit parvo corpore multo major, quam Jacobus Andreas tuus (zu Crusius) crassa & vasta sui mole. Celet. II, p. 164 b.

[3]) Noch vor seinem Abgang nach Laibach suchte er diese Schrift durch einen Dänen, Namens Andreas Krag, zu Basel vergeblich zum Druck zu bringen; ob unter

dingungen, wieder in Freiheit und Amt gesetzt. Man ging vom Schlosse in den Bebenhäuser Hof herunter, und hier mußte Frischlin eine Urfehde unterzeichnen, des Inhalts: fortan dem Herzog, dem Rector und Senat allen schuldigen Gehorsam zu leisten, sich alles Schreibens und Practicirens in der Sache mit dem Adel zu enthalten; keine Schrift mehr zu Jemands Unglimpf, insbesondere nicht gegen einen der Professoren, ohne Erlaubniß des Herzogs, Rectors und Senats, herauszugeben, weder öffentlich noch heimlich, weder unter eignem noch unter fremdem Namen, noch auf irgend eine Weise; überhaupt sich nicht mehr in Sachen zu mengen, die seines Amts nicht seien, sondern seinem Beruf treu, fleißig und ehrbar vorzustehen. Diese Urkunde war doppelt ausgefertigt; Frischlin unterschrieb und besiegelte sie, und es wurde ein Exemplar dem Herzog, das andere dem Senate zugestellt. [1])

Zwei Tage darauf bedankte sich Frischlin in einem besonderen Schreiben nächst Gott bei dem Herzog, als seinem „höchsten Patron und theuersten Schatz auf dieser Erden," daß derselbe seinen (Frischlins) Zorn gegen seine Feinde, die mehrentheils der Universität angehören, „so gnädig und väterlich aufgenommen, und die Sachen so schleunig zu allem guten End dirigirt, daß ich nun (fährt er fort) dieß treu, lieb, theuer, werth Herz nicht kann genugsam erkennen, viel weniger mit genugsamer Dankbarkeit loben, rühmen und preisen." Dabei verspricht er, die übernommene Verpflichtung, ob Gott wolle, in alle Ewigkeit so viel menschlich und möglich zu halten und zu vollstrecken; die Exemplare seiner Schriften gegen den gottschändigen Wagner habe er fast allenthalben her wieder zur Hand gebracht und verbrannt, und bitte nun den Herzog, seine Apologie gegen Wagner durch verordnete Personen prüfen, mindern, mehren, ändern und darnach drucken zu lassen: ihm solle Alles, wie es der Herzog machen werde, wohl und herrlich gemacht und gethan sein. [2])

Krags, oder seinem eigenen Namen, darüber wurde zwischen ihm und Crusius viel hin und hergestritten. Vgl. Crus. Antistrig. p. 277. Def. nec. 226 ff. Justa, vera & postr. resp. p. 52 f. Resp. adv. Popp. III, p. 53 f. Dagegen Frischlin. Dial. I, p. 178 f. Popp. III, p. 33. Celet. II, 67 f.

[1]) Crus. defens. necess. p. 215. Justa, vera & postr. resp. p. 42. Resp. adv. Popp. III, p. 11 f. Frischlin. Celet. II, 164 b. f.

[2]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 27. Mai. 82. St. A.

Zweites Buch.

Frischlin auf der Wanderschaft.



Erstes Kapitel.

Frischlin als Rector in Laibach.

Seine grammatischen Reformplane.

„Durch eine wunderbare Schicksalsfügung geschah es, erzählt Frischlin, daß in derselben Stunde, als jene Verhandlungen auf dem Schlosse mit mir gepflogen wurden, Johann Dianer aus Crain nach Tübingen kam, mit einem Schreiben der dortigen Stände, worin sie mich zum Rector ihrer Landesschule beriefen." [1]) Auch in Laibach nämlich, wie in Grätz, hatten die fast sämmtlich protestantischen Adeligen eine Schule errichtet, und da deren Rector, Adam Boheritsch, altershalber nicht mehr tüchtig schien, wünschten sie einen Mann an seine Stelle, der die Schule „instauriren und erheben" möchte. Als ein solcher sei ihnen, schrieben sie an den Herzog von Würtemberg, durch etlich christliche und treuherzige Personen der hochgelehrte Dr. Nicodemus Frischlinus gerühmt worden, und da schon des Herzogs Herr Vater hochseliger Gedächtniß seine christliche und fürstliche Gesinnung gegen dieses Crainlands neugepflanzte zarte Kirchen und Schulen Augsburgischer Confession in mehr Weg, besonders aber durch Hereinsendung tauglicher Personen, bethätigt habe, so bitten sie den Herzog Ludwig, ein Gleiches zu thun, und ihnen den Frischlin wenigstens auf einige Jahre für ihre Schule zu überlassen. [2])

Ganz so unerwartet zwar, wie er es darstellte, kam dieser Ruf für Frischlin schwerlich. Dem Crusius berichtete später der Laibacher

[1]) Frischlin. Celet. II, p. 165 b.

[2]) Die Stände der Landschaft Crayn an den Herzog, Laibach 1. Mai 1582. St. A.

Prediger Georg Dalmatinus, Hieronymus Megiser sei es gewesen, der, damals Erzieher in der Nähe von Laibach, zuerst die Aufmerksamkeit auf Frischlin gelenkt habe. Dieser habe ihm nämlich aus seiner Verstrickung geschrieben, daß er eine, wenn auch noch so geringe Schulstelle auswärts seiner jetzigen Stellung vorziehen würde. Man habe wegen Frischlins Sitten und seiner Verwicklung mit dem Adel Bedenken gehabt; doch Megiser habe alles Gute versprochen. So sei die Sache von den Schulinspectoren an die Obern gebracht worden, und der Ruf zu Stande gekommen.[1])

Aber ebensowenig wie die Vorzüge, waren die Schattenseiten an Frischlin den Crainern blos zufällig bekannt geworden; sondern, wie dort ein Freund, so hatte hier der alte Erzfeind die Hand im Spiele. Crusius war es gewesen, der (wie er sich nachmals nicht entblödete zu versichern, aus purem Mitleid mit einem Manne, der seine schönen Gaben so schlecht anwende)[2]) im Januar jenes Jahres an den Rechtsgelehrten Dr. Finckelthaus in Grätz geschrieben hatte, Frischlin sei beim Adel verhaßt, von den Theologen Sack und Wagner angeklagt, habe Berufung an den Herzog eingelegt, sei aber nicht zugelassen worden. Da sehe man die Früchte des Uebermuths, der Lügenhaftigkeit und des Undanks gegen die Lehrer. Die gegen ihn schreiben, klagen ihn auch des Ehebruchs an.[3]) Da dem Dr. Finckelthaus diese Nachrichten nicht als Geheimniß mitgetheilt waren, so fand er keinen Grund, sie für sich zu behalten, und bei dem genauen Verkehr der drei verbundenen Landschaften, Steiermark, Kärnthen und Crain, thaten sie nun in Laibach

---

[1]) Crusius contra Frischlinum, Mspt., p. 215.

[2]) Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 12: quod tamen privatim, commiserationis tantum causa, quod tale ac tantum ingenium ita male suas dotes collocaret, tecte scriptum erat. Mit Recht sagt Jakob Frischlin darauf, im Frischlinus rediviv. E. 6: Pfui Teufel, Crusi, quam falsus hypocrita frater!

[3]) Der Brief lautet, in des Crusius Græcolatino chao verborum, wie Frischlin es nennt, so: Ὁ Φρισχλῖνος invisus est Nobilitati: accusarunt eum Theologi, Saccus & Wagnerus: ipse provocavit ad principem, non est admissus. Hi sunt fructus τῆς ὑπερηφανίας καὶ τῆς φιλοψευδείας καὶ τῆς ἀχαριστίας πρὸς τοὺς διδασκάλους. Qui contra ipsum scribunt, accusant hominem etiam τῆς μοιχείας. Frischlin. Celet. II, p. 163 b.

ihre Wirkung. Sie fielen aber um so mehr in's Gewicht, als der Gewährsmann Crusius im Auslande um seiner Gelehrsamkeit und einer gewissen Würde willen, die er sich zu geben wußte, in großem Ansehen stand.

Frischlin scheint durch den Crainischen Abgesandten von diesem Brief erfahren zu haben, und wir begreifen seine Entrüstung, als er sehen mußte, wie der Mann, der in der Heimath ihn auf keinen grünen Zweig hatte kommen lassen, ihm auch in der weitesten Ferne sich in den Weg stellte. Nur um so mehr erschien ihm der doch zu Stande gekommene Ruf als ein Werk der Vorsehung. „Denn, schreibt er an seinen Herzog, weil meine Feind und Mißgönner bei der Universität mich nicht allein hie zu Tübingen mit Gewalt hinter die Thür zu setzen, und alle meine honores, ja auch die Gaben Gottes, so in mir sind, mit Füßen zu treten begehren, sondern auch über hundert Meil Wegs hin und wieder mit ganz ehrenrührigen Briefen mich schänden und schmähen, und nichtsdestoweniger meine Lehrer sein wollen: so spür ich hie, daß der barmherzig Gott allenthalben seine Leut verordnet, die mich in Ehren, lieb und werth haben, vertheidigen und herfürzuziehen begehren." Die Frage wegen Annahme dieses Rufs betreffend, falle es ihm zwar schwer, mit Weib und Kind die weite Reise bis an die türkische Gränze zu machen, seinen gnädigen Fürsten zu verlassen, und sich unter einen fremden, katholischen zu begeben, sein ruhiges Amt mit einem mühseligen zu vertauschen: aber andrerseits „ist weltkündig, schreibt er, daß ich und mein Weib und Kinder hie zu Tübingen in einem solchen erbärmlichen Neid und Haß sind, dazu in solcher Gefahr stehen, dergleichen niemals erhört worden." Denn ob ihm wohl vom Herzog eingebunden worden, sich vor seinen Feinden zu ducken, und nach der Lehr Gottes feurige Kohlen auf ihr Haupt zu schütten; ob er auch seit Jahren so eingezogen gelebt habe, daß er (dieß rechnet er sich hoch an) zu keiner Zech, zu keiner Mahlzeit gegangen, sondern allezeit daheim geblieben, seinem Beruf ausgewartet und viele Bücher geschrieben, auch aller seiner Feinde nur im Guten gedacht habe (hier rühmt er sich zu viel): so sei doch der gefaßte unmenschliche Neid und Haß bei diesen Leuten, sonderlich bei seinen Collegen, so groß, daß er sich in Ewigkeit nicht abessen werde. „Deßwegen denn mich hie zu leben verdreußt, und dieweil mir

meine opera et lucubrationes von ihnen unterdruckt, veracht und verworfen werden, auch hie zu Tübingen meine scripta scholastica nicht könnten gedruckt, viel weniger herfürgezogen werden, so mag ich keine Feder ansetzen, und braucht mir Niemand allhie das Schreiben zu verbieten: wer da will, der mag Aeneida Virgilii und Horatium paraphrasiren; wer da will, der mag Panegyricos, Comoedias und Tragoedias schreiben; denn weil ich nun in die 200 Bogen beieinander hab, darnach alle exteri homines schreien, und aber dasselbe Alles mir herniedergeschlagen ist: so mag ich nicht mehr schreiben und ist mir aller Muth entfallen." Was seine Lection in Tübingen betreffe, so sei dieselbe also beschaffen, daß der Herzog die Leut in großer Anzahl habe, welche Virgilium und Caesarem ebensowohl und vielleicht besser dann er der Jugend fürlesen können. Derselbe möge ihn also ziehen lassen, und er dagegen sich verbindlich machen, 1) durch seine Amtsführung dem Evangelium, dem Herzog und der Universität Tübingen Ehre zu machen; 2) der verloffenen Sach am wenigsten nicht zu gedenken, sondern des Herzogs und der Universität in öffentlichen Reden und Schriften in allen Ehren Erwähnung zu thun; 3) wenn der Herzog und die Universität über kurz oder lang seiner wieder bedürfen sollten, sonderlich da etwa eine höhere Lection vaciren möchte, daß er dann zu dem Herzog als seinem theuersten und werthesten Schatz auf Erden und zu seinen Collegen, tanquam interea loci reconciliatis et optimis amicis, zugleich aber auch zu seinen vorigen commoditatibus et beneficiis, wiederum mit allen Freuden kommen möge und wolle. Diese Bitte, die auch sein Weib und seine Kinder mit aufgehebten Händen unterstützen, werde, so hofft Frischlin, der Herzog nicht abschlagen; „denn weil diese unversehene Vocation ohne Zweifel durch sonderliche Anschickung Gottes geschieht, als der mich — sagt er — praeter omnem spem meam eine Zeit lang aus meiner Feinde Rachen zu nehmen und quasi zu subduciren begehrt: so zweifelt mir nicht, da mir sollt künftig (wenn ihn der Herzog nicht fortließe) eine Schmach begegnen, das Gott behüt, würd E. F. Gn. ihr selber allerlei Gedanken schöpfen, und sich um meine Person, als ein treuherziger Fürst, nicht wenig reuen". [1])

---

[1]) Frischlin an den Herzog, 27. Mai 82. St. A.

Landhofmeister und Vicekanzler, deren Bedenken der Herzog verlangte, waren der Meinung, Frischlin wäre zwar, wenn er sich weisen lassen wollte, bei der Universität wohl zu gebrauchen; auch sei zu besorgen, daß er in Crain unter Jesuiten und andern Papisten mit seiner gewohnten Unbescheidenheit bald solche Händel anfangen möchte, welche sowohl ihn selbst, als die gutherzige Landschaft und deren Kirchen in Crain, („so ohne das des Evangelii halben gar leins, wie man zu sagen pflegt, sitzen") leicht in Gefahr und Beschwerlichkeit bringen könnten. Dennoch, näher erwogen, solle man ihn hinziehen lassen. Denn seiner Gelehrsamkeit nach werde die Landschaft mit ihm zum Besten versehen, und solche Aushülfe dem Herzog und der Universität rühmlich, auch ihm selbst, der noch nicht viel in der Fremde gewesen, der Umgang mit unbekannten Menschen vielleicht eine heilsame Schule sein: wogegen, wenn er in Tübingen bliebe, der noch keineswegs gründlich getilgte Haß zwischen ihm und den Professoren leicht wieder ausbrechen könnte, „bevorab weil er sich selbst nicht im Zaum hält und viel superiores neben ihm nicht leiden kann." Uebrigens möge man ihn vorher eine Obligation unterschreiben lassen, „und da es gleich bei ihm nicht allerdings verfahen, sondern er ihr jeweilen etwas entlaufen und aus seiner Unbescheidenheit etwas Ungerads erfolgen sollte, so würde man es doch zuversichtlich an ihm als einem Poeten wenig achten"; auch werde ja die Landschaft wohl vorher Erkundigung über ihn eingezogen haben.[1])

Da der Senat der Universität natürlich gegen Frischlins Abgang nichts einzuwenden hatte, und selbst seine Gönner und Freunde in demselben ihm jetzt forthalfen,[2]) so erging unter dem 12ten Juni ein herzogliches Schreiben an die Verordneten der Landschaft zu Crain, worin die Gewährung ihrer Bitte ausgesprochen und von Frischlin gesagt wurde, man „wolle sich zu ihm versehen, er werde seiner Erudition und Geschicklichkeit nach solchem officio mit sonderem Ruhm und Nutzen vorstehen können; nachdem er aber ein poeticum ingenium, und solche Leut bisweilen etwas frisch, auch ihre affectus nicht jederzeit wissen zu temperiren, werdet ihr deßhalben (wo vonnöthen)

[1]) Landhofmeisters, Vicekanzlers rc. Bedenken, Stuttg. 29. Mai 82. St. A.

[2]) Senatsprotokoll vom 2. Juni. Rector und Regenten an den Herzog, Tübingen 4. Juni 82. St. A.

auf ihn, als einen jungen Mann, desto bessere Inspection haben und ihn in gebührender Moderation zu halten wissen.“ Am folgenden Tag unterschrieb dann Frischlin eine Obligation, wie er sich selbst dazu erboten hatte, wobei nur im zweiten Artikel noch bestimmter gesagt war, daß er „fürnehmlich auch aller scommatum und famosorum libellorum, oder dergleichen epigrammatum, in Reden und Schreiben sich enthalten wolle.“[1])

Am 16ten Juni erschien Frischlin im Senat, meldete seinen Ruf nach Crain und die herzogliche Erlaubniß, demselben zu folgen, dankte für die Wiederaufnahme nach der Suspension, bat Alle und Jede um Verzeihung, die er aus jugendlicher Hitze beleidigt haben möchte, und ersuchte für sein jetziges Vorhaben um ein Zeugniß und Empfehlungsschreiben. Allein da stieß er auf Schwierigkeiten. Er bedürfe keines testimonii, hieß es in der Senatsverhandlung; wo er aber durchaus eins verlangte, wollte man ihm ein solches geben, das er gewiß nicht fürzeigen würde; und so wurde ihm vermöge Senatsbeschlusses gerathen, von seinem Gesuche abzustehen und sich an der Empfehlung des Herzogs genügen zu lassen.[2]) Daß Frischlin, wie Crusius berichtet, er selbst aber in Abrede stellt, bei'm Abschiede zu Dr. Johann Brenz gesagt hätte: „Mein stolzer Kopf und übelredend Maul bringen mich hinweg; o hätt' ich euch gefolgt, die ihrs gut mit mir gemeint habt!“[3]) wäre in einer weichen, erregten Stimmung denkbar, doch immer nur die halbe Wahrheit gewesen, womit er sich selbst Unrecht gethan hätte; was einem Menschen seiner Art sehr leicht, einem Crusius aber freilich niemals begegnen konnte.

Der Unfreundlichkeit der Universität gegenüber erwies der Herzog auch dem aus seinen Diensten Getretenen seine Huld. Es fragte sich, ob der Jahrgehalt, der ihm für seine Hochzeitbeschreibung ausgeworfen worden war, ihm auch außer Lands verabreicht werden sollte. Frischlin seinerseits meinte zwar, „weil sein carmen noch nicht gestorben, sondern in der ganzen Christenheit lebe, warum sollte das honorarium zu Grunde gehen?“ Uebrigens, wenn es ihm der Herzog (dessen er sich

[1]) Schreiben des Herzogs an die Verordneten der Landschaft zu Crayn, St. 12. Juni. Obligatio Frischlini, 13. Juni 82. St. A.

[2]) Senatsprotokoll vom 11. und 19. Juni. Crusius, def. nec. p. 145. 221.

[3]) Crus. a. a. O. Frischlin. Celet. II, p. 91 b.

doch nicht versehen wolle) abzustricken gedenke, so bitte er, derselbe möge seiner armen Mutter, „so ein Wittfrau zu Balingen mit zwo Töchterlein, die fürohin seiner Handreichung beraubt sein werden, von diesem seinem subsidio etwas zu ihrer Ergötzlichkeit widerfahren und jährlich reichen lassen.“ Doch bei Herzog Ludwig bedurfte es kaum der Erinnerung seines Melchior Jäger, daß Frischlins Begehren billig sei, daß man an dem Gehalt ein Mittel habe, „ihn desto besser im Zom zu halten“, und daß er denselben ja durch Uebersetzungen und andere Arbeiten abverdienen könne: der gütige Fürst ließ ihm das beneficium, auf Abkünden; der Erwartung, wie es in dem Erlasse hieß, daß er sich solcher Gnade nicht selbst unwürdig machen werde.[1])

Am Tage Johannis Baptistä 1582 zog Frischlin, vorläufig ohne seine Familie mitzunehmen, von Tübingen ab.[2]) Er benützte die Wasserstraße, fuhr auf der Donau bis Wien, und reiste dann durch Steiermark nach Crain weiter.[3]) Bei seiner Durchreise durch Grätz wurden ihm, seiner Versicherung nach, lockende Anerbietungen gemacht, die er aber um so weniger sich aufgelegt fühlen konnte, weiter zu berücksichtigen, je herzlicher gleich nachher seine Aufnahme in Laibach war. „Diese gottseligen Leutlein“ hielten ihn gleich fest und schlossen mit ihm auf 3 — 4 Jahre, sofern der Herzog ihn nicht früher zurückverlangen würde, ab. Nun ließ er seine Familie nachkommen, und nahm einstweilen bei M. Christoph Spindler, einem Landsmanne aus Göppingen, der seit 13 Jahren evangelischer Prediger in Laibach war, sein Quartier.[4]) Man versah seine Wohnung mit Hausrath; sein Einkommen belief sich mit dem Schulgeld auf 450 fl., wozu noch beinahe tägliche Wildpretsendungen und andere Geschenke von Seiten des Adels kamen. Nachdem er in Gegenwart der Schulinspectoren und verschiedener Vornehmen eine Antrittsrede (nicht ohne allerlei, besonders grammatische, Ausfälle) gehalten, ordnete er die Schule, die in Kurzem starken Zulaufs, nament-

[1]) Frischlin an den Herzog, Laibach 1. August. Herzoglicher Erlaß, Böblingen 27. August 82. St. A.

[2]) Crus. Resp. adv. Popp. Dial. tertium, p. 12, wo aber das πανοικὶ ungenau oder irrig ist.

[3]) S. Nuptiæ Wirtembergico-Palatinæ, L. I, Opp. P. ep. p. 250.

[4]) Die Craynschen Stände an den Herzog, Laibach 30. Juli. Frischlin an den Herzog, Laibach 1. August 82. St. A. Vgl. Colluctatio, Mspt. des Crusius, Fasc. 11. des St. A. Crus. Annal. Suev. III, p. 736.

lich von jungen Adelichen, sich erfreute. Frischlin selbst errichtete in seinem Hause zwei Kosttische; die Kostgänger bezahlten wöchentlich einen Thaler.[1])

So fand sich Frischlin in den Stand gesetzt, nach Ablauf des ersten halben Jahres, zu Neujahr 1583, seinem treuherzigen Fürsten die erfreulichsten Nachrichten über seine Zustände zu ertheilen. Ohne Ruhm zu melden, schreibt er, habe er sich bis jetzt gegen männiglich so verhalten, daß Hoch und Niedrig, Mann und Weib, ihn sammt seinem Weib und Kindern von Herzen lieben, und ihnen so viel Guts erweisen, daß er's nicht genug rühmen und loben könne. In seiner Kost und Zucht habe er fünf Herren und einen Grafen, sammt viel Jungen vom Adel, welche alle in die neue Landschul gehen und sich der von ihm eingerichteten Schulordnung gemäß halten. Er habe bereits fünf Klassen angestellt und so viel junger Setzling, daß es an Raum fehle, und auf den Frühling mehr Auditorien müssen gebaut werden. „Des guten Wippachers[2]) wegen wird Niemand hie zu trinken genöthigt; dann es einen bescheidenen, nüchternen, verständen Adel hat, da selten Einer, der nicht seine drei oder vier Sprachen kann und etliche Züg wider die Türken gethan." Sofort berichtet Frischlin dem Herzog das Neueste vom Türken, dessen nächster Nachbar er geworden war. Das waren aber keine guten Zeitungen. Die Kaiserlichen hatten bei Wassila, an der croatischen Grenze, eine Niederlage erlitten, eine türkische und eine polnische Botschaft lagen zu Wien, erstere drohend, letztere mit Ansprüchen auf verschiedene ungarische Städte, worin sie von einer polnischen Partei in Ungarn unterstützt wurde.

In demselben Schreiben[3]) mußte aber Frischlin dem Herzog auch eine persönliche Noth klagen, der er durch seine Entfernung aus der Heimath entgangen zu sein hoffte: der unversöhnliche Adel jener Gegend ließ noch immer nicht ab, ihn zu hetzen. „Gott ist mein Zeug, schreibt Frischlin dem Herzog, daß ich um Fried und Ruh willen aus meinem Vaterland sammt Weib und kleinen unmündigen Kinderlein in diese Ferne, bis an die türkisch Gränz, mich begeben hab, und kann den=

---

[1]) Crus. contra Frischlin. Mspt. p. 215. Nach den Aussagen des M. Georg Dalmatinus, wovon sogleich mehr.

[2]) Ein dortiger Landwein.

[3]) Frischlin an den Herzog, Laibach 1. Jan. 83. St. A.

noch allhie von den unruhigen Leuten nicht unangefochten bleiben.“ Auf die letzte Abweisung von Seiten des Herzogs nämlich hatte sich die Ritterschaft der drei Kreise, Schwaben, Franken und Rheinstrom sammt Wetterau, noch nicht zufrieden gegeben, war aber nun, da Frischlin nicht mehr in herzoglichen Landen befindlich, an seinen jetzigen Wohnort verwiesen worden. [1]) Dahin wandte sie sich nun, und scheute, um ihrem Gesuch mehr Nachdruck zu geben, eine wissentliche Unwahrheit nicht. „Eine leichtfertige Person, so sich Nicodemus Frischlin nennt, und vor einen Poeten und Professor zu Tübingen damals ausgegeben,“ habe den Adel so und so geschmäht; derselbe sei hernach, wie sie hören, von dem Herzog zu Würtemberg in Haft gezogen und nicht länger in seinem Lande geduldet worden; es mögen daher auch die Crainer ihn nicht allein aus ihrem Lande schaffen, sondern auch der Gebühr nach mit Ernst darum ansehen, sonst müßte man sich an den Kaiser wenden. [2])

Frischlin, dem die Klagschrift von seinen Oberen mitgetheilt wurde, verantwortete sich gegen die Beschuldigungen des Adels in Betreff seiner Rede in der uns bekannten Weise; die Lüge von der Landesverweisung konnte er mit Grund ablehnen, auch die Haft für einen bloßen Hausarrest erklären, den er nur gar zu sehr abkürzte, wenn er denselben auf einige Tage im Januar beschränkte. Uebrigens stellte er den Crainischen Ständen die Edeln in Baiern und Oesterreich als Muster vor: wie ihnen vor zwei Jahren diese Sache vorgetragen worden, haben sie zur Antwort gegeben, sie wissen sich der in Frischlins Rede gerügten Laster nicht schuldig, also gehe sie der Handel nichts an. [3])

Damit waren seine neuen Herren durchaus einverstanden. Sie können, schrieben sie der klagenden Ritterschaft zurück, in Frischlins angeschuldigter Rede keine Injurie finden, sondern halten dafür, daß die in derselben vorgetragene Meinung, in ihrem rechten, unglossirten, und jetzt zu wiederholten Malen überflüssig erläuterten Verstande, billig zu probiren und zu loben sei. An ihm selbst aber haben sie, die Zeit er in ihren Diensten stehe, eine solche Ehrbarkeit, Bescheidenheit und

[1]) Rescript, Stuttg. 19. August 82. St. A.

[2]) Die Ritterschaft an die Stände in Crayn, Augspurg 3. Sept. 82. St. A.

[3]) Frischlins Rechtfertigung an die Stände in Crayn, Laibach 9. Nov. 82. St. A.

fürtreffliche Geschicklichkeit vermerkt, daran sie nicht allein wohl zufrieden, sondern auch des gänzlichen Versehens seien, es werde seine Wirksamkeit ihrer sonst von mehr Orten angefochtenen Schul und Kirche, insonderheit aber der zarten adelichen Jugend, (vermittelst göttlicher Verleihung) vielmehr zum erwünschten Aufnehmen als zum Gegentheil erdeihen. „Darum wir, so schließen sie, euch Herren freundlichs Fleißes ersucht und ermahnt haben wollen, uns, daß wir in euer angebrachtes Begehren sogleich zu willigen nicht Ursach haben können, nicht allein für entschuldigt zu halten, sondern euch in gegenwärtiger an ihr selbst lautern Handlung (wegen Frischlins Rede) nunmal endlich in Gottes Namen zur Ruhe zu begeben, unsern bestellten Rectorn fürohin unbetrübt und unangefochten zu lassen, und also sowohl der lieben Jugend, der er nützlich fürstehet, sammt der Kirchen und Schul, gütlich hierunter zu verschonen." [1]) Dieses verständige und billige Schreiben wurde durch den herzoglich Würtembergischen Hofmusikus, Theodor Rumpler, einen gebornen Crainer, dem Würtembergischen Hofmeister und Marschalk, Christoph von Degenfeld, überbracht, der es aber, wenn Frischlins Versicherung zu glauben ist, nicht weiter gelangen ließ; wie er es auch gewesen sein soll, der auf dem Kreistag zu Augsburg den Versammelten einredete, Frischlin sei vom Herzog wegen seiner Injurien gegen den Adel aus dem Lande verstoßen worden. [2])

Um sicher zu gehen, wandten sich übrigens die Crainischen Stände zugleich an den Herzog von Würtemberg. Weil sie „ihn, Frischlinum, bei

---

[1]) Der Landschaft in Crayn Stände, der Augspurgischen Confession verwandt, an die Ritterschaft. Laibach 16. Jan. 83. St. A. Abgedruckt in Frischlins Dial. I. pro sua Grammat. p. 163 ff. Daraus erhellt, wie falsch die Darstellung Hurter's ist (Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, I, S. 513), als hätten die Stände von Crain auf diese Klage der Ritterschaft hin Frischlin alsbald entlassen, und dadurch bewiesen, „daß die Unantastbarkeit ihrer Standesgenossen ihnen wärmer am Herzen liege, als alle Verdienste um das lautere Wort." Der convertirte Geschichtschreiber bricht die Gelegenheit vom Zaune, den Ständen eines anzuhängen, welche den Eltern seines Ferdinand und ihren Jesuiten einen so mannhaften Widerstand entgegensetzten. Und wäre dieß nur der einzige Beweis in seinem Buche, daß die Unantastbarkeit seiner neuen Kirchengenossen ihm wärmer am Herzen liegt als die lautere Wahrheit.

[2]) Frischlin an den Herzog, Stuttg. 17. Dec. 85. St. A.

ihrem Schuldienst, seiner erscheinenden Qualitäten halben, gerne erhielten, und ihm auch sonsten seine Wohlfahrt wohl gönnen und befördern möchten," fragen sie bei'm Herzog an, wie sie, falls der Adel mit ihrer Antwort nicht ersättigt wäre, sich verhalten sollen.[1]) Darauf lief ein Schreiben vom Herzog ein, das für Frischlin durchaus ehrenvoll war. Er, der Herzog, habe seine Rede für so schmählich, scharpf oder gefährlich nicht achten können und könne es noch nicht, wie sie von der Ritterschaft gedeutet werde. Daß Frischlin von dem Herzog eine Zeit lang in sein Haus zu Tübingen verstrickt worden, sei vornehmlich zu seinem eigenen Besten geschehen, theils damit er die verschickten Exemplare seiner Schrift gegen Wagner wieder zur Hand brächte, theils um ihn von weiterem Schreiben in dieser Sache, das wider seine Absicht nur zu größerer Verbitterung hätte führen müssen, desto füglicher zurückhalten zu können. „Also ist er auch nicht von uns, wie sein Gegentheil fürgibt, außer Lands verstoßen, sondern auf euer bewußtes emsiges und hochfleißiges Anhalten und Bitten, euch zu Gunsten und Gnaden, auch dero Schul zu Gutem (den wir sonsten auf unserer hohen Schul zu Tübingen mit Nutzen wohl zu gebrauchen gehabt), gefolgt und dimittirt worden: wie er denn mit unserem geneigten Wissen und Willen gebührlich abgeschieden." Sonders gern habe der Herzog vernommen, daß Frischlin in seinem befohlenen Schuldienst fleißig und den Ständen annehmlich sei; er versehe sich auch, derselbe werde sich in Zukunft nicht weniger fleißig und aller Gebühr also erzeigen, daß „durch seine von Gott empfangene Talent dessen Ehr und heiliger Name befördert, Zucht und Ehrbarkeit bei der lieben Jugend erbaut und fürder gepflegt werde.[2])"

In seinem Neujahrsschreiben hatte Frischlin den Herzog um Entschuldigung gebeten (da er in dieser Ferne seines Raths sich nicht zu gebrauchen habe), wenn er gegen das Vorgeben seiner Feinde sich „an seinem Ort verantworte". Näher erklärt er sich hierüber in einem gleichzeitigen lateinischen Schreiben an Rector, Kanzler und Senat zu Tübingen, worin er zuerst ganz vertraulich und freund=

---

[1]) Die Crainischen Stände an den Herzog, Laibach 16. Jan. 83. St. A.

[2]) Der Herzog an die Crainischen Stände, Stuttg. 20. Apr. 83. St. A. Abgedruckt in Frischlini pro sua Gramm. Dial. I, p. 157 ff.

schaftlich ihnen das Neueste vom Kriegsschauplatz berichtet, und von der auch gegen den Herzog erwähnten unglücklichen Türkenschlacht eine ausführliche Beschreibung in Cäsarischem Latein gibt; dann von einem großen Winde zu Wien erzählt, der den goldenen Adler vom Stephansthurm herabgerissen habe; ferner bedenkliche Proben von der jesuitischen Gesinnung seines dermaligen Landesherrn, des Erzherzogs Carl, mittheilt; endlich mit kurzen und am Schlusse sehr gespitzten Worten auf seine eigene Angelegenheit kommt. Nun diese durch die Gegner an den Kaiser gebracht sei (womit die Ritterschaft für den Fall eines abschläglichen Bescheids von Seiten der Crainischen Stände gedroht hatte), so sei er genöthigt, sich ebendaselbst zu verantworten, habe daher seine Rede für die nächste Frankfurter Messe neu auflegen lassen, mit einer gründlichen Apologie, die männiglich zufrieden stellen werde.[1] Zugleich habe er seine sämmtlichen Apologien nach Wien gesandt, mit der Bitte an den Kaiser um Aufnahme der Untersuchung und Bestrafung des schuldigen Theils, möge nun er oder die ersten Anstifter des Handels gegen ihn als solche erfunden werden. Denn das von ihm abgegebene Versprechen des Stillschweigens über die Sache sei jetzt null und nichtig, nicht durch seine, sondern der Widersacher Schuld, „die — sind seine Worte — euch weder als Richter in dieser Sache anerkennen, noch mich jemals vor eurem Senat angeklagt haben, wie ihr wißt".[2] Kaum hatte der Senat am Pfingstmontag dieses Schreiben vom Neujahrstag erhalten, so beeilte er sich, bei'm Herzog zu klagen, erstlich, daß es ihm offen durch einen Studiosen behändigt worden, hauptsächlich aber, daß Frischlin der Obligation und Gelübd, den herzoglichen Räthen auf dem Schloß zu Tübingen vor seinem Abreisen gethan, nicht besser eingedenk gewesen, sondern sich denselben ganz ungemäß vernehmen lasse. Weislich hat

---

[1]) Schwerlich kamen diese Schriften schon damals heraus. Crusius spricht von einem libellus apologeticus Germanice editus anno 1584, worin sich auch der lateinische Text der angefochtenen Stelle fand, s. o. Kap. VII. S. 178.

[2]) Frischlin an Rector ꝛc. zu Tübingen, Laibach 1. Jan. 83. St. A. Die uns vorliegende Abschrift des Briefs hat in den letzten Worten: in vestro Senatulo was besonders verkleinerlich klingt. Frischlin spricht später, wie wenn er Senaculo (Senatszimmer) geschrieben hätte, dessen Sinn er aber dahin verdreht, es seien damit die Crusius'schen Conventikel gemeint gewesen.

Melchior Jäger auf diese Eingabe geschrieben: „Liegen zu lassen und darzu stillzuschweigen". [1])

Dem Crusius für seinen Grätzer Brief eins zu versetzen, hatte Frischlin nicht einmal bis Neujahr gewartet. Am 25ten October 1582 trat jener im Senat mit der Klage auf, er habe gehofft, jetzt, da Frischlin weit von ihm sei, Ruhe vor ihm zu haben; das sei aber nicht in Erfüllung gegangen, sondern Frischlin habe ihm einen Schandbrief zugeschrieben. Nun seien aber noch etliche Briefe von demselben an Studenten vorhanden, und er fürchte, es möchten Abschriften des Briefs an ihn darin eingeschlossen sein; bitte daher, sie im Senat öffnen zu lassen. Dieß geschah, und man muß sagen, Crusius kannte seinen Mann: die Inlagen fanden sich wirklich vor. [2]) Nun wollte sich Crusius vertheidigen, den Frischlinischen Brief mit Anmerkungen drucken lassen, aber der Senat redete es ihm aus. [3]) „Ei du artiger Mann, fängt der Brief an (er war am 25ten August geschrieben) was für einen saubern Brief hast du an Dr. Finckelthaus erlassen? Erinnerst du dich noch, du sauertöpfischer Schleicher, was du über mich, in deinem lateinisch-griechischen Wortgemengsel, an ihn nach Grätz geschrieben hast, und zwar zu einer Zeit, wo ich auf's Unbilligste unterdrückt war?" Und er wolle Frischlins Lehrer und Gevatter sein: ein Lehrer, der seinen Schüler selbst in der Fremde durch Schmachbriefe verfolge. Doch Frischlin wisse wohl, was Crusius ihm nicht verzeihe: daß er ihn für den großen Grammaticus und Orator nicht erkenne, für den er gerne gehalten sein wolle. Seine griechisch-lateinische Grammatik sei nur ein unnützer Regelnhaufe, eine ungeordnete Compilation. Und auch für einen Redner wolle Crusius gehalten sein! Ja, wenn er sein lendenlahmes Latein sich erst von Frischlin corrigiren und dann durch einen Andern vortragen ließe, um es nicht durch seine krähende Stimme zu verderben. Auch hier habe er erst einen Band, oder vielmehr ein ganzes Meer rhetorischer Quästionen compilirt, dann ein ungereimtes Compendium daraus

---

[1]) Rector ꝛc. an den Herzog, Tübingen 9. Juni 82. St. A.

[2]) Senatsprotokoll vom 25. Oct. 82. Vgl. Crus. def. necessaria p. 262 f.

[3]) Die Arbeit war bereits fertig und findet sich handschriftlich unter dem Titel: Colluctatio, unter den Universitäts-Acten des St. A. Fasc. 18. Der Anfang von Frischlins Schreiben steht auch a. a. O. der def. nec.

gezogen; Bücher, deren Irrthümer und Abgeschmacktheiten Frischlin nächstens aufzudecken gedenke. Des Crusius Schreibereien für die griechische Kirche, worauf er sich so viel einbildete, werden lächerlich gemacht;[1]) selbst sein Name bleibt nicht ungerupft, und was den Vorwurf des Ehbruchs betrifft, so meine er vielleicht, weil er die Weiber schlage, sein Gegner müsse sie zu sehr lieben.

Um dieses Schreibens willen verklagte die Universität, welche des Crusius Sache zu der ihrigen machte, den Frischlin bei den Crainischen Ständen, und Frischlin verantwortete sich vor beiden Behörden. Den Tübingern schrieb er, es sei nur aus Friedensliebe von ihm geschehen, daß er des Crusius Brief an Finckelthaus nicht dem Herzog klagend zugeschickt, sondern lieber in einem Privatschreiben Genugthuung genommen habe. Uebrigens brauchen sie ihn nicht seines Eides, als ob er den vergessen hätte, zu erinnern. „Denn Niemand kann und darf sich zu so schmählicher Knechtschaft verpflichten, daß er eines Jeden Beschimpfungen sich gefallen lassen müßte. Ich habe mein Wort gegeben und werde es halten, daß ich sämmtliche Tübinger Professoren lieben und ehren und Gutes von ihnen denken und reden wolle. Aber sie mögen nicht vergessen, daß ich dieß unter der Bedingung versprochen habe, wenn auch sie hinwiederum von mir recht denken und reden und meine Ehre nach Kräften in Schutz nehmen. Denn dieß erfordert die Billigkeit, gebieten die Gesetze, erheischen meine Würden und Privilegien, verlangt endlich die christliche Liebe und Frömmigkeit. Welcher Bürger eurer Akademie also in Reden oder Schriften meine Ehre antastet, den werde ich weder für einen Doctor, noch für einen Professor, noch für einen Biedermann erkennen, sondern für meinen

---

[1]) Daß übrigens schon damals auch Andere ungefähr wie Frischlin davon dachten, das konnte sich Crusius wenige Wochen nach seiner Klage aus einer Senatsverhandlung erzählen lassen. Senatsprotokoll vom 7. Nov. 82: Crusius dedicavit Senatui libellum Compendii Heerbrandi, quod in Græcam linguam vertit, cum petitione, ut sibi augeatur salarium frumentorum. 15. Nov. Vogler: Petent habe sonst eine gute Besoldung; könn ihm die Früchte nicht bewilligen. Demler: Crusius hätt seine Zeit besser anlegen können; est inutilissimus labor: ex Latinis bonis facit Græca non bona: sei eine Bettlerei, novum genus aucupii: hätt gemeint, wann man ihm einen Monatsold gäbe, es wär genug. Decretum: 10 fl., ut intelligat benevolentiam Senatus.

Feind achten und gegen ihn auf dem Wege Rechtens oder der selbstgenommenen Genugthuung verfahren." Schließlich droht er den Tübingern, wenn sie sich nicht gebührlich gegen ihn halten, so werde er seine jungen Barone auf andere Universitäten schicken.[1]) In dem Verantwortungsschreiben an die Stände von Crain aber nannte er die eingegangene Obligation geradezu eine kraftlose, die mit seinem Abzug von Tübingen cassirt worden sei.[2]) Sie litt freilich an dem großen Fehler, daß sie nur einseitig war, und nicht auch Frischlins Widerpart zum Stillschweigen verpflichtete. Crusius jedenfalls, der, wie Frischlin sich ausdrückt, „solche Schelmenbrief" gegen diesen jetzt und später auch an andere Orte ausgehen ließ, war der Letzte, der sich beklagen durfte, daß ihm aus dem Walde geantwortet wurde, wie er hineingeschrien hatte. Schade nur, daß Frischlin seine persönliche Fehde gegen Crusius unter seine wissenschaftlichen Erörterungen mischte, und dadurch namentlich eine Unternehmung, von der wir sofort zu reden haben werden, um einen großen Theil ihres möglichen Nutzens brachte.[3])

Unter den Hindernissen, die ihm bei seiner Wirksamkeit an der Laibacher Schule fühlbar wurden, war das empfindlichste der Mangel an einer tüchtigen Grammatik. Die Jungen, die aus verschiedenen Gegenden dort zusammenkamen, brachten fast jeder eine andere mit; an der Schule eingeführt waren aber die Straßburger lateinische und griechische Grammatik und die Würtembergischen Quaestiones grammaticae (erstere von Gottlieb Golius, letztere von Johann Wacker, doch beide ohne die Namen ihrer Verfasser). In seinem „Staat" war der Rector angewiesen, sich an diese Lehrbücher zu halten. Aber dem Manne, der Cäsar und Cicero, Virgil und Horaz, Plautus und Terenz, fast auswendig im Kopfe trug, mußte bald auffallen, daß manche Regeln jener Grammatiken auf ein ganz anderes Latein führten, als er aus seinen Classikern kannte.[4]) Er sah sich nach andern

[1]) Frischlin an Rector und Senat in Tübingen, Laibach 13. Juni 83. St. A.

[2]) Crus. justa, vera & postrema resp. p. 44.

[3]) Die folgende Darstellung ist geschöpft aus Frischlins Vorrede zu seiner Strigilis, edit. 1587, und seinem Schreiben an den Herzog Ludwig vom 20. Juli 85 (St. A.); verglichen mit Crusius Mspt. contra Frischlin., p. 215 ff.: Historia τοῦ Φρισχλίνου, πῶς ἔζησεν ἐν Λαβάκῳ.

[4]) Frischlin. Poppysm. II, p. 140: Dum enim viginti totos annos consumo

Grammatiken um, die ihm, da er seine Bibliothek in Tübingen zurückgelassen hatte, theils durch den Edeln Johann Mercheritsch aus der Chiselischen Bibliothek, theils von seinem wackern Amtsvorfahr (und nunmehrigen Coinspector der Schule) Adam Boheritsch, zusammen wohl 80, aus älterer wie neuerer Zeit, mitgetheilt wurden. Die meisten der letzteren fand er von demselben Schlag mit den eingeführten: Nachtreter des Melanchthon und Linacer, die aber, statt auf der von diesen gebrochenen Bahn vorwärts zu schreiten, meistens nur Unnützes hinzugefügt hatten, und sich dabei (die Deutschen vornehmlich) gegen die Reformen neuerer, insbesondere italienischer Gelehrten verstockt bewiesen. Einen dieser Letztern lernte nun aber Frischlin eben um jene Zeit kennen: sein College Simon Bruno lieh ihm Julius Cäsar Scaligers Werk de causis linguae latinae. Die Neuheit der Methode in diesem Werke (Scaliger selbst nennt sie die peripatetische; sie ist streng synthetisch) und der Schatz von Gelehrsamkeit, den er darin entdeckte, auch wohl das kecke Selbstvertrauen, mit dem der Verfasser auftritt, fesselten ihn so, daß er es las und wiederlas, und J. C. Scaliger von da an einer derjenigen Menschen war, die er am meisten bewunderte. Seit Aristoteles, äußerte er öfters, sei kaum ein größerer Gelehrter aufgestanden. Dieser hatte nun aber in Melanchthons und Linacers Grammatiken über 300 Fehler nachgewiesen; wovon deren Nachbeter entweder keine Notiz nahmen, oder es nicht gelten ließen.

Aus seinem Zerwürfniß mit den eingeführten Grammatiken machte Frischlin kein Geheimniß, sondern bekämpfte diese in der Schule vielleicht mehr als da passend war; auch wäre es nach seiner Darstellung mit dem Beirath der Scholarchen geschehen, daß er die gröbsten Fehler jener Lehrbücher in allen Klassen durchstreichen ließ, und statt der schädlichen Regeln ersprießlichere andictirte. Aber er wollte weiter gehen. Er legte sich eine doppelte Sammlung an: erstlich von Demjenigen in den bisherigen Grammatiken, was er dem classischen Sprachgebrauche widerstreitend, mithin von jenen neueren Philologen mit Recht getadelt fand; zweitens von denjenigen grammatischen Re-

in terendis scriptoribus Græcis & Latinis, dum ipsemet scribo & interpretor auctores: animadverto passim, quod exempla non quadrent ad vestras regulas.

geln, die er sowohl mit sich einstimmig, als durch Beispiele aus den Classikern bewiesen sah: Letzteres Stoff zu einer neuen lateinischen Grammatik, Ersteres zu einer Streitschrift gegen die bisherigen Grammatiker.

Im Herbst 1583 war Frischlin mit beiden Arbeiten im Reinen, und suchte sie nun an's Licht zu bringen. Seinem Staat nach sollte er nichts ohne Genehmigung drucken lassen; er mußte aber zweifeln, ob seine scharfen und neuernden Arbeiten Denjenigen gefallen würden, die ihn auf die alten Lehrbücher verpflichtet hatten. Er betrieb daher diese Angelegenheit im Stillen, und benutzte die Herbstferien zu einer Reise nach Venedig und Padua. Hier legte er seine beiden Manuscripte verschiedenen Gelehrten vor, deren Beifall sie erhielten, und sofort von Aldus Manutius in Venedig gedruckt wurden; erst die Strigilis grammatica,[1]) dann auch die Quaestiones grammaticæ.[2])

Frischlins Strigilis grammatica ist eine in ihrer Art vortreffliche Schrift, welche auf ihren 100 Seiten[3]) eine Masse grammatischer Observationen in scharfer Fassung, guter Ordnung und lichtvoller Darstellung zusammendrängt. Man kann sich in dieser Beziehung an

[1]) Nicodemi Frischlini, Poetæ & Oratoris laureati, Com. Pal. Cæs., Strigilis grammatica. Zuerst Venet. 1584, dann in Straßburg 1585, Ursel u. a. O. Wir benützen die Ausgabe: N. Fr. etc. Strig. gr. denuo ab auctore recognita & aucta. Ejusdem Dialogi tres, adv. Martinum quendam Crusium, Professorem Tubinganum. 1587. Den Titel wählte Frischlin theils wegen des für ein kritisch-polemisches Werklein passenden Bildes, theils weil gerade an dieses Wort ein doppelter Fehler der üblichen Grammatiken sich knüpfte, indem es bei ihnen strigil, —is, masc., statt strigilis —is, fem., lautete.

[2]) N. Fr. Quæstionum grammaticarum libri VIII, ex probatissimis auctoribus collecti. Venet. 1584. Später umgearbeitet als Grammatice latina compendiose scripta &c., in Tübingen, dann in Frankfurt gedruckt. Wir benützen die Ausgabe Francof. ad Mœnum, excudebat Joannes Spies, 1599.

[3]) Ihr Verfasser nennt sie einen labor vix triduanus, was, die Vorstudien natürlich abgerechnet, bei einem raschen Arbeiter wie Frischlin gerade keine Unmöglichkeit heißen kann. Erwägen wir jedoch, daß er seine Spongia in vier Tagen, seine Rede gegen Mascus in zweien, seine Ratio instituendi puerum in kaum drei Stunden, endlich 130 Seiten seines Celetismus ebenfalls in vier Tagen geschrieben haben will, daß also die angebliche Kürze der Abfassungszeit für seine Schriften bei ihm gewissermaßen stehende Formel ist, so hält es schwer, sich der Vermuthung zu enthalten, daß hier Großsprecherei im Spiele sei.

Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre erinnert finden. Reiche Belesenheit in den alten Schriftstellern, gesunder Sinn für das Natürliche und Ursprüngliche, selbstständiges, von keiner Auctorität befangenes Urtheil, ein logischer und architektonischer Kopf, zeigen sich überall: Eigenschaften, denen man übereiltes Zufahren in einzelnen Fällen leichter, als die Unart persönlicher, wenn auch für jetzt noch maskirter Angriffe auf einzelne Gegner, zu Gute hält. Diese Ausfälle waren es auch, welche den Crusius (obwohl Frischlin hernach auf's Bestimmteste läugnete, dessen lateinische Grammatik damals schon gekannt zu haben, wie er sie denn auf keinen Fall vorzugsweise berücksichtigt hat) zu einer Gegenschrift veranlaßten, aus der sich dann jene ganze Brut von Dialogen und nothwendigen Vertheidigungen, von Poppysmen, Celetismen und letzten Antworten erzeugte, die wie Unkraut fortwucherte, und selbst nach dem Tode des einen Streiters noch neue Sprossen trieb. Von dem Verlaufe dieses Federkrieges werden wir weiter unten zu berichten haben; nur von dem grammatischen Inhalte auch der späteren Schriften beider Theile werden wir, der Uebersicht wegen, gleich hier, wo wir es zunächst mit der Strigilis zu thun haben, Einiges vorwegzunehmen uns erlauben.[1])

Um uns eine Vorstellung von dem Kriege zu machen, in den sich Frischlin hiemit einließ, müssen wir auf das Terrain desselben, die damals üblichen lateinischen und lateinisch-griechischen Grammatiken, einen Blick werfen. Die herkömmliche Eintheilung derselben in Orthographie, Prosodie, Etymologie und Syntax, und die scholastische Form von Fragen und Antworten, in der Alles abgehandelt wurde, kümmert uns insofern nicht, als auch Frischlin daran nichts geändert hat. Da finden wir aber z. B. in der Crusiusschen Grammatik als Paradigma der ersten Declination:

---

[1]) Wir benutzen also in der folgenden Darstellung, von Seiten Frischlins, außer seiner Strigilis, seine Grammatice Latina und Græco-latina, die Dialogi tres pro sua Grammatica & Strigili gramm., seinen Poppysmus und Celetismus grammaticus; von Seiten des Crusius seine Grammaticæ latinæ cum Græca congruentis Pars I und II, seine Libri duo ad Nic. Frischlinum und seine Defensio necessaria. (Die ausführlichen Titel dieser Schriften folgen später, wo wir in der Zeitordnung auf sie zurückkommen.)

Singular.

Nom.	Haec forma, die Gestalt.
Gen.	Hujus formæ, der Gestalt.
Dat.	Huic formæ, der Gestalt.
Acc.	Hanc formam, die Gestalt.
Voc.	ô forma, o Gestalt!
Abl.	Ab hac forma von der Gestalt.

Beim Verbum sehen wir einen Modus Optativus aufgeführt:

Utinam amarem, wolt Gott ich liebte,
Utinam amares, wolt Gott du liebtest u. s. f.

Dem Conjunctiv wird durchaus cum vorgesetzt:

Cum amem, so ich liebe;
Cum amarem, als ich liebt u. s. w.

Der Imperativ lautet so:

Tempore præsenti.

Ama, liebe du. Amet, lieb der.
Amemus, lieben wir. Amate, liebet ihr. Ament, lieben die.

Tempore futuro.

Amato tu, du solt lieben. Amato ille, der soll lieben.
Amemus, wir sollen lieben. Amatote, ihr solt lieben.
Amanto, vel amantote, sie sollen lieben.

Wenn wir nun hierüber lachen, und uns in die Zeit zurückversetzt finden, welche die Epistolæ obscurorum virorum parodiren, wo man conscendi unum equum und incidi in unum morbum schrieb: so war man damals noch so sehr daran gewöhnt, daß, wie Crusius in Frischlins Grammatik das Paradigma

Nom. Mensa,
Gen. Mensæ u. s. f.

so kahl und bloß, ohne haec, ohne a und o, ansichtig wird, er seinerseits den Vers citirt: Auditum admissi risum teneatis amici?[1]) Um der Wegschaffung des cum vom Subjunctiv willen wirft derselbe

[1]) Uebrigens bemerkt Frischlin, so habe schon sein alter Crapner seine Schüler decliniren lassen. Pro sua Grammat. Dial. II, p. 80. Melanchthons Grammatik hat das hic. Daß man dieses nicht als Artikel geben wolle, wird natürlich versichert.

dem Frischlin grammatischen Phalarismus vor, und daß dieser die obsolete Form der dritten Person Pluralis im sogenannten Futurum Imperativi: amantote, „diese ehrwürdige, von Donat uns aufbehaltene Reliquie aus dem höchsten Alterthum," nicht anerkennen will, dafür heißt er ein Barbar, der gegen Grabsteine wüthe wie ein Türke.

In Betreff des Optativs schloß sich Frischlin an Hieron. Ruscellus und Q. Corradus Marius an, die ihn aus der lateinischen Grammatik verbannt hatten. Da der sogenannte Optativ, bemerkt er, doch nur durch Hinzufügung einer Conjunction zum Subjunctiv gebildet werde, so sei er so wenig ein eigener Modus, als man, wenn andere Conjunctionen vor dem Subjunctiv stehen, von einem Modus dubitativus, concessivus u. dgl. spreche. Des Crusius Gründe hiegegen sind alle elend, bis auf den Einen, den ihm die wunderliche Grille seines Gegners an die Hand gibt, den Griechen einen Ablativ anzudichten. Denn ein lateinischer Optativ und ein griechischer Ablativ sind einer des andern vollkommen werth: mit denselben Gründen, mit welchen Frischlin bewies, daß den Griechen der sechste Casus nicht fehle, konnten seine Gegner zeigen, daß den Lateinern jener Modus nicht abgehe; beide sahen nicht, wie vielmehr aus demselben Grunde, daß nämlich in keiner von allen lateinischen Conjugationen für jenen angeblichen Modus, in keiner von allen griechischen Declinationen für jenen Casus eine eigene Form sich findet, die Nichtexistenz von beiden folge.

Bei'm Imperativ, wo Crusius seinen Gegner anklagt, Dazugehöriges weggeworfen zu haben, müssen wir umgekehrt an ihm tadeln, daß er noch nicht alles Fremde ausgeschieden hat. Die angebliche erste Person Pluralis Imperativi: Amemus, entfernt Frischlin, weil Niemand sich selbst befehlen könne, und weil sie aus dem Subjunctiv gestohlen sei: aber er läßt als dritte Person amet und ament stehen, die doch ebendaher entlehnt sind und den Imperativ nichts angehen. So schrittweise ist es mit der Entwicklung von Einsichten zugegangen, die sich uns jetzt von selbst zu verstehen scheinen.

Zeigt sich in diesen und andern Beispielen Frischlins gesunder Sinn für Reinheit der Formen und Ausscheidung des Ungehörigen: so erweist er sich in andern Fällen als den logischen und architektonischen Kopf, der das Zerstreute unter höhere Gesichtspunkte zu sam-

meln, Verwandtes zu gruppiren, die Regeln zu vereinfachen strebt. Die Masse der Regeln über das Geschlecht der Substantiva z. B. sucht Frischlin durch die Anweisung überflüssig zu machen, dasselbe (Ausnahmen abgerechnet) aus der Declination und Endung zu erkennen; wie er denn selbst bei der reichen und in dieser Hinsicht schwierigsten dritten Declination sich anheischig macht, bei jeder Endung durch Eine Regel Genitiv, Geschlecht und Quantität der vorletzten Silbe zu bestimmen. Crusius wirft ihm in dieser Beziehung vor, er mache zwar der Regeln weniger, aber der Ausnahmen mehr, und dadurch für Knaben die Sache schwieriger. Selbst wenn er mit der letztern Bemerkung Recht hätte, wie er es denn für die meisten Fälle nicht hat, so bliebe darum, rein wissenschaftlich betrachtet, Frischlins Bestreben immer in seinem Werth. So ist diesem auch bei den Präpositionen die übliche Eintheilung lediglich nach dem Casus, den sie regieren, zu äußerlich. Er dringt in ihre Bedeutung ein und macht hienach 5 Klassen: locales, temporales, causales, privativae und comitativae, wobei er noch besonders darauf aufmerksam macht, wie ein Theil der localen auch die Zeit und die Ursachen bezeichne.

Dem Pronomen weist noch Crusius 4 eigenthümliche Declinationen zu, die mit denen des Nomen nichts gemein haben. Nach der ersten dieser Pronominaldeclinationen sollen ego, tu, sui gehen, mit dem charakteristischen Zeichen des i im Genitiv und Dativ Singularis; nach der zweiten hic, ille, ipse u. s. f., mit dem Genitiv auf ius; nach der dritten meus, tuus, suus; nach der vierten endlich nostras, vestras u. s. w. Hiegegen sagt nun Frischlin, es sei absurd, vier ganz besondere Declinationen für die Pronomina zu ersinnen: da doch offenbar (wie schon in Melanchthons Grammatik zu lesen war) die possessiva ganz regelmäßig nach der zweiten und ersten gehen, wie die Adjectiva auf us; ebenso nostras u. s. f. nach der dritten; hic, is, ille, qui sammt ihren Neutris nach der zweiten, die Feminina nach der ersten, nur daß sie jetzt einige Casus, vornehmlich Genitiv und Dativ, zum Theil auch den Nom. und Acc. Sing. des Neutrum, abweichend bilden; ego, tu, sui, seien, wie die entsprechenden Pronomina aller Sprachen, Anomala. Mit Anomalis ist übrigens Frischlin, der die Sprache durchaus als etwas Rationelles behandelt, bis zur Kargheit sparsam. So sieht er in sum, fio und fero lieber

Defectiva, die in einigen ihrer Theile aus andern Stämmen (fuo, facio und tollo) ergänzt werden, als Anomala; eo und queo weist er, geringe Abweichungen weggerechnet, der vierten Conjugation zu. Besonders angelegentlich hat Frischlin Scaligers Polemik gegen die Impersonalia zu der seinigen gemacht. Es gibt keine Verba impersonalia, sagt er, und versucht, alle angeblich mit dergleichen construirte Sätze als Verdrehungen von solchen nachzuweisen, worin sie als personalia erscheinen: z. B. miseret me fortunae tuae = tua fortuna me facit miserum; hoc me decet = decorum facit; piget me hujus rei = piger fio hujus rei causa.

Vor Allem aber zeigt sich Frischlins architektonischer Geist, wenn wir über die lateinische Grammatik hinaus auf ihr Verhältniß zu der griechischen blicken. Da die griechische Sprachwissenschaft in jener Zeit, dem geschichtlichen Verhältniß der beiden Sprachen entgegen, eine Tochter der lateinischen war, das Latein die verhältnißmäßig bekannte Größe, von welcher aus man das Griechische als die minder bekannte zu bestimmen suchte, so lag es nahe, zur Erleichterung des Unterrichts diejenige Seite an beiden Sprachen hervorzukehren, nach welcher sie in ihren Formen und ihrem Baue einander verwandt sind. Daher die damals üblichen Titel: Grammatica latina cum Graeca congruens und umgekehrt, den auch Crusius den seinigen gegeben hatte. Aber eben diese Congruenz konnte Frischlin in jenen Grammatiken nicht entdecken. Die incongrui Grammatici, sagt er, formiren eine solche Congruenz, in welcher gleich von vorne herein keine lateinische Declination keiner griechischen entspricht. Darüber schrieb Frischlin ein besonderes Blatt: de congruentia Graecarum declinationum cum latinis, das er zuerst in Ungarn drucken ließ, hernach in die zweite Auflage seiner Strigilis verarbeitete. Noch immer sprach man damals nach den Scholiasten von 5 (einfachen, und ebensoviel zusammengezogenen) griechischen Declinationen. Diese entsprachen aber nicht den 5 lateinischen, deren beide letztern vielmehr im Griechischen kein Seitenstück haben: sondern der ersten lateinischen entsprachen die erste und zweite griechische; die dritte und vierte griechische der zweiten lateinischen, und die dritte lateinische der fünften griechischen. Während also dominus nach der zweiten, ging das in seiner Abwandlung offenbar verwandte κύριος nach der dritten Declination; ebenso nox nach

der dritten und νὺξ nach der fünften u. s. f. Dieß war nun nicht nur unbequem für die Schüler, sondern beruhte auch auf ungründlicher Beobachtung der Grammatiker. Weil die Nomina auf ας und ης der ersten Declination im Genitiv ου haben, so meinte man, eine eigene, zweite Declination daraus machen zu müssen. Sagte Frischlin: sie werden ja übrigens durchaus so declinirt wie die auf α und η, so erwiederte Crusius: wohl, aber „der Genitiv unterscheidet die Declination", und ein solcher Satz hatte für Köpfe wie er eine banale Kraft. Ebenso machte man um der attischen Formen νεώς, λεώς, statt -αός, willen eine besondere vierte Declination. Vergebens erinnerte Frischlin, wenn ein bloßer Dialektsunterschied eine eigene Declination begründen könnte, so müßte man auch eigene jonische, dorische und äolische Declinationen machen. Dialekt hin, Dialekt her! rief Crusius; wenn wir nur zu decliniren verstehen.[1]) Und nun hieß Frischlin ein destructiver Kopf, ein Eber, der die wohlbestellten grammatischen Aecker umwühle: man sieht hieraus gelegentlich, was die Herren in Tübingen unter dem artes convellere verstanden, das sie dem Frischlin schon früher zum Vorwurf machten.

Dieser seinerseits hat, wie es jetzt längst gebräuchlich geworden, nur drei griechische Declinationen, welche den drei ersten lateinischen entsprechen, und stellte in seiner (später erschienenen) griechisch-lateinischen Grammatik, die er mit Selbstgefühl eine Grammatica Græca

---

[1]) Diesen Streitpunkt müssen wir doch dem Leser mit den eigenen Worten beider Kämpfer vor Augen legen, s. Crus. ll. duo ad Nic. Frischlinum, p. 220 f.

Frischlin. (in der Strigilis.)

An non eodem modo inflectuntur apud Græcos Αἰνείας et Μοῦσα sicut apud Latinos Aeneas & Musa, excepto uno singulari Genitivo, qui in Masculinis variat a Femininis?

Crusius.

Et hoc ipsum sufficit, ut sint duæ Græcorum Declinationes. Nam ratione Genitivorum fit distinctio Declinationum. Genitivus gignit Declinationes. Si postea in sequentibus obliquis est congruentia, nihil refert, sed eo res utrobique pueris facilior est. Ita merito distinguuntur Græcis prima et secunda Declinationes in duas. Et eadem ratione tertia et quarta in duas. Nam τοῦ λόγου et τοῦ Νικόλεω Genitivis differunt, imo quarta ubique habet τὸ ω. Sive ibi sit dialectus, sive non: quid ad nos? modo declinare sciamus. — In diesen wenigen Sätzen haben wir den ganzen Crusius.

cum latina *vere* congruens nennen durfte, τράπεζα mit mensa, ξύλον mit lignum, sermo mit χειμών, -ῶνος, hirundo mit χελιδών, -όνος, pulvinar mit ἔαρ, aequor mit ἦτορ, fur mit φώρ, sacerdos mit γέλως, plebs mit φλέψ, nox mit νύξ, arx mit σάρξ u. s. w. zusammen. Die vierte lateinische Declination weist er als zusammengezogene Form der dritten nach, und vergleicht ihr die per se contrahirte Form der dritten griechischen Declination, wie ἀληθής: mit der lateinischen fünften glaubt er die per accidens contrahirte dritte der Griechen, wie in κέρας, μείζων, zusammenstellen zu dürfen.

Noch übler stand es um die Congruenz der lateinischen und griechischen Grammatik beim Verbum, wo die Sache auch viel verwickelter war. Aber Frischlin glaubte bald zu bemerken, daß sämmtliche griechische Barytona der dritten lateinischen Conjugation gegenüber liegen, wogegen die erste und zweite lateinische Conjugation den griechischen Verbis contractis auf άω und έω entsprechen; die vierte lateinische mit den griechischen Verbis auf ύω zusammenzustellen, gab er später auf, und fand nur noch in einigen Zeiten von ἕω, εἶμι, eine Aehnlichkeit. Die verschiedenen Verba auf μι führte er auf die drei contracta in άω, έω und όω zurück. So stellte er also für die erste Conjugation, mit dem charakteristischen Buchstaben a, amo, amas, und ἐράω, ἐρᾷς, als Paradigmen auf, für die zweite mit e, doceo und δοκέω, für die dritte λέγω und lego, γράφω und scribo; die vierte lateinische bleibt, wie gesagt, für sich. Während nun aber in den übrigen lateinischen Conjugationen die Bildung des Perfectum und Supinum (Ausnahmen abgerechnet) in jeder auf Eine Art, oder wie die Grammatiker sich ausdrückten, vermöge eines bestimmten Charakters, erfolgt (-avi, -atum; -ui, -ĭtum; -ivi, īitum): findet sich in der dritten Conjugation ein solcher übereinstimmender Charakter nicht, sondern es breitet sich eine Mannichfaltigkeit von Bildungen vor uns aus, die gewöhnlich nur ganz äußerlich, alphabetisch (Verba auf -bo mit dem Perfectum auf -bi oder -psi; auf -co mit -ci, -vi und -xi u. s. f.) aufgezählt zu werden pflegten. Ein solches Chaos war für Frischlin unerträglich, und er ruhte nicht, bis er Anhaltspunkte für eine organische Eintheilung gefunden hatte. Auch in den griechischen Barytonis sah er eine gleiche Mannichfaltigkeit in der Bildung des charakteristischen Tempus, welches dort das Futurum

ist, und er glaubte, wie schon Andere vor ihm, auf beiden Seiten entsprechende Gruppen zu bemerken. Scripsi, dixi, war eine ähnliche Bildung wie γράψω, λέξω, nicht minder φράσω, ᾄσω, wie lusi, endlich cudi, cecini, wie κρινῶ. Ja, lautete die ächt Crusianische Einwendung, wenn es in beiden Sprachen das Präteritum wäre! So möge er im Griechischen statt des Futurum den Aoristus nehmen, erwiederte ihm Frischlin nach dem Vorgange des Q. Corradus Marius. Also, formulirte er seine Eintheilung, 1) entweder behält das Perfectum (im Lateinischen, im Griechischen das Futurum) den Schlußbuchstaben des Stammes unverändert und ohne Zusatz bei: lego, legi, κρίνω, κρινῶ, cano, cecini (denn hier tritt im Lateinischen gerne die Reduplication ein); oder 2) hängt es an denselben ein s: scripsi, dixi, λέξω, γράψω; oder endlich 3) vertauscht es ihn mit einem s, das bisweilen auch verdoppelt wird: laedo, laesi, ᾄδω, ᾄσω, cedo, cessi. Crusius bestand auch hier darauf, die Knaben lernen leichter sein Verzeichniß auswendig, als diese spitzfindigen und erzwungenen Regeln mit ihren vielen Ausnahmen; wirklich hat sich um der letztern willen Frischlin später (in der Grammatik) zu verschiedenen Abänderungen in seiner Darstellung veranlaßt gesehen.

Neben diesem rationellen Bestreben geht in Frischlins grammatischen Schriften das kritische her, nichts gelten zu lassen, was nicht durch Beispiele aus den classischen Schriftstellern zu beweisen ist. Die bisherige lateinische Sprachwissenschaft und Sprachübung hielt sich nach seiner Meinung noch viel zu sehr an die abgeleitete Autorität späterer Grammatiker, eines Diomedes, Charisius, Priscian, Pseudodonat u. a., wo sie nicht gar mit scholastischer Willkühr in eigenen Wort- und Phrasenbildungen sich erging. Es ist ein Meisterstreich von Frischlin, wie er sein Zurückgehen auf die Quellen mit Verwerfung aller Mittelinstanzen, um es seiner Zeit zu empfehlen, in das Licht eines philologischen Protestantismus stellt. „Mit der bloßen Auctorität eines Grammatisten, sagt er in einer späteren Streitschrift [1]) dem Crusius, und wäre es der älteste, wofern er nicht durch Beispiele beweist was er sagt, richtest du nichts bei mir aus. Weißt du nicht, was deine Theologen sagen? Text her! Text her! Text her! So sage ich in der Grammatik zu dir und deinesgleichen: Ihr Gesellen, Exem-

[1]) Celet. I, p. 21.

pel her! Exempel her! Exempel her![1]) Denn bei mir gilt Priscians Auctorität, wenn sie dem Sprachgebrauch classischer Schriftsteller widerstreitet, nicht mehr, als bei deinen Theologen die Auctorität Augustins, wenn sie ihnen mit der heiligen Schrift zu streiten scheint."

Daher legte Frischlin auch im Unterrichte mehr Gewicht auf Beispiele als auf Regeln. „Ist gut beids beieinander," hielt ihm Crusius entgegen. Aber er beschuldigte diesen, er lasse seine Schüler nicht eher zum Lesen der alten Schriftsteller zu, als bis sie erst einen Haufen grammatischer Regeln auswendig gelernt haben.[2]) Hierin fand sich Frischlin in einem Gegensatze zu Melanchthon, welcher in der Vorrede zu der neuen Auflage seiner lateinischen Syntax an den jungen Justus Jonas umgekehrt die wilde Art bekämpft hatte, durch bloßes Lesen der Schriftsteller, ohne Regeln, Latein lernen zu wollen.

Indem Frischlin am Schlusse seiner Strigilis den Leser zu vorurtheilsfreier Abwägung der beiderseitigen Gründe auffordert, bittet er zugleich um Nachsicht, wenn es scheinen sollte, als hätte er gegen die gewöhnlichen Grammatiker allzuscharf gesprochen. Wie schon bemerkt, ist in der Art, wie er sie behandelt, die Gereiztheit nicht zu verkennen. Er nennt sie nugivendi und vitilitigatores, grammatische Tiresiasse, bald schläfriger als Ratten, dann wieder am unrechten Orte geschwätziger als Frösche; beschreibt sie als Schultyrannen, die ihre Irrthümer den armen Knaben einbläuen, welche dann später genug zu thun haben, dieselben wieder los zu werden. „Weil du mich, so redet er den Leser an, die Grammatiker und Grammatikuschen und Grammatikukuke[3]) tadeln hörst, könntest du vielleicht meinen, ich greife nicht die Fehler, sondern die Personen dieser Leute an. Aber höre du, wer du auch sein magst, hast du jemals Trunkenheit, Ehebruch, Mord, schelten hören, ohne daß zugleich die Trinker, die Ehebrecher, die Mörder gescholten wurden? Und wie willst du Un=

[1]) Hier läßt Frischlin einige Beispiele folgen, um die sich der Streit zwischen ihm und den auctoritätsgläubigen Lateinern vorzüglich drehte: „Nam quæso vos, ubi dicit Cicero: homo misera, proba, anser condemnata, parus montana? ubinam dicit Cæsar: nostri persequebantur ab hostibus, criminor te, criminor a te? Text her, Text her!"

[2]) Frischlin. pro sua Grammat. Dial. II, p. 81. Vgl. die Colluctatio (zwischen Crusius und ihm) Fasc. 18. St. A.

[3]) Grammaticos & Grammaticulos & Grammaticuculos.

wissenheit und Ungeschicklichkeit in einer Kunst tadeln, ohne daß der Tadel zugleich die Ungeschickten und Unwissenden träfe? Wer die Personen beschuldigt, der nennt die Personen: wer keine Personen nennt, der beschuldigt nicht sie, sondern die Sachen. Es kann Einer sonst ein ganz guter und unbescholtener Mann sein, und doch kein guter Grammatiker, und umgekehrt. Merke dir also, daß es sich hier nicht von eines grammatischen Schriftstellers Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Staatsklugheit, oder anderen Tugenden handelt, welche demselben zur Bearbeitung jener Wissenschaft weder förderlich noch hinderlich sind. Sondern hier handelt es sich von seiner Kenntniß, wie viel sie leiste in Feststellung der Regeln seiner Wissenschaft: und umgekehrt von der Verstecktheit, mit welcher unsre Grammatiker weder ihre noch Anderer Irrthümer erkennen, sondern dieselben mit Gewalt in den Schulen beibehalten wollen."

Wir haben unsern Mann ausreden lassen, obwohl wir ihn eigentlich hätten unterbrechen sollen. Denn das dürfen wir ihm nicht hingehen lassen, daß er meint, wer keine Personen nenne, der mache sich keiner Persönlichkeit im Streite schuldig. Im Gegentheil, man kann sie nennen und sich doch an die Sachen halten, und man kann ihre Namen verschweigen, sie aber in einer Art bezeichnen, die persönlicher als der bloße Name ist. Die Gegner, mit denen sich Frischlin in seiner Strigilis am meisten speciell zu schaffen macht, sind der quaestionum grammaticarum compilator, wie er ihn betitelt, d. h. der Würtembergische Pädagogarch Johann Wacker, ein Freund von Crusius und Osiander, und der kindische compendiographus, der Verfasser der Straßburgischen Grammatik, G. Golius. Aber er spricht auch von gewissen neueren Grammatikern, die grau und bärtig, mit krummem Kopf und gerunzelter Stirn, die Augen auf den Boden geheftet, im Mantel daher gehen, mit Schritten wie im Haarsieb gebeutelt; von Männern, die auch von solchen, die nie etwas bei ihnen gelernt haben, als Lehrer begrüßt sein wollen; die sich nicht nur für die gewiegtesten Grammatiker, sondern auch für Redner ausgeben, deren Rhetorik er aber demnächst gleichfalls zu strigeln gedenke: [1]) womit, ohne genannt zu sein, deutlich und höchst persönlich Crusius bezeichnet war.

[1]) Strigilis gr. p. 26. 51. 55.

Das ist dann aber wieder ganz gut, was Frischlin hinzufügt: „Was mich betrifft, so erkläre ich hier öffentlich: wer mich eines Bessern belehren wird, dem werde ich es Dank wissen, vorausgesetzt, daß er es ohne persönliche Beschimpfung thue. Denn wenn mich Einer aus meinen grammatischen Schriften der Unwissenheit und Unverschämtheit überweisen wird, so will ich solche Zurechtweisung nicht übel nehmen. Das ist nicht Verläumdung, Einen der Unwissenheit zu zeihen, der unwissend und ungelehrt geschrieben, und dieß sofort an's Licht gegeben hat. Aber ich kenne die Unart dieser Zeit. Wenn die Leute weder im Stande sind, ihre Fehler zu entschuldigen, noch das, was der Andere richtig gesagt oder gethan hat, mit Recht zu tadeln und mit triftigen Gründen zu widerlegen, dann greifen sie zu Schmähungen, der letzten Zuflucht aller Sykophanten. Man wirft einem solchen Schriftsteller Neuerungssucht und Verachtung der Lehrer vor, oder auch erdichtete, unerhörte Verbrechen und Schandthaten aller Art; und dann erst glaubt man seine Ehre trefflich vertheidigt zu haben."

Doch nicht allein der Grammatik, auch der Methodik des classischen Sprachunterrichts wandte Frischlin um diese Zeit seine reformatorische Aufmerksamkeit zu. Einem ungarischen Magnaten, Balthasar Batthyani, (Achilles Hungariae, octo linguarum Phoenix, nennt er ihn), schrieb er für seinen Sohn, in wenigen Stunden, wie er versichert, die Abhandlung de ratione instituendi puerum,[1]) eine Anweisung, Knaben vom sechsten oder siebenten bis zum vierzehnten Jahre so weit zu bringen, daß sie (außer ihren Muttersprachen) Latein richtig sprechen und schreiben, das Griechische so ziemlich verstehen, und überdieß noch die Anfangsgründe der Dialektik und Rhetorik sich angeeignet haben sollten. Frischlin geht vom ersten Lese- und Schreibunterricht aus, und hier erscheint ihm die bisherige Fibel ebenso tadelnswerth, wie so eben die bisherigen Grammatiken, indem er den Fortschritt

[1]) De ratione instituendi puerum ab anno ætatis sexto & septimo ad annum usque decimum quartum: ita ut præter duas aut tres maternas linguas (hier ist auf die polyglotten Bewohner jener Gränz- und Mischländer Rücksicht genommen) etiam Latinam discat recte loqui & scribere, Græcam vero mediocriter intelligere, insuperque rudimenta Dialecticæ & Rhetoricæ ad usum scribendi conferre. Hinter Methodus declamandi &c. Argent. 1606. p. 265—278. Vgl. Opp. P. scenica, p. 458. Celet. I. p. 92.

vom Leichteren zum Schwereren darin vermißt. Die Vorzeichnung eines solchen methodischen Stufengangs und die Hinweisung von der todten Regel zum lebendigen Beispiel bilden denn auch den Inhalt dieses praktisch und anregend geschriebenen Werkchens. Man solle den Knaben von Anfang nicht mit Definitionen plagen, sondern zufrieden sein, wenn er an den Zeichen erkenne, ob ein Wort ein Nomen, Verbum oder Adverbium sei, auch wenn er noch nicht wisse, was ein Nomen, Verbum u. s. f. für ein Ding ist. Hat der Schüler es bis zum Anfang der lateinischen Syntax gebracht, so möge dann der griechische Unterricht dazutreten, der durch eine dem lateinischen wirklich congruente Behandlung wesentlich erleichtert werde. Wie hiezu Frischlins lateinische und später auch die griechisch-lateinische Grammatik dienen sollten, so legte er schon damals auch einen Nomenclator, d. h. eine Art von Lexicon, wovon noch mehr die Rede sein wird, und statt der angeblich Catonischen Sentenzensammlung einen Cato novus an.

Zu der Venetianischen Reise hatte Frischlin, wie es scheint, die Herbstferien 1583 benützt (die Dedication der Strigilis an den Baron Georg Kisel, Herrn zu Kaltenbrunn rc. Erbtruchsessen der Grafschaft Görz und Geheimen Rath des Erzherzogs Carl, ist Venedig den 13. September 83 datirt); aber er blieb sechs Wochen in Venedig, um den Druck seiner beiden grammatischen Werke zu besorgen.[1]) Sei es nun, daß er damit die Dauer der Ferien überschritten, oder daß man für eine Reise außer Lands ein Urlaubsgesuch erwartet hatte, oder daß die gedruckten Schriften, die er mitbrachte, unangenehm überraschten: kurz, es scheint, als wären die schönen Tage, die er in Laibach hatte, mit dieser Reise zu Ende gegangen. Zwar herrscht hier einiges Dunkel, nicht aus Mangel an Nachrichten, sondern weil zwei ziemlich entgegengesetzte aus zwei verschiedenen Quellen sich gegenüberstehen.

Hören wir Frischlin, so hätte zwischen ihm und seinen Vorgesetzten in Laibach Alles aufs Beste gestanden, er wäre gern länger dort geblieben und sie hätten ihn gern länger behalten; aber seiner

[1]) Die Elegie, L. XX, 9. der Opp. P. eleg., in welcher er von dem Naturwunder des Cirknitzer Sees eine beredte und anschauliche Beschreibung gibt, möchte auch eine Frucht dieser Reise sein.

Frau habe es nicht gefallen, sie und die Kinder seien immer unbaß gewesen, haben „weder Luft, Wasser, noch fremder windischer Sprach dort gewohnen können", und so habe er auf ihr „herzliches Verlangen nach ihrem Vaterland" seine Stelle in Crain aufgegeben.[1]) Immer stellte nachher Frischlin die Sache so dar, machte es wohl auch seiner Frau zum Vorwurf, daß sie ihn zu diesem unglücklichen Schritte beredet habe. Daß sie ihm damit recht in den Ohren gelegen, ist ihr wohl zuzutrauen. Schon ihr Veto gegen den Freiburger Plan beruhte schwerlich bloß auf religiösem, sondern zugleich wohl auf dem provinziellen Vorurtheil einer Frau, die nicht meint, daß man auch außerhalb des heimischen Erdwinkels leben könne. Was sie aber empfand, pflegte sie mit Heftigkeit zu äußern. Es ist zwar schon eine Entlehnung aus dem gegnerischen Bericht, aber an sich gar nicht unglaublich, daß sie, im Unwillen über die fremde Landesart, bisweilen selbst mit Fluchen betheuert haben soll, nicht länger bleiben zu wollen.[2])

Doch diese Ursachen von Frischlins Wegzug aus Crain, weil sie nichts Nachtheiliges für ihn enthielten, genügten dem Crusius nicht: er legte sich eifrig auf Kundschaft nach besseren. Wer aus jenen Gegenden nach Tübingen kam, wurde befragt, und so hatte er im Mai 87 das Vergnügen, durch einen aus Laibach gebürtigen Studiosen, Daniel Xylander, zu vernehmen, nicht wegen Unzuträglichkeit der Luft habe Frischlin aus Laibach weichen müssen, sondern um — des Crusius willen, weil er diesen bei den Ständen heruntergemacht und damit keinen Glauben gefunden habe. Am Martinstage desselben

---

[1]) S. Frischlins Supplication an den Kaiser, Würtemberg den vierten Tag vor Ostern 1590. Fasc. 16. No. 31. St. A. Vgl. Præfat. ad Strig. & Dial. pro Str.: Valde autem incommode mihi accidit, quod anno 84 uxor & liberi mei propter perpetuo adversam valetudinem (aër enim Italiæ vicinus & mollis non conveniebat nostræ naturæ) hoc unum subinde in votis habebant, ut a me in patriam reducerentur. Er, dem der unauslöschliche Haß etlicher Tübinger gegen ihn nicht verborgen gewesen, habe nichts davon wissen wollen. Sed tandem precibus uxoris victus, non sine dolore provincialium & meo, ex illis locis in patriam regressus sum.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 219: Uxor Frischlini grandibus blasphemiis usa est, insectans illam regionem: „Ja, wenn ich nit heut hinwegziehe, so holen mich 100000 Teufel, die zerreißen mich zu Stücken."

Jahres kam der Laibacher Prediger Georg Dalmatinus, ein ehemaliger Tübinger Magister, auf der Durchreise zu Crusius, und diesen nahm er nun an zwei Abenden tüchtig in's Verhör. Da der Mann selbst bekannte, ein Theil der Geistlichkeit, also wohl auch er, wären Frischlins gern schon früher los gewesen, und da sein Bericht überdieß von Crusius abgefragt und protokollirt ist, so werden wir denselben nicht ohne Vorsicht aufnehmen dürfen. Er nun berichtet (nach Anderem, das wir seiner Erzählung bisher schon, als unbedenklich, entnommen haben), wie Frischlin nach sechs Wochen mit Exemplaren seiner Strigilis und seiner grammatischen Quästionen von Venedig zurückgekommen sei, haben ihm die Schulinspectoren und Oberen einen schriftlichen Verweis zugehen lassen, daß er 1) seine Schule im Stiche gelassen, und 2) seiner Verpflichtung zuwider Schriften herausgegeben; wie er denn überhaupt 3) schon längere Zeit her durch Heruntersetzung und Beseitigung der eingeführten Grammatiken Verwirrung in die Schule gebracht habe. Auch sei ihm aufgegeben worden, alle ausgegebenen Exemplare wieder an sich zu ziehen und abzuliefern. Daß sich Frischlin wegen seiner zu Venedig gedruckten Schriften verantworten mußte, steht durch eine eigenhändige Rechtfertigungsschrift desselben an die Crainischen Stände fest, welche dem Crusius vorlag,[1]) und die ihm vielleicht eben dieser Dalmatinus verschafft hatte. Wurde nun dem Verfasser der Strigilis auch nur die Beibehaltung der alten Lehrbücher aufs Neue eingeschärft, so ist es wohl denkbar, was derselbe Gewährsmann erzählte, daß er, unwillig über solche Bevormundung in seinem Fache, äußerte, er müsse am Besten wissen, was der Jugend fromme, und „in einer Hitz", wie er selbst über solche Schritte hinterdrein sich auszudrücken pflegte, seine Entlassung verlangte. Dieß um so eher, wenn sein Weib seine Verstimmung benützte, um aus dem ihr widrigen Aufenthaltsorte fort zu kommen.

Das wäre nun, wenn wir dem Crusiusschen Gewährsmanne Glauben schenken, den Schulvorstehern eine willkommene Gelegenheit gewesen, Frischlins los zu werden, und sie hätten seine Entlassung angenommen. Er habe nämlich auch sonst noch allerlei Anstoß gegeben, „in conviviis grobe Bossen gerissen", vornehme Männer, wie früher

[1]) Crus. justa, vera & postrema resp. p. 43 f.

in Tübingen, durch kecke Späße beleidigt, mit Mägden unsauber haus=
gehalten, einmal am Freitag ein Ei sammt der Schale verschlungen, [1])
und wie die Klatschereien weiter lauteten, womit der durchreisende
Gast seinen Wirth nach dessen ihm wohlbekannter Neigung unterhielt.
Nach erhaltener Entlassung wäre Frischlin, auf die täuschende Ein=
ladung eines Mannes hin, der dazu keine Vollmacht gehabt, nach
Grätz gereist, und hätte sich den Ständen, mit Ueberreichung seiner
neuesten Schriften, als den von ihnen berufenen Rector angemeldet:
die ihm geantwortet, davon wüßten sie nichts, ihm übrigens für die
Bücher ein Geschenk gereicht haben. Ebenso vergeblich sei eine Reise
nach Ungarn gewesen, die Frischlin hierauf gemacht habe, um dort bei
einem der Großen eine Anstellung zu finden. Auf dem Rückweg (das
wissen wir von ihm selbst) erkrankte er in Gyssing an der ungarischen
Gränze am dreitägigen Fieber, das ihn jedoch nicht hinderte, seinem
Gönner Georg Kisel von Kaltenbrunn, der ihn für die ihm gewidmete
Strigilis ansehnlich beschenkt hatte, in einer Elegie seine Noth zu
klagen. [2]) Auch die Schrift de ratione instituendi puerum ist ohne
Zweifel ebenfalls in Gyssing entstanden, wo sie zuerst gedruckt wor=
den ist. Von hier aus bat Frischlin den abwesenden Batthyan um
ein Fuhrwerk bis Grätz, der ihm unter dem 24. Juni 84 aus Zolo=
neck antwortete, er möge sich nur bis zu seiner Hinkunft gedulden, in=
dessen solle ihm Alles, was er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit
brauche, vom Schlosse aus gereicht werden. Der Baron beschenkte ihn
für das ihm gewidmete Werkchen, und gab ihm, als er wieder reise=
fähig geworden, noch einen Grätzischen Teppich mit auf den Weg. [3])

Nach Laibach zurückgekehrt, hätte nun Frischlin hier wieder
anzukommen gesucht: es sei ihm nicht so Ernst gewesen mit seinem Ent=
lassungsgesuch; er wäre gern geblieben, wenn ihm sein dummes Weib
Ruhe gelassen hätte u. dgl. Aber man habe nichts mehr von ihm

[1]) Daß dergleichen Eulenspiegeleien in Frischlins Art waren, sehen wir aus der Anekdote in Otto Melanders Joco-seria, I, No. 563, wo er an der Tafel des Landgrafen Wilhelm von Hessen gleichfalls den Spaß mit dem Ei machte, dafür aber von dem erlauchten Wirth die Rede hören mußte: „Ihr mögt wohl ein Doctor sein, und mögt auch wohl ein Narr sein."

[2]) Opp. P. eleg. L. XX, Eleg. 8: Me premit Hungarica febris recidiva sub ora &c.

[3]) Celet. I, p. 92.

wissen wollen, vielmehr habe er aus der Schule auswandern und in einem gemietheten Häuschen der Vorstadt wohnen müssen.[1])

So der Gewährsmann des Crusius; aber die Laibacher Oberen sprachen von der Sache ganz anders. Unter dem 16ten Mai 84 schrieben der Crainischen Landschaft Verordnete Augsburgischer Confession an den Herzog Ludwig, sie hätten erwartet, Frischlin würde bis zu des Herzogs Abforderung, oder doch die Anfangs verglichenen drei Jahre, bei ihnen bleiben; auch können sie seine vorgewendeten Ursachen nicht für so erheblich halten; doch, da er so stark auf seinen Abzug entschlossen, so haben sie ihm diesen auf Ende Juli, womit das zweite Jahr seiner Anstellung zu Ende gehe, bewilligt.[2]) Damit stimmen auch die beiden Zeugnisse überein, die dem Abgehenden sofort von seiner nächsten und von der höhern Behörde ausgestellt wurden. Die Schulinspectoren erwiedern Frischlins Abschiedsschreiben, in welchem er für das ihm erzeigte Gute gedankt und wegen etwaniger Verstöße von seiner Seite um Entschuldigung gebeten hatte, mit dem Bedauern, nicht so viel haben thun zu können, als er vermöge seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit verdient hätte, und mit dem entsprechenden Dank für die Dienste und Gutthaten, die er ihnen während der verflossenen zwei Jahre erwiesen habe; auch ihrerseits bitten sie, wenn etwas gegen ihn verfehlt worden sein sollte, wovon ihnen jedoch nichts bewußt, um Entschuldigung. Nichts wäre ihnen angenehmer gewesen, versichern sie dann, als wenn er länger hätte bei ihnen bleiben, und mit seiner seltenen Gelehrsamkeit, die sie billig bewundern und rühmen, ihre Jugend ferner unterweisen mögen. Doch weil seine Gelegenheit es anders mit sich bringe, und sein Abgang beschlossen sei, so empfehlen sie ihn dem göttlichen Schutz und Segen, und wünschen, da sie auf Erden sich trennen müssen, daß sie einst im Himmel sich selig wiederfinden mögen.[3]) In dem von dem Landeshauptmann und den

---

[1]) Diese ganze Erzählung des Dalmatinus steht bei Crus. contra Frischlin. p. 215 ff. unter der Aufschrift: Historia τοῦ Φρισχλίνου, πῶς ἔζησεν ἐν Λαβάχῳ. Einiges daraus auch in Crus. justa, vera & postrema resp. p. 95 ff. und Resp. adv. Popp. Dial. tert. p. 13 f.

[2]) Schreiben vom 16. Mai 84. St. A.

[3]) Labaci, nona Augusti 84. Fasc. 13. No. 1 b. St. A. Abgedruckt in Frischlini pro sua Gramm. & Strig. Dial. I, p. 173 f.: Certo etiam crede, nihil quicquam nobis gratius evenire potuisse, quam si diutius

Verordneten der Landschaft Crain (deutsch) ausgestellten Zeugniß heißt es, Frischlin habe als Schulrector „bis in zwei ganzer Jahr lang also wohl und treulichen gedient, sich auch dabei dermaßen ehrlich, gebührlich und fleißig erzeigt und erwiesen, ob dem ein ehrsame Landschaft jederzeit, und noch, nicht allein ein sonderes Gefallen getragen, sondern auch, da es seiner Gelegenheit nach gesein mögen, ihn bei ihrer geliebten Jugend, in Ansehung seiner dazu hochbegabten, wohlberühmten Kunst, Geschicklichkeit, Taugenlichkeit und Verstand, auch fürbaßhin gar wohl und ganz gern leiden hätte können. So sich aber die Beschaffenheit seiner Sachen dahin begeben, daß derselbe, seiner fürgebrachten genugsamen Bedenken, länger bei uns, wie wir es gern gesehen, zu bleiben, nicht Gelegenheit zu haben vermeint, und demnach um Erlassung seines Diensts", wie auch um Ertheilung eines Zeugnisses gebeten, so haben sie seinem Ansuchen Statt gegeben, und wollen ihn nun um seines Wohlverhaltens willen an männiglich zum Besten empfohlen haben. [1])

Daß diese Zeugnisse so vortheilhaft für Frischlin lauteten, erklärte der Gewährsmann des Crusius daraus, die Crainischen Behörden haben lieber im Guten von ihm kommen, als seine Schmähsucht reizen wollen. Allein die in sämmtlichen Actenstücken befindliche Aeußerung, es wäre ihr Wunsch gewesen, daß Frischlin länger hätte bleiben mögen; der deutliche Ausdruck von Verdruß über sein vorzeitiges Weggehen in dem Schreiben an den Herzog: das wären doch offenbare und ganz unnöthige Lügen gewesen, wenn die Stände wußten (und das mußten sie um die Zeit der Ausstellung jener Zeugnisse, wenn die Angaben des Dalmatinus richtig sind) daß Frischlin von Herzen gern wieder geblieben wäre. Mag es daher auch keineswegs ganz so glatt dabei zugegangen sein, wie er selbst es darstellt, so ist er doch sicher nicht als der Unwerthe aus Laibach geschieden, wie drei Jahre später, nachdem er inzwischen an Glück und Ruf Schiffbruch gelitten, sein Erzfeind aus einem Besucher herausfragte,

nobiscum manere & pro singulari ac rara tua eruditione (quam merito prædicamus & suspicimus) juventutem nostram informare voluisses. Quia vero res tuæ aliter ferunt, atque omnino abire certum est &c.

[1]) Testimonium Frischlini vom Landeshauptmann rc. Laibach 12. August 84. St. A. Abgedruckt in Frischlini pro sua Gramm. & Strig. Dial. I, p. 170 ff.

der zur geistlichen Gegenpartei des poetischen Rectors gehört zu haben scheint.

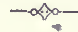
Frischlin hatte einen Theil seiner Habseligkeiten nach der Heimath vorausgeschickt, und erfuhr nun noch in Laibach, daß ihm eine Anzahl Bücher durch die Säumer im Gebirg verloren gegangen sei. Die Schulinspectoren in ihrem Abschiedsschreiben bedauerten diesen Verlust und meinten, wenn sich Frischlin an die Landesherren wendete, so würden sie ihm denselben einigermaßen ersetzen; wirklich schenkten sie ihm 100 fl. auf den Weg.[1])

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 22. Oct. 85. Bedenken der Theol. und Kirchenräthe, Stuttg. 6. Nov. 85. St. A. Crus. contra Frischlin. Mspt. p. 217.

Zweites Kapitel.

Frischlin sucht vergeblich in Tübingen wieder anzukommen.



Eine künftige Rückkehr nach Tübingen hatte Frischlin schon bei seinem Abzuge nach Crain in Aussicht genommen. Er hatte sein Haus nicht verkauft, und seine Bibliothek dort zurückgelassen.

Seine Stelle freilich hatte der Senat gleich nach seinem Abgange besetzt, und es war dabei erbaulich zugegangen. Die Facultät brachte M. Erhard Cellius, den Rector Contubernii (eines Convicts für Studirende der Philosophie) in Vorschlag. Der Mann war geschickt, aber notorisch so faul, daß Einige ihm sogar die Stelle im Contubernium nehmen wollten. Aber er habe viele Kinder, bemerkte ein Senatsmitglied. Ja, und tractabile ingenium, setzte ein Anderer hinzu, er lasse sich etwas sagen, werde auf ihre Erinnerungen achten. Daß er eine gute lateinische Prosa und einen braven lateinischen Vers schreibe, kam auch zur Sprache. Nähme man einen Fremden, meinte Crusius, so möchte es etwan auch ein poeticum ingenium sein, wie Seccervitius[2]) und Frischlinus; man möge Cellius auf Probe nehmen, er verzweifle nicht an dem Manne. So wurde, nachdem auf die öffentliche Bekanntmachung sich kein weiterer Bewerber gemeldet hatte, die Lectio Poetices wirklich dem Cellius übertragen. Er ver=

[1]) Jo. Seccervitius, Poes. & Hist. Prof. um 1551, war noch um ein Gutes poetischer gewesen als Frischlin, wie wir bald hören werden. Seinen Siracides, wohl eine metrische Uebersetzung, gedachte Frischlin herauszugeben. S. vor dessen Meth. declamandi den Index primus: Libri adoptivi.

waltete sie, wie zu erwarten war, hatte wenig Zuhörer, kam nicht vom Fleck in seinen Vorlesungen, bekam Verweise und nahm sie hin, wurde jedoch darum kein besserer, wohl aber bald ordentlicher Professor.[1])

Noch eine weitere Veränderung hatte sich während dieser Zeit in der philosophischen Facultät zugetragen. Der Mathematikus, Philipp Apian, hatte vor 14 Jahren um seiner Anhänglichkeit an das Evangelium willen seine Stelle in Ingolstadt verlassen, und war nach Tübingen gewandert, wo er zum Professor angenommen wurde. Unterdessen brachte der Tübingische Kanzler, Jakob Andreä, die Concordienformel zu Stande, und auf sein Betreiben wurde vom Herzog im Jahre 1582 den Universitätsprofessoren die Unterzeichnung derselben angesonnen. Wer sich deren weigerte, machte sich des Calvinismus verdächtig, und Apian zauderte wenigstens. Andreä ließ ihm keine Ruhe; Apian verantwortete sich. Ein Calvinist sei er nicht, sondern habe Luthers Katechismus gelernt und bekenne sich dazu und zur Augsburgischen Confession; aber die Spitzfindigkeiten der Concordienformel verstehe er nicht, es seien ja auch fürnehme Theologen, die das Concordienbuch nicht wissen zu defendiren. Es zu defendiren, erwiederte ihm der Kanzler, muthe ihm Niemand zu, sondern nur, sich zu erklären, ob er den Inhalt des Buchs als wahr erkenne. Er wolle glauben, versetzte der Andere; aber seinen Glauben geometrisch ex Euclide demonstriren könne er nicht, und mit ihm disputiren wolle er nicht,

[1]) Senatsprotokoll vom 21. Juni und 17. Juli 82. 2. Oct. 87. 21. Juli 88. Vgl. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. S. 87 f. Eine eigene Verlegenheit bereitete er den Herren später, als er Facultätsmitglied geworden war, und nun dem üblichen Turnus nach eine Zeitlang im Senat sitzen sollte. Es war nämlich mit seiner ehlichen Geburt nicht richtig, und Frischlin insbesondre hatte öffentlich darauf gestichelt. Der Senat verhandelte darüber, und beschloß endlich, „dieweil die Sach so weit mit ihme, Cellio, kommen, so wölle man ihn in nomine Domini in Senatum annehmen; doch soll er zuvor Rectori juramenti loco angeloben, daß er nicht anders wisse, dann daß sein Fürgeben seines Herkommens wegen die Wahrheit, und daß er glaub, daß er ehelich geboren." Da er hiezu gern erbötig war, wurde er in den Senat aufgenommen; doch zugleich „zu einem gemeinen Decreto beschlossen, daß hinfüro in allen Facultatibus Keiner mehr angenommen werden solle, er hab dann sein gut Testimonium nativitatis aufzulegen." Senatsprotokoll vom 26. Sept. 89.

er wisse wohl noch, wie es ihm zu Ingolstadt mit den Theologen gegangen. Gleichviel, meinte der Gottesmann, ob er auch jetzt nicht mit ihm disputiren wolle, so werde er doch einst auf dem Todtenbett mit dem Teufel disputiren müssen. Auf dieses wurde der Mathematikus auch warm, und meinte, es sei nur ein Ehrgeiz der Theologen, daß man einander nicht verstehen wolle. Nein, ein zelus sei es, ein frommer Eifer, erwiederte Andreä, vergaß ihm aber diesen Ausfall nicht. Er wirkte einen Befehl vom Herzog aus, der dem Apian auf Ende des laufenden Dienstjahres kündigte. Im Senat war dieser als friedlicher Gelehrter beliebt; auch fürchtete man das üble Ansehen, einen um Christi willen von den Katholiken Vertriebenen von Neuem zu vertreiben, und suchte daher zu vermitteln. Vergebens: im Juni 1583 erfolgte ein herzogliches Rescript, das den Apian wegen seiner hartnäckigen Weigerung, die Concordienformel zu unterzeichnen, von seiner Profession beurlaubte. Sein Nachfolger wurde Michael Möstlin, Kepplers Lehrer, mit dem Frischlin bald in Verdrießlichkeit gerieth, wie ihm auch Apian, wie es scheint eben als stiller, friedliebender Mann, gar nicht günstig gewesen war. [1])

Eine Scene ganz besondrer Art zwischen demselben Jakob Andreä und Frischlins Hauptgönner in Tübingen, dem Professor juris Johann Hochmann, hatte gleichfalls während dieses Zeitraumes stattgefunden. Am 8ten September 1583 war der Senat sammt den übrigen Doctoren und Professoren zur Promotion und dem Doctorschmause des Medicinae Candidaten Elias Waldner aus Memmingen geladen worden, worauf D. Hochmann, als Prorector, die übliche Beglückwünschungsrede hielt. Darin sagte der Rechtsgelehrte seinen Collegen von der medicinischen Facultät viel Schönes über ihre Kunst: das Sprüchwort: homo homine deus, bewähre sich besonders an einem geschickten Arzte, der nicht blos Leidenden zu helfen, sondern bisweilen sogar gleichsam Todte zu erwecken im Stande sei. Durch der Aerzte Kunst sehen wir Lahme gehen, Stammelnde und Stumme reden, Närrische klug werden, was, wenn kein Wunder, doch dem Wunder ähnlich sei. Gott habe den Menschen das Leben gegeben: die Aerzte verlängern es und halten

---

[1]) Senatsprotokoll vom 22. Sept. und 16. Nov. 82., dann vom 19. und 21. März und 13. Juni 83. Uebrigens blieb Apian ungekränkt in Tübingen bis zu seinem im J. 89 erfolgten Tode, s. Crus. Annal. Suev. III, p. 827.

as schon fliehende zurück. Ja, was Gott allein eigen, Todte wieder
n's Leben zu rufen, sei nach unzweifelhafter Erfahrung schon mehr
ls Einmal den Aerzten gelungen. Hier berief sich der Redner auf
llerlei Todtenerweckungsgeschichten bei Diogenes Laertius, Plinius
. a. Schriftstellern, und setzte dann hinzu, Manche werden diese Er=
ählungen unglaublich finden; „indeß, so viel denjenigen betrifft, der
n's Leben zurückgerufen wird, was ist denn für ein Unterschied, ob
ie entflohene Seele in die verlassenen Glieder aufs Neue zurückversetzt,
der ob die im Körper begrabene und von der Gewalt der Krankheit
nterdrückte durch die Kunst und Sorge des Arztes wieder hervorge=
ockt und vom völligen Scheiden zurückgehalten wird? Ist es nicht
einahe dasselbe, einen Todten wiederbeleben, und einen der so eben
terben wird retten und seine in den Schlupfwinkeln des Körpers ver=
teckte Seele von der Schwelle des Todes zurückrufen?" Hierauf gra=
ulirte der Prorector dem neuen Doctor einer so nützlichen Kunst, und
agte im Namen des Senats und der übrigen Doctoren zu, den Act
nd Schmaus durch ihre Gegenwart feierlicher machen zu wollen;
wobei er unglücklicherweise den Kanzler besonders namhaft zu machen
vergaß, indem er ihn ohne Zweifel im Senat mitbegriffen dachte.

Aber nun erhob sich in voller Versammlung der Kanzler An=
dreä, so groß und dick er war, und sprach mit seiner Stentorstimme:
„Diese Rede des Herrn Prorectors ist gottlos und gotteslästerlich, und
tritt der Ehre und Herrlichkeit meines Herrn Jesu Christi zu nahe,
vermöge welcher Er allein Todte zu erwecken vermag. Und dieweil in
jener Rede der Person des Kanzlers keine Erwähnung geschehen ist,
so werde ich weder bei dem Actu, noch bei dem Schmause erscheinen,
ich werde dann förmlich und üblichermaßen eingeladen. Gegen alles
dieses gebe ich meinen feierlichen Protest ab." Der erstaunte Pro=
rector (beiläufig gesagt, kein junger Professor mehr, sondern ein 56jäh=
riger in Universitäts= und Staatsgeschäften gewiegter Mann) protestirte
nun seinerseits gegen eine so grobe Beleidigung und Ausschreiung,
retorquirte sie auf den Urheber, übergab seine Rede dem Notar und
verlangte Zeugniß für die erlittene Beleidigung wie für seine Erwie=
derung. Aber der Gottesmann ließ sich nicht irre machen. „Was
ich gesprochen habe gegen die gotteslästerliche Rede des Prorectors
wider unsern Herrn Jesum Christum, das, bekenne ich, hat mich nicht

gereut, reut mich nicht und wird mich nicht reuen in alle Ewigkeit; hätte ichs nicht gesagt, so würde ichs noch sagen, und erbiete mich, Allen und Jeden, wann sie wollen, wie recht und bräuchlich, darüber Rechenschaft zu geben." Abermals protestirte und retorquirte der Jurist, aber das letzte Wort mußte er dem Theologen lassen. „Für die Ehre und Herrlichkeit unseres Herrn Jesu Christi, als Stellvertreter und Kanzler nicht des Rectors und Prorectors, sondern unseres gnädigen Fürsten und Herrn, auch zu seiner Ehre und zu keines Menschen Schmach, habe ich gesprochen, spreche ich und werde sprechen, und wolle mich die heilige Dreifaltigkeit davor behüten, daß ich anders denke, viel weniger rede und handle. Lebt wohl und klatschet Beifall (Valete et plaudite.). Und wolle der Notar, vermöge seiner Amtspflicht, beglaubigte Copias mir übergeben." [1])

Schon nach vier Tagen lief eine Citation vom Herzog ein, welche die vier Dekane nach Stuttgart vor die Räthe berief, um zwischen Andreä und Hochmann Handlung vorzunehmen. Der Senat gab ihnen auf, sich gelegentlich auch im Allgemeinen über den Kanzler zu beschweren. Er sei „etwas Gähers" (zu jäh), oder, wie später einmal verlautete, gar zu morosus et importunior aequo, halte sich gegen die Senatoren wie ein Präceptor mit seinen Klosterschülern, erlaube sich Eigenmächtigkeiten, und „graviere die Candidatos der munusculorum halben." Ob diese Beschwerden gegen den vielgeltenden Mann wirklich in Stuttgart laut wurden, ist zu bezweifeln; wenigstens lief am 26ten September ein Schreiben von da ein, die Sache sei hingelegt und vertragen, die Herren mögen fürohin friedlich sein „und die orationes et declamationes christenlich und nicht heidnisch gehalten werden." [2])

So standen die Sachen in Tübingen, als am letzten August 1584 Frischlin mit seiner Familie wieder daselbst eintraf. Er kam Allen unerwartet, Wenigen willkommen. [3]) Der „Schwager" Schnepff war unter den Ersten, die er aufsuchte. Vor dessen Hause stieß er auf Crusius, den er mit freundlichem Gruße ansprach. Artiger Mann, fragte dieser,

[1]) Senatsprotokoll vom 8. Sept. 1583. Oratio D. Jo. Hochmanni &c.

[2]) Senatsprokoll vom 12. und 26. Sept. 83 und 1. Febr. 84. Eine andere bezeichnende Anekdote über Andreä s. in den Beil. No. VI.

[3]) Crus. Resp. ad Popp. Dial. III, p. 14: Ultimo die Augusti 1584 cum familia, inexspectatus, quasi subito illapsus, Tubingam rediit.

seid ihr mir immer noch böse? Behüte, artiger alter Herr, erwiederte Frischlin, daß ich meinen Zorn ein Jahr lang behielte, über dem die Sonne nicht untergehen soll. Ich habe euch längst verziehen, wie ihr wißt. Und als Crusius Handschlag und Handschrift darüber verlangte, gab er ihm auf der Stelle die Hand darauf und schrieb ihm dann zu Hause einen Brief, den er später bedauerte, nicht zu seiner Rechtfertigung aufgehoben zu haben. Auf demselben Wege, beim Engel, traf Frischlin den Theologen Heerbrand, „dessen Unterhemd Crusius war,“ grüßte auch ihn und sprach ihm seine Freude aus, ihn gesund wiederzusehen. Der war wenigstens ehrlich, indem er geradeheraus erwiederte, ihm wäre lieber, den Frischlin nicht zu sehen. [1])

Dagegen knüpfte sich auf andrer Seite ein freundliches Verhältniß. Drei Gebrüder, Conrad, Adelwig (oder Albich) und Hermann, Grafen von Tübingen, die vorletzten Sprößlinge dieses einst so mächtigen, durch seine Klosterschenkungen heruntergekommenen Hauses (es erlosch mit ihrem Neffen), studirten seit 1582 in Tübingen, und der Aelteste war gerade Rector der Universität, als Frischlin dahin zurückkehrte. Schon an der Aufführung seines Julius während seiner Abwesenheit in Crain hatten die jungen Grafen eine besondere Freude gehabt; jetzt fing er einen Cursus der Dialektik mit ihnen an, und sie erwiesen ihm und seiner Familie so viel Gutes und Freundliches als in ihren Kräften stand. [2])

Für jetzt zwar trat der Fortsetzung dieses Unterrichts ein älterer Plan Frischlins in den Weg. Schon am dritten Tage nach seiner Ankunft, wie er von dieser dem Herzog die Anzeige machte, setzte er ihn zugleich von seinem Vorhaben in Kenntniß, den bevorstehenden Winter in einer Reichsstadt mit der Herausgabe und Correctur der XII Tomi seiner Werke zuzubringen. Nach einem halben Jahre wünsche er sodann bei einer Universität oder Reichsstadt in Dienste zu treten; da er indeß dem Herzog vor Andern zu dienen verpflichtet, so wolle er für den Fall, daß derselbe jetzt oder künftig seiner in docenda juventute oder in scribendis libris mit Nutzen zu gebrau-

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 14. Jan. 86. St. A. Vgl. Appendix ad Dial. I. pro sua Gramm. & Strig. p. 185.

[2]) S. die Zueignung der Tragödie Venus, Opp. P. scenica, Argent. 1598, p. 396. Vgl. Crus. Annal. Suev. III, p. 789.

chen wüßte, dem Herzog seine Dienste aus schuldigem Gehorsam angeboten haben. „Im Fall aber E. F. Gn., fährt Frischlin fort, als die der gelehrten Leut nun zu viel haben, meiner Diensten nicht bedürftig, so bitte E. F. Gn. ich, die wolle mir gnädig vergönnen, daß ich mit meinen operibus mir andere Maecenates suchen und mich in anderer Potentaten Dienste begeben dürfe." Die herzogliche Antwort lautete, wenn er frei sein werde, möge er sich wieder melden. [1])

Nun reiste Frischlin nach Straßburg, [2]) wo er bei dem Diakonus Peter Portius für zwei Reichsgulden wöchentlich Kost und Wohnung nahm. Hier druckte Bernhard Jobin seine Strigilis, die ihm durch den Dr. und Professor juris, Nikolaus Reusner, dem sie Frischlin zugeschickt hatte, bekannt geworden war, in vermehrter Ausgabe wieder; außerdem die erste Gesammtausgabe von Frischlins dramatischen Dichtungen in lateinischer Sprache. Es waren die fünf Komödien: Rebekka, Susanna, Hildegard, Priscian und Julius, nebst zwei Tragödien: Venus und Dido; die Helvetiogermani waren noch nicht gedichtet, und das Phasma drucken zu lassen, nicht rathsam. Von jenen erschien nur der Julius und die Venus zum erstenmal: die übrigen waren einzeln schon früher, zum Theil in mehreren Auflagen, gedruckt gewesen. Jede der fünf Komödien eignete Frischlin jetzt dem Bürgermeister und Rath einer Reichsstadt zu: die Rebekka den Ulmern, die Susanna den Memmingern, die Hildegard, die in erster Ausgabe dem Abt von Kempten gewidmet gewesen war, erhielten nun die Nürnberger, den Priscian die Nördlinger; das

[1]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 2. Sept. 84. St. A.

[2]) Hier ist eine Verwirrung im Datum. Frischlin sagt in dem Brief ad Petr. Portium Gotthanum, Diac. eccl. Argentinens. &c., Brunsvig. 28. Feb. 89, er sei im November nach Straßburg gekommen und neun Wochen geblieben. Aber die Zueignung der Rebekka in der Sammlung der Vorreden (Epist. & præfat., hinter der Meth. declamandi, Argentin. 1606) ist Argent. Cal. Oct. 1584, die der Susanna ebenfalls aus Straßburg 20 Cal. Nov. datirt, und andrerseits die Vorrede zu Frentzels Gedichten Argent. 18 Cal. Mart. 1585: während Crusius Frischlins Rückkehr von Straßburg auf den ersten Febr. verlegt, von welchem Tage uns auch ein Frischlinisches Schreiben von Tübingen aus an den Herzog vorliegt. Entweder ist nun das Datum in jener spätern Sammlung der Vorreden falsch angegeben, oder hat Frischlin dasselbe willkürlich vor- und zurückdatirt, oder in der spätern Annahme, daß er erst im November nach Straßburg gekommen sei, sich geirrt.

jüngste und liebste Kind seiner dramatischen Muse aber, den Julius redivivus, die Straßburger. Von den beiden Schultragödien wurde die neu erscheinende Venus den neugewonnenen edeln Schülern, den drei Grafen von Tübingen, dedicirt.

Dergleichen Dedicationen waren damals das Mittel für einen Schriftsteller, zu einem Lohn seiner Arbeit, ja nur aus den Kosten zu kommen. Selten bezahlte ein Buchdrucker Honorar: der Verfasser mußte froh sein, wenn er ihm sein Werk „vergebens (d. h. kostenfrei) druckte, und ihm etlich Exemplaria dankbarlich widerfahren ließ"). [1]) Dem Frischlin versprach später Georg Gruppenbach, ein Tübinger Buchdrucker, für seine lateinische Grammatik, wenn sie ein Privilegium bekäme und in den Würtembergischen Schulen eingeführt würde, 50 Thlr. zu bezahlen. Da die Bedingung nicht zu Stande kam, so mußte Frischlin sie auf eigene Kosten drucken lassen. So wurden jetzt auch seine Komödien und die Strigilis auf seine Kosten gedruckt, und er brachte zwei Kisten voll Exemplare (6 Centner schwer, wie Crusius erkundet hat) nach Tübingen zurück, um sie zu verkaufen. [2]) Damit mag er nun keinen Schaden gehabt und Jobin sie später auf eigene Kosten wieder aufgelegt haben, da insbesondere die Komödien ein gangbarer Verlagsartikel waren: aber mit seinen gelehrten Arbeiten hatte Frischlin unaufhörliche Verlegersnoth, und über seinen späteren Streitschriften, davon ihn die Poppysmi allein 130 fl. gekostet haben sollen, ist er wirklich verarmt. Daher war es in den folgenden Jahren sein beständiger Plan, eine eigene Druckerei zu errichten; der jedoch immer wieder vereitelt wurde. Auch jene Zueignungen aber täuschten die Erwartung oft. Von dem Rathe zu Straßburg erhielt Frischlin für seinen Julius nach langem, kostspieligem Warten 12 fl.; von andern Reichsstädten soll er gar nur 4 Thaler bekommen haben. [3]) So wurden ihm von dieser Seite seine Auslagen bei Weitem nicht vergütet, ja selbst mit dem Buchbinders- und Botenlohn versichert er im Schaden geblieben zu sein. [4]) Daher cassirte er in einer späteren Auflage

---

[1]) Jac. Frischlin, Nic. Frischlinus factus rediv. II, 4 b.

[2]) Frischlin. Celet. II, p. 59 b. Crus. def. nec. p. 168.

[3]) Frischlins Epist. ad P. Portium, Braunschweig 28. Febr. 89. St. A. Vgl. Crus. def. nec. p. 219.

[4]) Opp. P. scenica, Præfatio.

diese einzelnen Dedicationen, und eignete sämmtliche Komödien dem Könige von Dänemark zu; ob mit besserem Erfolge, wissen wir nicht zu sagen.

Schon damals indessen erließ er von Straßburg aus einen wahren Hülferuf an etwanige Mäcenaten, die Herausgabe seiner übrigen Werke großmüthig unterstützen zu wollen. Unzählige Briefe, schreibt er im Schlußworte zu seinen Komödien vom 1. December 84 an seine edeln Gönner und Freunde in Deutschland, Italien, Frankreich, Dänemark, Polen und Ungarn, erhalte er von ihnen, worin die Einen ihn auffordern, noch mehr Komödien zu machen und sich ausschließlich dieser Dichtungsart zu widmen; Andere, seine epischen Werke, gedruckte und ungedruckte, in einer Sammlung vorzulegen; eine dritte Partie verlange eben das in Bezug auf seine Elegien; eine vierte wünsche von ihm auch die Aeneis und den Juvenal paraphrasirt; eine fünfte möchte seine Aristophanesübersetzung vollendet und gedruckt wissen; einer sechsten haben seine grammatischen Schriften nach ähnlichen über Astronomie, Rhetorik und Dialektik Lust gemacht; eine siebente verlange seinen Nomenclator ausgeführt: denn seine Commentare zu Virgil und Horaz, zu Cicero, Cäsar und Sallust, seine Reden und Schulübungen, liegen ohnehin im Staub, und können in dieser den Musen unholden Zeit nicht an's Licht kommen. Mögen nur seine Gönner und Freunde ihm erstlich einen Mäcenas verschaffen, der die Kosten nicht scheue, ihm die nöthige Muße zu gewähren, und dann seinen Buchdrucker ermuthigen, ihm noch weiter zu Diensten zu sein: so mache er sich anheischig, binnen zweier Jahre, oder auch noch früher, falls Gott Leben und Gesundheit schenke, alles Verlangte zu Stande zu bringen.[1])

Als er nach Straßburg kam, hatte er es auf diese Stadt selbst abgesehen. Nicht umsonst hatte er (nach der frühern Huldigung in der Beschreibung ihrer Uhr) in seinem Julius der Stadt wie der Akademie so ausgezeichnete Lobsprüche ertheilt; nicht umsonst dieses sein neuestes Stück „dem Namen und Gedächtniß der hochansehnlichen Reichsstadt Straßburg“ gewidmet, und zu dem Ende mit einer dop=

---

[1]) Nic. Frischlinus viris nobilissimis & clarissimis passim in Germania &c. degentibus, amicis suis suavissimis, S. P. In Opp. P. scen. p. 457 ff. der Ausg. von 1598.

pelten Zueignung, an Stadtmeister, Bürgermeister und Rath, und noch einer persönlichen an Joh. Phil. von Kettenheim, Stadtmeister, an Carl Lorcher, Altbürgermeister, und Nikolaus Knieps, Funfzehner, die zugleich Scholarchen waren, versehen, worin er diesen das Bedürfniß „großmüthiger Patrone" für seine literarischen Arbeiten zu Gemüthe führte. Nicht umsonst auch hatte er es eingeleitet, daß sein episches Gedicht von der Geburt Christi am letzten Tage des Jahres 1584, laut öffentlichen Anschlags der akademischen Behörde, durch den M. Joseph Lang vorgetragen wurde.[1])

Dem Manne gegenüber, der sonst an der Spitze des Straßburger Schulwesens stand, mochte Frischlin allerdings kein gutes Gewissen haben. Den trefflichen Johann Sturm, als er im Sinne der liberalen Theologie eines Capito und Bucer gegen Johann Pappus, den Parteigänger Andreä's und L. Osianders, aufgetreten war, hatte Frischlin als Schildträger des Letzteren, ohne allen innern Beruf, in jener Spongia angegriffen, auf deren Titel er sich sogar geradezu Antisturm nannte. Mittlerweile war es, eben in Folge jener theologischen Zänkereien, der Gegenpartei Sturms gelungen, den verdienstvollen Greis aus seiner Stelle als Rector des Gymnasiums und der Akademie zu verdrängen. Frischlin scheint sich ihm jetzt persönlich genähert zu haben, und der edle Alte ließ sich so vollkommen versöhnen, daß er sich von Northeim aus, wo er sich eben aufhielt, mit einem Empfehlungsschreiben für Frischlin an den Bürgermeister Lorcher wandte. Es ist wie eine letztwillige Verordnung, daß er ihm denselben für die Straßburger Schule empfiehlt. Zwar müsse er fürchten, daß in seinen jetzigen Verhältnissen seine Fürsprache dem Empfohlenen eher hinderlich als förderlich sein möchte: doch dränge es ihn, vor seinem Hintritt noch für ihre ihm so theure Schule zu sorgen. Einen solchen Mitarbeiter habe er sich immer gewünscht, so lange er bei ihnen gewirkt habe, aber nie finden können. Nun rühmt er seine Poesie, seine Gewandtheit in der lateinischen Sprache, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, der, wo es nöthig sei, mit Ernst abwechsle. Daß er auch Frischlins beinahe schon fertigen Nomenclator lobt, ist

[1]) Rector Academiæ Argentinensis, Melchior Junius, Witebergensis, Eloq. Prof., Studiosis S. D. &c. Vor dem Liber de natali Jesu Christi, in Opp. P. epica.

eine kaum geringere Selbstverläugnung, als daß er überhaupt den ehe-
maligen Gegner empfahl; denn er selbst hatte ein ähnliches Wer
unvollendet im Pulte liegen. An Frischlins Streit mit dem Ad
mögen sie sich nicht stoßen; er kenne des Mannes wahre Gesinnung
welche von den Gegnern mißkannt worden sei. Zum Schlusse richte
Sturm an den Bürgermeister die Bitte, nach gepflogenem Rathe m
seinen Collegen, ihm eine Stelle in Straßburg anzuweisen, an welche
er seinen Studien obliegen, und zugleich ihre Schule fördern un
zieren könne. [1])

Aber Alles war vergebens, und Frischlin kehrte, nachdem e
sich jetzt oder auf der Hinreise auch noch in Frankfurt aufgehalten hatte
nach Tübingen zurück, um sich aufs Neue an seinen guten Herzog
Ludwig zu wenden. Geld hatten ihm seine Dedicationen so wenig
eingebracht, daß er dem Portius einen Theil des ihm schuldigen Kost-
geldes bei dritten Personen anweisen mußte, worüber beide später in
häßliche Händel geriethen. Am ersten Februar kam er in Tübingen
an, [2]) und noch desselben Tags schickte er dem Herzog den ersten Band
seiner poetischen Werke, d. h. die Komödien, mit einem Schreiben zu
worin er, da nun seine Anwesenheit bei der Druckerei nicht mehr
nöthig, und obwohl er andre Anstände genug haben könnte (wo? wird
nicht gesagt), ihm seine Dienste anbietet. Zugleich bittet er den Her-
zog, der in seinem Vaterlande sein einziger Mäcenas sei, ihm zur
Bestreitung aufgewendeter und noch aufzuwendender Unkosten bei
Herausgabe seiner Werke, da er jetzt ohne Bestallung und Besoldung
sei, 100 fl. gegen Verpfändung von Gültbriefen auf $^1/_4$ oder $^1/_2$
Jahr vorzustrecken. [3])

Während die Antwort von Hof aus sich verzog, hielt Frischlin
einstweilen, um nicht gar vogelfrei dazusitzen, bei Rector und Senat
in Tübingen um das akademische Bürgerrecht an. Es war dieß das
Recht, der Corporation der Universität anzugehören, unter ihrem
Schutz und ihrer Gerichtsbarkeit zu stehen, wie es nicht nur jeder
Student, sondern auch Handwerksleute, Buchdrucker, Buchbinder u. dgl.

---

[1]) Jo. Sturmii epistola ad Carol. Lorcherum &c. Northemii 23. Jan. 85
Abschriftlich im St. A. und gedruckt in Epist. & præfat. p. 52 f.

[2]) Crus. def. nec. p. 168.

[3]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 1. Febr. 85. St. A.

genossen. Dieses Gesuch wurde dem Frischlin „aus namhaften und wichtigen Ursachen," die aber nicht angegeben wurden, abgeschlagen. Eine ähnliche Weigerung war um die Zeit von Frischlins Abgang nach Laibach vorgekommen. Am 11ten Juni 1582 war auf Befehl des Senats dem Ober- und Untervogt von Tübingen angezeigt worden, daß Rector, Kanzler, Doctoren und Regenten hoher Schul sich „aus hochbewegenden dringenden Ursachen" einhellig miteinander entschlossen haben, M. Carolum Heerbrand sammt seiner Gespons, Barbara, Heinrich Kaislins Wittib, für gedachter hohen Schul Zugewandte und Unterthanen nicht zu erkennen, zu versprechen oder zu verthedingen. Das war des hochangesehenen Professors der Theologie Jakob Heerbrands Sohn, der, noch als Student, die übelberüchtigte aber reiche Wittwe eines, wie Frischlin sich ausdrückt, „offenen Schelmen und henkermäßigen Diebs" geheirathet hatte, und propter turpes nuptias von der Universität ausgeschlossen wurde. Eine harte Demüthigung für den alten Vater, der daher auch wiederholt flehentlich, doch vergeblich, um Wiederaufnahme des Sohnes anhielt.[1]) Aber die anstößige Ehe eines liederlichen Studenten mit einer reichen Hure, worin es täglich neuen Scandal gab, ließ sich doch nicht mit demjenigen vergleichen, worin Frischlin sich etwa vergangen haben mochte. Daher beruhigte sich dieser bei der trockenen Abweisung nicht, sondern stellte an den Senat das Begehren, da „das jus civitatis academicae keinem honesto et docto, besonders aber einem gewesenen Professori, ohne genugsame und namhafte Ursachen könne und solle abgeschlagen werden, und dann dieß res novi exempli und bei allermänniglich unerhört sei," so solle man ihm diese Ursachen anzeigen, damit, wenn er sich reinige, er seiner Unschuld genießen, wo nicht, seiner Schuld entgelten möge.[2]) Aber die Universität gab ihm keine Antwort.

Günstiger und billiger für Frischlin dachte man auch jetzt wie immer in Stuttgart. Fast gleichzeitig mit Frischlins letzterwähntem Schreiben an die Universität gaben die Räthe ihr Gutachten über sein Dienstanerbieten ab. Die Geschicklichkeit und besondere Lehrgabe des Mannes seien dem Herzog vorhin bewußt, „wie denn Studiosi,

[1]) Senatsprotokoll vom 11. Juni und 22. December 1582.

[2]) Frischlin an Rector rc., Tübingen 13. März 85. St. A.

die Zeit er in Tübingen gewesen, allda er ein frequens auditorium gehabt, von ihm gerühmt, daß einer bei ihm in Einem Jahr mehr ausrichten könne, als bei einem andern Professor in 2 oder 3 Jahren." Daneben sei er „promtus und könne in kurzer Zeit viel ausrichten, dazu laboriosus, nicht verdrossen und hinlässig, sondern was er den studiis zu Gutem fürnehme, das befördere er; habe auch vermöge seines Berichts herrliche und nützliche labores unter Handen, unter welchen die Analysis oder der Nomenclator, da solcher, wie er disponirt, in's Werk komme, ein unerhört und der Jugend in tota Europa nützliches Buch sein werde." Aus diesen und andern mehr Ursachen halten sie dafür, daß man den Mann, „ungeachtet daß er ein mordax ingenium und seine vitia habe, nicht von der Hand lassen, noch ihm seine Obligation hinausgeben, sondern ihn, weil solche Leute nicht gemein, bei der Hand behalten" solle. Den Modus seiner Anstellung betreffend, so wäre freilich das Beste, wenn er ohne Weiters bei der Universität wieder „eingethedingt" werden könnte. Zwar habe er diese beleidigt, doch „auf etlichermaßen Verursachen;" wenn er nun gebührlich deprecirte und verspräche, sich künftig aller Bescheidenheit befleißigen zu wollen, so sollte die Universität wohl zu bewegen sein, den gefaßten Widerwillen fahren zu lassen, und ihn wieder zu einem ordinario Professore anzunehmen. Weil aber im Augenblick keine Profession oder Lectur ledig sei, und daher allerlei Schwierigkeiten von Seiten der Universität zu besorgen, so wäre der Räthe unterthänig Bedenken, ihm nicht nur das erbetene Anlehen von 100 fl. (unerachtet er noch 55 fl. 45 kr. in den Kirchenkasten schuldig) zu gewähren, „sondern ihn auch auf ein halb oder ganz Jahr als einen extraordinarium Professorem (wie es zu Pariß regios et extraordinarios Professores habe) zu bestellen, und ein Gulden anderthalbhundert (daran ihm ungefährlich die 50 möchten zu Früchten und Wein, so man jetziger Zeit, Gott Lob, wohl hat, zerschlagen werden) an ihn zu wagen." Im Fall er sich nun während dieser Zeit, da er neben seinen Lectionen auch seine Druckschriften fördern könnte, gebührlich hielte (was um so mehr zu hoffen, da er unterdessen auch anderer Orten etwas erfahren habe und billig gewitzigt sein sollte), und es würde etwa eine Lection erledigt, wie denn die Professores Artium zum Theil ziemlich alt und kränklich seien, so

könnte er alsdann wieder beharrlich zur Schul angenommen und befördert werden, würde auch hiezwischen der Unwill sich noch mehr abessen und er durch Bescheidenheit sich wieder insinuiren. Auch vom Adel fürchten die Räthe kein weiteres Fürgehen gegen Frischlin, „dann es zum guten Theil erloschen, wird auch, wenn er ruhig ist und Fried hält, ein Schwert das ander in der Scheiden behalten.“[1])

Ein so billiger Vorschlag war der Genehmigung von Seiten des Herzogs sicher, oder er war vielmehr von den Räthen (unterzeichnet sind der Landhofmeister, Probst, Osiander und Kirchenrathsdirector) schon mit Rücksicht auf die bekannte Gesinnung desselben abgefaßt worden. So wurde denn Frischlin mit einer Besoldung von 100 fl. in Geld, 20 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Roggen, 8 Scheffel Haber und 4 Eimer Wein, aus der geistlichen Verwaltung, wozu noch das fortlaufende Gratial für die Hochzeitsbeschreibung kam, als außerordentlicher Professor angestellt, und am 17ten März von dem Kirchenrath in Pflicht genommen. Es wurde ihm bedeutet, er solle sich „fürohin bescheidener, als vor der Zeit beschehen, erzeigen, die Leut nicht anziehen, auch fürohin kein Epigramma oder Anderes in Druck geben, es sei dann J. F. Gn. zuvorhin angebracht; dann sollt er sein alt Wesen anfahen und Unruh daraus erfolgen, würden J. F. Gn. sich sein entschlagen.“ Das versprach Frischlin und versicherte, er wolle sich so halten, daß der Herzog „darob gnädiges Gefallen tragen solle, dann er ziemlich gewitzigt worden.“[2])

Diese Ernennung und Verhandlung wurde nun der Universität angezeigt, wobei der Herzog die Erwartung aussprach, deren Rector und Regenten werden sich diese seine für die Schul wohlmeinende Verordnung gefallen lassen, und sich mit Frischlin des Auditorii, der Stund und Materien halber vergleichen; auch, wo noch etwas Unwill bei Einem oder Mehreren wider ihn vorhanden, solchen auf seine unterthänige Erklärung hin christlich hinlegen; da sich künftig eine Gelegenheit zutrüge und eine lectio ordinaria erledigt würde, ihn zu selbiger annehmen und befördern, damit der herzogliche Kirchenkasten mit dieser außerordentlichen Besoldung nicht zu lang oder

[1]) Bedenken der Räthe, Stuttg. 15. und 16. März 85. St. A.

[2]) Verhandlung, Stuttg. 17. März 85. St. A.

viel beschwert werde; überhaupt hoffe er, werden sie zu beiden Theilen seinem Vertrauen zu entsprechen suchen.[1])

Die Universität übereilte sich nicht mit ihrer Antwort, und diese fiel aus, nicht wie es der Herzog erwarten zu dürfen glaubte, aber wie sie nach dem Vorgang mit Frischlins Gesuch um das akademische Bürgerrecht zu erwarten war. Rector und Regenten berichteten, „warum sie nicht für rathsam erachten können, daß Frischlino eine Lectur bei der hohen Schul anbefohlen werde. Denn ob wir wohl wissen und erkennen, äußern sie, daß er ein gelehrter, arbeitsamer Mann, welcher ein fürtreffenlich ingenium und sondere Gnad zu lehren und zu lesen hat, so ist dagegen auch allermänniglich wissend, so gemeldten Frischlinum kennen, daß er ein solcher unruhiger Mensch, der von jedermann übel redet, die Professores vexiret, dem Niemand glehrt genug, wie dann auch nie kein Ruh in Universitate, so lang er derselben beiwohnend gewesen, sondern er ohne Unterlaß einen Handel nach dem andern angefangen, also daß wir schier nichts dann immer mit ihm zu thun gehabt.“ Leider war diese Klage nur allzu gegründet; obwohl die Herren vergaßen, daß sie durch ihre hartnäckige Zurücksetzung Frischlins ihn mit Gewalt sich zum Feinde gemacht und einen großen Theil jener Unruhen selbst herbeigeführt hatten.[2]) Er habe, fahren sie fort, weder auf die Rectoren noch auf das juramentum geachtet, sondern Alles, auch was in Gegenwart des fürstlichen Kanzlers mit ihm verhandelt worden, in Wind geschlagen. Dafür, daß er die Censurvorschriften nicht halte, berufen sie sich auf die alten Geschichten mit dem carmen de fulmine und der oratio de vita

[1]) Herzogl. Erlaß an die Universität, Stuttg. 17. März 85. St. A.

[2]) Crusius hat nicht Unrecht, wenn er in seiner justa, vera & postrema Resp. p. 37 f. schreibt: Judicet quivis non rudis lector, quot bonas horas, bonos dies, qui melius collocari potuissent, tu nobis tua importunitate, tuis tribuniciis actionibus eripueris. Aber auch Frischlin sagt nicht ohne Grund, Celet. II, p. 129 b: Si Frischlino fuisset aut locus in collegio datus, aut saltem vocato in Senatum causa tam injustæ repulsæ exposita: nunquam quicquam earum turbarum extitisset, quæ ex hac unica repulsa sunt natæ. Nam si a vobis non fuissem spretus & rejectus, coluissem reliquo tempore vos ut fratres, & omnia mea, quæcunque habuissem, communicassem vobiscum. Ich hett Leib, Ehr, Gut und Blut zu euch gesetzt.

rustica; auch daß er während seiner Verstrickung aus dem Haus gegangen, wird in Erinnerung gebracht. Das freilich glaubt man den Herrn aufs Wort, wenn sie sofort bekennen, sie haben es gern gesehen, daß sie durch den Ruf nach Laibach „seiner mit gutem Glimpf ledig geworden." Nun sei es aber seit seiner Zurückkunft mit ihm nicht besser geworden, sondern er habe erst diesen Winter, als er zu Straßburg seine Poemata drucken lassen, Etliche der Ihrigen in öffentlichem Druck verkleinerlich und schmählich angezogen; „und ob er wohl, setzen sie hinzu, Niemand mit Namen benennt, so beschreibt er sie doch so deutlich, daß, wer sie kennt, wohl verstehet, wen er meine, wie er's dann auch selber nicht verschweigen kann, sondern bei andern Leuten sich offentlich vernehmen lässet, wen er gemeinet habe."

Diese Klage gründete sich vornehmlich auf etliche Epigramme, welche Frischlin (seiner spätern Verantwortung zufolge) auf das leere letzte Blatt der Tragödie Venus hatte drucken lassen, und zwar unter diesen insbesondere auf zwei: In Comtulam, und In Crispum. Ersteres handelte „von einer zarten Frauen, die sich mit schönen Kleidern zieret und ihren alten Mann gern sterben sähe, damit sie einen jungen möcht bekommen, auf den sie sich also mutzet und butzet. Daß nun Etliche dieß Epigramm auf Martini Crusii Hausfrau ziehen, erklärte Frischlin, so lass ich sie diesen Verstand verantworten, denn ja ihr Nam hier nicht zu finden, und kann kein Bidermann mit Wahrheit sagen, daß ich jemals gesagt, es gehe auf des Crusii Weib, dieweil sie etwan sonst wie Khatzen und Meuß miteinander leben." [1])

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 14. Jan. 86. St. A. Letzteres war allerdings nicht ohne. Im Senatsprotokoll vom 5. Juni 85 lesen wir: „Rector proposuit, es sei ihme Nächt spät ein Schreiben von der Stadt Eßlingen zukommen, so belangt M. M. Crusium und sein Hausfrau, von wegen des Zwietrachts und Uneinigkeit zwischen ihnen, und damit bis zu der Freundschaft Ankunft Weib und Kind möchten unbetrübt bleiben. Decretum: Esslingensibus zu respondiren, man wisse nichts Bessers, dann daß die Freund der Frau hieherkommen; man wölle thun, was man könne, und sei Senatui solcher Zwietracht von Herzen leid; Rector, Kanzler und vier Decani sollen ihnen pacem mandiren und das Weib adhortiren, daß sie in seiner Kammer schlafen und an seinem Tisch essen solle, bis ihre Freund hieherkommen." Crusius hatte nämlich seine Frau des Ehebruchs angeklagt, wenn auch nicht in Consistorio, nec in Senatu, wie er sagt, sed innocente judicio (Contra Frischlin. Mspt. p. 151); wovon er später die Schuld auf das Gerede böser Zungen schob. Dieß benützte

Schon diese Verantwortung zeigt, daß es auf Niemand anderes ging, und es ist absichtliches Irreführen, wenn er es ein andermal auf die Kaislerin deutet. Das andere Epigramm, In Crispum, ging schon dem Namen nach auf Crusius (Kraus). Während Frischlins Aufenthalt in Straßburg nämlich hatte Salomo Frenzel, gleichfalls ein gekrönter Dichter und damals mit Frischlins Schwester Martha verlobt, die er später sitzen ließ, diesem von einem Epigramm auf ihn Nachricht gegeben, das in Tübingen umlaufe. Es war als Unterschrift unter ein Bildniß Frischlins gedacht:

Schamlos ist deine Stirn, o Frischlin, toller Poete,
Wild die Augen, der Zahn bissig, gefräßig der Mund —

und ging so noch weiter und gemeiner fort. Ob es nun wirklich, wie Frischlin behauptet, die Unterschrift: I. Crisp., trug, oder ob es nur seine Vermuthung war, daß sein Erzfeind demselben nicht fremd sein möge: genug, er bezahlte diesen in gleicher Münze, indem er

---

Frischlin hernach in den Helvetiogermani, wo er einem athenischen Professor, den er ganz wie den Crusius beschreibt:

— Græculi
Cujusdam obstipi, pallentis, luridi:
Ei tunc uxor erat mollicula, juvencula,
Ipse autem Acherontius, stipes, silicernium,
Solitus in vacuo secubare lectulo —

durch einen liederlichen Studenten Hörner aufsetzen läßt. Nach verschiedenen pädagogischen Versuchen von Seiten des Crusius (Si etiam verberet quis familiam, vitia corrigendi causa, quod jus ei hoc interdicit? Justa, vera & postr. resp. p. 87 f.) kam die Sache endlich noch so weit, daß sie Gegenstand eines besonderen Visitationsrecesses wurde. Des Herzogs verordnete Commissarii, hieß es in diesem Receß, haben in glaubwürdige Erfahrung gebracht, „daß Hn. D. G. Hambergers und M. M. Crusii, beeder Professorum, Hausfrauen, so Schwestern seyn, sich nicht gepürlich verhalten, sondern, wann sie erzürnet, Gott lestern, übel fluchen und schwören, darneben der Trunkenheit nachhängen und vielmalen ärgerliche Reden fahren lassen, sonderlich des Crusii Weib die Predigen göttlichs Worts unfleißig und fahrlässig besuche, dazu mit Kauffung Güter und sonsten in der Haushaltung ihres Beliebens und Gefallens handle, oftermals außer der Stadt gen Lustnau und Derendingen ziehe, und sich unter solchem ziemlich verdächtig mache." Der Rector solle mit Zuziehung Etlicher aus dem Senat das Schwesternpaar zu sich erfordern, verwarnen und bedrohen, auch über den Erfolg nach etlichen Wochen zur fürstlichen Kanzlei berichten. Recessus Visitationum de anno 1581—1627, Receß wegen

ebenfalls in einem Epigramme insbesondere dessen finstern, neidischen Gesichtsausdruck schilderte.[1])

War in diesem Stücke die Klage der Professoren nicht ohne Grund, so tritt im weitern Verlauf ihres Antwortschreibens an den Herzog der gemeine Brodneid und die zunftmäßige Geistesträgheit ganz unverhüllt zu Tage. Frischlin führe, so klagen sie weiter, „die studiosos von den publicis lectionibus ab; wie er sich denn diesen vergangenen Winter bei den Herrn Grafen von Tübingen insinuirt und ihnen angefangen privatim zu lesen, daß ihrer keiner mehr von derselben Zeit an kein lectionem publicam gehöret, darein sie doch zuvor mit sonderem Fleiß gegangen. Dazu untersteht er sich, alle praecepta artium et philosophiae, in Grammatica, Dialectica, Rhetorica, Physica, Ethica et Astronomia, zu ändern, und was Nützlichs, Löblichs und den studiis Fürträglichs bis anhero in allen Schulen dieses Fürstenthums und ganzen teutschen Landes gebräuchlich und der lieben Jugend mit merklichem Nutzen eingepflanzt, zu convelliren und zu widertreiben, dagegen aber seine neue Kunst, die Jugend damit irr zu machen, anzustellen, daß sie hernacher weniger denn zuvor können und wissen; inmaßen er Solches mit seinem Strigile Grammaticorum allbereit gethan, und in den andern Künsten auch zu thun längst unterfangen." Man sieht hier die Angst eines Crusius, im grammatischen und rhetorischen, eines Liebler, im physischen, eines Hailand, im ethischen Vorlesungs- und Lehrbüchermonopol beeinträchtigt zu werden.

„Dieweil dann, schließen sie, durch ihn, Frischlinum, der Schulen nicht geholfen, sondern entholfen, und da er angenommen werden sollte,

---

D. Hambergers und M. M. Crusii Hausfrauen, Tübingen 3. Oct. 1591. Die Tochter scheint von der Mutter das Fluchen gelernt zu haben; denn nachdem sie sich gegen den Willen des Vaters verheirathet hatte, schimpfte sie über diesen wegen angeblich vorenthaltenen Heirathguts und sagte, er sei nicht ihr, sondern des Teufels Vater u. dgl. Der Senat erklärte, Crusius sei der Tochter nichts schuldig, und verurtheilte diese zu vierwöchigem Hausarrest. Klüpfel, Gesch. der Univ. Tübingen, S. 124 f.

[1]) Frischlin an den Herzog, 14. Jan. 85. St. A. Epistola ad Frentzelium, Argent. Id. Dec. 84, in Epist. & præfat. p. 197 f., wo er von derlei Verunglimpfungen als von asininis crepitibus spricht, quibus ego aliâs sublato pede oppedere soleo.

er vielmehr Unruh, denn zuvor nicht, anrichten würde (dann er sein Unart, Stolz, Hochmuth und Verachtung Anderer so wenig läßt als die Katz das Mausen, er verheiße gleich was er wolle): so bitten demnach E. F. Gn. wir in höchster Unterthänigkeit, dieselbe wolle uns mit diesem Ueberbein und unruhigen Mann, der nicht allein der hohen Schul, sondern einem ganzen Land (wie vormals beschehen) Unruh genug schaffen kann, nicht beschweren, und diese hohe Schul, da Gott Lob alle und jede Professores in gutem Vertrauen, Fried, Ruh und Einigkeit stehen, durch ihn nicht in Unruh bringen lassen: so wollen wir vermittelst göttlicher Gnaden alle lectiones dermaßen bestellen und versehen, daß an denselben kein Mangel erscheinen soll". [1])

Herzog Ludwig, der seine Rescripte unwirksam sah, und doch keinen Gewaltschritt thun wollte, setzte die Sache auf die bevorstehende Visitation aus, wo die Commissäre mündlich mit dem Senat handeln sollten, daß Frischlin geduldet und ihm das Profitiren vergönnt werden möge.

---

[1]) Die Universität an den Herzog, præsentat. Stuttgart 29. Mai 85. St. A.

Drittes Kapitel.

Frischlin aufs Neue Würtembergischer Hofpoet. Verhandlungen wegen Herausgabe seiner Schriften und seiner Anstellung an der Universität.

Während die Universität mit aller Zähigkeit einer bevorrechteten Körperschaft ihm den Wiedereintritt streitig machte, sah sich Frischlin in seinem Verhältniß zum Hofe durch die Umstände dermaßen begünstigt, daß er sich mit Einem Ruck wieder in seine vorige Stellung schwingen zu können schien.

Dorothea Ursula, deren Vermählung mit Herzog Ludwig er einst durch die Spenden seiner Muse verherrlicht hatte, war im Jahr 1583 auf der Rückreise von Weimar, wo sie mit ihrem Gemahl der Hochzeit von dessen jüngster Schwester Sophia mit dem Herzog Friderich Wilhelm beigewohnt hatte, am 19ten Mai plötzlich gestorben und zehn Tage darauf in Tübingen beigesetzt worden. Frischlin hatte ihren Tod noch in Laibach in einer Elegie beklagt, hierauf nach seiner Rückkehr in einer andern den verwittweten Herzog bei dessen Ankunft in Tübingen am 19ten September begrüßt.[1]) Dieser hatte inzwischen, von dem Ausschuß seiner getreuen Landschaft ermuntert, sich nach einer zweiten Gemahlin umgesehen, und dazu abermals eine Ursula, des Pfalzgrafen Johann Georg von Lützelstein Tochter, erkoren.[2]) Die

---

[1]) Opp. P. eleg. L. XVI, Eleg. 5. und L. XIV, Eleg. 2. Bei letzterer die Bemerkung: Ex Carniola Liburnorum redux, in patria f. anno 1584.

[2]) Der älteste Bruder dieser künftigen Herzogin, Georg Gustav, war mit seinem Hofmeister, dem pfälzischen Rathe Daniel Pappus von Tratzberg, Frischlins

Hochzeit hatte der Herzog auf den 10ten Mai 1585 festgesetzt, und nun gab es wieder alle Hände voll zu thun für „seinen Dichter", wie sich Frischlin so gerne nannte.

Schon im März hatte er sich erboten: wenn es dem Herzog gefällig, bei dero bevorstehendem Ehrenfest eine Comoediam zu agiren, wie unter auswärtigen Nationen an allen Fürstenhöfen bräuchlich sei, so wolle er sich darin gehorsam erzeigen. Dazu würde, schrieb er hierauf am 1ten April an Melchior Jäger, keine seiner Komödien sich besser schicken als der Julius redivivus, von dem er deßwegen eine kurze Inhaltsanzeige einsendet; es komme darauf an, wie derselbe dem Herzog gefalle; er seines Orts ziehe ihn allen seinen übrigen Komödien vor. Er sei schon mit Vorbereitungen zur Aufführung beschäftigt, und habe daher kaum Zeit, auf ein des Herzogs würdiges Epithalamion zu sinnen; denn von mir, setzt er mit Selbstgefühl hinzu, pflegt nichts Gewöhnliches auszugehen." [1])

Auch zu einer poetischen Beschreibung der Festlichkeiten, wie er sie von der ersten Hochzeit geliefert, bietet er dem Herzog für diese zweite seine Dienste an; ja er getraut sich dießmal, die Beschreibung zum Theil schon vor den Vorgängen selbst zu Stande zu bringen. „Wann ich bei einem Beilichen (ungefähr) könnte wissen, schreibt er an Jäger, was für Fürsten, Grafen und Fürstinnen rc. kommen würden; was für Schauessen aufgesetzt werden; wie mein Herr aufziehen wird, und wie viel Ritterspiel sollen gehalten werden; was für Feuerwerk fürgehen wird: so wollt ich die Hochzeit in einer höchsten Stille mehr denn halb absolviren ehe und dann sie gehalten würd. Wenn dann schon es varirte, könnte ich den Vers leichtlich mutiren." Allen würde

Zuhörer in Tübingen gewesen.

Damals hörtet ihr mich die Werke des göttlichen Maro
Gründlich erklären und aus den Banden die Rede befreien,
So daß leichter sich nicht Columella's klares Latein liest.

Auch die verhängnißvolle Rede de vita rustica hatte der junge Pfalzgraf mitangehört, und mit seinem Hofmeister hat Frischlin manche schöne Stunde bei inhaltsreichem Gespräch und mäßigem Mahl und Trunke zugebracht. Nupt. Wirtemb. Pal. L. I. Opp. P. epica, p. 268. Georg Gustav blieb Frischlins Gönner und legte noch im J. 1589 eine Fürbitte für ihn bei dem Schwager ein.

[1]) Nam nihil a me vulgare proferri solet. Frischlin an Melch. Jäger, Tüb. 1. Apr. 85. St. A.

es als ein Wunder erscheinen, meint er, wenn die Hochzeit binnen zwei Monaten in heroischen und — Frischlinischen Versen beschrieben an's Licht träte.[1])

Das Epithalamion war damals schon fertig: darin führt er die drei Schwestern des Herzogs, Elisabeth, verwittwete Gräfin von Henneberg, Anna, Herzogin zu Liegnitz, und Sophia, Herzogin zu Sachsen, als Fides, Spes und Charitas auf, die den Herzog zu einer neuen Heirath ermuntern und ihn auf Ursula aufmerksam machen. Das Letztere schien dem Hofprediger, D. Lukas Osiander, nicht ganz passend; die allegorischen Schwestern sollten dem Bruder nur im Allgemeinen zum Wiederheirathen zusprechen, die Person der Braut aber der Herzog selber ausfindig machen: und Frischlin, ob er nun einsah, daß der Hofmann Recht hatte, oder ob er ihm nur gefällig sein wollte, änderte seine Arbeit hienach ab.[2])

Als Festkomödie war der Julius genehmigt, und die Zurüstungen wurden von Frischlin, Hand in Hand mit Melchior Jäger und dem herzoglichen Rath und nachmaligen Kanzler Martin Aichmann, seinem Bekannten aus früherer Zeit,[3]) eifrig betrieben. „Die Kleider zur Komödie betreffend, schreibt er an den Erstern unter dem 20. April, bedarf ich nur drei: nämlich pro Caesare, Cicerone et Mercurio, und dann 5 Tafftmutzen oder Heroldsröcklein für 5 Knaben, so die argumenta actuum mit teutschen Reimen recitiren werden.“ Sie sollten das Würtembergische Wappen auf der Brust, das pfalzgräfliche, was dem Poeten selbst spaßhaft vorkam, auf dem Rücken haben. „Was aber Eobanum Frischlinum, oder vielmehr Frischlinum

---

[1]) Frischlin an Melchior Jäger, Tübingen 20. April 85. St. A.

[2]) Osiander an Jäger, Stuttgart 21. Apr. 85. St. A. Das Epithalamion steht Opp. P. eleg. L. VII, Eleg. 1. Ad Ludovicum Ducem, secundas nuptias parantem. Auch in Opp. P. epica, p. 355 ff.

[3]) Martin Aichmann, geb. zu Schorndorf 1550, hatte in den Jahren 1566 – 70 zu Tübingen, dann zu Wittenberg, studirt, hierauf im J. 1577 in Tübingen die juristische Doctorwürde erhalten, wozu ihm Frischlin in einer Elegie Glück gewünscht hatte (Opp. P. eleg. L. XI, El. 1: Ad Mart. Aichmannum, Schorndorfensem, I. U. D.). Würtemb. Kanzler 1591; † als Chursächsischer Geh. Rath in Dresden 1616. Vgl. L. M. Fischlini Vitæ Cancellariorum Wirtemb. p. 15 f.

selber anbetrifft, jenen Repräsentanten der literarischen Bildung des neuen Deutschlands, dem er auch im Text seinen Handel mit der Ritterschaft in den Mund zu legen beabsichtigt hatte, scheint also Frischlin selbst gespielt zu haben) versieht er sich, werd Illustrissimus et Clementissimus Sponsus ihn zur Beschreibung der andern Hochzeit, wie zu der ersten, mit einem Gnadenkleid lustig machen, damit er sich wiederum auf gut teutsch und Wirtembergisch desto füglicher mög bekleiden, und aus der Crainerischen und wälschen Manier in ein Wirtembergisch Kleid schlieffen."

So kam das Hochzeitsfest heran, und auch Frischlin wanderte dazu nach Stuttgart. Er hatte dieß von Anfang nicht im Sinne gehabt, sondern am ersten April noch geäußert, um die Beschreibung zu fertigen, sei es nicht nöthig, daß er dabei sei, wenn man so sehr fürchte, er möchte todtgeschlagen werden; er wolle aus einem rohen Verzeichniß mehr machen, als ein Anderer aus eigener Anschauung. Todtgeschlagen wurde er nun zwar nicht; doch konnte er bald bemerken, daß weder seine wiederholten Entschuldigungsschriften, noch die Zeit und seine zweijährige Entfernung, hinreichend gewesen waren, den Groll des Adels gegen ihn zu tilgen. Bei einem solchen Feste fühlte sich der Adel als Stand, unter welchem nun die Anwesenheit des Verfassers der Rede vom Bauernstande eine dumpfe Gährung hervorbrachte. Kaum hielt die Rücksicht auf den Herzog und dessen Ehrentag die Erbitterten von einem Ausbruch zurück. Frischlins Aus- und Eingehen in der Ritterstube erregte Murren, und endlich, als er sich am Abend des zweiten Hochzeitstages in der Türnitz zum Nachtessen setzte, wurde ihm förmlich ausgeboten. Die Sache ist nicht völlig klar, ob die Junker durch die Nachricht, der Poet habe sich an einen Tisch gesetzt, an den er nicht gehöre (Frischlin selbst behauptet, es habe kein Adelicher, sondern nur der Syndikus von Eßlingen, nebst verschiedenen Doctoren und Prälaten, daran gesessen), sich wirklich den Befehl vom Herzog ausgewirkt hatten, oder ob es nur Vorgeben war: genug, Christoph Scheer trat grimmig an den Tisch, und hieß Frischlin in des Herzogs Namen aufstehen und mit ihm gehen. Frischlin leistete Folge, vernahm aber gleich vor der Thüre von dem Grafen Albrecht von Löwenstein, es sei keineswegs der Befehl des Herzogs gewesen, daß er so ungestüm (also doch?) vom Tische aufgemahnt werden sollte. Er

begab sich nun in das herzogliche Tafelzimmer, wo er mit den Silberkämmerlingen speisen durfte.[1])

Von ihm bald auch seine zweite Hochzeit wie die erste besungen zu sehen, war dem Herzog sehr angelegen. Wiederholt muß Jäger den Dichter mahnen, die Beschreibung zu fördern, daß sie noch vor der Herbstmesse in Druck gefertigt werden könne; wenn er genealogische Notizen dazu brauche, sollen sie ihm zugeschickt werden.[2]) Im October war dieselbe fertig und sandte Frischlin Jägern und dem Herzog Exemplare zu, die sich der günstigsten Aufnahme zu erfreuen hatten. Es sei zwar, so lautete das Bedenken der Theologen und Kirchenräthe, „das jetzige scriptum etwas kürzer als die erste Hochzeitbeschreibung (es besteht aus 4 Büchern von 105 Seiten, während jene aus 7 mit 163); es habe aber gewißlich mehr labores, Fleiß und Mühe gebraucht, denn das erste, in Ansehung daß der Verfasser ganz künstlich des Herzogs, auch dessen geliebter Gemahlin, 16 Ahnherrn und Ahnfrauen, und also den ganzen arborem hineingebracht, und auch sonsten Alles artig und lustig beschrieben habe.“[3]) Wir gehen auf die Arbeit,[4]) die im Ganzen mit der frühern Vorzüge und Mängel gemein hat, nicht näher ein, sondern begnügen uns, ein paar Stellen zu übersetzen, welche des Dichters Gemüthsstimmung in seinen damaligen Verhältnissen zu erkennen geben. Mit verdoppelter Anhänglichkeit klammert sich der beinahe schon Schiffbrüchige an seinen guten

---

[1]) Frischlins Klagschreiben an den Herzog, Tübingen 25. Mai 85. St. A. Poppysm. II. p. 214 f. Vgl. Nuptiæ Wirtembergico-Palatinæ L. III, Opp. P. epica p. 307.

[2]) Melchior Jäger an Frischlin, Schorndorf 16. Juli, und Neuenstadt 14. August 85. St. A.

[3]) Bedenken der Theologen und Kirchenräthe, Stuttg. 6. Nov. 85. St. A. Crusius mutzte ihm einige Siebenfüßler in diesem Werke auf, die ihm in der Eile der Arbeit entgangen waren, ll. duo ad Nic. Frischlin. p. 32; ein Vorwurf, den Frischlin berechtigt war, mit Verachtung zu behandeln.

[4]) Libri IV de secundis nuptiis ill. Principis &c. Ludovici, Ducis Wirtembergici ac Teccensis, cum ill. Duce &c. Ursula, Com. Pal. Rheni, mense Majo anni 1585 Stuccardiæ celebratis. Zuerst Tubing. 1585, dann in Opp. P. epica, p. 249—354.

Fürsten an, und die folgende Ansprache im Eingang des Gedichts ging ihm fühlbar von Herzen.

Aber du selber, o Zier und Beschützer des heimischen Stammes,
Steh' auch jetzt huldvoll zur Seite mir, wenn ich die Feste
Schildere, die in den Mauern der vaterländischen Hauptstadt
Jüngst des blumigen Mai achttägige Mitte verschönten.
Deine Tugend, o Fürst, und auch um mich dein unsterblich
Unvergeßlich Verdienst, wodurch du für immer mich festhältst,
Treiben mich an, abbrechend den Lauf der ernsteren Arbeit,
Mich zu den Spielen zurück der schöneren Jahre zu wenden.
Nach vielfältiger Noth, nach wechselvollen Geschicken,
Endlich der heimischen Flur, der geliebten, wiedergegeben,
Und zu preisen gewürdigt das Fest des fürstlichen Ehbunds,
Drängt es mich, aufzujauchzen und laut im Gesange zu jubeln.
Weicht, ihr vorigen Sorgen, von mir, fern weiche du Kummer,
Der die Herzen beklemmt; hinschwindet ihr düsteren Wolken
Faltiger Stirn, du Blässe zugleich und ältlicher Trübsinn,
Die vorzeitig mit Grau die männlichen Schläfen entstellen.
Jetzt erfreut es mich erst, daß auf schwarzplankigem Fahrzeug
Ich den Ister befuhr, und die bojischen Ufer vorüber
Trefflicher Städte so viel, so viel hochragende Burgen
Sah; jetzt freut es mich erst, daß ich Wiens ehrwürdige Straßen
Wandernd betrat, die Steyrer besucht, und die Crainische Landschaft,
Und der Croaten Gefilde, noch immer der gräulichen Türken
Schlachtfeld! Ueber die Mark Pannoniens dann zu der Meerbucht,
Die der Liburner bewohnt, drang ich und dem Quell des Timavüs;
Hielt mit dem Winde sofort den Lauf durch der Adria Fluthen,
Und die Herrin des Meers, die wellenumgürtete, schaut' ich,
Sie, die neptunische Stadt, mit den wogenschallenden Mauern.
Jetzt erst freut mich das Alles, und daß die Euganischen Hügel
Rasch ich befuhr, wo rauchend der Aponus quillt aus dem Boden,
Und des Antenor Stadt für ewig Livius adelt.
Eine Stunde nunmehr wiegt reich zweijährige Noth auf:
Da ich dir, o mein Fürst, nach des Ehbetts trüber Verödung,
Schmücken darf mit Gesang neuflammende Fackeln der Hochzeit,
Und dem fürstlichen Blick vorstellen die wiedergekehrten,
Mancher Gefahr unholden Geschicks entgangenen Musen.

Auch einem bedeutenden Mann am Hofe des Herzogs, der besonders in den Verhandlungen mit der Universität schon manche Lanze für Frischlin gebrochen hatte, und demnächst wieder eine zu brechen im

Begriffe stand, dem Vicekanzler Schulter[1]) seinem ehemaligen Schulfreunde, hat er in diesem Gedicht ein schönes Denkmal gesetzt.

Lebe du lang, o Schulter, du theuerster meinem Gemüthe,
Mir vor Allen erprobt durch langer Jahre Verbindung.
An dem Gestade des Neckars, des heimischen, hab' ich mit dir einst
Aus dem grammatischen Quell die frühesten Züge getrunken,
Habe mit dir als Knabe gelernt, als Knabe gespielet; . . . .
Dann den höheren Pfad betraten wir: sogen des großen
Plato Lehren, und was der beredsame Tullius vorträgt,
Emsig in uns, und lauschten des Sokrates bessernder Mahnung.
Hier zwar schied sich der Weg: ich wählte die Stille der Musen,
Holte vom Helikon her mir Lieder zum Preise des Heilands
Und der Väter des Vaterlands und der Thaten der Vorwelt.
Du, der Recht und Gesetz sich erkor zum Felde der Forschung,
Bist im Rathe nunmehr die Zier und Stütze der Heimath.
Lebe noch lang, und schirme den angefochtnen Genossen,
Der in düsterer Zeit sich ganz zu eigen dir widmet.
Einstmals kläret vielleicht der jetzt so wolkige Himmel
Wieder freundlich sich auf und bringt ihm bessere Tage.[2])

Wegen der Belohnung dieser Arbeit erlaubte sich dießmal Frischlin, gegen Jäger seine Wünsche zu äußern. Außer dem Gnadenwein und Korn, die er für die vorige Hochzeitsbeschreibung erhalten, habe er „sauber nichts denn ein Häuslin und eine schwangere Hausfrau und fünf unerzogene Kinder" (mithin war die schon im März ihm beigelegte Besoldung als außerordentlicher Professor im October ihm noch nicht zu Gute gekommen). Für die neue Beschreibung wünschte er nun, neben 50—60 fl. baar zur Befriedigung seiner Gläubiger, besonders der Buchführer, dießmal etwas Sicheres zu erhalten, was ihm auch für den Fall von des Herzogs Tode, und den Seinigen für den Fall seines Todes, bliebe. Also entweder eine Summe, die er an eine Gült legen könnte, oder möge man ihm und seiner Hausfrau bis zur Auferziehung ihrer Kinder jährlich 4 Eimer Wein und 30 Scheffel Früchte, auch Roggen und Haber, reichen, und der Herzog

[1]) Johann Schulter, geb. zu Entringen 1552; Würtemb. Vicekanzler 1582; † in Schwäbisch Hall als Syndicus der Stadt und Hohenlohe-Waldenburgischer Rath 1612. S. Fischlini Vitæ Cancellariorum Wirt. p. 14.

[2]) Lib. III, p. 302.

ihnen dieses beneficium in einer auch seinen Nachfolger bindenden Form versichern.[1]) Ob diese Wünsche den Theologen und Kirchenräthen nicht mehr rechtzeitig zukamen, oder ob sich Jäger gar nicht damit hervorzukommen getraute: genug, sie nahmen in ihrem Bedenken keine Rücksicht darauf. Er habe nicht weniger als vorhin verdient, meinten sie, und so solle man ihm an Geld pro honorario 80—100 fl. reichen (der Herzog entschied für 100), ferner zu den 15[2]) Scheffeln Dinkel noch 5 und zu den 3 Eimern Wein noch 1 Eimer.[3]) Obgleich dieß merklich weniger war, als Frischlin das erstemal erhalten hatte, (auch die „vier kleinen silbernen Becherlin" von damals scheinen vergeblich „auf ihre Gesellen gewartet" zu haben), so gab es doch, mit dem vorigen Gratial und mit der Besoldung als außerordentlicher Professor zusammen (die ein wiederholter Erlaß an den geistlichen Verwalter in Tübingen endlich flüssig machte), eine für die damaligen Zeiten ganz leidliche Besoldung, nämlich 100 fl. an Geld, 40 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Roggen, 8 Scheffel Haber und 8 Eimer Wein. Nur das, was Frischlin besonders am Herzen lag, die Sicherheit, fehlte, indem auch die zuletzt gewährte Zulage, weit entfernt von einer Versicherung über die Lebensdauer des regierenden Fürsten oder Frischlins selbst hinaus, vielmehr ausdrücklich „auf jederzeit wieder Abkünden" gestellt war.

In jenem Spätjahr wurde Frischlins höfische Muse auch noch in anderer Weise in Anspruch genommen. Herzog Ludwig hatte die Freude, im Nagolder Forst einen Bären zu fangen.[4]) Einem solchen Ereigniß durfte, wenn man einen Dichter im Solde hatte, die würdige poetische Verherrlichung nicht fehlen. Dazu kam demselben am 23. October „vor dem Imbiß" der Befehl zu, und schon vor Abend übersandte der allzeit fertige Mann 1) „ein Jägerlied von dem letzten Bärenfang, welches ein jeder Jäger und wer Lust hat memoriren und singen kann, wie es auch kann an eine Wand geschrieben werden," nebst einer „melodia ad fides testudinis aut citharæ accommo-

[1]) Frischlin an Melchior Jäger, Tüb. 22. Oct. 85. St. A.

[2]) Eigentlich 20; s. o. S. 93.

[3]) Bedenken der Theologen und Kirchenräthe, Stuttg. 6. Nov. 85. St. A.

[4]) S. Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Würtemberg, III, 1. S. 256.

data."[1]) Befehle der Herzog „einfältigere Reime zu haben", so wolle der Poet dieselben unverzogenlich ins Werk richten. 2) übersendet er „kurze Reimen zu dem Kopf (des Bären), sammt 3) einem numerali disticho, so darunter möcht gemalt werden." [2]) Wäre er selbst dabei gewesen (die schöne Zeit der 70er Jahre war denn doch vorüber), oder bekäme er noch eine genauere Beschreibung, so wollte er ein ausführliches Carmen über diesen Venatum machen und mit seinen andern Carminibus drucken lassen. Der Herzog hatte ihn bei dieser Gelegenheit an „den herrlichen poetam Græcum Oppianum gemahnt, welcher 4 Bücher von allerhand Jägern an den Kaiser Antoninum geschrieben, sehr schön und lustig zu lesen. Diese Bücher, führt Frischlin seinem Herrn zu Gemüth, seind so hoch von diesem Kaiser geachtet worden, daß er nicht allein des Poeten Vater, Agesilaum, ab exilio revocirt, sondern ihme, Poeten, noch für einen jeden Vers einen Antoninum, d. i. als viel als einen ungarischen Ducaten, verehren lassen." Er habe schon einen guten Theil des ersten Buchs in lateinische Verse übersetzt, aber weil er bisher keinen Drucker habe finden können, der es ohne seinen Schaden hätte drucken wollen (wie auch der herrliche Aristophanes nun länger denn 8 Jahre da liege, nicht minder seine labores scholastici, Paraphrasen u. dgl. ihm statt Danks nur Feindschaft bringen): so habe er auch Oppianum zurückgelegt und allen solchen studiis Urlaub gegeben.[3])

Der Verfall an der herzoglichen Hochzeit mußte Frischlin mahnen, auf neue Wege zur Besänftigung des Adels bedacht zu sein,

---

[1]) Wenn anders Frischlin nicht seinen Text einer schon vorhandenen Melodie untergelegt hat, so erschiene er hier auch als Tonsetzer. Die einzige sonstige Spur, daß er auch musikalisch gewesen, findet sich in der Zueignung seiner Tragödie Venus an die Grafen von Tübingen, wo er sagt: Nam quoties illius conversationis nostræ tam suavis recordor, quoties *nostræ Musicæ*, quoties colloquiorum: toties mihi refricatur summum illud & vix effabile desiderium, vos revisendi. Opp. P. scen. Argent. 1598. p. 398.

[2]) Weder die Reime noch das numerale distichon sind uns erhalten; letzteres wird von derselben Art gewesen sein, wie eines auf die Saujagd bei Böblingen vom J. 1578:

oCto et Centenos LVDoVICI prInCIpIs arte
apros bebLIngæ rettuLIt Vna DIes.

[3]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 23. Oct. 85. St. A.

dessen unerloschener Haß ihm ebenso gefährlich werden konnte, als er ihm in seinem Verhältniß zum Hofe ein fortwährendes Hinderniß war. Er verfaßte daher ein neues Entschuldigungsschreiben, welches er mit verschiedenen urkundlichen Beilagen, worunter namentlich zwei Schreiben des Herzogs, an die Crainischen Stände und an die Ritterschaft, gedruckt wünschte. Davon wurde der Druck der Beilagen nicht genehmigt; das Entschuldigungsschreiben aber unterlag erst zahlreichen Correcturen von Seiten des Vicekanzlers Schulter, und dann erklärte doch der Hofprediger, daß es ihm auch so nicht gefalle, indem der Eingang gar nicht gunsterweckend und die ganze Abhandlung mehr anklagend als entschuldigend sei. Es müßte daher das Ganze neu gemacht werden; was man aber nicht dem Frischlin überlassen dürfe, der noch zu viel affectionirt sei und in Prosa und Versen nur Satyras schreiben könne. Man werde es vielmehr einem Andern, der kaltsinniger, unter die Hand geben müssen, „und sollte das exordium favorabile sein; secunda pars aber eine Commendation des rechten Adels; tertia pars eine excusatio und explicatio, wie er seine Wort gemeint; conclusio sollte abermals favorabilis sein: so möchte es durch Gottes Gnad Nutzen schaffen.“[1])

In diesem Sinne verfaßte nun Osiander selbst eine „Entschuldigung und endliche beständige Erklärung Doctoris Nic. Frischlini, gestellt an den löblichen Adel deutscher Nation, in welcher lauter dargethan wird, daß er in seiner Oratio de vita rustica (wie auch in andern seinen Schriften) den löblichen Adel anzutasten, zu verkleinern oder zu schmähen niemalen bedacht gewesen.“ Es ist dieß eine ganz verständige, wohlausgeführte Schrift, welche die in Frischlins Apologie an die Hand gegebenen Gründe mit Auswahl und Takt benützt, dabei aber freilich die angeborenen Vorzüge des Adels in einer Weise betont, die zu Frischlins Denkart nicht stimmte. „Dann obwohl, sagt unter Anderm der Hofprediger, alle Menschen, Edel und Unedel, die angeborne Sünd mit sich in diese Welt bringen, so kann und soll

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 25. Mai 85, nebst Beilage. Herzoglicher Erlaß an Frischlin, Stuttg. 30. Juni. Frischlins Entschuldigungsschreiben an den Adel mit vielen Correcturen von Schulters Hand. Osiander an Melchior Jäger, Stuttg. 23. August 85. Sämmtlich Fasc. 13. No. 16. 18. 21. 22. St. A.

man doch nicht läugnen, daß in den adenlichen Geschlechtern viel herrlicher Tugenden in den Nachkommen fortgepflanzt werden, welche hernach, wann die jungen Adelspersonen erwachsen und zu ihrem rechten Verstand und Kräften kommen, ihnen zu Ehren und dem Vaterland zu Nutzen sich erzeigen. Solchen adenlichen Personen steht all ihr Thun viel artlicher und zierlicher an, dann andern gemeinen Leuten, und findet sich bei ihnen auch viel ein tapferer und beständiger Gemüth, dann etwa bei dem gemeinen Mann, daher sie dann nicht allein Edel, sondern auch Vest genennet werden" u. s. f. Diese Schrift wurde nun an Frischlin mit dem Bedeuten geschickt, „darin nicht viel zu scrupuliren oder corrigiren," sondern sich zu erklären, ob er sich zu derselben bekennen wolle, wo sie dann gleich, aber unverändert, gedruckt werden solle.[1]) Wirklich schrieb er sein Dr. Nicodemus Frischlinus, Comes sacri Palatii et Poeta coronatus, dazu, und so erschien das Büchlein gleich darauf im Drucke.[2])

Aber Alles war vergebens, und auch das rechneten ihm die Adelichen nicht an, daß er in seiner neuen Hochzeitsbeschreibung der anwesenden Mitglieder ihres Standes ganz ebenso wie in der ersten, und als ob seitdem nichts zwischen beiden Theilen vorgefallen wäre, in Ehren und mit Ruhm gedacht hatte. Dem Haushofmeister, Christoph von Degenfeld, waren darin mehrere lobende Verse gewidmet: und gerade dieser ließ sich vernehmen, wer mit Frischlin esse und trinke, sei kein redlicher von Adel. Sobald daher Frischlin irgendwo, besonders im Wirthshaus, mit Adelspersonen zusammentraf, war es wieder die alte Geschichte. So gab es im December 85 im Bären zu Stuttgart eine Scene. Frischlin, der wegen schlechten Weins und theurer Rechnung aus der Sonne in den Bären ausgewandert war, trank hier im kleinen Stübchen, bei Wirth und Wirthin, einem Unbekannten, den er daselbst fand, höflich einen Becher Weins zu. Der aber, wie er nachher erfuhr, ein Schilling, gab ihm zur Antwort: Ich friß und sauf mit euch nit; ihr seid ja der Dr. Fröschlin. So heiße er nicht, entgegnete dieser: und nun mußte er dem Andern ein

[1]) Herzoglicher Erlaß an Frischlin, Stuttg. 28. August 85. St. A.

[2]) Entschuldigung u. s. w. (wie oben im Text). Getruckt zu Tübingen bei Georgen Gruppenbach Anno 1585. Das Osiandersche Manuscript findet sich Fasc. 13. No. 23 des St. A.

Schelm sein, da er seinen Namen verläugne. Zugleich theilte der Schilling den Rittern in der großen Stube mit, wen sie da drinnen in der Falle hätten, und nun entstand ein Getümmel, daß Frischlin nicht anders dachte, als „da werde sein Kirchhof sein," sich in dem Stüblein die Nacht über verschanzte, und am frühen Morgen davon machte; „dann ich diese Nacht, sagt er, nicht viel geschlafen, und all Augenblick besorgen müssen, es möcht etwa ein Bärenhäuter mir eine Schmach beweisen."

Das klagte er nun, unter Erinnerung an ähnliche conatus aus früherer Zeit, dem Herzog mit der Bemerkung, es werde nicht Ruhe werden, so lang Anweil, Herter und Degenfeld, als die Anzünder dieses Feuers, ihren Unwillen nicht fahren lassen. Diesen, die ohne Handreichung des Hauses Würtemberg wohl gut edel, aber blutarm sein würden, möge der Herzog den Ernst zeigen und gedenken, daß vor 200 Jahren ein Graf von Würtemberg seinen ganzen Adel gemeistert habe: so wolle er, Frischlin, noch derzeit einstecken und sein befügt Recht nicht weiter verfolgen; wo nicht, so werde er nothhalben, zur Errettung seines Lebens, sich gedrungen sehen, gegen diese drei Hauptsächer sein Recht am Kaiserlichen Kammergericht zu verfolgen, wo es sie dann nichts mehr helfen werde, ihre Sache wie bisher mit Nein oder sonst verblümten Redensarten zu verstreichen.[1]) So stand also mit dem Adel Frischlin, unerachtet aller seiner Bemühungen, zu Ende des Jahres 85 noch genau auf demselben Flecke wie vor vier Jahren, und er hatte wahrlich ein Recht, noch später zu sagen, es scheine, als bemühten sich die Adelichen, seine Rede nicht zu widerlegen, sondern durch die That zu bestätigen.[2])

Auch in Tübingen gingen seine Angelegenheiten nicht vorwärts. Schon vor seiner Straßburger Reise, im October 1584, hatte er seine Grammatik bei'm Senate zur Censur eingereicht. Er hatte derselben noch zuletzt aus dem großen Werke des Augustinus Saturnius, dessen Bekanntschaft er dem Heilbronner Rector Johann Lauterbach verdankte,[3]) manche Verbesserung gegeben. Da er sie zur Würtem=

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Stuttg. 17. Dec. 85. St. A.

[2]) De Tryphiodoro epistola. Epp. & præf. p. 129: .. nempe ut meam orationem, quam dixi, non refellant, sed ipso facto comprobent.

[3]) J. Lauterbachii epistola ad Frischlinum. Vor dessen Gramm. latina.

bergischen Schulgrammatik erhoben wünschte, bot er sie einem inländischen Verleger, Georg Gruppenbach in Tübingen, an. Der Mann war bemittelt, aber ehe er etwas zum Druck übernahm „krümmte er sich als wenn er die Würm im Bauch hätte." [1]) Ueberdieß war er der Verleger der alten (Wackerischen) Grammatik, und zum Ueberfluß mit Crusius verschwägert, der Alles that, ihn gegen die Frischlinische Arbeit einzunehmen. Um diesen Klotz zu spalten, bedurfte es eines groben Keils: um einen solchen war aber Frischlin nie verlegen. „Habt ihr jemals begehrt, schrieb er dem Gruppenbach am 22ten Juni 85, mit eurer Druckerei den Schulen sowohl als den Kirchen zu dienen, so thut der Jugend so viel zu Dienst und drucket mein Grammaticam. Ich will euch 100 fl. auf 10 setzen, wann ihr in zwo Messen nicht tausend Exemplaria vertreibet. Man kann keine Exemplaria aus Italia bekommen, oder gar theuer: eins pro 8 oder 9 Batzen. Es haben mich zu viel Studiosi gebeten, ich wolle sie nur abschreiben lassen. Wann sie im Land bei'm nächsten Synodo (dann ichs den 13 Prälaten dediciren will) angenommen wird (wie albereit zu Laugingen, Lintz, Hailbrunn, Hall u. a. m. Orten, davon mir zugeschrieben worden), so will ich euch ein Privilegium Caesareum zuwegen bringen. Mit dem lausigen Hocken [2]) ist nichts anzufangen, ihr könntet ihn dann überreden und auf euren Kosten aufnehmen. Mir zweifelt nit, es werd in wenig Jahren mein Grammatica dem Philippo sein Lapperei in Grund austilgen und allein Platz haben vor andern allen. Ihr werdet euch dadurch mehr Lob bei allen Gelehrten schaffen, als wenn ihr 100 tomos Brentii drucket. Ich rede was gewiß ist, ohn allen Schaden, zum größten Nutzen. Ich weiß, daß ihr mir noch danken werdet." So Frischlin an Gruppenbach, und man muß ihm nachsagen, er verstand, wie er nachher selbst in Beziehung auf dieses Schreiben sagt, seine verkäufliche Waare herauszustreichen. [3]) Doch dießmal half Alles nichts.

[1]) Celetismus II, p. 59 a.

[2]) Der Buchdrucker Alexander Hock in Tübingen, der Frischlins Paraphrase zu den Bucolica und Georgica, sammt der oratio de vita rustica, gedruckt hatte, und wegen des Schadens, den ihm deren Beschlagnahme verursachte, noch Entschädigungsansprüche an den Verf. erhob.

[3]) Dial. I. pro sua Gramm. & Strig. p. 126: Vah, Martine, an tu nescis illud Horatii: Laudat venales qui vult extrudere merces?

Gruppenbach weigerte sich des Drucks, wenn er nicht vergewissert werde, daß das Buch im Herzogthum und an den andern von Frischlin namhaft gemachten Orten eingeführt werden, auch ein kaiserliches Privilegium bekommen solle. [1])

Was blieb dem Verfasser übrig, da er auch von der Universität auf seine Bitte um Druckerlaubniß noch ohne Antwort war, als sich an seinen Herzog zu wenden? Da er auf dessen lateinischen Schulsack noch so ziemlich rechnen zu können glaubte, so nahm er ein Exemplar der in Würtemberg eingeführten Grammatik, strich darin „allein die groben Knoten" an, und schickte es sammt seiner Strigilis an den Herzog. In dem begleitenden Schreiben erzählt er diesem, wie er in Laibach zur Abfassung seiner Grammatik gekommen, wie sie aber, da er seine Liberei nicht bei sich gehabt, nur unvollkommen habe ausfallen können, weßwegen er sie jetzt „wiederum für die letzte Hand genommen, und allerding zu der andern Edition zugerichtet habe," die er, der Correctur wegen, am liebsten in Tübingen veranstalten möchte. Wolle nun der Herzog die in der beifolgenden alten Grammatik verzeichneten Fehler, „nur obiter überlauffen," und dann seine, Frischlins, Grammatik dagegenhalten, so zweifle er nicht, derselbe werde sich „nicht wenig darüber verwundern, daß man so grobe Zotten in den Schulen seines Fürstenthums pro meris latinis elegantiis den Knaben einbläue." Ueberdieß sei seine Grammatik nicht einmal so groß wie die jetzt eingeführte, während sie viel mehr und nützlichere Paradigmata habe, auch viele aus den besten Autoren gezogene Exempel zu den Regeln in sich begreife, die ein thesaurus latinitatis, und daneben auch ihrem Inhalte nach gemeiniglich sententiös und lehrreich seien. Dazu sei für den Fortschritt durch die verschiedenen Klassen bestens gesorgt, indem, was ein Primaner zu lernen habe, mit I., was ein Secundaner, mit II. u. s. f. bezeichnet sei. Diese Methode bringe ein solches Localgedächtniß und solche Lust des Fortschreitens mit sich, „daß ich, schreibt er, aus meiner Grammatik in tertia et quarta Classe in Einem Jahre einen gelehrteren Knaben und der zierlicher Latein reden und schreiben soll, abrichten will, selbst wenn er stumpfern Geistes ist, als aus dieser beiliegenden in zwei Jahren geschehen kann." Er bittet nun, seine Grammatik unparteiischen Männern zur Prü=

[1]) Beide Briefe bei Crusius, def. nec. p. 176 ff.

fung vorzulegen, und im Fall ihr Urtheil günstig laute, Vorkehrung zu treffen, daß diese 25 Bogen, die er dem Herzog zueignen zu dürfen wünsche, noch vor der Messe gedruckt werden.[1])

Nun war es freilich ein grober Fehler, daß Frischlins Manuscript nicht, wie er gebeten hatte, unparteiischen Männern, sondern den beiden Stuttgarter Pädagogarchen, dem emeritirten, Johann Wacker, und dem wirklichen, Leonhard Engelhart, vorgelegt wurde, wovon der Erstere eben der Verfasser der Würtembergischen Grammatik war, welcher Frischlin durch die seinige Concurrenz machte, und die er auch in der Strigilis vorzugsweise angegriffen hatte, der Andere aber so sehr sein und des Crusius Freund, daß auch er kaum als unparteiisch in der Sache gelten konnte. Bereits hatte sich auch der alte Wacker in Bezug auf jene Angriffe vernehmen lassen, wenn ihm Frischlin begegne, wolle er ihn „an den Hals schlagen," und dieser hatte ihm darüber einen sehr bittern Brief geschrieben. Das Gutachten dieser beiden Männer über Frischlins Grammatik, geschrieben von Engelharts Hand[2]) ist eine Arbeit ohne Logik und in sehr mittelmäßigem Latein. Das Buch — dieß ist ihr wesentlicher Inhalt — möge von den Lehrern gelesen werden, wie Priscian und Donat; aber zur Einführung in den Schulen tauge es nicht, weil es von dem gewohnten Wege abweiche, da doch jede Veränderung gefährlich sei, besonders im Jugendunterricht.[3]) Gevatter Crusius Grammatik wäre ihnen lieber, weil sie den üblichen (Wacker'schen) Quästionen näher stehe; Wacker selbst ziehe sie diesen vor. Frischlin schmeichle den Italiänern, was an dem Verfasser des Julius redivivus Wunder nehmen könne, und scheine es mehr darauf anzulegen, gute Lehrer zu incommodiren, als der Jugend zu nützen. Aber das sei des Mannes Art: Zerstören freue ihn nicht minder als Aufbauen. Offenbar ziele sein Angriff, unter Veranstellung des guten Wacker, eigentlich auf Melanchthon, den bisher ganz Deutschland in den Schulen hochgehalten und er selbst in seinem Priscian gelobt habe. Uebrigens sei nicht zu verkennen,

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 20. Juli 85. St. A.

[2]) Judicium ludi moderatorum Stuttg. de Grammatica Frischlini, Fasc. 14, No. 27. St. A.

[3]) Frischlini, qui a communi via recedit .... Quia omnis mutatio periculosa, præsertim in institutione juventutis.

daß diese geschriebene Grammatik Frischlins der in Venedig gedruckten weit vorzuziehen sei; sie enthalte manches Gute, Nützliche und Nothwendige, freilich das Meiste davon aus Andern; daneben aber auch manches Lächerliche, Unnütze und Unnöthige, viel Wortstreit, daran dem römischen Reich wenig gelegen; worunter jedoch hier auch Dinge gerechnet werden, die mehr als bloßer Wortstreit sind, wie Frischlins Verwerfung der ersten Person Pluralis Imperativi und dergl. Mißverstand der Censoren ist es auch, wenn sie diesem einen Vorwurf daraus machen, daß er in der Lehre von der Prosodie, die er der Etymologie vorausschicke, nichts von der Cäsur, noch weniger von den Dichtungsarten beibringe: da er doch ausgesprochenermaßen, wie es auch die Stellung schon mit sich bringt, hier die Prosodie nur so weit vortragen will und darf, als sie zum richtigen Lesen der lateinischen Wörter erforderlich ist; während er die eigentliche Verskunst der Rhetorik vorbehält. Ebenso schief ist der Vorwurf, daß Frischlin nicht blos die Dialektik und Rhetorik, sondern die ganze Philosophie, ja auch die drei oberen Facultätswissenschaften, in seine Grammatik hereinziehe. Das Wahre ist nur: er wählte seine Beispiele absichtlich so, daß sie, während sie durch ihren Ausdruck Exempel für eine grammatische Regel abgaben, zugleich durch ihren Inhalt dem Schüler gelegentlich irgend eine wichtige Kenntniß aus den Gebieten der Geschichte, Natur- oder Rechtslehre u. s. f. beibrachten. Es ist mithin ein schaler Spott, wenn die Kritiker am Ende sagen, sie wollen „ihrem Lehrer" (Frischlin) seine Ehre lassen, aber er sei wahrlich zu gelehrt für eine Particularschule, man solle ihm Höheres anvertrauen.

Einen bedenklichen Witterungswechsel in einer höchst einflußreichen Region zeigte im September ein Schreiben des Hofpredigers an Frischlin an, worin er diesem in sehr scharfen Worten gewissermaßen ein Ultimatum stellte. Sein Brief an Wacker, Osianders Freund und einen wohlverdienten Mann, worin er auch Crusius und Engelhart angreife, zeige deutlich, daß er von seiner bissigen und streitsüchtigen Art nicht lassen wolle oder könne. Er möge aber endlich einmal aufhören, würdige und verdiente Männer zu verhöhnen; denn heilig schwöre er, der Hofprediger, wenn er sich nicht bessere, werden boni viri nicht mehr seine Patrone sein. Er solle seine von Gott empfangenen Gaben zum Guten anwenden, seinen Nomenclator

vollenden, gute Autoren emendiren und übersetzen, statt mit rechtschaffenen Leuten Händel anzufangen.[1]) So lautete dann auch das Bedenken des Consistoriums, in welchem Osiander eine Hauptstimme hatte, nicht günstig für den neuernden Grammaticus. Aus Wackers Quästionen haben so viel gelehrter Leute genug Latein gelernt: so werden sie auch noch ferner gut genug sein. Frischlin möge seine Grammatik sonstwo für sich drucken lassen; denn geschähe dieß zu Tübingen im Namen des Herzogs, so würde er nicht ruhen, bis sie in allen Schulen eingeführt wäre, eine Neuerung, welche die lernende Jugend um so mehr verwirren müßte, da er sie vielleicht, wie schon jetzt im Verhältniß zur ersten Ausgabe, alle paar Jahre ändern würde.[2])

Gleichzeitig schrieb jedoch bereits auch Frischlin an den Herzog, wenn es dem Wacker allein darum zu thun, daß er besorge, Frischlins Grammatik möchte der seinigen den Stein stoßen, so sei er erbötig, jene nicht zu Tübingen, auch nicht in des Herzogs Namen, sondern an einem andern Orte und nur für sich drucken zu lassen, damit es nicht scheine, als wolle er sein Buch mit Gewalt eindrängen und das andere austreiben. Sei seine Grammatik den Wälschen gut genug gewesen, daß sie dieselbe in Venedig auf das Schönste und Zierlichste gedruckt haben, „so werde sie vielleicht auch in deutscher Nation ein Oertlein finden, sonderlich da so viel und mancherlei Alt und Jung ein herzlich Verlangen darnach haben.“[3]) Er erhielt sein Manuscript zurück, mit der Erlaubniß, es seiner Gelegenheit nach drucken zu lassen.[4]) Gruppenbach übernahm es auf des Verfassers Kosten; wobei dieser doch die Genugthuung hatte, daß die drei höchstgestellten Männer der Landesregierung, der Landhofmeister, Vicekanzler und Melchior Jäger, die Zueignung des Werkes an ihre Söhne annahmen, mit der Zusage von Seiten des Letztern, nach Vollendung des Drucks werden sie sich gegen den Verf. „der Gebühr nach zu verhalten wissen.“[5])

[1]) Osiander an Frischlin, Stuttg. 23. Sept. 85. Ultima admonitio, ut tandem desinat, bonis viris insultare. St. A.

[2]) Summarisches Gutachten des Consistorii über Frischlins Druckschriften, Stuttg. 28. Sept. 85. St. A.

[3]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 28. Sept. 85. St. A.

[4]) Melchior Jäger an Frischlin, Stuttg. 13. Oct. 85. St. A.

[5]) Melchior Jäger an Frischlin, Stuttg. 17. Nov. 85. St A.

Von Frischlins Grammatik[1]) ist schon oben bei Gelegenheit der Strigilis eine Vorstellung gegeben worden; hier genüge die Bemerkung, daß sie aus zwei Abtheilungen besteht, der eigentlichen Grammatik in acht Büchern von 266 Octavseiten, und den Paralipomena, Excurse für den Lehrer, von S. 267—454. Obwohl auch sie noch in Frag und Antwort abgefaßt ist, so sticht sie doch durch ihre knappe, bündige Form, ihren logischen Geist und ihr classisches Latein von der schlotterigen Crusius'schen so ab, wie wenn sie um hundert Jahre jünger wäre, (sie ist es nur um 23), und Frischlin zeichnet das Verhältniß zwischen beiden zwar grell aber doch richtig in den an Crusius gerichteten Worten einer späteren Streitschrift: „Du bist eifersüchtig, da du deiner alten, unförmlich dicken und häßlichen Tochter, nämlich deiner Grammatik, in der ganzen Welt Anstände suchst, und fürchtest, meine hübschere Tochter, noch jung, frisch und saftig, möchte deiner ranzigen und schimmligen Vettel von den Freiern vorgezogen werden.“[2])

Eine lustige Beilage zu der Frischlinischen Grammatik mußte gleichwohl vorerst ungedruckt bleiben. Um recht anschaulich zu zeigen, daß man aus der eingeführten Grammatik kein reines, sondern ein mit vielen Barbarismen und Solöcismen untermischtes Latein lerne, schrieb Frischlin zwei Briefe, oder vielmehr denselben Brief in bösem grammaticalischen, und wieder in gutem classischen Latein, und schickte sie den Hauptgegnern seiner Grammatik abschriftlich zu, damit diese, „die ob der alten übelgestimmten Geigen noch ohn Unterlaß hielten, ihren groben Unverstand dermaleins mit Händen greifen sollten.“ Natürlich boten diese Allem auf, ein Druckverbot gegen die Satire auszuwirken, welches ihnen auch gelang.[3]) „Ich freue mich aber nicht

[1]) Nicodemi Frischlini Grammatice latina, compendiose scripta, ac in octo libros distributa, nec non a pluribus quam sexcentis tam veterum quam recentiorum Grammaticorum erroribus & innumeris Solœcismis liberata. Accesserunt... Paralipomena grammaticalia, tam docentibus quam discentibus perquam utilia. (Zuerst Tubing. G. Gruppenbach 1585.) Vor uns liegt die Ausgabe: Francof. ad Mœn. excud. Joannes Spies. 1599.

[2]) Pro sua Gramm. & Strig. Dial. III, p. 229 f.

[3]) Rescript an Dietrich Schnepff, Generalem in Tübingen, Stuttg. 2. Nov. 85. St. A. Hier ist außerdem noch von einer Epistola adversus Beumlerum Tigurinum und seinen Astanten G. Ernst v. Altenstein die Rede, welche mit etlichen Correcturen gedruckt werden dürfe. Vgl. Jägers Brief an Frischlin

wenig, schrieb Frischlin hernach an den Herzog, daß ich dennoch mit diesen epistolis so viel ausgerichtet, daß die Leut, welche zuvor so los Latein für recht empfohlen und gelehrt, desselben jetzt sich so übel schämen, daß sie das freie Licht fürchten, dieweil sie greifen, daß sie damit zu Schanden und zu Spott stehen würden; dann E. F. Gn. mir das gewißlich zutrauen soll, wenn sie ihre Sach könnten verantworten und mich zu Schanden machen, sie würden solche epistolas in luce wohl leiden und dawider kämpfen, und so starke Befehle bei E. F. G. nimmermehr ausbringen." [1])

Doch die Grammatik war nicht das einzige Werk, das Frischlin gedruckt wünschte; vielmehr hatte er dem Herzog bei dessen Anwesenheit auf dem Tübinger Schloß im September eine ganze Reihe von druckfertigen Schriften überreicht, nämlich außer der Grammatik die Nomenclatura rerum (d. h. ein nach Materien geordnetes Lexikon der lateinischen Hauptwörter) die ars astronomica, die Paraphrasen zu Horaz und Persius, einen Band Elegien und fünf übersetzte Komödien des Aristophanes. In dem schönen lateinischen Begleitschreiben erzählt er erst die Geschichte von dem persischen Bauer Mises, der dem König Artaxerxes eine selbstgezogene Baumfrucht von seltener Größe überreichte, und dafür in den königlichen Rath aufgenommen wurde. „In Nachahmung dieses Mises, fährt er hierauf fort, überreiche ich dir, o Fürst, aus dem Garten des Adonis und der Musen sechs Früchte (die oben genannten Schriften). Alle diese Werke, aus meinem Geist entsprungen, gedenke ich ans Licht zu fördern, und zwar unter dem Schutze deines erhabenen Namens, damit die Nachwelt, wenn es eine geben wird, wisse, was in diesem Zeitalter und in diesem Würtemberger Lande die Wissenschaften für einen fürstlichen Pfleger und was für Bearbeiter gehabt haben." Doch zwei Schwierigkeiten stehen seiner Absicht

---

vom 13. Oct. und Frischlins an den Herzog vom 13. Nov. Nähere Auskunft wissen wir von dieser Streitschrift nicht zu geben.

[1]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 13. Nov. 85. St. A. Die Briefe stehen jetzt hinter Frischlins drittem Dialog pro sua Gramm. & Strig., der eine unter dem Titel: Epistola scripta ad quendam Frischlinomastiga, secundum præcepta artis Grammaticæ Waccerianæ; der andere: Eadem epistola, ab istis Soloecismis liberata & scripta secundum Frischlini Grammaticen, quæ usum sermonis Latini, qui est in bonis auctoribus, sequitur.

entgegen. Die vielen schlechten Bücher, welche herauskommen, haben theils die Zueignungen aus einer Ehre zu einer Last, theils die Buchdrucker auch gegen gute Bücher mißtrauisch gemacht. Wollte der Herzog hier ins Mittel treten, so könnte dessen reicher Buchdrucker (Gruppenbach) mit seinen 4 Pressen leicht Alles diesen Winter unter des Verfassers Aufsicht drucken. Mit diesen sechs dem Herzog zuzueignenden Werken gedachte Frischlin zugleich die 150 fl., die er zur Kanzlei noch schuldig, und wofür sein Hab und Gut verpfändet war, abzuverdienen.[1])

Das Consistorium, dessen Gutachten die Sache unterlag, hatte gegen den Druck der Paraphrasen zu Horaz und Persius, ingleichen der Uebersetzung des Aristophanes, nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß Frischlin nichts von seinem Eigenen hinzuthue, sondern lediglich den Ausleger mache. Die Nomenclatura dagegen solle er erst vollenden, da von den drei Theilen, deren erster die Nomina, der zweite die Verba, der dritte die Phrases enthalten solle, bis jetzt nur der erste vorhanden, und auch dieser noch nicht vollständig sei. Am meisten sei die Einmischung von Anzüglichkeiten bei den Elegien zu besorgen, die deßwegen dem M. Engelhart, dem Censor der Grammatik, wie das astronomische Buch dem M. Möstlin, zur genaueren Prüfung übergeben werden sollen.[2])

Zuerst stellte sich mit seinem Gutachten über die Sammlung der Elegien in 9 Büchern Leonhard Engelhart ein. Vor Allem waren ihm die Lücken in Frischlins Manuscript verdächtig. Vom fünften Buche fehle der Schluß, vom 6ten der Anfang, und das 9te ganz. „Was er nun da möcht einbringen oder unterschieben, könne man nicht wissen, sei ihm auch nicht zu trauen; dann man vor der Zeit sagen wollen, er colligir etliche Satyrica.“ Davor hatten die Herren entsetzliche Angst. „In der Elegia ad Musas, sagt der Censor, hält man dafür, er steche versteckt auf etliche Doctores mit diesen Worten: dormiturit, alligat, erudit, caecutit, clandestinus, obrepit,

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 21. Sept. „meo natali die“; als welchen er im Epicedion auf seinen Vater, und ebenso auch Crusius, den 22. nennt. Frischlin an Melchior Jäger, Tüb. 22. Oct. 85. St. A.

[2]) Summarisches Gutachten des Consistoriums über Frischlins Druckschriften, Stuttg. 28. Sept. 85. St. A.

suffocat etc.[1]) Die Bauern merkens zwar nicht, aber fast alle Tubingenses studiosi." Er verspotte die poetischen Anfänger und meine, wenn Einer nur an einer Silbe fehlgreife, sollte man demselben das Handwerk legen, und fürohin heißen daheimbleiben. In einer andern Elegie male er so deutlich etliche Untugenden eines Obervogts, daß die persönliche Beziehung (auf Herter) nicht zu verkennen sei. Daß er in einer Elegie an Heinrich Stephanus den Beza freundlich grüße, wird nicht minder verdächtig gefunden, als daß er den Namen des Professors Georg Burckard in Gregorius Pyrgechius verwandle. Selbst den Aristoteles wolle er nicht als Lehrer anerkennen.[2]) Uebrigens enthalte die Sammlung nicht Weniges, was fromm, gelehrt und schön geschrieben sei, und an's Licht zu kommen verdiene.[3])

Diese Censur seines Werkes ärgerte den ohnehin schon gereizten Dichter nicht wenig, und er verantwortete sich eifrig gegen den Herzog. Was der Censor von Lücken sage, sei nicht wahr. Das 9te Buch fehle keineswegs, sondern solle die schon vor 16 Jahren gedruckte Beschreibung des Stipendiums und der Klöster enthalten, die der Ersparniß wegen nicht wieder abgeschrieben worden; habe ihn doch so schon dieser Tomus Elegiarum 10 fl. Abschreiberlohn gekostet. Der Schluß des fünften und der Anfang des 6ten Buchs seien aus Ver=

---

[1]) Es sind dieß die Verse, die jetzt L. XI, Eleg. 8, in einer Gratulation zur medicinischen Doctorwürde für Daniel Mögling und zwei Andere stehen. Die Muse spricht zu Frischlin:

> Quodsi nulla tui referant tibi præmia versus,
> Attamen elucent hæc data dona tibi:
> Barbara quod turpi non lingua immurmurat ori,
> Quodque potes prisco verba referre sono:
> Quando in utramque alius vates *dormiturit* aurem,
> Verbaque non aptis *alligat* apta modis;
> Quando *cæcutit* sopitus in arte poeta,
> Et *clandestinos* nescit habere libros;
> *Erudit* hinc alios temere, *obrepit*que loquendo,
> Multaque *suffocat* carmina, pauca levat.

[2]) Frischlin sagte aber nur:

> Fas sit Aristotelem mihi deseruisse supremum,
> Absurdi si quid dicat Aristoteles.

[3]) Gutachten Engelharts über Frischlini Opp. poeticorum pars, in IX libros distributa. D. ex pædagogio 11. Oct. 85. St. A.

sehen in der Truhe liegen geblieben. Daß Satyrica unter Elegien nicht passen würden, wisse er selbst, und daß sich Aristarchus in dieser Hinsicht an ein umlaufendes Gerücht gehalten, beweise eben, daß er mit einem Affect an's Werk gegangen sei. Was aber die vorhandenen Elegien betreffe, so solle er in der an die Musen auf Tübinger Doctores und Professores stechen; denn, spreche der Beurtheiler, „wanns gleich die Bauern nicht merken, so verstehen's doch fast alle Tubingenses studiosi. Ein feins judicium dieses Censoris, darum ihm billig die ganze Universität danken soll, daß er sagt, fast alle studiosi wissen, daß die Doctores und Professores allhie so ungeschickt, als die noch Prosodiam nicht gelernt und die lateinischen Wörter nicht können aussprechen." Darauf führt er die Verse an, und fährt dann fort: „Wer nun ein solcher unverschämter Knittelversmacher ist, der also in seinen Carminibus peccirет, der mag das Handwerk besser lernen. Ob nun aber diese Reprehension recht oder unrecht, und ob sie der Censor et importunus Corrector recht und billig auf E. F. G. Professores und Doctores zu Tübingen referire, und Solches mit fast allen Studenten zu beweisen sich getraue, das stell ich zu E. F. G. hohem Verstand und Urtheil." Nachdem sich Frischlin in ähnlicher Weise auch gegen die übrigen Ausstellungen verantwortet hat, fährt er fort:

„Viel baß wär's diesem Censori angestanden, wenn er in seinem Musaeo ein solch judicium ungefährlich gestellt hätte: „„Gn. F. u. H. In diesem opere befind ich etlich defectus, darum der Autor mag ersucht werden, ob vielleicht etlich paginae davon verloren worden, auch was für Materien in Librum IX. kommen sollen. Am Andern, so werden in diesem Werk herrlicher Personen, Kaiser, König, Fürsten (besonders derer von Würtemberg), vieler Grafen, Edlen, vieler gelehrten Leut, sonderlich E. F. G. Räthe und Professoren zu Tübingen laudes (außer Denen, so ihm und den Seinen nun viel Jahr her alles Herzeleid anthun und noch kein Aufhören da ist) herrlich und gewaltig celebriret. So befind ich auch nicht ein einigs ungereimts Wort darin, dessen sich billig ein einiger Biedermensch zu beschweren hätt, allein daß etliche bei den Papisten und Calvinisten sehr verhaßte Personen, als Brentius, Snepfius, Bidembachius u. A. darin celebrirt werden, und er deßhalben ein solch

Werk an andern Orten nicht bald zum Druck wird unterbringen können. Derowegen dann er zu E. F. G. ein Zuversicht hat, als die ihm dahin verholfen sein werden, daß dieß opus nicht allein von ihm, autore, noch einmal in phrasi et elegantia auf das Beste corrigirt, sondern auch Tubingae möge gedruckt werden. Denn ein Poet wie ein Maler alle Tag an seinem Werk etwas bessern kann. Und mag E. F. G. wegen des Mißtrauens etlicher Leut dem typographo mandiren, daß er das erst gedruckt Exemplar in die Kanzlei schick und die andern alle inhalt, bis dann sie ihm frei zu thun erlaubt wird.'''' — Dieß judicium, sag ich, wäre diesem Censori wohl angestanden, wann er mir die Ehr hätt gegönnt, und mich nicht begehrt zu betrüben, zu bekümmern und unlustig zu machen. Verhoff, E. F. G. werden in der Wahrheit befinden, daß dieß inserirt judicium nicht mein, sondern des Werks an ihm selber sei, sicut dicitur: opus commendat artificem." [1])

Diese Auseinandersetzung überzeugte den Herzog, und es erfolgte die Entschließung, Frischlin solle das Werk ohne Weiteres in des Herzogs Namen (d. h. mit der Widmung an ihn) drucken lassen, auch seinem Erbieten gemäß der Buchdrucker das erste Exemplar einliefern. Das war von dem Tübinger Buchdrucker verstanden; nun hatte aber Frischlin unterdessen zwei tractablere Verleger in Basel und Frankfurt gefunden, denen er seine druckfertigen Werke zu übergeben gedachte. [2]) Allein den Druck der Elegien im Ausland zu gestatten, fanden die Theologen nicht rathsam. Da würde er gewiß allerlei zur Verkleinerung und Verachtung Anderer einschieben, da er das Stumpfiren und Vexiren nicht lassen könne. Es solle daher das Werk in Tübingen unter der Aufsicht des Dr. Schnepff gedruckt werden, und wenn es gleich der Tübinger Buchdrucker so bald nicht in Arbeit nehmen könnte, so läge daran nicht so viel, und könnte Frischlin während der Zeit seinen Nomenclator fertig machen. [3]) So verzog sich die Sache, und blieb dann unter den Stürmen, die nach wenigen Monaten über Frischlin hereinbrachen, ganz liegen. Er hatte später seine elegische

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Tübingen 13. Nov. 85. St. A.

[2]) Frischlin an Laurenz Schmidlin, Tübingen 4. Jan. 86. St. A.

[3]) Bedenken, Frischlins opera betreffend, Stuttg. 7. Jan. 86. St. A.

Sammlung in 15 Bücher getheilt;[1]) aber im Druck erschien sie erst nach seinem Tode durch seinen Landsmann und Schüler, M. Valentin Cleß, mit einer Vorrede von M. Georg Pflüger von Ulm, wo sie in 22 Bücher getheilt ist.[2]) Da wir eben daran sind, werfen wir einen Blick auf diese Sammlung, um von Frischlins Thätigkeit im elegischen und lyrischen Fach eine Uebersicht zu bekommen.

Das erste Buch bilden religiöse Elegien, Gebete, übersetzte Psalmen u. dgl. Das zweite füllt der theologische Streit mit Johann Major, auf den wir später zu sprechen kommen. Im dritten und vierten folgen die Beschreibungen des Tübinger Stifts und der Würtembergischen Klöster, die wir schon kennen. Das fünfte handelt von dem neuen Stern, der im Jahr 1572 im Sternbilde der Cassiopea erschienen war, und vom Dichter als Zeichen der Nähe des jüngsten Tags und der Wiederkunft Christi betrachtet wurde. Es war, mit der Widmung an den Grafen Friderich von Würtemberg, gleichfalls schon früher besonders gedruckt gewesen. Im sechsten Buche begegnen uns die beiden Episteln Herzog Ludwigs und seiner ersten Braut wieder. Die Bücher VII—X. enthalten lauter Hochzeitgedichte für Hohe und Niedere, worunter abermals Herzog Ludwig, der Erbprinz von Schweden, der Kaiserliche Prokanzler Viheuser, Melchior Jäger, Matthäus Enzlin u. A. In B. XI—XIII. folgen sodann Glückwünsche zu allerhand Doctorpromotionen, in deren einem die gegen Crusius gerichtete Stelle:

Gehe zu Grund, wer immer die blühenden Jahre beneidet,
Und als Lehrer mit Haß später den Schüler verfolgt;
Wenn sich dieser dem Nest entschwingt mit größerem Fittig,
Und noch jung in den Chor würdiger Väter sich stellt.[3])

---

[1]) Pro sua Gramm. & Strig. Dial. I, p. 149. In der Oratio contra Vaganerum, Oratt. insigniores aliquot, p. 414, spricht er von sechszehn Büchern.

[2]) Operum poeticorum Nic. Frischlini Balingensis &c. Pars elegiaca, continens XXII elegiacorum carminum libros, ad imitationem Ovidii & optimorum hoc in genere auctorum scriptos, qui nunc demum post obitum auctoris congesti... eduntur. Quibus adhærescunt ejusdem auctoris Odarum ll. III, Anagrammatum I. Cum præfatione M. G. Pflügeri, Ulmani. Argentorati, exc. hæredes Bern. Jobini, 1601.

[3]) L. XI, Eleg. 7.

Das XIV. und XV. Buch enthalten Begrüßungs- und Abschiedsgedichte; B. XVI.—XVIII. Epicedien oder Trauergedichte, welche vom römischen Kaiser bis zum Tübinger Nachtwächter, ja bis zum Hundsleichencarmen herabsteigen. [1]) Daß gerade in dieser Klasse von Gedichten die Mischung der antiken Form mit christlichen Gedanken, von griechischer und hebräischer Mythologie, oft ganz besonders ekel wird, liegt in der Natur des Gegenstandes; doch fehlt es auch an recht ansprechenden Partien keineswegs. In ein gemüthliches Verhältniß blicken wir insbesondere bei der zweiten Elegie des 18ten Buches hinein. Der junge Heinrich Becker, eines reichen Kaufherrn in Lüneburg Sohn, war um die Mitte der 70er Jahre Frischlins Schüler und Hausfreund in Tübingen. Unerwartet war ihm die Mutter gestorben; aber als nun seinem Lehrer ein Töchterchen geboren wurde, überwand er seinen Schmerz, und feierte das freudige Ereigniß in einer herzlichen Elegie, wie er auch den bald darauf erfolgten Tod der kleinen Rebekka elegisch beklagte. [2]) Dafür tröstete Frischlin seinerseits den Vater über den Verlust der Gattin. Da werden denn freilich Philoktets Schlange und Adams Rippe, Christus und die Parzen seltsam durcheinandergewürfelt; der Horazische Satz, daß wir die lebende Tugend hassen, die den Augen entzogene zurückwünschen, wird durch das gut deutsche Sprüchwort ergänzt, daß man die Stallthür zu schließen pflege, wenn die Kuh hinaus sei, [3]) und das soll noch dazu bedeuten, daß die meisten Männer ihre Weiber erst nach deren Tode zu schätzen wissen. Ganz gemüthlich ist dann aber die Schilderung der treuen Gattin:

Warst in entlegenes Land du hingezogen als Kaufmann,
  Wie, bis du wiedergekehrt, war sie so ängstlich besorgt...
Legte, wie oft, das angefangne Geschäft aus den Händen,
  Blickte bald hier, bald dort, sorglich zum Fenster hinaus.
Kam dann Einer geschwind von der nächsten Gasse gelaufen,
  Und verkündete laut, daß er dich kommen gesehn:

---

[1]) L. XVIII, Eleg. 8. In obitu lepidissimi canis, cui nomen Berrillus erat, quiete defuncti.
Epitaphium tubicinis Tubingensis.

[2]) Beide Elegien stehen hinter der ersten Ausgabe von Frischlins Rebekka, p. 100 ff.

[3]) Odimus incolumen virtutem, oculisque remotam
Quaerimus, & misso claudimus antra bove.

Rasch dir entgegen enteilte sie da mit offenen Armen,
 Küßte dich, innig erfreut, zärtlich auf Wangen und Mund;
Fragte dich, ob du auch wohl dich befindest, und rüstete emsig
 Nach der Reise Beschwer dir das erquickende Mahl.

Und gleich in der nächsten Elegie, die übrigens beträchtlich später als die vorhergehende gedichtet ist, lesen wir das Bekenntniß:

Daß in Zeiten der Noth an einer treuen Gefährtin
 Habe den süßesten Trost, sicherste Stütze der Mann:
Das hab' ich, wenn Einer in unseren Tagen, erfahren,
 Welchen zum Spielball sich grausam erkor das Geschick.

Das XIX. Buch enthält Zueignungen, eine Apologie und eine Inhaltsanzeige von Komödien, nebst den Abrissen des Helvetischen und Germanischen Kriegs aus dem ersten Buche von Cäsars Commentarien. B. XX. und XXI. sind vermischte Gedichte, an verschiedene Gönner und Freunde, auf den Circnitzer See, den Tübinger Blitzstrahl u. dgl. Auch eine Elegie in ebrietatem findet sich darunter, zu der Frischlin durch seinen Freund Johann Posthius veranlaßt worden war. Dieser hatte ein Mäßigkeitsgelübde gethan, für welches er Bundesgenossen und poetische Beiträge sammelte.[1]) Als solchen sendete Frischlin diese Elegie ein, worin die allegorische Figur der Trunkenheit abschreckend genug beschrieben wird. Der Hölle entstammt, sucht sie eine Stätte auf der Erde, die sie, von allen andern Nationen zurückgewiesen, bei den Deutschen findet. Diese sollen das Scheusal fortjagen, so seien sie das erste Volk der Welt. Besonders den Poeten schärft dieß Frischlin ein: kann aber doch nicht umhin, über den Mäßigkeitseifer des Posthius und Melissus sich schließlich ein wenig lustig zu machen. Auf die Elegien de tribus monarchiis, welche in unserer Sammlung das XXII. Buch bilden, kommen wir tiefer unten zurück.

Das Büchlein Anagramme, das der von uns besprochenen Ausgabe der Elegien angehängt ist, erschien zuerst in eben dem Zeitpunkt, wo wir mit unserer Erzählung stehen, im Sommer d. J. 1585.

---

[1]) S. seine beiden Briefe an Frischlin, hinter der ersten Ausg. der Rebekka (von 1576) p. 110 f.

Am 16ten Juli schreibt Melchior Jäger an Frischlin, er habe seine Anagrammata dem Herzog überliefert, der ihm dafür 10 fl. schicke, wovon er den Buchdrucker befriedigen, und das Uebrige für sich zu behalten wissen werde.[1]) Schon vorher, am 4ten Juli, hatte er auch dem Crusius ein Exemplar derselben geschenkt, dem er im Februar auch die Straßburger Ausgaben seiner Strigilis und seiner Komödien verehrt hatte.[2]) Immer suchte er noch einen offenen Bruch mit diesem Manne zu vermeiden, denselben wo möglich zu begütigen; wogegen sich Crusius ebenso unversöhnlich, als freilich auch Frischlin unvorsichtig und folgewidrig sich benahm. Was sollte es auch heißen, daß er über Tisch, wenn sie einmal zusammentrafen, ihn einen Lehrer und Gevatter über den andern nannte: wenn er ihn zugleich von nichts Besserem als von den Irrthümern der Grammatiker und Astrologen zu unterhalten wußte, was jener grossentheils auf sich selbst zu beziehen hatte?[3]) Obendrein schärfte dießmal der Haß gegen Frischlin dem Crusius den Sinn so weit, daß er die schale Spielerei dieser ganzen Dichtungsart richtig durchschaute. Es wurden nämlich aus dem Namen und etwa auch noch dem Titel einer Person durch Umstellung der Buchstaben Worte gewonnen, die einen ehrenvollen Sinn gaben, und sodann in Distichen eingeflochten wurden. So gab z. B. Ludovicus, dux Vvirtembergicus et Teccensis, die Worte: Cujus lux, jus et decor sumtu nec regibus cedit. Martinus Crusius — denn auch ihm war ein Anagramm gewidmet — wurde in die Worte umgestellt: Insum arti surcus, welche sofort in den Hexameter eingereiht wurden: *Insum* Cecropiae *surcus* viridissimus *arti* etc. Aber der so Gepriesene sagt sehr naiv, er wisse wohl, daß man ebensogut auch den minder schmeichelhaften Titel Rusticus marinus, oder Urna Musis curtis u. dgl. aus seinem Namen machen könnte.[4]) Bei seinem Hauptfeinde also verfehlte der Dichter seinen Zweck, den er mit diesen Anagrammen offenbar hatte: indem er Jedermann etwas Schönes sagte, seine Gönner zu erfreuen, die Mißwollenden zu begütigen.[5]) Außer dem Herzog nämlich und dessen muthmaßlichem

[1]) Melchior Jäger an Frischlin, Schorndorf 16. Juli 85. St. A.

[2]) Crus. def. nec. 168. 225.

[3]) Ders. a. d. zuletzt a. O.

[4]) Crus. def. nec. p. 224.

[5]) Frischlin. pro sua Gramm. & Strigili Dial. I, p. 175.

Nachfolger, nebst den vornehmsten Personen am Hofe, werden Kirchen- und Universitätslichter, Andreä und Osiander, Schnepff und Heerbrand, Demler und Hochmann, Vischer und Hamberger, Liebler und Möstlin neben Andern mit solchen Bonbons bedacht; auch auswärtige Freunde, wie Posthius, Reusner, Lauterbach, nicht vergessen.

Die drei Bücher Oden, die in der Pflüger-Cleß'schen Ausgabe den Beschluß machen, sind dem Inhalte nach von den Elegien nicht verschieden: es sind Hochzeits- und Trauer-, Gratulations- und Abschiedsgedichte, religiöse Hymnen und Epigramme. Eine wohlgearbeitete sapphische Ode aus Frischlins 16tem Jahr, ein Glückwunsch zu einer akademischen Promotion, ist darunter. Von dem Carmen sæculare zur Stiftungsfeier der Universität Tübingen i. J. 1578 ist schon früher die Rede gewesen. Auch der Charakter und Werth dieser Arbeiten ist im Ganzen derselbe wie bei den Elegien. Große Gewandtheit in Sprache und Versbau, insbesondere in der Anwendung horazischer Phrasen, dabei ein Gemisch des Römischen und Christlichen, antiker Verse und deutscher Namen, das sich hier, in den noch edleren und reineren Maßen der Ode, vollends komisch ausnehmen muß. [1])

Wie Frischlins Elegien an L. Engelhart, so war, erinnern wir uns, sein astronomisches Werk dem M. Michael Möstlin, Professor der Mathematik und Astronomie an der Tübinger Universität, zur Begutachtung übergeben worden. Entstanden war das Buch aus den Vorlesungen, welche Frischlin vor Jahren für den abwesenden Philipp Apian, Möstlins Amtsvorfahr, gehalten hatte. Seitdem hatte er für diesen Zweig der Wissenschaft insofern eine Vorliebe bewiesen, als er bei jeder Gelegenheit gegen die Astrologie auszufallen pflegte. Ein Beispiel aus einem Privatkreise ist so eben gemeldet worden; aber er that es auch öffentlich. Am 6ten Januar 82, mitten unter den Händeln mit der Ritterschaft, hielt er aus Veranlassung des Sterns der Weisen einen langen Vortrag gegen die Astrologie, den er am 11ten fortzusetzen gedachte; wo dann aber die Untersuchung wegen

[1]) Instar omnium stehe eine Stelle aus L. III Od. 3. hier:

Et te, vetustis orte Penatibus,
Saurzapffe, eandem qui comes is viam:
O ite, vestrum lenis æquo
Numine Christus iter secundet.

seiner Streitschriften gegen Wagner und der Appellation an den Kaiser ihren Anfang nahm.[1]) Während des vierteljährigen Hausarrests, den ihm jene Geschichte zuzog, verfaßte oder redigirte er hierauf die erwähnte Schrift; von der es uns demnach nicht wundern wird, wenn Möstlin sagt, das gegen die Astrologie Gerichtete in ihr sei fleißiger ausgearbeitet, als das eigentlich Astronomische, ja man werde zweifelhaft, welches von beiden der eigentliche Zweck des Verfassers gewesen sei. Natürlich war die Bekämpfung des herrschenden astrologischen Aberglaubens diejenige Seite der Sache, welche dem aufgeklärten Manne, dem aber die astronomischen Fachkenntnisse abgingen, am nächsten lag, während sie dem Fachmann als etwas Exoterisches, gar nicht zur Sache selbst Gehöriges erschien.

Nehmen wir hinzu, daß Frischlin sich zeitlebens mehr mit dem Lesen der alten Schriftsteller, als mit Rechnen und Messen beschäftigt hatte, so werden wir auch eine andere, und zwar die Hauptausstellung Möstlins begreiflich finden. Der Verfasser beweise, sagt er, das Wenigste aus der Sache selbst, sondern führe geflissentlich und umständlich den Leser, statt zur Quelle (der eigenen Beobachtung und Berechnung), zu abgeleiteten und trüben Bächen, nämlich den Auctoritäten von Plato, Aristoteles, Cicero, Plinius, Macrobius u. A. Dadurch mache er die Sache dunkler statt heller, da diese Alten oft geirrt haben, oder ihre Schriften verderbt auf uns gekommen seien, auch von Frischlin häufig falsch ausgelegt werden. Wozu z. B. die periodische Bewegung des Mercur, die längst aus genauen Beobachtungen bekannt sei, nach ungenauen oder verdorbenen Plinianischen Stellen angeben? Für jene Zeit, die eben dadurch so große Erfolge in der Naturwissenschaft erzielte, daß sie die alten Auctoritäten wegwarf, und der eigenen Beobachtung, dem Experiment und Calcul sich zuwandte, war dieß offenbar eine veraltete Methode, die nicht fördern, sondern nur rückwärts bringen konnte, ja die mit Frischlins Stellung in seinem eigentlichen Fache geradezu in Widerspruch stand. Dieß sah er später selbst ein. Die Worte Möstlins in seiner Sphæra, er habe durch vielfache Erfahrungen gefunden, daß es nicht immer sicher sei, fremden Meinungen und Tafeln, um des Ansehens ihrer Urheber willen, zu folgen, ohne sie durch eigene Rechnung geprüft zu

[1]) Crus. def. nec. p. 214 f.

haben: diese Worte konnte Frischlin nicht lesen, ohne zu bemerken, wie sich Möstlin damit in dasselbe Verhältniß zu den bisherigen astronomischen Auctoritäten setzte, wie Frischlin selbst zu den grammatischen. Und nun gesteht er auch ehrlich, daß er im astronomischem Calcul fremden Rechnungen gefolgt sei und die von Andern aufgestellten Tafeln angenommen habe (er läßt es im Dunkel, ob aus Mangel an Zeit oder an Kenntnissen); er zürne aber dem Möstlin nicht, wenn er sonach auch in seinen entlehnten Tafeln Fehler nachweise, sofern es ohne Beschimpfung seines Namens geschehe.[1])

Freilich ging Möstlin in der Censur, von der wir reden,[2]) und später, wie es scheint, auch auf dem Katheder, scharf mit dem Dilettanten um. Er wirft ihm Unwissenheit in den Elementen der Wissenschaft, die er lehren wolle, Mangel an Methode und nachlässige Darstellung vor. Frischlins Buch sei, so formulirt er sein Urtheil, für die Anfänger verderblich, für die weiter Fortgeschrittenen unnütz, für die Gelehrten lächerlich und für den Ruf des Verfassers sehr entstellend. „Möchte doch, setzt er hinzu, Frischlin seine Gaben zum Aufbau des gelehrten Gemeinwesens anwenden, was geschehen würde, wenn er sich mit seinem Maße messen, sich nicht mehr, als was er leisten kann, anmaßen, und seine Sichel nicht an fremde Ernte legen wollte. Er weiß viel, aber gewiß nicht Alles."

Die Zurückweisung war hart, und vielleicht die Stimmung der Facultät gegen Frischlin nicht ohne Einfluß auf den bestimmbaren Möstlin gewesen: doch wenn wir uns die Frischlinische Schrift ansehen, die zwar erst im folgenden Jahr erschien,[3]) so werden wir das

---

[1]) Frischlin. Celet. I, p. 82 f.

[2]) Judicium M. Mœstlini de opere astronomico D. Frischlini. (Vier Bogen, eng und zierlich geschrieben) Fasc. 13. No. 30. Begleitschreiben an den Herzog, Tübingen 18. Jan. 86. St. A.

[3]) Nic. Frischlini de astronomicæ artis cum doctrina cœlesti & naturali philosophia congruentia, ex optimis quibusque Græcis Latinisque scriptoribus, Theologis, Medicis, Mathematicis, Philosophis & Poetis collecta, ll. V.

Passim inserta est huic operi solida divinationum astrologicarum confutatio, repetita ex optimis quibusque auctoribus tam recentibus quam veteribus. Francofurti, Jo. Spies. 1586. Vor uns liegt die Ausgabe von 1601.

Urtheil nicht eben ungerecht finden. Daß sie in Frag und Antwort abgefaßt ist, daß sie ferner außer den physikalischen, astronomischen und antiastrologischen Erörterungen auch die Kalendersachen vom Sonntagsbuchstaben u. dergl., ja auch die üblichen Kapitel vom Purgiren und Schröpfen enthält, das gehört zum Zeitcostüm, das keinem Tadel unterliegen kann. So fußt sie auch fest auf dem Boden der ptolemäischen Ansicht vom Weltgebäude. Der Himmel wird definirt als eine körperliche Substanz, der Größe nach endlich, fest, durchsichtig, kugelförmig, in beständiger und gleichmäßiger Kreisbewegung begriffen, einfach, qualitätlos, bestehend aus den hellsten Theilen, welche Sterne genannt werden. Eingetheilt wird der Himmel in 8 Kreise: 7 für Sonne, Mond und Planeten, und der oberste, 8te, für die Firsterne. Ein solcher Kreis ist nach Frischlins Definition eine feste Figur, von zwei Flächen eingeschlossen, von denen die äußere conver, die innere concav ist, und jeder höhere Himmelskreis enthält den niedrigern gerade so in sich, wie die Schale des Eies das Weiße und dieses den Dotter umschließt. Die Sterne bewegen sich nicht selbst, sondern die Kreise, und mit diesen gehen die an sie gehefteten Sterne im Ring herum. Für alles dieses werden jedesmal Stellen aus Plato, Aristoteles u. s. f. ganz in der Weise der Scholastiker beigebracht.

Alle diese Kreise, so fährt Frischlin fort, haben eine gemeinsame Bewegung von Osten nach Westen, welche Kopernikus die tägliche nennt; aber neben ihr haben einzelne Kreise auch eine entgegengesetzte schiefe Bewegung von Westen nach Osten und gegen die Pole. Während vermöge der ersten Bewegung sämmtliche 8 Kreise sich gleichzeitig um die gemeinsame Are schwingen, laufen vermöge der zweiten verschiedene Körper in verschiedenen Zeiten um: so vollendet der Mond diesen zweiten Umlauf in 27 Tagen, wozu Saturn mehr als 29 Jahre braucht. Diese Ungleichheit der Bewegung erscheint als eine Unvollkommenheit, und die Astronomen sind geschäftig gewesen, sie gleichsam zu entschuldigen, indem sie Linien, Kreise und Kreiseskreise erdachten, in welchen sich die Himmelskörper doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit bewegen sollten. Aber dieses System der Eccenter, Epicykeln und Epicycliskeu behagte Frischlin nicht; es schien ihm eher eine Beschuldigung als Entschuldigung jener Ungleichheiten zu sein, indem es die ganze Verworrenheit des vermeintlichen Weltgebäudes vor Augen legte.

Doch es bedurfte einer solchen Entschuldigung auch gar nicht: jene Ungleichheit und Unregelmäßigkeit in der Bewegung der Gestirne, für die sich eine objective Ursache nicht auffinden läßt, ist nach Frischlin eine blos subjective, hat ihre Ursache lediglich in uns.

Hier war nun der geistreiche Dilettant auf einer richtigen Fährte: daß die Unregelmäßigkeit in den Bewegungen der Himmelskörper nur eine scheinbare, ihre Ursache eine lediglich subjective, das verworrene System ihrer Bahnen, wie die herkömmliche Astronomie sie ausgedacht hatte, nur ein Gewebe von Hypothesen ohne Realität sei, das war ja das Urtheil des Kopernikus. Es kam Alles darauf an, wie jene subjective Ursache der vermeintlichen Unordnung gefaßt und näher bestimmt wurde. Nach Kopernikus lag sie in dem Umstande, daß der Standpunkt des tellurischen Beobachters nicht der Mittelpunkt, sondern einer von jenen umlaufenden Körpern selbst war. So weit nun reichte die Ahnung des Dilettanten nicht. Er findet nur in der weiten Entfernung jener Körper, der Einfachheit ihres Wesens und der Schnelligkeit ihrer Bewegung, die eine genaue Beobachtung unmöglich machen, die Ursache, warum wir die wahren und ächten Gründe jener erscheinenden Ungleichheiten nicht anzugeben wissen. Daher nehmen wir zu einer fremden und auf diese himmlischen Dinge gar nicht anwendbaren Wissenschaft, der Mathematik, unsere Zuflucht, ziehen Linien, stecken Punkte, ersinnen Kreise und Kreiseskreise, nur um dadurch die Bewegung jener Körper, die Gott zu weit von unsern Sinnen entfernt hat, als daß wir sie wahrhaft erkennen könnten, einigermaßen zu erklären. Aber es seien nur selbstgemachte Ungleichheiten, welche die Astronomen zu erklären suchen: man dürfe ihnen nur ihre Ekliptik, ihre Breiten und Längen, ihre Pole und Eecenters nehmen, so bleibe keine jener Unregelmäßigkeiten, die sie aufzählen, mehr übrig.[1]) Wenn hiegegen Möstlin darauf beharrt, daß Ekliptik, Meridian u. dgl. wirklich in der Natur vorhanden seien, die Sterne sich in ihren Kreisen und

[1]) L. I, 5. p. 36: Supra diximus, nullam in astris, vel causa rei mobilis, vel causa motoris, posse inæqualitatem motus inveniri. Quapropter harum apparentiarum & inæqualitatum causæ ex nobis petendæ erunt. p. 39: At illi, qui excogitant lineas eclipticas, orbes eccentricos, circulos signiferos &c., accusant, non excusant motus coelestes. Si enim istæ hypotheses tollantur, nulla erit omnino ἀνωμαλία, nulla prorsus inæqualitas.

Rädern wirklich am Himmel bewegen, und nicht blos in unsrem Kopfe: so trug die Unklarheit und Unbestimmtheit, in welcher Frischlin mit seinem richtigen Gedanken stecken geblieben war, die Schuld, daß Möstlin vor der Hand Recht gegen ihn behielt. Bei Frischlin knüpfte sich hier eine Polemik gegen den Gebrauch der Mathematik in der Astronomie an, welche an die Göthe's gegen ihren Gebrauch in der Farbenlehre erinnert, und sich auch aus ähnlichen Gründen erklärt: der geistreiche Dilettant sucht eine Hülfswissenschaft, welche nachzuholen ihm zu schwer fällt, und ohne die er sich bewußt ist, einzelne tiefere Blicke, als die damit Ausgerüsteten, gethan zu haben, als überflüssig zu beseitigen, um sich nicht die Unmöglichkeit eingestehen zu müssen, ohne sie in der Hauptwissenschaft etwas Gründliches leisten zu können. So kam denn auch hier der Schritt für Schritt gehende Fachmann doch eher und sicherer zum Ziel als der Dilettant, der ihm auf einzelnen Wegstrecken vorangelaufen war: der Lehrer Kepplers, der für jetzt noch ganz auf Ptolemäischen Boden stand, wurde später einer der ersten Verkündiger des Kopernikanischen Systems, das Frischlin ausdrücklich für eine falsche Hypothese erklärte.

Noch in einem andern einzelnen Punkte übrigens sehen wir Frischlin seinem Censor überlegen, ob es nun Folge helleren Blicks, oder nur seines rücksichtsloseren Freimuths war. Die Sache betraf die Berichtigung des Kalenders, welche Pabst Gregor XIII. in jenen Jahren hatte vornehmen lassen. Es hatte nämlich die Julianische Kalenderverbesserung, welche alle vier Jahre einen Schalttag einschob, insofern des Guten zu viel gethan, als bei 365 Jahrestagen in 4 Jahren nur 23 Stunden 16 Minuten überschüssig waren. Schaltete man statt dessen einen vollen Tag mit 24 Stunden ein, so gab dieß eine Vorwegnahme von 44 Minuten, was sich bis zum Jahr 1582 dahin summirt hatte, daß der Pabst aus dem October jenes Jahres 10 Tage strich, und die Anordnung traf, daß künftig in 400 Jahren immer drei Schalttage weggelassen werden sollten. Bekannt ist der Sturm, welchen die päbstliche Bulle in der protestantischen Welt erregte; die Verhandlungen über die Frage, ob der Kalender eine politische, oder eine kirchliche Angelegenheit sei; die Entscheidung für das Letztere; die Weigerung, sich von dem Pabst in die Kirche läuten, d. h. Sonn- und Festtage bestimmen zu lassen; die Ueberzeugung, daß die Kalen-

derreform nur ein Kunstgriff des Pabstes, d. h. des Antichrists, sei, den Protestanten aufs Neue das Seil um die Hörner zu werfen. In diesem Sinne gab insbesondere auch die Tübinger Universität ihr Gutachten ab,[1]) und beauftragte noch überdieß ihren Mathematicus, den neuen Kalender auch an und für sich, astronomisch betrachtet, schlecht zu finden. Dieß that Möstlin in einer Schrift, deren Inhalt der Hofprediger Osiander auf die Formel brachte, der päbstliche Kalender sei nicht richtiger als eines alten Bauern filzig Haar, darin Einer wohl 9 Kämme zerbreche, ehe er es richtig mache.[2]) Frischlin hingegen erkannte an, daß derselbe großen und offenbaren Fehlern des alten abhelfe, und wenn er selbst nicht von allen Mängeln frei sein möge, so sei die Folgerung überall unzuläßig, eine Sache, weil sie nicht vollkommen, darum schlecht und verwerflich zu finden.[3]) Hierin traf er mit Möstlins größerem Schüler, Keppler, zusammen, der gleichfalls urtheilte, man solle den neuen Kalender annehmen, da er eine längst dringend geforderte Verbesserung gewähre, und jedenfalls für die nächsten Jahrhunderte hinlänglich genau sei.[4])

Ein ungünstiges Urtheil über ein Werk, das innerhalb der Gränzen seines Faches lag, hätte Frischlin schwerlich so übel genommen, als daß man diese Dilettantenarbeit nicht wollte gelten lassen. Gegen Möstlin nahm er sich drei Jahre später an dem fehlerhaften Latein seiner Sphaera reichliche Genugthuung;[5]) jetzt fuhr er besonders gegen Osiander auf, da nach Möstlins Gutachten die Theologen dem Herzog gerathen hatten, das Werk nicht drucken zu lassen. Wie denn der Hofprediger so keck sein wolle, sein opus astronomicum zu beurtheilen, da er doch nichts von Astronomie verstehe? Da=

[1]) Bei Sattler, Gesch. des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzoge, V, Beilage 18: Bedenken der Universität Tübingen, wegen Einführung des Gregorianischen Kalenders ꝛc.

[2]) v. Breitschwerdt, Kepplers Leben und Wirken, S. 28. Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Würtemberg, III, 1, S. 185. Auch in diesem Gutachten spricht Möstlin von dem päbstlichen Kalender als vitiosissimo & omnibus locis, quibus etiam rectissime correctum putatur, mendosissimo Calendario..

[3]) Frischlin. de astronom. artis &c. V, 10. Vgl. Celet. I, 81 a.

[4]) Breitschwerdt, a. a. O.

[5]) Frischlin. Celet. I, p. 75 b. ff.

gegen habe er, Frischlin, zwei Jahre lang Mathematik und Astronomie publice profitirt, wobei auch Möstlin sein Zuhörer gewesen (was jedoch dieser in Abrede stellte). „Ich muß aber, sagt er, sein (Osianders) grammaticale odium greiflich spüren, daß er mich in die Poësin weist, als wenn ich kein Philosophus, kein Mathematicus, kein Orator wäre, ja auch kein Grammaticus. Nun war ich vor Zeiten auch ein Theologus, da ich wider Danaeum schrieb und dem Maulbronnischen Concilio eine Nasen drehet und ein Ansehen macht: jetzund kann ich nichts mehr, Wacker weiß mehr in der Grammatik dann Frischlinus."[1]) Zum Beweis, daß sein astronomisches Werk nicht so schlecht sei, überschickte er das Gutachten der Wittenberger philosophischen Facultät; aber Osiander schrieb nicht mit Unrecht an den Rand: „sie haben's auch nicht gar hoch gelobt;" gegen Frischlins Pochen darauf aber, daß er zu seinen astronomischen Vorlesungen von der Facultät selbst beauftragt gewesen, erinnert der Hofprediger an das Sprüchwort: „Wenn man nicht Habicht hat, muß man mit Eulen beizen."[2])

Sehen wir in dem astronomischen Werke eines Philologen, und zwar einem solchen, das, bei allen seinen Mängeln, doch von den Zeitgenossen geschätzt worden sein muß, sonst wären nicht binnen 20 Jahren 4 Auflagen verkauft worden, eine merkwürdige Probe von Vielseitigkeit: so steigert sich dieser Eindruck beinahe bis zum Komischen, wenn wir den Namen unseres Poeten gar auf dem Titel einer Schrift über Inventarien und Theilungen erblicken.[3]) Auch sie muß mit Ge=

---

[1]) Frischlin an Melchior Jäger, Tübingen 16. Febr. St. A.

[2]) Bedenken über das Opus astron. Stuttg. 13. Febr. Belberg 21. Febr. 86. St. A.

[3]) Instruction und Bericht, welcher Maßen in dem hochlöblichen Herzogthum Würtemberg die Inventaria und Abtheilungen, nach desselben Erb= und Landrechtens viertem Theil, Tit. von Succession und Vererbung deren, so ohne Testament... absterben, fürgenommen.. werden sollen.

Hiebevor begriffen und in Truck geben durch Nicodemum Frischlinum von Tübingen, nachmals um etwas vermehrt und gebessert, sonderlich auf das jetzige ernewert fürstlich Landrecht dirigirt.

Denen Inventirern, Theilrichtern, Advocaten u. A., allermeist aber den jungen Scribenten... einfältig also entworfen und ohnmaßgeblich fürgestellt. Samt angehenkter Resolvirung allerlei behenden Weinrechnung rc. Tübingen,

schick gemacht gewesen sein, da sie noch 70 Jahre nach Frischlins Tode eine Umarbeitung und in dieser mehrere Auflagen erlebt hat.

Kehren wir nach Tübingen zurück, so hatte hier unterdessen der Vicekanzler Schulter, als Mitglied der Visitationscommission, im Auftrage des Herzogs die Anstellung Frischlins zur Sprache gebracht, aber wenig Gehör gefunden. Der dem Manne und dem Ansinnen günstigen Minorität stand, wie immer, eine feindliche Majorität entgegen, welche die Bemühungen zu seinen Gunsten vereitelte. Der Senat beharrte bei seiner Abweisung und meinte, wenn der Herzog den Mann durchaus angestellt haben wolle, so möge er ihn zu einem Rector scholae in Stuttgart machen.[1])

Unter so bewandten Umständen begann Frischlin einzusehen, daß er alle Hoffnung nach dieser Seite hin aufgeben, und sich eine neue Bahn des Fortkommens brechen müsse. Er bat daher den Herzog,

in Verlegung Joh. Heinrich Reiß. Im J. 1660. Wiederholte Ausg. 1676. 1692. 1717.

In der Zueignung der Ausgabe von 1660, die vor uns liegt, heißt es: „Von dieser Materi hat hiebevor Herr Nic. Frischlin einen feinen schriftlichen Bericht gethan, und selben auf sonderbares Begehren durch den Druck an das offentliche Tageslicht kommen und ausbrechen lassen.“ In der Vorrede heißt es genauer, „weilund Nic. Fr. Tubingensis habe vor nunmehr 55 Jahren eine Theilungsinstruction im Druck ausgehen lassen.“ Das wäre im J. 1605, wo Frischlin seit fünfzehn Jahren todt war. Es müßte ein opus posthumum gewesen, und könnte nicht, wie es in der obigen Stelle heißt, von Frischlin selbst auf sonderbares Begehren in Druck gegeben sein. Dem Biographen ist einmal der Gedanke gekommen, ob die Schrift nicht eine Arbeit des gleichnamigen Sohns unsres Dichters gewesen sein möchte, der im J. 1605 25 Jahre alt war. (S. hinter Frischlini Grammatica Græcolat. die Ode Nicodemi patris ad Nicodemum filium, octennem puerum. d. d. Braunschweig am zweiten Christfeiertag 1588). Dieser, geboren in Tübingen, konnte dann mit Recht Tubingensis heißen, während der Vater auf seinen Schriften sonst immer Balingensis heißt. Freilich mochte das in der spätern Zeit in Vergessenheit gekommen sein. Auch wird auf den noch späteren Ausgaben des Inventarienbuchs der Verf. ausdrücklich als Professor Histor. & Poes. bezeichnet. Andererseits war von Frischlins Söhnen der zweite, Friderich, der Schreiberei, der jüngste, Nicodemus, aber dem gelehrten Stand gewidmet. Die Sache ließe sich vielleicht aus der ersten Ausgabe von 1605 entscheiden, die jedoch schon Joh. Jak. Moser (s. dessen Würtemb. Bibliothek, vierte Aufl. S. 303) nicht mehr gesehen hat.

[1]) Senatsprotokoll vom 13. August 85.

dieser „wolle die Universität hinfüro seinetwegen mit Fürschriften nicht bemühen,“ in Erwägung, daß solche Schritte schon früher nicht allein vergeblich gewesen, sondern auch ihm, dem Bittsteller, von Etlichen der Professoren „in ein ewigs Wachs gedruckt worden.“ Von diesen, die nun einmal einen unverdienten Widerwillen gegen ihn gefaßt haben, und lieber sehen möchten, daß alle humaniora studia im Grund lägen, als daß sie durch ihn einen Fortgang haben sollten, werden die andern gutherzigen Professoren überschrien. Ueberhaupt sei die Welt jetzt gegen die studia liberalia höchst undankbar. „Hätte ich, sagt er, mein ingenium die verschienen Jahre her von diesen studiis auf Jura oder Medicinam gewendt, wollt ich auch etwas vor Andern darin profitirt haben, daß ich nun zu hohen Sachen, mit meinem und meiner Kinder besserm Nutzen, möcht gebraucht werden.[1]) Daher bitt E. F. G. ich allein um dieß, sie wolle auf zwei Jahr, oder zum Wenigsten nur auf ein Jahr, mich und mein Weib und Kinder unter ihre gnädigen Flügel schleussen, und vor unrechtem Gewalt schützen und handhaben, bis ich meinen unterlassenen cursum in studio medico repetier und absolvier. Dann was ich irgend von Dre. Fuchsio sel. und Dre. Schegkio, und dann anno 72 u. 73 von Vischero und Hambergero, Dribus, gehört, das kann ich mit Gottes Hülf diesen Winter Alles wiederholen, und in einem halben Jahr so viel ausrichten, daß ich allen anderen Studiosis Medicinae zwei ganzer Jahr fürlaufen kann. So ich dann ein publicum Testimonium an gelegenem Ort erlangt haben werd, so ist es mir desto leichter und träglicher, meiner Mißgünstigen und Widrigen Neid und Haß zu erdulden. Denn ohne Zweifel der allmächtig Gott über diesen Neid dermaleinst sein Einsehen haben wird, und sich etwan ungefähr eine Gelegenheit zutragen, deren man sich jetzt am allerwenigsten versieht. Und da E. F. G. mir die verordnete Provision diese zwei nächsten Jahre aus Gnaden folgen läßt, so will ich mich hiemit anerboten haben, alle Tag ein Stund mit E. F. G. Stipendiaten (an

[1]) Ebenso im folgenden Jahr, Tüb. 23. Juni, an Melch. Jäger: „Es wär aber meinen Kindern viel besser, ich hätt all meine poetas vor 20 Jahren verbrannt und mich auf das studium Juris oder Medicinæ (darin ich schon ziemlich proficirel) begeben; wolt vieler Unruh überhaben sein, und wär zu hohen und fürnehmen Aemtern mit meinem hohen großen Nutz kommen.“

welchem Ort E. F. G. Niemand einzureden) exercendo Latinitatem et stylum oratorium hinzubringen, auch sonsten mich, wie bishero, in aller Bescheidenheit gegen männiglich verhalten." [1]) Sechs Wochen später schreibt er schon, er habe sich auf das studium Medicinae wieder begeben, und sei bedacht, davon nicht mehr abzuweichen, bis er seinen cursum absolvirt haben werde. [2])

Der Herzog gewährte, im Einklang mit dem Gutachten seiner Theologen, Frischlins Gesuch, [3]) ohne darum den Gedanken seiner Wiederanstellung in Tübingen aufzugeben. Die Gelegenheit war auch gerade jetzt besonders günstig. Georg Hitzler, der Professor der Beredtsamkeit, war erblindet, und seine Lectionen wurden durch Stellvertreter versehen, mußten aber doch am Ende wieder fest besetzt werden. Daher brachte am 22ten December der Vicekanzler Schulter, der zur Erledigung verschiedener Punkte aus der letzten Visitation nach Tübingen gekommen war, im Senat auch Frischlins Angelegenheit aufs Neue in Anregung. Da der Herzog immer noch der Meinung sei, Frischlin könnte der Jugend nützlich vorstehen, und nichts wisse, worin er seit seiner Zurückkunft aus Crain sich verfehlt hätte, er auch für die Zukunft alles Gute versprochen habe, so sehe der Herzog keinen Grund, warum er nicht wieder angenommen werden sollte; doch möge man ihm einen besondern Statum vorschreiben.

Ueber dieses Anbringen des herzoglichen Abgesandten entspann sich nun eine zweitägige Verhandlung im Senat. Andreä machte zum Eingang bemerklich, daß der Herzog jetzt wiederholt und heftig dränge, und nicht wohl aus der Wiegen zu werfen sei (derselbe hatte zu verschiedenen Malen den Kanzler und einzelne Professoren in der Sache angesprochen); da man denn je etwas für Frischlin thun müßte, so solle es mit Bedingungen geschehen, daß man ihn ohne viel Libelliren wieder abschaffen könne. Wie schon öfters, so waren auch jetzt besonders die Juristen Hochmann, Varenbüler und Enzlin, auch der Mediciner Vischer, für Frischlin, die Theologen und Artisten gegen ihn. Die wiederholte abschlägige Antwort, meinten die Ersteren, werde den

---

[1]) Frischlin an den Herzog, Stuttg. 5. Sept. 85. St. A.

[2]) Derselbe an dens. Tüb. 22. Oct. 85. St. A.

[3]) Bedenken der Theol. und Kirchenräthe, Stuttg. 6. Nov. Herzogl. Erlaß an Frischlin, Stuttg. 20. Nov. 85. St. A.

Herzog sehr offendiren; auch bei Melchior Jäger, Landhofmeister und Kanzler sei Frischlin in gratia; der Herzog kenne des Mannes Fehler wohl, wie auch sie dieselben kennen und kein Gefallen daran tragen, aber er wie sie kenne auch seine seltenen Gaben, und wolle ja nur, daß man es auf Bedingungen mit ihm versuchen solle. Der alte Jurist Demler äußerte, Melchior Jäger habe sich des Mannes angenommen, und dem Herzog eingebildet, man könne seiner nicht entrathen; freilich nicht ohne Ursach, denn man habe demselben Briefe übergeben, daraus er befunden, daß nicht allweg wohl bei denen von Würtemberg gehaust worden, auch sonst andere Arcana vertraut; nun sei den Herzog der Reukauf ankommen, aber zu spät; jetzt lasse man ihn nicht gern hinaus, damit er nicht draußen Ungelegenheit anrichte, darum wolle man ihn der Universität aufdrängen. Die Gönner Frischlins glaubten ihren Antrag am erfolgreichsten dahin zu stellen, man solle ihn dem erblindeten Hitzler substituiren, mit der Bedingung, wenn dieser wieder zurechtkomme, wozu übrigens Vischer wenig Hoffnung gab, ihm zu weichen. Aber da hieß es von der andern Seite gleich, man solle den Hitzler nicht so hinlegen, am wenigsten ihm das Kreuz anthun, ihm den zu substituiren; man möge, sagte der Moralist Hailand, dem Herzog (die wissentliche Unwahrheit) schreiben, es sei Hoffnung, Hitzlero noch zu helfen; auch könnte dieser ja, setzte der Theolog Heerbrand hinzu, eine Zeit lang blind, wie Andre mehr gethan (!) dociren. Der eigentliche Grund, warum man mit diesem Antrag in ein Wespennest gestochen hatte, kam erst an den Tag, als Crusius das Wort nahm. Frischlin wolle dem Hitzler die Schuh austreten, der ihm viel Guts gethan, auch andere Professoren wolle er ausstechen; er, Crusius, sei von Hitzler als Stellvertreter angenommen und vom Senat bestätigt, und wenn die Stelle einmal ledig werde, gedenke er sich um dieselbe zu bewerben; er hoffe nicht, daß man ihn so verschupfen werde, ihm da Einen vorzuschieben. Diese Bewandtniß der Sache hatten Frischlins Gönner außer Acht gelassen; denn Nachmittags, bei der Fortsetzung der Verhandlung, änderte nun Hochmann, um den eifersüchtigen Crusius zu beschwichtigen, sein Votum dahin, daß er die Hitzler'sche Stelle aus dem Spiele ließ, und nur auf eine außerordentliche historische Lection für Frischlin antrug. Wirklich konnte es einen Augenblick scheinen, als wollte sich der Senat

auf dieses Auskunftsmittel vereinigen; allein Crusius protestirte feierlich der Satan versuche den Senat, er wolle unschuldig sein an dem Uebel das aus einem solchen Decret entstehen könnte. So wurde zwar vorläufig beschlossen, man wolle zum Voraus entschuldigt sein, wenn es mit Frischlins Anstellung übel ablaufe; da man ihn aber je haben müßte, so solle man ihm keine oratoriam oder philosophicam, sondern eine extraordinariam historicam lectionem vertrauen: übrigens wurde den Herren aufgegeben, über Nacht der Sache noch besser nachzudenken, worauf man dann morgen einen endgültigen Beschluß fassen wolle.

Dem Kanzler Andreä mußte es die Nacht nichts Gutes von Frischlin geträumt haben, denn am andern Morgen trat er viel bestimmter gegen ihn auf. Er wisse nicht zu rathen, daß man ihn annehme; man solle den Herzog schriftlich um Gottes willen bitten die Universität mit diesem bösen unruhigen Manne zu verschonen denn er bessere sich nicht. Wenn ein Körnlein Besserung in ihm wäre, meinte Hailand, so würde er die Professores Artium um die Stelle ansprechen: aber kein Wort, so stolz sei er. Den Professor Seckerwitz, sagte Crusius, habe man entlassen, weil er sich vollgesoffen und seine Bücher zum Fenster hinausgeschmissen; Frischlin habe eine Magd geschwängert und eine andere durch Arznei umgebracht, den Adel injurirt, Professores mirifice vexirt, und ihn sollte man annehmen? So wurde denn vermöge Senatsbeschlusses dem herzoglichen Abgesandten durch den Rector, Dr. Laubmaier, geantwortet: Hitzlers Lection sei bisher durch Crusius (und Müller) versehen worden und nicht vacant, Ersterer vielmehr der getrosten Hoffnung, er werde seines Gesichts restituirt werden (ein halbes Jahr darauf gab er seine Resignation ein, „weil sein Sach nicht besser werden wölle"). Nun seien zwar einige der Herren der Meinung gewesen, dem Frischlin eine historische Lection zu befehlen: doch sei der mehrer Theil dafür, den Herzog zu bitten, er möge die Schul mit diesem Manne nicht beschweren, denn wenn er wieder einkäme, würde weder Fried noch Rast sein; dieser Mensch könne nicht anders denn Gewirr machen; wie er erst in seiner Grammatik gethan (darin die Professores Artium viel errores zu zeigen sich erbieten) so wolle er andere Artes „auch herum rucken." Wenn es menschlich und möglich, so

wollte man dem Herzog gern gratificiren, aber es gehe nicht; der Herzog möge den Frischlin zur Uebersetzung guter Autoren verwenden.

Der herzogliche Vicekanzler unterließ nicht, den Senatoren bemerklich zu machen, wie sie durch solche beharrliche Verweigerung eines bloßen Versuchs sich dem Schein aussetzen, „daß Solches aus einem tief gefaßten Neid fließe;“ auch werde es dem Herzog „an den Kopf stoßen, denn die Fürsten auch Menschen seien.“ Er wolle seinem Herrn bona fide berichten; doch wäre es ihm lieber, wenn sie ihre Gründe selbst schriftlich einsenden würden. Könnte noch ein Mittel gefunden werden, dem Wunsch des Herzogs zu genügen, so wäre dieß das Beste. [1])

Um ein solches Mittel war es den Herren nicht zu thun; aber ein Mittel mußte gefunden werden, dem Andringen des Herzogs zu Gunsten Frischlins ein für allemal ein Ende zu machen; dieses hatte Crusius in seinem Votum an die Hand gegeben: man insinuirte gegen Frischlin die doppelte Beschuldigung des Ehbruchs und der Tödtung.

[1]) Senatsprotokoll vom 22. und 23. December 1585. Crus. contra Frischlin. Mspt. p. 143.

Viertes Kapitel.

Frischlin in Untersuchung. Seine Flucht und Verbannung aus Würtemberg.

Die Neige des sechszehnten Jahrhunderts zeigte sich als eine sinkende Zeit auch durch Erschlaffung und Verwilderung der Sitten. Neben dem Laster der Trunkenheit, das in deutschen Landen nichts Neues war, wurde besonders auch über die Schamlosigkeit der Jugend, die Lösung der ehlichen Zucht geklagt. Herzog Ludwig, der zwar an dem erstern Zeitgebrechen stark betheiligt, aber sonst von reinem Wandel und nicht ohne kirchlichen Eifer war, bot gerne seinen Theologen die Hand, der einreißenden Verderbniß Dämme zu setzen. Eben damals war eine Verschärfung der Strafen wegen Ehebruchs im Werke. Es sollte fortan der erste Fall mit Gefängniß und Kirchenbuße, der zweite mit dem Tode geahndet werden. [1])

Nun war Frischlin aus früherer Zeit eines solchen Vergehens bezichtigt. Freilich war es bald sieben Jahre her, und konnte sonach rechtlich für verjährt gelten; auch war die Geschichte so bekannt, daß kaum mehr Eindruck mit derselben zu machen war. Jedenfalls mußte der Senat, wenn er die Sache jetzt vor den Herzog brachte, auf den Vorwurf gefaßt sein, warum er so lange geschwiegen habe; wie auch

[1]) Crus. contra Frischlin. Mspt. p. 154: 12. Juni 86 adulterorum poena (quam princeps noster exasperavit nuper) in foro pervulgata est civibus. Qui semel μοιχὸς, ter in templo stabit, suppliciter pœnitens: qui iterum, decollabitur. Hæc duo antea non erant, sed nunc adjecta captivitati & fami sunt.

Hochmann und Varenbüler in der Sitzung bemerklich machten. Aber es schlich ja noch ein zweites, finsteres Gerücht über Frischlin umher, und mit beiden zusammen konnte man doch wohl eine Wirkung hervorzubringen hoffen. Dazu kam ein äußerer Umstand, der eben jetzt jene beiden Gerüchte wieder in Bewegung brachte.

Der Tübinger Obervogt Fritz Herter von Herteneck, eines der Häupter der Frischlin feindlichen Adelspartei, wurde sammt seiner Familie festgenommen, er selbst mit seiner Frau in sein Haus verstrickt, seine Tochter Anna, der Neffe Christoph, sammt einem Knecht Martin aber als Gefangene auf das Schloß gesetzt. Zehn Jahre lang hatte über diesem Hause eine peinliche Untersuchung geschwebt. Im Jahr 1576 war im Neckar die Leiche einer schwangern Magd mit Spuren gewaltsamer Tödtung gefunden worden, die einige Zeit vorher aus dem Hause des Obervogts auf räthselhafte Weise verschwunden war. Es ergab sich, daß die Dirne im Wortwechsel mit der Tochter, dem Neffen und dem Knechte (in Abwesenheit der Eltern) ums Leben gekommen, hierauf in der Nacht heimlich aus dem Hause geschafft und in den Fluß geworfen worden war. Sie hatte über ein angeblich unsauberes Verhältniß zwischen den beiden Ersteren geplaudert, und von dem Letzteren war sie einer Entwendung beschuldigt. Das Geschehene war dem Obervogt Anfangs verborgen geblieben; denn Mutter und Tochter, wie die Hausangehörigen überhaupt, fürchteten im Augenblick wenn er's erführe von dem jähzornigen Manne für ihr Leben. Lange dauerte hierauf, wie schon erwähnt, die Untersuchung und die Verhandlung über das Endurtheil. Zu Anfang des Jahres 1586 erfolgte dieses dahin, daß der Neffe und der Knecht 5 Jahre lang auf der ungarischen Gränze wider den Türken dienen, die Tochter Anna ebensolang bei ihren Eltern im Hause bleiben und solche Zeit zu keinen Gastungen, Hochzeiten oder Tänzen, sondern allein in die Kirchen in einem schwarzem Trauerkleid gehen sollte; wozu noch Untersuchungs- und andere Kosten kamen.[1]) Fritz Herter verlor, wie es scheint dieser Geschichte wegen, sein Amt: seit 1586 erscheint Gedeon von Ostheim als Obervogt von Tübingen.[2])

[1]) Diese urkundlichen Notizen über den Vorfall im Herter'schen Hause verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Archivraths von Kausler in Stuttgart.

[2]) Senatsprotokoll vom 7. August 86. Crus. Annal. Suev. III, p. 826.

Ob es nun, wie Frischlin meinte, der verstrickte Herter war, der, „um durch fremde Sünde die Schande sein Hauses zuzudecken und sich mit andern Leuten zu beschönigen," jene Bezichte gegen Frischlin in Erinnerung brachte; oder ob (was wahrscheinlicher) die Tübinger Professoren, um einen stichhaltigen Grund für ihre hartnäckige Weigerung verlegen, die Sache wieder hervorsuchten: genug, am 4. Januar 86 hatte der Rector, D. jur. Laubmaier, ein weitläufiges Schreiben an den Herzog fertig, worin hinter den alten Klagen gegen Frischlin zum erstenmal als Rückhalt jene beiden Bezichte aufgestellt werden. Es wurde im Senat verlesen, und trotz des starken Widerspruchs einer Minorität ging es unter dem 5ten an den Herzog ab.[1]) Nach Anderem, schon oft Vorgebrachten, das wir hier nicht wiederholen, kommen Rector und Regenten der Universität darauf zu sprechen, daß schon vor Jahren Danäus im öffentlichen Drucke dem Frischlin den Vorwurf des Ehebruchs gemacht, den dieser nur durch einen Schwank beantwortet habe. Dennoch haben sie des mehrern Theils dieser Beschuldigung keinen Glauben geschenkt, bis sie nun, während der jetzt seinetwegen gehaltenen Berathung, durch glaubwürdige unfehlbare Anzeige mit allen gewissen Umständen soviel Berichts eingenommen, „wie nämlich die von ihm geschwängerte Magd, als sie Kinds genesen sollte, durch ihn und Andere heimlich zu seinem Bruder gen Cannstatt und von dannen zum Rothenberg verschickt worden, allda sie im Kindbett gelegen; wie auch gedachter sein Bruder ihm vertraulich zugeschrieben, daß er der Magd zu ihrem Kindbett Geld zuschicken solle, und selbiger Brief, absente tum Frischlino, seinem Weib behändigt, wem sie den zu lesen (weil darauf gestanden Cito, Cito) gebracht, wer ihn erbrochen, gelesen und der Frauen den Inhalt eröffnet, welchen Freunden sie den Brief gezeigt, und dann, wie sie ihren heimkommenden Frischlinum deßhalben empfangen, er gleichwohl Anfangs stark geläugnet, doch als er seines Bruders Handschrift gesehen, seine Sünd bekennet und das Weib um Verzeihung gebeten u. s. w. Nun sind wir aber, heißt es in dem Schreiben weiter, auch glaublich berichtet, daß er einer andern Magd, die bei ihm gedienet, ein Clysterem adhibirt, darauf sie ohnelang hernacher verstorben, mit aller deren höchster Verwunderung, so gedachte Magd kurz davor noch gesehen umgehen, und vielleicht

[1]) Senatsprotokoll vom 4. Jan. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 145.

keine Krankheit an ihr gespürt; daher dann abermal seinethalben allerlei beschwerliche Red unter den Leuten, so dessen Wissens gehabt, umgangen, und kommt uns die Sach jetzo erst also für, als ob er durch unbefügtes Medicastriren diese arme Dirn ums Leben möchte gebracht haben. [1])

Während von seinen Feinden diese gefährlichen Waffen gegen ihn geschmiedet wurden, war Frischlin theils mit Unterricht, theils mit den Verhandlungen wegen des Drucks seiner Werke, vollauf beschäftigt. Von öffentlicher Thätigkeit an der Universität ausgeschlossen, hatte er privatim in seinem Hause einen Cursus rhetorischer Uebungen eröffnet, mittelst welcher er die jungen Leute in Zeit von 6 Monaten, so berichtet wenigstens Crusius, zu Rednern auszubilden verhieß. Daß es dabei an Seitenhieben auf diesen nicht gefehlt haben wird, der eben damals für Hitzler (als ὄνος πρός λύραν, wie Frischlin zu sagen pflegte) Rhetorik lehrte, kann man sich denken. Ebenso aber auf der andern Seite, daß die Facultisten alle Mittel angewendet haben mögen, die Studenten von Frischlins Lectionen abzuschrecken, und daß sie diejenigen, die sich doch nicht abschrecken ließen, in ihr schwarzes Register eingetragen haben werden, um es sie gelegentlich entgelten zu lassen. Eine Probe von diesem Unterricht ist uns in dem Fragment der Methodus declamandi aufbehalten, welche erst nach Frischlins Tode aus seinem Concepte oder einer Nachschrift gedruckt worden ist. [2]) Die Art, eine Rede zu Stande zu bringen, wird hier an dem Thema des Lobes der Weiber so gezeigt, daß erst die einzelnen Redetheile gerippartig angelegt, dann nach Ciceronischen Mustern mit Redensarten umkleidet werden. Daß Frischlin von seinen Schülern einen Thaler monatlich forderte, wissen wir durch Crusius; „aber ich glaube, fügt er schadenfroh hinzu, daß er nichts erhalten hat, indem das einbrechende Unheil die Profession unterbrach.“ [3]) So bricht auch jener Tractat vor der Mitte ab.

[1]) Rector und Regenten :c. an den Herzog, Tübingen 5. Jan. 86. St. A.

[2]) Nicodemi Frischlini &c. Methodus declamandi (posthuma), in laudatione, thesi de laudibus mulierum demonstrata: cui præterea annexæ sunt ejusdem epistolæ & præfationes &c. Argentinæ, Typis Jo. Caroli 1606. p. 1—25.

[3]) Crus. contra Frischlin., Mspt. p. 147. Defensio necess. p. 230. Vgl. Frischlin. pro sua Gramm. & Strig. Dial I, p. 177. Poppysm. II, p. 183.

Daneben führte Frischlin seinen grammatischen Krieg fort. Er schrieb Streitsätze gegen die Fehler der üblichen lateinischen Grammatiken, mit Ausfällen auf Wacker und Crusius, entwarf auch eine griechische Grammatik, und gab die Manuscripte den Studirenden in die Hände.[1]) Die erstere Arbeit, eine neue Strigilis, widmete er dem Kanzler Andreä, der ihm doch deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, daß er von seinen Sachen nichts wissen wolle. Einst vor einem Essen auf dem Tübinger Schlosse, so erzählt uns Crusius, drang Frischlin in den Kanzler, behülflich zu sein, daß seine Grammatik in den Schulen eingeführt werde. Das wird, entgegnete ihm der, in diesem Herzogthum nie geschehen. So möge er sie doch wenigstens lesen, meinte Frischlin. Da gebe ich euch dieselbe Antwort, erwiederte ihm Andreä, die einst Johann Brenz einem Ketzer gab, der ihm ein Buch aufdrängen wollte: Wenn der alte Glaube darin ist, den weiß ich schon; wenn ein neuer, so bin ich zu alt, ihn noch zu lernen.[2]) Ob Frischlin dessenungeachtet hernach eine Rede dieses Mannes als Aufforderung verstand, ihm seine Anmerkungen über die Fehler der gewöhnlichen Grammatiken mitzutheilen, oder ob dieß nur ein Vorwand war, seine Feinde, und vielleicht den Kanzler selbst, zu ärgern, bleibe dahingestellt; daß die Zuschrift diesem unlieb war, wissen wir durch Crusius, und daß er ihm zur öffentlichen Vertheidigung seiner Propositionen, wie Frischlin sie wünschte, nicht verhelfen würde, konnte dieser selbst wissen.[3])

Die Schriften, welche Frischlin dem Herzog mit der Bitte überreicht hatte, sie mit Zueignungen an ihn herausgeben zu dürfen, waren, außer der Grammatik, am Schlusse des Jahres 1585 noch nicht wieder in des ungeduldigen Verfassers Händen, welcher durch die zum Theil ungünstigen Censuren, die sie erfahren hatten, ohnehin schon erbittert

---

[1]) Crusius c. Frischlin. a. a. O.

[2]) Crus. justa, vera & postr. resp. p. 39 f. Frischlin. Popp. III, p. 59 ff.

[3]) Nic. Frischlini disputatio grammatica, tributa in CC & plures propositiones, in quibus demonstrantur & refutantur Soloecismi & Barbarismi, falsæ & superfluæ regulæ, absurdæ.. definitiones & divisiones Grammaticorum, quas res plagosi hujus ætatis Orbilii teneris puerorum animis non sine multis verberibus, ipsi flagris digniores, inculcant. Cum præfatione ad Jac. Andreæ, D. Theol., Acad. Tub. Cancellarium. Argent. Ant. Bertram 1586. Die Zueignung an Andreä steht auch in den Epist. & præfat. p. 36. Vgl. Crus. ll. duo ad Nic. Frischlin. 357 ff.

war. Zu Anfang des folgenden Jahres werden Melchior Jäger und der Secretarius in geistlichen Sachen, Laurenz Schmidlin, mit Bitten von ihm bestürmt, ihm doch endlich seine Schriften zurückzustellen, da er in Basel und Frankfurt Verleger dafür gefunden habe. „Wann mein Grammatica Latina, schreibt er dabei dem Letztern, den Meistern von den hohen Sinnen in Stuttgart nicht gefällt, so ist es recht; ich hoff, die Graeca, respondens Latinae ad amussim, soll ihnen viel weniger gefallen, und das wird noch rechter sein."[1]) Drei Wochen später beschwört er den Erstern bei Allem was heilig um Ausfolgung seiner sämmtlichen Schriften. „Gott sei gelobt, setzt er hinzu, daß es dahin kommen, daß ich Gruppenbachio um sein operam nit ein Pfifferling darf geben. Dann die typographi um meine opera sich bewerben als um eine schöne Braut."[2]) Dennoch tauchte eben um jene Zeit das Gerücht auf, Frischlin wolle eine eigene Druckerei in seinem Haus einrichten, um seine Werke mit geringeren Unkosten, als die Buchdrucker ihm berechneten, in Druck zu bringen. Auf Jägers Verwendung erhielt er endlich seine Manuscripte heraus, nur das astronomische wurde noch zurückgehalten. Diese Maßregel, für die er ohne Weiteres den Hofprediger verantwortlich machte, setzte Frischlin ganz außer Fassung. Er verbitte sich unbefugte Gewalt, schrieb er, daß man ihm Arbeiten, die er mit großer Müh und Kosten zusammengebracht, wider Recht hinterhalten wolle. Jäger möge ihm seinen captivum filium astronomicum ex carcere Osiandrico befreien; das solle die letzte Bitte sein, die er in drei Jahren an ihn thue.[3]) So waren auch auf Frischlins Seite die Saiten bis zum Zerspringen gespannt.

Am 29ten Januar begleitete er seinen auch jetzt noch freundlichen Verwandten Dietrich Schnepff zur Hochzeit von dessen Tochter Sabina, von der sie am 5ten Februar zurückkehrten. Auf dem Wege verlor Frischlin die Goldmünze mit dem Bilde des Herzogs, die er als fürstliches Gnadenzeichen am Halse trug, und konnte sie nicht mehr wiederfinden.[4]) Auch die Gnade seines Fürsten ging ihm in jenen Tagen unwiederbringlich verloren.

[1]) Frischlin an Laurenz Schmidlin, Tüb. 4. Jan. 86. St. A.

[2]) An Melch. Jäger, Stuttg. 29. Jan. 86. St. A.

[3]) Fasc. 14, No. 18. 20. 21. 22 a. u. b. (Vom Febr. 86) St. A.

[4]) Crusius c. Frischlin. Mspt. p. 146. Natürlich sagt Crusius, es sei im

Die Bezichte gegen Frischlin in dem Schreiben der Universität machten in Stuttgart den ernstesten Eindruck. „Wenn — schrieb der Vicekanzler Schulter darauf, solche hochsträfliche, vor Gott abscheuliche Mißhandlungen von ihm, Frischlin, sollen fürgangen sein, so kann man dieselbigen mit keinen Fugen per dissimulationem vorübergehen lassen, sondern will sich in allweg gebühren, auf solche Denuntiation das Amt der Schuldigkeit nach zu gebrauchen und vorderst einen Grund zu erkundigen. Ists wahr: tollendo malum ex Israël justitiae satisfiat. Ists nicht wahr: consulatur famae illius." [1]) Da dieses Gutachten das herzogliche Placet erhielt, so wurden zuerst Superintendent und Vogt zu Cannstatt angewiesen, auf dem Rothenberg, wegen der dort angeblich erfolgten Entbindung der mit Frischlin beschuldigten Person, Nachforschung zu halten. Allein bei dieser auf dem Schloß Würtemberg gepflogenen Untersuchung „befanden sich, nach dem eigenen Ausdruck der Theologen und Kirchenräthe, die Sachen gar nicht so, wie die Universität angegeben." Daher erhielt nun der schon erwähnte Superintendent, M. Johann Hummel, den Auftrag, mit dem Vogt von Nürtingen, Balthaß Mütschelin, sich nach Tübingen zu verfügen, und dort die Sache, auch der andern Magd wegen, genauer zu untersuchen. [2]) Vergebens bat der Superintendent, „ihm diese Verrichtung in Gnaden zu erlassen, in Bedenkung, daß Dr. Frischlini Hausfrau seiner Hausfrauen von den Brenzen her etwas verfreundet sei;" auch der Vogt soll sich anfänglich geweigert haben: beide aus Furcht, so hieß es, einen Liebling des Fürsten, wofür Frischlin noch immer galt, zu beleidigen. [3]) Am 14ten Februar trafen die beiden Commissarien in Tübingen ein, [4]) und nun wurde von Dienstag

---

Rausche geschehen. Allein auf einer Reise, die ohne Zweifel zu Pferde gemacht wurde, brauchte es dessen nicht, um so etwas zu verlieren.

[1]) Vom 20. Jan. 86. St. A.

[2]) Fasc. 14, No. 8. 12. 15. 16. 17.

[3]) Fasc, 14, No. 17. St. A. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 148.

[4]) In einem Heft: „Aufgeloffener Zehrungscosten in einer bewußten Commission Sachen, eine Person zu Tübingen betreffende, anno 86 gehalten durch M. J. Hummeln rc. und Balthaß Mütschelin rc.," Fasc. 14, No. 30 St. A., ist von der Hand des geistlichen Herrn folgende Nota eingelegt: „Der Wendel Rotacker, Metzger, hat mir den Kläpper nit gen Tübingen leihen wöllen, ich hab dann einen Jungen dabei, der selbigen füttere, und die Studenten nit

den 15ten bis Donnerstag den 17ten die Untersuchung in der Art vorgenommen, daß die zu vernehmenden Universitätsangehörigen durch den Rector, die aus der Bürgerschaft von den Commissären beeidigt, und Erstere auf der Artisten Collegium, Letztere auf dem Rathhaus befragt wurden. [1])

Unterscheiden wir die beiden gegen Frischlin erhobenen Anschuldigungen, so lautete in Betreff der gestorbenen Magd die Aussage des Professors der Medicin, Dr. Hamberger, dahin: Ehe Frischlin „in Krabatten gezogen," sei er, Hamberger, eines Morgens früh in dessen Haus berufen worden, wo er die Magd schon todt gefunden habe, nachdem sie um 2 oder 3 Uhr in der Nacht ein Klystier erhalten. Frischlin sei so erschrocken gewesen, daß er dafür halt, wenn man denselben damals gestochen, er hätt kein Blut gegeben. Wegen des Klystiers habe Frischlin vorher einen seiner Tischgänger, der Medicin studirte, befragt gehabt, welcher der Meinung gewesen, es könne nichts schaden. Er, Hamberger, habe hierauf in der Apotheke das Recept gesehen, es sei eine seltsame Composition gewesen. Dieses Recept, datirt vom 5. März 1577, liegt noch im Original bei den Acten, und ist insofern freilich eine seltsame Composition, als es, in der Weise jener Zeit, nicht weniger als 18 Ingredientien, übrigens sämmtlich unschuldiger Art, wie Leinsamen, Weißlilienwurz, Anis u. dgl. enthält. Konnten aus dieser Aussage des Arztes (er war ein Schwager von Crusius) allerlei Bedenklichkeiten gegen Frischlin aufsteigen, so mußten sie sich doch zerstreuen, als die Schwester der Verstorbenen, eines Buchdruckers Ehefrau, bezeugte, dieselbe sei während 5 Jahren, da sie in einem andern Hause gedient, „in solcher Zeit nie recht fertig, sonderlich die letzten drei Jahre gar übel auf gewesen, da ihr, neben andern Leibesschmerzen, die Lung vielmal über sich gestiegen, daß man

darauf spacieren. Zudem so ists böser Weg, und die Gräben voll Wassers gewesen, daß ich auch nit gern allein durch die Wäld reutten wöllen." Aus diesem Hefte sehen wir, daß damals für ein Miethpferd auf 1 Tag 3 Batzen, für einen Vierling Haber 1 Batzen, für ein Morgen- und Nachtessen (natürlich mit Wein) je 4 Batzen bezahlt wurden.

[1]) Das Tübinger Protokoll, d. d. 17. Febr. 86, findet sich in Fasc. 14. unter No. 24, das Begleitschreiben der beiden Commissäre No. 23. Aus diesem Protokoll ist die folgende Darstellung geschöpft.

oft vermeint, sie werd gleich Todes verfahren. Solche ihre Schwester sei auf Lichtmeß 1577 zu Frischlino kommen, und wenig Wochen bei ihm im Leben verblieben. Es habe der Frischlinus und seine Hausfrau sie die kurze Zeit ihres Dienstes so lieb gehabt, auch in ihrer Krankheit ihr solche Treu und Gutthaten erzeigt, als wenn sie ihre leibliche Tochter wäre. Man habe ihr, wegen Verstopfung, allerdings ein Klystier gegeben, sie halt aber dafür, daß solches ihr mehr dienlich denn schädlich gewesen; denn als sie von wegen der Enge um's Herz 2 Tag gelegen und nicht reden können, hab sie gleich nach gebrauchtem Klystier wieder angefangen zu reden, und sei doch bald darauf Tods verschieden." Nach diesem Zeugniß, mit welchem das der Meßnerin, Frischlins Nachbarin, durchaus zusammenstimmte, mußte diese Geschichte als Anklage gegen Frischlin fallen gelassen werden, und konnte nur ein Crusius noch ferner so reden und schreiben, als ob eine vorher gesunde Person in Folge von Frischlins Klystier plötzlich gestorben wäre.[1])

In Betreff der andern Anschuldigung gingen die Aussagen verschiedener Bürgersleute, auch der Schwester der betheiligten Person, weiter nicht, als daß diese, eine junge Nähterin von Nürtingen, viel in Frischlins Haus gekommen sei und dort genäht habe, auch gemeiniglich Sonntags von seinen Tischgängern zu Gast geladen worden sei (welche von der Schwester als ein „muthwillig Gesind" bezeichnet werden), wie nicht minder Frischlin und seine Hausfrau miteinander bisweilen in ihr Losament gekommen. Aber auch zu andern Studenten sei sie gewandelt, insbesondere habe sie einem Siebenbürger, Namens Peter, „heftig nachgehenkt," so daß, als sie schwanger geworden, Etliche Frischlinum, Andere diesen Siebenbürger im Verdacht gehabt. Die Nähterin selbst, sagt die Schwester, habe betheuert, daß ihr und Frischlin mit solchem Bezicht ungütlich geschehe; aber Frischlins Hausfrau habe ihr gedroht, wenn sie wieder zusammenträfen, „ihr die Augen auszureißen."

Mit diesen Aussagen war gleichfalls nichts gegen Frischlin zu machen, und man hätte vielleicht die ganze Sache, zumal sie bereits

---

[1]) Crus. justa, vera & postrema resp. (vom J. 88) p. 94: .. de ancilla tua, cui tu ante annos ut medicus clysterem dedisti, quæ eodem die mortua est, cum antea fuisse sana diceretur.

7 Jahre alt war, fallen gelassen, wenn nicht seine eigenen Schwäger zu seinem Verderben ausgesagt hätten.[1] Der ihm von jeher feindselige Dr. Johann Brenz war es (neben M. Samuel Hailand) ohne Zweifel schon früher gewesen, der seinen Collegen die Angaben für ihr Schreiben an den Herzog geliefert hatte. Jetzt erklärte er, zwar sei Frischlini Hausfrau seine Blutsverwandte, daher er dieser Deposition wohl möcht überhoben sein; doch wolle er der Wahrheit Zeugniß geben. Es sei schon lang, wohl 8 oder 9 Jahr da sei seine Base, Frischlini Hausfrau, zu ihm gekommen mit einem Brief in der Hand, und geklagt, wie abermalen der Magd wegen um Geld geschrieben werde, welche sie ohnedas schon so viel koste, daß sie Solches nicht werde länger erschwingen können. Sie habe gewünscht, daß er, Brenz, ihre Mutter um Darstreckung des Geldes ansprechen solle; er habe sich aber der Sache nicht annehmen, auch den Brief nicht lesen mögen, sondern ihr geantwortet: weil ihr Hauswirth (der seines Behaltens damals in Freiburg gewesen) und sie viel seltsamer Händel, und ihm nie haben folgen wollen, so sollen sie diese Sach auch ohne ihn ausmachen; worauf sie gegangen sei. Der Brief werde wohl, in Frischlins Abwesenheit, an seinen vertrauten Schüler, Hieronymus Megiser, gerichtet gewesen sein. Dieß erläuterte nachher M. Sam. Hailand dahin: es sei aller Orten, auch im Stipendio (dessen Magister domus Hailand war) gemeine Sage gewesen, daß Frischlins Bruder der schwangern Magd halben ein Schreiben gen Tübingen geschickt, darauf zwei Cito gestanden, welches seines Behaltens gleich von einem Tischgänger aufgebrochen, von der Frau vermerkt, und also spargirt worden. Auch Caspar Rüttel, der Schwestermann von Frischlins Hausfrau,[2] sagte aus, daß, während Nicodemus in Laibach war, dessen Bruder Jakob ihm von der verdrießlichen Commission gesprochen habe, die er in der Sache zu verrichten gehabt.

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 146: Καὶ μόλις μὲν ἐφωράϑη, ὅμως δὲ τοῦ βελτίστου Βρεντίου καὶ τοῦ Ῥιτελίου, τῶν αὐτοῦ κηδεστῶν, μηνυσάντων. Dieß war derselbe Brenz, dem man nachsagte, er habe einst bei einem öffentlichen Aufzuge den Vortritt vor seinem Vater, dem ehrwürdigen Reformator, in Anspruch genommen, weil dieser nicht, wie er, D. Theol. war. Vielleicht bloße Anekdote: aber sie zeigt, was man dem Manne zutraute.

[2]) Er heißt ein Universitätsverwandter, Fasc. 16, No. 149; wahrscheinlich gehörte er zur Universitätsschreiberei.

So war nur noch übrig, den genannten Bruder, Jakob Frischlin, damals lateinischen Schulmeister in Waiblingen, zu vernehmen. Da er uns von jetzt an öfters in der Lebensgeschichte seines Bruders begegnen wird, so wollen wir uns erinnern, daß er zehn Jahre jünger als dieser, und von ihm unterrichtet und ausgebildet war. Führte ihn schon dieß auf ähnliche Studien und Bestrebungen hin, so stand er auch seinen Naturanlagen nach zu seinem älteren Bruder in einem Verhältniß, wie wir es zwischen Brüdern, oder auch zwischen Vater und Sohn nicht selten finden, daß nämlich der Eine wie eine geistlose Kopie des Andern erscheint. Man findet ähnliche Fertigkeiten, ähnliche Neigungen: aber der geistige Gehalt, der Kern des Charakters fehlen. So war Jakob Frischlin ein Schnell- und Vielschreiber, ja selbst ein Poet trotz Nicodemus: aber seine Sachen verhalten sich zu denen seines Bruders wie gefärbtes Wasser zu Wein. Bald reicht er bei der Universität deutsche Reime unter die Bilder der Professoren, bald eine poetische Beschreibung seiner Waiblinger Schule ein, die aber ihrer Ungereimtheit wegen zurückgewiesen werden; bald bei Hof eine Würtembergische Geschichte in lateinischen Versen, die aber der befugteste Richter, Oswald Gabelkofer, unbrauchbar findet, oder eine poetische Genealogie des Würtembergischen Hauses, die auch „wenig Schatz werth ist." Am ehesten gelang es ihm noch, wo er sich an seinen Bruder anlehnen konnte, entweder als Uebersetzer, wie von mehreren seiner Komödien, oder als Plagiator, wie in seiner Beschreibung der Hochzeit Ulrichs mit Sabina, worin die Hochzeitsbeschreibungen des Nicodemus weidlich geplündert sind. Auch von der Unruhe und Unstetigkeit, welche diesen umtrieb, hatte er etwas: er war nacheinander Schullehrer in Cannstadt, Waiblingen, Neuenstadt, Reutlingen, Urach, Schorndorf, Winnenden, Meckmühl und Ebingen. Macht sein Bruder tolle Streiche, so macht er dumme. Er läßt seine Schüler Reime seines eigenen Machwerks statt der Psalmen in der Kirche singen, und wird dafür in Stuttgart eingesperrt. Eine Komödie von einem fabelhaften Ahnherrn des Hauses Würtemberg, die er drucken läßt, fällt so unanständig aus, daß sie dem Poeten statt Lohns einen Verweis einträgt und die Exemplare mit Beschlag belegt werden. So ist er auch eine Zeit lang amt- und brodlos, bis ihn die Reutlinger in ihre Dienste

nehmen. Die geniale Lebendigkeit seines Bruders erscheint bei ihm als aufdringliche Vielgeschäftigkeit, als taktlose Geschwätzigkeit, die bei aller guten Meinung (er will vermitteln, des Crusius und Nicodemus Grammatiken in Einklang bringen u. dgl.) bisweilen in's Charakterlose geht. So hatte er hier durch sein einfältiges Cito auf einem Briefe von so häklichem Inhalt seinem Bruder diese ganze Geschichte auf den Hals gezogen, dann wieder gegen den Schwager unnöthigerweise geplaudert, hierauf machte er ein abgeschmacktes Epigramm auf die Sache,[1]) das von den Feinden seines Bruders ausgebeutet werden konnte, und in derselben Rolle werden wir ihn fortan durchaus finden.[2])

Jetzt wurde er, damit er desto weniger „tergiversiren" möchte, nicht vor die Commissäre, sondern geradezu vor die Hofkanzlei in Stuttgart citirt. Und doch tergiversirte er Anfangs und wollte ausweichen; erst wie man ihn ernstlich ansprach und merken ließ, daß man mehr wisse, bekannte er endlich, daß er die Person, die vor 6 Jahren mit dem Geständniß zu ihm gekommen, mit seinem Bruder zu thun gehabt zu haben, erst auf den Rothenberg gewiesen, dann mit Reisgeld von seinem Bruder nach Würzburg gebracht habe, wo sie hernach eines Kinds niedergekommen sei. Sein Bruder habe den Hieronymus Megiser hingeschickt, der bei der Taufe gewesen und sich für den Vater des Kinds (eines Mädchens, das bald darauf gestorben) ausgegeben habe. Laut Nachrichten aus Würzburg sei sie dort jetzt „bei einem Pfaffen, der sie täglich wohl abschlage, ihr aber übel zu fressen gebe." Schließlich bittet er, seinem Bruder ja von seiner Anzeige nichts zu sagen; denn wenn er etwas davon erführe, müßte er sich Arges von ihm besorgen.[3])

---

[1]) Bei Crusius, def. necess. p. 255 f.:
Grammatica est strigilata,
Famula est dedolata:
Quam res bene est obsignata!
welches in den entsprechenden deutschen Reimen noch viel gemeiner lautete.

[2]) Die Notizen über Jakob Frischlin, so weit sie sich nicht in unsern Urkunden, insbesondere dem Crusius'schen Mspt. contra Frischlinum, fanden, sind Johann Jakob Mosers Würtembergischer Bibliothek, an verschiedenen Stellen, entnommen.

[3]) Jacobi Frischlini Bericht und Anzeig, seinen Bruder betreffend. Stuttg. 22. Febr. 86. St. A.

Auf diese Angaben hin war nun das Erachten der Räthe, Frischlin nach Stuttgart zu bescheiden, und der Herzog schrieb eigenhändig darunter: Fiat fürderlich. Aber Frischlin fand nicht gerathen, die Citation abzuwarten: an demselben Tage, wo sie von Stuttgart ausging, am 4ten März, verließ er Tübingen und entfloh nach Frankfurt. Wohl möglich, daß ihm, wie Crusius angibt, der Bruder Jakob dazu gerathen hatte:[1]) einer der thörichtsten Streiche seines Lebens war diese Entweichung auf jeden Fall. Die Vorladung wurde ihm nachgeschickt: Hoho! rief er, als er sie erhielt, und warf die Arme hin und her, ich komme gewiß nicht.[2]) In der schriftlichen Verantwortung an den Herzog, die er sofort abgehen ließ, legt er seiner Reise zunächst den Zweck unter, den Druck seiner zurückempfangenen Schriften während des Sommers in Frankfurt zu besorgen. Dabei verhehlt er aber nicht, daß es ihm bedenklich erscheine, sich jetzt oder künftig vor dem herzoglichen Landhofmeister zu stellen; das 82te Jahr liege ihm noch im Sinn, auch habe ihm seine Frau von dem scharfen Verhör geschrieben, durch welches man seinem Bruder, den er von Jugend auf erzogen, das, was er demselben vor 7 Jahren anvertraut, abgepreßt habe. Die Ursache dieser Inquisition könne er wohl vermuthen. Wäre es seinen Feinden dabei um Zucht und Ehrbarkeit zu thun, so würden sie diese Untersuchung schon vor 7 Jahren angestellt haben. Nun äußert er die Vermuthung, von Fritz Herter denuncirt zu sein, und fährt dann nach etlichen Ausfällen auf diesen so fort:

„Was aber mich belangt, ist die Sach also, und nicht anderst, beschaffen. Als im vorgemeldten 79ten Jahr meiner Dienstmagd Anna Schwester, mit Namen Margaretha, eine junge muthwillige Wittib, so auf ein halb Jahr einen Mann gehabt, in meinem Haus nähet, und ich sammt meiner Hausfrau viel junger Kostgänger hatt, und aber an der Wittib ein geile Weis wahrgenommen, auch deßhalben besorgt, es möcht ein Stund bringen das ein Jahr nicht brächt, da haben ich und meine Hausfrau sie mit zeitigem Rath aus dem Haus geschafft. Sie aber in dem nächsten Haus ein Stüblein bestanden, darin sie etlich Wochen mit einem Tischgänger gehauset, und dann mit jungen Stu=

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 149: Die 4. Mart. Nicodemus profugit Francofurtum, suasu, ut ferebatur, Jacobi fratris.

[2]) Crus. a. a. O.

denten, besonders mit einem Siebenbürger, bis in die Mittnacht sehr ärgerlich sich gehalten; daß ich hierum ihren Hausherrn, einen alten Zimmermann, beschickt, und seinen Töchtern zu Gutem gewarnt, solchen nächtlichen Unfug abzustellen. Nun kann ich bei gutem Gewissen sagen, daß ich in gedachter jungen Wittib Losament nie bin kommen, sondern sie zu mir (als ich noch Fritz Herters guter Zechbruder und ein junger angehender von Adel war) sich selbs ungefordert verfügt, zutäppisch genug gemacht, und endlich solche Ursach und Anreizung gegeben, daß nicht allein meine Hausfrau hernach und anjetzo bekennet, es sollte wohl ein Frömmerer denn David durch eine solche Thamar verführt sein worden... Daß ich aber in gedachtem 79 Jahr meinen Bruder Jacobum gebeten, als er seine Schwäger im Frankenland besuchen wollte, er soll diese Thaidem mitnehmen und einem guten Freund anbefehlen, ist aus der Ursach geschehen, weil ihre Bühl, mit denen sie Tag und Nacht gebuhlt, alle hingezogen, und ich meinem Bruder klagt, es möchte diese Belials-Tochter das Bad über den Allerunschuldigsten ausgießen. Daß nun aber mein Bruder ein unbedacht Schreiben, dessen er wohl hätte oberstehen können, an mich abgehen lassen, und dann mein Weib in meinem Abwesen dasselbig (nach ihrem Brauch) aufgethan und Freunden und Feinden aufgewiesen, ja abzuschreiben gegeben: das muß ich für ein sonder Unglück erkennen und Gott dem Herrn darüber klagen, dem ich auch mein Missethat bekennt und aus Grund meines Herzens mit dem Miserere abgebeten." Auch habe er seine Sünde diese 7 Jahre her redlich gebüßt, und einen leibhaftigen Teufel an Fritz Herter gehabt, der ihn vielfältig verfolgt, und mit seinen Astanten bis auf das Mark in Beinen durchächtet habe. Sein Weib bekümmere sich jetzt ihrer Thorheit halben sehr, daß sie und die Ihrigen in dieser Sache also wider ihn gehandelt, auch daß sie ihn aus Crain, von seinen besten Freunden, gen Tübingen, zu seinen ärgsten Feinden ausgebracht; allein damit sei der Sach anjetzo nicht geholfen. Er könne sich die Rechnung selbst machen, daß er durch diesen vor Langem geschehenen Fall, der Niemand leider sei als ihm, den aber seine zahlreichen Feinde zur Befriedigung ihres zwölfjährigen Hasses und Neides benutzen werden, des Herzogs Gnade verscherzt und Alles auf Einen Haufen verloren habe, was er zuvor mit großer Müh und Arbeit gewonnen. Da er nun ohnehin viele Jahr her in des Her=

zogs Land wenig Glück gehabt, auch hinfüro keinen Stern darin zu haben sich getraue, so gedenke er dasselbe fürohin gutwillig zu meiden, und bitte nur um der Barmherzigkeit Gottes willen, der Herzog möge nach angeborner Milde, in Bedenkung seiner bisherigen Arbeiten und Leiden, seiner Privilegien und seiner Familie, ihm diesen Unfall nicht zum Aergsten deuten, und seinem Fortkommen in andern deutschen Landen nicht im Wege sein. Sollte er jedoch in dieser Sache noch weiter angefochten werden, oder Gefahr zu besorgen haben, so sei bei ihm endlich beschlossen, sich in andere Königreiche, da sein Name lieb und werth, zu begeben; denn diese maculam hoffe er schon allbereit mit vielen seinen operibus delirt zu haben, auch in Kurzem noch besser zu vertilgen; Herters und seines Anhangs laudes dagegen werde er, wofern sie nicht ruhen, dergestalt verbreiten und verewigen, daß sie wünschen möchten, sie hätten ihn unbetrübt gelassen.[1])

War schon dieses Schreiben an den Herzog kaum geeignet, einen begütigenden Eindruck zu machen: so war es doch noch mäßig und anständig in Vergleichung mit einem Actenstück, das Frischlin wenige Tage nachher von Frankfurt aus in alle Welt sandte. Es ist dieß eine lateinische Elegie, die er mit dem Datum vom letzten März auf einem einzelnen Blatte drucken ließ.[2]) Angeblich ein letzter Gruß an seine Tübinger Freunde, ist sie vielmehr ein Mordschlag, der mitten unter seinen dortigen Feinden platzen sollte. Im Eingang spricht er seine Freunde an, warum sie mit dem wandelbaren Glück ihm den Rücken kehren? Ein verjährtes Jugendvergehen abgerechnet, habe er sich eine Reihe von Jahren, in Tübingen wie in Crain, tadellos verhalten: was er denn nun verbrochen habe, daß sie ihre Gesinnung ändern? Hierauf lehnt er, in einer Reihe von Non ego — Non — Non, verschiedene Verbrechen oder Scandale von sich ab, welche er nicht undeutlich seinen Feinden, als von ihnen begangen, zuschiebt. Er habe keine Schmähgedichte auf Jemanden gemacht, insbesondere nicht unschuldigen weiblichen Ruf durch schmutzige Beschuldigungen befleckt. Nicht (wie Crusius) sein Weib des Ehebruchs angeklagt,

[1]) Frischlin an den Herzog. Frankfurt 26. März 86. St. A.

[2]) Da diese Elegie in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht in Frischlins Werke aufgenommen, mithin eine große Seltenheit ist, so lassen wir sie im Anhang aus dem Exemplare des Würtembergischen St. A. abdrucken. S. Beilage VII.

noch, wie ein berühmter Hauswirth (derselbe) zwei Weiber nacheinander zu Tod geprügelt. Sein Sohn habe nicht aus Geldgier eine ehrlose Frauensperson geheirathet (wie der von Heerbrand). Er habe Niemanden um Geld geprellt. Kein unschuldiges Landmädchen, keine Magd, keine Ehfrau verführt (wie angeblich Herter). Sei stets frei von Geiz, freigebig und wohlthätig gewesen. Nur eine Buhlerin, unterstützt durch Wein, den ihm ein Centaurus (Herter) eingeschenkt, habe ihn einmal berückt. Und hierüber beklage sich Niemand als Leute, bei denen Unzucht und Blutschande, Raub und Mord an der Tagesordnung seien, und die ihre blutigen Thaten durch seinen Fall vergeblich zu beschönigen suchen (Herter). Im Gegentheil könnte er sein Vergehen durch eine Lieblingsrede des gräulichen Cyclopen (Herter) decken, womit dieser die Enthaltung von einem reizenden Gegenstande lächerlich zu machen pflege. Wer sich fest gegen alle Verführung wisse, der möge auf den jungen, bis dahin tadellosen Dichter den Stein werfen. Der Gerechte falle, aber er stehe auch wieder auf: wogegen, wer fest zu stehen meine, sich vor dem Fall in Acht nehmen solle. Seine Freunde aber mögen auch fortan seine Schriften günstig aufnehmen, wie man an den Psalmen des keineswegs fleckenreinen David sich gleichwohl erbaue.

Am 10ten April wurde dieses Libell, von dem der Verfasser vor Allem auch nach Tübingen Exemplare schickte, im dortigen Senat verlesen, und sogleich eine Klage an den Herzog beschlossen. Wer nur wenig in Tübingen gewesen, bemerkte hiezu der Kanzler Andreä, der verstehe leichtlich, daß Frischlin fast die vornehmsten Professores daselbst, auch ihre Weiber und Kinder, anziehe. Vieles sei falsch, was er vorbringe; doch auch die Wahrheit entschuldige die Injurie nicht. Die Universität aber klagte, „daß Frischlin seine Famosschrift weit und breit ausgesprengt, durch viel Studiosos und andere Personen, so ihm bekannt und er zu Frankfurt angetroffen, hin und wieder an alle End verschickt, als denen er die gedruckten Exemplaria mehrtheils auch wider ihren Willen angehenkt; Etlichen aber (damit doch ja Solches nicht verborgen bleibe) sein Carmen selbs ausgelegt, mit deutlicher Anzeigung, welche Personen er gemeint." [1]) Frischlins

[1]) Rector und Senat an den Herzog, Tübingen 19. Apr. 86. St. A. Vgl. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 150.

eigene Hausfrau soll Exemplare dieser Elegie verkauft, und seine Schwester Martha, die er in Tübingen bei sich hatte, auf dem Markt geäußert haben, die Herren seien nur deßhalb so bös darüber, weil ihnen darin die Wahrheit gesagt werde. In Bezug auf seine eigene Angelegenheit mußte ihnen Frischlin als ein Wahnsinniger erscheinen, der mit seinen Feinden doch immer auch sich selbst vor aller Welt an den Pranger stellte; ob es gleich eine scheinheilige Lüge von Crusius ist, wenn er versichert, sie, die Tübinger, würden das Vergehen ihres Beleidigers mit christlicher Liebe zugedeckt haben.[1])

Doch Frischlin selbst war der Erste, der, nachdem die anfängliche Befriedigung über den geführten Schlag vorüber war, einsah, daß er zu weit gegangen. Die Elegie ist vom letzten März, Gründonnerstag, datirt: und schon am Osterdienstag, den 5ten April, folgte ihr eine gleichfalls gedruckte Retractation nach.[2]) Sie ist eine Umarbeitung der Elegie, durch Weglassungen und Zusätze, Umstellungen und Aenderungen. War in der ersten Elegie die vorgebliche Abwehr fast durchaus nur Maske, hinter welcher der Angriff sich verbarg: so sucht in der zweiten Frischlin die Sache so zu stellen, als wäre es ihm in der That nur um Abwehr ungerechter Beschuldigungen zu thun. Zu diesem Ende mußte er Alles streichen oder umwandeln, was ihm gar nicht vorgeworfen sein konnte, z. B. zwei Frauen todt geprügelt zu haben, da seine Eine Frau noch lebte, oder die schmähliche Heirath eines Sohnes, deren er noch gar keinen erwachsenen hatte. Auch der offenbare Ausfall gegen Herter wegen Unzucht und Mord und der angebliche Waidspruch desselben blieb weg; statt deren dann eine Reihe abbittender Verse an den Herzog eingerückt ist. Unter dieser umgearbeiteten Elegie steht eine Nachricht an den Leser: Der Verfasser habe zwar im Sinne gehabt, die grundlosen Beschuldigungen von Lastern und Verbrechen aller Art, die gegen ihn ausgesprengt worden, nach dem Rechte der Retorsion auf die Urheber, die ihm mehrentheils unbebekannt, zurückzuwerfen; doch, um Mißdeutungen zu vermeiden, habe er sein Vorhaben geändert, und wolle nun die Strafe Gott, dem ge=

---

[1]) Crus. def. nec. p. 248. Contra Frischlin. p. 149 f.

[2]) Nic. Frischlini P. L. C. P. Cæs. &c. Elegia ad amicos scripta, purgandi se & culpam deprecandi causa. Francof. ad Moen., typis Petri Fabricii, anno 1586 Non. April. Auch in Opp. P. eleg. L. XXI, Eleg. 17.

rechten Richter, heimsetzen. Daher erkläre er die wenigen Exemplare der ersten Elegie, die er in der Hitze eines ungerechten Zorns, undurchgesehen und ungebessert, einzelnen Freunden, den Verläumdern damit den Mund zu stopfen, mitgetheilt habe, hiemit für kraftlos und ungültig.

Es ist aber, als wäre schon nach Verfluß weniger Tage dem Dichter diese Abstumpfung seiner Waffe wieder leid gewesen; denn die vom 5ten datirte zweite Elegie begleitete er am 14ten mit einem Schreiben „an seine Freunde" in Tübingen, worin die abgebrochenen Spitzen großentheils wiederhergestellt und in muthwilligem Spiele den Feinden aufs Neue entgegengehalten werden. Hier will er nun die erste Ausgabe der Elegie für Würtemberg, die zweite für das Ausland bestimmt haben; nur dort beschuldige man ihn so gräulicher Dinge, dort sei mithin die Retorsion am Orte gewesen, während hier die Entschuldigung des bekannten Vergehens genüge. In Würtemberg und von Würtemberg aus werde er beschuldigt, als hätte er vor Jahren eine Dienstmagd geschwängert und dann unsichtbar gemacht, mit seiner Frauen Schwester zu thun gehabt, und sonst viel Jungfrauen geschändet. Derlei Bezichten nun müsse er nicht blos schlechthin widersprechen, sondern auch wider diese Lästermäuler legitimam retorsionem gebrauchen und sagen, wer ihn dieß und jenes zeihe, der sei selbst ein solcher Gesell, welcher dergleichen begehe und mit den ihm zugemutheten Uebelthaten zu beschönigen suche. Und während ihn der Adel solcher Verbrechen beschuldige, legen ihm die Universitätsverwandten zur Last, daß er nicht blos auf die vornehmsten Professoren, sondern auch auf deren Frauen und Töchter Satyras gemacht habe (deren Inhalt, nach anderweitigen Andeutungen auf die Familie des Professors Anastasius Demler bezüglich, hierauf noch schmutziger als in der Elegie angegeben wird). Aber von ihm solle sich in Ewigkeit nicht erfinden, daß er den unschuldigen Ruf Anderer verletze. Außerdem rede man ihm in Tübingen nach, „er habe sein Weib, „um daß sie seine begangene Thorheit ausblesiret und ihn unter die Leute gebracht, ihrem Verdienst nach dermaßen tractirt, daß man sie für halbtodt umgeschleift." Nun sei das nicht geschehen und man möge sie selbst darum befragen. „Ist aber etwa sonst ein fein Mann, der mir den Wein ausrufen kann, von dem die gemein Sag, auch

beiderseits Schwäger klagen, daß er seinen vorigen Weibern den Laimen so gräusenlich erklopft, daß man sie oft für todt umzogen, und sie in 8 Tagen aus dem Bett nicht kommen können, so mag derselb fein Herr sich hören lassen.[1]) Daß mir aber auch allenthalben, wo ich hinkomm, fürgeworfen wird, ich hab unter andern Schwägern auch einen namhaften,[2]) der sich zu einer jungen muthwilligen Wittib verheurt wegen ihres Guts, welche doch zuvor einen henkermäßigen Mann und den man mit Ruthen in sein Haus gestrichen hat, auch um großes Guts willen zur Eh genommen und sich seiner Schand theilhaftig gemacht, auch sonst sich üppig genug bei ihm verhalten: was kann ich dafür? Hab ich doch weder Rath noch That dazu gethan. Und wollt mich in mein Herz hinein schämen, daß ich um schnödes Geldes wegen der Kirch Gottes einen solchen Schandfleck sollt anhenken. Was nun aber meinen leidigen Fall belangt, muß ich leider bekennen, daß mich nicht allein diese Circe mit ihren illecebris, sondern auch der gut, ja wohl damals verflucht (wenn ich meinen Fall anseh) Veltliner, dessen ich damals mehr als des heil. Geists gehabt, dazu erhitziget."[3]) Er habe

[1]) Crusius ließ sich hören, aber sehr kleinlaut. Seine ganze Rechtfertigung läuft darauf hinaus, daß nichts derart vor die Obrigkeit gekommen. Justa vera et postr. resp. p. 86 f.

[2]) Da ein Bruder des mit der Kaislerin verheiratheten Carl Heerbrand, Christoph, eine Schnepffin zur Frau hatte, welche die Tochter einer Brenzin war, so konnte jener in der Sprache der Zeit wohl Frischlins Schwager heißen; dem freilich Niemand wegen der Heirath dieses Schwagers Vorwürfe gemacht haben wird.

[3]) Dieß hängt mit einer Verschiedenheit der Lesart zwischen der ersten und zweiten Elegie zusammen, welche uns die ganze leichtfertige Art zeigt, mit der Frischlin in seinen persönlichen Streitigkeiten seine Worte zu drehen pflegte. In der ersten Elegie las man

Oppletum vino, Rhoete nefande, tuo.

Nun sagt zwar Frischlin in dem obigen Briefe, darunter habe er nicht den Centauren Rhötus, sondern den Rhätischen, d. h. Veltliner, Winzer verstanden; weßwegen er in der Umarbeitung statt Rhoete nefande, Rhæte colone, setzte. Allein nichts ist gewisser, als daß er unter dem Rhötus vielmehr einen Centauren, d. h. nach seinem Sprachgebrauch einen Adelichen, und zwar keinen andern als denjenigen verstanden hatte, von dem er in dem Brief an den Herzog sagte, er sei damals sein guter Zechbruder gewesen, nämlich Fritz Herter, und daß das Andere nur eine Umdeutung ist, hervorgegangen aus der Besinnung,

nun, so schließt er seinen Brief, von seiner ersten Elegie, wie sie zuvor in Allem auf 20 Bogen gedruckt worden, die Exemplare, so er an Freunde gegeben, wieder an sich gezogen und ihnen Exemplare der andern Elegie dafür gegeben, damit nicht anderer Leut Schande mit der seinigen (die er bald abzuwischen hoffe) in fremden Ländern bekannt werden möge; auch sie bitte er, die ihnen geschenkten Exemplare der ersteren für sich behalten zu wollen.[1])

Eine Abschrift von diesem Brief, sammt der zweiten Elegie, schickte Frischlin auch an Melchior Jäger, der unterdessen (unter dem 28sten Februar 1586) vom Kammersecretär zum adelichen geheimen Rath erhoben worden war. Er fragte dabei an, ob er wirklich dem Herzog so verhaßt sei, daß er für die Werke, die er ihm habe zueignen wollen, und die nun bei Spies in Frankfurt gedruckt werden, (nämlich die Paraphrasen und den Nomenclator) einen andern Patron suchen könne? Die Fama, setzt er hinzu, flüstere etwas von einem Bräutigam Jäger: er möchte wohl wissen, was Wahres daran sei.[2])

Während Frischlin so an Melchior Jäger noch ganz im Tone alter Vertraulichkeit schrieb, ergoß er seinen ganzen Zorn auf einen Theil der herzoglichen Räthe in ein Schreiben an Laurenz Schmidlin, mit dem er ohnehin als mit einem der von seinem Schwäher bestellten Pfleger seiner Kinder in gespanntem Verhältniß stand. Dieser Brief ist seinem Tone nach ein Vorläufer des Famosschreibens an die herzoglich Würtembergische Kanzlei, welches 4 Jahre später die letzte unglückliche Wendung von Frischlins Schicksal herbeiführte. „Ich hab nun, schreibt er dem geistlichen Secretarius, etliche Schreiben wegen

---

nicht auf's Neue in dieses Wespennest stechen zu dürfen. So wird denn auch der saubere Waidspruch, den die erste Elegie einem persönlich angeredeten Cyclopen, d. h. offenbar dem Herter, in den Mund legte, die zweite aber wegließ, in diesem Begleitschreiben mit einem einleitenden Distichen als Grabschrift für einen schon verstorbenen Cyclopen und nobilis scortator, von dem Frischlin einst in einer namhaften Reichsstadt diese Grundsätze vortragen gehört habe, eingeführt.

[1]) Frankfurt 14. April. Zum Schluß: Valete, amici & fratres, & Frischlinum, qui posthac nunquam videbit Tubingam, sicut nec Tubinga Frischlinum, vestris interdum literis salutate, memores istius: Post nubila Phœbus.

[2]) Frischlin an Melchior Jäger, Frankfurt, 16. Apr. 86. St. A.

meines operis astronomici lassen abgehen, welches Dr. Osiandri Censur übergeben worden. Nun sollt ihr wissen, da ihr geistlichen Räth unter dem Schein eines fürstlichen Decreti dieß Werk nicht werdet ohne allen Verzug meiner Hausfrauen heimschicken, damit ichs dem Drucker könn zu drucken geben, und selbs Corrector allhie sein: daß ich ein solch Protestation wider diesen Osiandrischen neidischen Gewalt in offentlichem Druck an einen fürnehmen Fürsten des Reichs, dem ich dieß Werk dedicirt,[1]) auf künftige Herbstmeß, oder auch anjetzo bar, weil ich im Jest bin, will ausgehen lassen, daß man viel Geld hernach dafür geben sollt. Und will euch treulich gewarnet haben, daß ihr nicht Ursach gebet den Papisten, Jesuiten und Calvinisten, die Bücher Osiandri, Brentii, Lutheri, ihren Leuten zu verbieten, dieweil sie ihnen nicht gefällig, und zu sagen, sie gangen mit Osiandri etc. Büchern um wie Dr. Osiander mit Frischlini Büchern umgang."[2]) Das Ganze war ein blinder Lärm, denn das Manuscript war schon unter dem 3ten März nach Tübingen abgegangen, wo es aber den Verfasser nicht mehr getroffen hatte, sondern ihm erst später durch seine Frau nach Frankfurt gebracht wurde.[3])

Unerachtet nämlich ihr Mann im Augenblick nicht gut auf sie zu sprechen war, indem er ihre leidenschaftliche Ausbreitung jenes Citobriefs vom Jahr 79 als die Veranlassung seines Unglücks betrachtete,[4]) so reiste Margaretha Frischlin doch am 27ten April zu Pferde in Begleitung eines Boten von Tübingen ab, um sich zu ihm nach Frankfurt zu begeben. Er war hier Anfangs in einer Garküche eingekehrt; als er aber dem Prediger Oseas Hala seine Noth klagte, nahm ihn dieser in sein Haus auf, wo er 7 Wochen blieb und Kostgeld bezahlte. Seine Stimmung während dieser Zeit war, wie schon aus dem verschiedenen Ton seiner Elegien und Briefe hervorgeht, sehr

[1]) Dem Churfürsten Christian von Sachsen.

[2]) Frischlin an den geistl. Rath und Secretarius Laurentius Schmidlin, Frankf. 15. April 86. St. A.

[3]) Fasc. 14, No. 31. 32. St. A.

[4]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 151: 16. April. scribit epistolam Decano Coll. nostri, M. S. Hailando, Nicodemus, in qua accusat uxorem, quod literas fratris, de adulterio ad se scriptas, se absente allatas, monstraverit aliis (ut D. Snepfio, D. Fabricio), & se, si Labaci scivisset, se a sua bellua proditum, nunquam huc rediturum fuisse.

wechselnd. Hala schrieb nach Tübingen, es sei ihm mit seinem Gaste weh zu Muthe; dann unterweilens sei derselbe muthig und lustig, manchmal aber so gar kleinmüthig, daß er etwas Eigenes besorge. Daß Frischlin bisweilen sein Elend im Wein zu ersäufen gesucht habe, ist dem Crusius zu glauben.[1]) Nach der Messe begab er sich mit seiner Frau in's Bad nach Wiesbaden, und gegen Ende des Mai finden wir ihn in Speier.[2])

In Stuttgart hatte unterdessen einer seiner einflußreichsten und würdigsten Gönner, der Vicekanzler Schulter, das verhängnißvolle Wort über ihn geschrieben: „Mit dem Manne ist's besorglich verloren." In's Land, meinte er, werde Frischlin gutwillig nicht mehr kommen, man verspreche ihm denn Straflosigkeit, was nicht angehe; bleibe er aber draußen, so werde man keine Ruhe vor ihm haben. Das Beste würde sein, wenn er könnte zur Hand gebracht, und wie der unruhige Poet Major in Wittenberg so lang eingesperrt werden, bis er andere Mores lernte, welches freilich bei ihm schwer halten würde. Ihn herbeizubringen könnte man durch Innehaltung seines Gehaltes versuchen.[3])

Auch das Bedenken des Consistoriums, das hierauf einging, zeigte, daß Frischlin jetzt in Stuttgart aufgegeben war. Es begann nicht mehr wie sonst mit einem Lobe von des Mannes Gaben und Geschicklichkeit, dem dann zwar ein Tadel seiner Fehler, zuletzt aber doch ein günstiger Antrag folgte: sondern „Es ist dieser Frischlin — so lautete es jetzt — ein unruhiger, gegen Gott den Herrn für die verliehene Gaben undankbarer, unverschämter Mensch, der Niemands verschonet und sein Unrecht nicht erkennet," daher nicht zu hoffen, daß er sich bessern und jemals wieder der hohen Schul zu Tübingen und dem Herzogthum wohl anstehen werde; „vielmehr zu besorgen und ihm zuzutrauen, daß er wider Gewissen etwan gar von unsrer wahren Religion abtreten und sich zu den Papisten oder Calvinisten, uns zu Trutz und damit er die Leut noch mehr vexiren und stumpfiren könne,

---

[1]) Crus. a. a. O. p. 152.

[2]) Crus. contra Frischlin. p. 150. 153. 241. Note Osianders zu Fasc. 14, No. 43. St. A.

[3]) Bedenken des Vicekanzlers auf die Klage der Universität, Fasc. 14, No. 40. St. A.

schlagen möchte. Darum wäre das Beste, daß er zur Hand gebracht und eine Weil unsichtbar gemacht würde, bis er sich demüthigte und eines Andern bedächte." Als Mittel hiezu werden Sperrung seines beneficii, Arrestirung seiner Bücher und Habe, mit wiederholter Citation, in Vorschlag gebracht. „Käme er nun, so könnte man ihn obgelauteter Maßen ein wenig demüthigen und ihm ein Biß (Gebiß) einlegen. Bliebe er aber aus (wie denn zu besorgen, daß er sich ohne Sicherung und Geleit nicht bald in's Land begeben werde), müßte mans geschehen lassen, und seinem Muthwillen, gleichsolang es Gott zugäbe, zusehen, und würd er doch die Sach mit Schreiben nicht viel ärger, denn vorhin beschehen, machen." Dem zu besorgenden Abfall wäre vielleicht durch den Druck seiner, vor Jahren zu Tübingen aufgeführten Komödie (Phasma) zu begegnen, worin er allerlei Secten, so der Augsburgischen Confession nicht gemäß, verdamme: daraus würden die Leute seinen Leichtsinn spüren können. [1])

An Einem Tage (7. Mai) erfolgte nun miteinander: die nochmalige Citation Frischlins vor den Landhofmeister und Vicekanzler; die Anweisung an den geistlichen Verwalter in Tübingen, demselben nichts mehr zu verabfolgen; an den Untervogt daselbst, seine Bücher und übrige Habe bis auf Weiteres mit Beschlag zu belegen; die Nachricht an die Universität von den gegen Frischlin ergriffenen Maßregeln. [2])

Von Speier aus, wo er sich zur Zeit befand, beschwerte sich Frischlin über dieses Vorgehen bei'm Herzog. Er habe in Erfahrung gebracht, daß ihm derselbe nicht nur das zugesagte beneficium abgestrickt, sondern „über das auch sein Hab und Armüthlein verarrestiren lassen." Er könne nicht glauben, daß diese Ungnade aus der vor ungefähr 8 Jahren mit einer pellice verlaufenen ungebührlichen Handlung fließe, da ja nach kaiserlichen Rechten actio adulterii aboleatur quinquennio; deßwegen hätte es auch der ganzen ihn beschimpfenden Untersuchung nicht bedurft, da er auf Befragen sein Vergehen ohne Weiteres bekannt haben würde. Wahrscheinlich haben ihn Universitäts=

---

[1]) Underthänig Bericht und Bedenken des Consistorii, Nic. Frischlinum, den onruwigen Kopff, so sich jetzo zu Frankfurt haltet, betreffend. Stuttg. 4. Mai 86. St. A.

[2]) Fasc. 14, No. 44—49.

verwandte wegen seiner Elegie verklagt, in welcher er doch Niemand geziehen, sondern nur dasjenige negirt habe, was gegen ihn unbilligerweise von Leuten ausgesprengt werde, die sich daheim zu spiegeln hätten. Jedenfalls, hoffe er, werde der Herzog ihn nicht ungehört verdammen, sondern, wenn er nicht das hitzige Carmen ihm als dem vielfältig zuvor Beleidigten verzeihen wolle, ihm Abschrift der Klage geben, und den ordentlichen Weg Rechtens in foro competente gegen ihn gebrauchen. „Und will mich, schließt er, zu E. F. Gn. gänzlich versehen, sie werd, als ein Gott und Recht liebender Fürst, mir sicher Glait, in ihrem Fürstenthum bis zu Austrag der Sach zu handeln und zu wandeln, vergonnen, und männiglich vor unbefugtem Gewalt innehalten." [1])

Statt aber Bescheid hierauf abzuwarten, reiste Frischlin vielmehr seinem Schreiben alsbald nach, und traf mit seiner Frau am 30. Mai in Herrenberg, und am folgenden Abend in der Dämmerung in Tübingen ein. Beide Eheleute gingen zu Fuß (das nit pfalzgräfisch, sagt ein Berichterstatter), und die Frau trug den rechten Arm in der Schlinge, den sie auf der Reise übel zerfallen hatte. Gleichwohl zog Frischlin stolz und trotzig in sein Haus ein, und ließ sich auch öffentlich sehen, so daß man sagte, er habe kaiserliche Freiheit für sich ausgebracht. Er begab sich sodann auf einige Tage nach Rotenburg und Dornstetten, wo er mit dem Pfarrer M. Christoph Gailing Bekanntschaft hatte. „Also haben wir unsern theuren Mann wieder — schrieb Crusius in sein Frischlinisches Tagebuch. Abfuit 12 Wochen, 4 Tage. Ich glaub, es hat ihm an Geld gefehlt, oder hat er gefürchtet, der Herzog möcht ihn ehrlos machen; sonst wäre er nicht wiedergekommen." [2])

Diese Rückkehr vor dem Bescheid machte bei der Würtembergischen Regierung den übelsten Eindruck. Erst habe er die Citation des Herzogs verachtet und demselben „mit trotzigen Spitzworten den Sack vor die Thüre geworfen, daß man ihn nur anderswo an seinem Glück nicht hindern solle; dann, da es ihm an andern Orten seiner gemachten Luftrechnung nach (als ob die ganze Welt um ihn buhlet)

[1]) Frischlin an den Herzog, Speier 25. Mai 86. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 154. Dan. Mögling an Schulter, Tübingen 5. Juni 86. St. A.

nicht gelungen, so komme er jetzt selber wieder und bitte um Glait," doch auch das mit einem Absprung und unter dem Schein, als hätt er gar kein Uebel gethan; und nun sei er gar „so frech, daß er ante resolutionem frei, ungescheut in's Fürstenthum, ja gar gen Tübingen einziehe." [1]) Es wurde daher auf Frischlins Gesuch keine weitere Rücksicht genommen, sondern, als er am 14. Juni nach Tübingen zurückgekehrt war, wurde er auf herzoglichen Befehl von dem Untervogt Ludwig Daicker und dem Burgermeister Joseph Kienlen in Gelübd genommen, sich bis zu Austrag der Sache in seiner Behausung zu halten. Es war von einer Druckerei geheime Anzeige gemacht worden, die Frischlin im Hause habe, und die nun der Untervogt in Verwahrung nehmen sollte; sie war aber noch nicht beschlagen, und Typen fanden sich keine vor. [2])

Wie früher, so wurde Frischlin auch jetzt seiner Verstrickung bald satt. Nach Crusius Bericht spazierte er Nachts durch seine obere Hausthür auf den Kirchhof heraus, und zog Studenten an sich. Melchior Jäger aber bat er, die Abwickelung seiner Sache bei'm Herzog zu fördern, damit er wieder nach Frankfurt zu seinen Druckern komme. Weiterhin sei dann noch immer das Studium der Medicin sein Vorhaben, und er bedauere nur, es nicht schon viel früher ausschließlich ergriffen zu haben. Dabei nimmt er Jägern noch immer als Freund, dessen bevorstehende zweite Vermählung er (wie schon in der umgearbeiteten Elegie) durch ein Epithalamion zu feiern sich erbietet. Jäger bat wegen gehäufter Geschäfte nur noch um kleine Geduld; inzwischen möge Frischlin beim Herzog Abbitte thun. Das Anerbieten des Hochzeitgedichts nimmt er an, und fügt dem Dichter zu wissen, daß seine jetzige desponsata proprio nomine Anna heiße, ihr Vater sei gewesen Hans Jakob Berlichingen, ein Fränkischer vom Adel. Doch möge Frischlin ihm seine Arbeit vor dem Drucke noch zusenden. [3]) Die Hochzeit wurde am 15ten Juli zu Stuttgart begangen, und es ist dem Hofmann hoch anzurechnen, daß er das Gedicht des in Ungnade gefallenen (und damals schon verbannten) Poeten, trotz der Abmahnun-

[1]) Note des Vicekanzlers zu Frischlins Schreiben vom 25. Mai. St. A.

[2]) Fasc. 14, No. 52. 53. St. A. Crus. c. Frischlin. Mspt. 154.

[3]) Frischlin an Melch. Jäger, Tüb. 23. Juni. Melch. Jäger an Frischlin, Stuttg. 25. Juni 86. St. A. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 162.

gen des Kanzlers Andreae, dennoch drucken, und im folgenden Jahre mit einem von Erhard Cellius noch einmal auflegen ließ.

Frischlin folgte dem Rathe des wohlmeinenden Gönners, und setzte ein Deprecationsschreiben an den Herzog auf. Er wisse wohl, daß er dessen Ungnade längst verdient habe, sei ihm auch Alles, was er von jeher unweislich und vergreiflich gehandelt habe, von Herzen leid; der Herzog möge aber um seines Weibs und seiner Kinder willen ihm verzeihen, „und gnädiglich ansehen, daß wir Fremdling seind in unserm eigenen Vaterland, darein wir uns doch vor zwei Jahren so sehr gefreuet hatten, aber leider, Gott sei es geklagt, die Zeit hero, außer E. F. G. gnädiger Handreichung, wenig Hülf, Trost und Beistand anderstwoher befunden." Könne nun der Herzog, dem er doch vor allen andern Fürsten und Herren auf Erden am liebsten dienen möchte, ihn nicht mehr brauchen, so möge er ihn doch seiner beschwerlichen Haft entlassen, und ihm vergönnen, im Herzogthum diesen Sommer noch zu handeln und zu wandeln, „bis ihm der gütige Gott anderstwo eine Gnadenthür aufthun werde, und er sein Armuth im Land mit Nutzen verkaufen möge." [1]) Ob es nun an dem war, was Crusius meldet, daß um diese Zeit auch noch ein Schreiben Frischlins aus Laibach an einen indeß Verstorbenen aufgefunden wurde, worin derselbe des Herzogs Trunkliebe und Kinderlosigkeit in einen mißliebigen Zusammenhang brachte: [2]) genug, man erwartete um jene Zeit in Stuttgart eine strenge Sentenz gegen ihn, den man um seiner Familie willen bedauerte.

Donnerstag den 7ten Juli, nach dreiwöchiger Dauer der Verstrickung, erschienen vor Tisch der Untervogt, der Stadtschreiber und zwei Urkundspersonen in Frischlins Hause, ihm anzukündigen, was der Herzog über ihn beschlossen. Sie brachten ein weitläufiges Actenstück mit sich, das auf herzoglichen Befehl aufgesetzt, ihm nun vorgelesen wurde. Es fing von den Gutthaten an, die Frischlin von den Herzogen Christoph und Ludwig empfangen, aber mit Undank

[1]) Frischlin an den Herzog, Tüb. 28. Juni 86. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 157: Πρὸ τῆς νυκτός, τῆς μετὰ τὴν β' Ἰουλίου, ἐπιστολὴ εὑρέθη τοῦ Πυργοπολυνείκους (Frischlins), ὡς λέγεται,.. ἐν ᾗ ἐκεῖνος κατατρέχει (ἐκ Λαβάκου) τοῦ ἄρχοντος,.. ὡς ἀτέκνου ὄντος καὶ ἐν αὐγούστῃ οὐ νήψαντος.

vergolten habe, und hielt ihm dann ein ausführliches Sündenregister vor. Erstlich habe er durch eine, ohne Vorwissen des Senats gedruckte Rede vom Bauernstande Haß und Unruhe erregt. Zweitens eine unbescheidene Apologie wider Marx Wagner, gegen der Universität und des Herzogs Verbot, heimlich versendet; weßwegen er damals mit Recht in sein Haus verstrickt, und nur gegen das Gelübde, sich fortan aller Schmähschriften zu enthalten, wieder freigelassen und nach Crain beurlaubt worden sei. Dem habe er aber dort und nach seiner Zurückkunft gleich wieder durch Afterreden und Famosschriften entgegen gehandelt; darüber sich dann das adulterium befunden u. s. f. Statt nun aber nach der Schärfe mit ihm zu verfahren, wolle der Herzog aus angeborener Milde ihm „das Getheilt geben:“ entweder, ihm des peinlichen Rechts zu sein; oder eine Verschreibung von sich zu geben, worin er verspreche, das Fürstenthum gänzlich zu räumen, dabei aber, seinen frühern Obligationen gemäß, weder den Herzog, noch seine Räthe, Diener, Unterthanen, die Universitätsverwandten in Tübingen, noch zuvorderst die wahre Religion christlich=Augsburgischer und in libro Concordiae enthaltener Confession, weder mit Worten noch Werken, mündlich oder schriftlich, heimlich oder öffentlich, selbst oder durch Andere, in Ungutem anzugreifen, dieß auch mit einem leiblichen Eide zu beschwören.

Befragt, welches von Beiden er wähle, entschied sich Frischlin, in Erwägung seiner Vergehungen, und daß ihm das Recht viel zu schwer fallen möchte, mit unterthänigem Dank, für das Letztere.

Hierauf wurde ihm weiter vorgelesen: Falls er nun aber dieser Obligation entgegenhandeln würde, so solle dem Herzog zustehen, ihn wohin er wolle vorzufordern, und gegen ihn als einen meineidigen, brief= und siegelbrüchigen Mann zu verfahren, oder, wenn er nicht erschiene, ihn öffentlich zu verrufen, oder andre rechtmäßige Mittel gegen ihn zu gebrauchen; wovor ihn keine Freiheit, Gnad und geistlich oder bürgerlich Recht, das er von Fürsten, Städten, Kaisern u. s. f. erlangen möchte, auch nicht die Einrede, als wäre er zu dieser Gelöbniß gezwungen worden, schützen solle.

Dieß wurde sofort von Frischlin unterschrieben und besiegelt.[1])

[1]) Obligatio Frischlini, 7 Julii 86, sammt Bericht darüber, Fasc. 14, No 61. u. 62. St. A.

Am 7ten Juli hatte man diesem das Gelübde abgenommen, fortan keinen Tübinger Professor in Ungutem anzugreifen: und am 11ten wurden in Tübingen Exemplare von Crusius' Antistrigilis feil getban,[1]) worin Frischlin keineswegs blos wissenschaftlich, sondern zugleich höchst persönlich angegriffen war. Dieser scherzte, es sei Psalterlatein darin; war auch dieß schon gegen seine Obligation, da er ja versprochen hatte, die Tübinger auch nicht mündlich antasten zu wollen? Schriftlich, äußerte er das einemal, werde er gar nicht darauf antworten, sondern Andere werden es thun; ein andermal ließ er sich aber vernehmen, es seien bereits Briefe von ihm gegen Crusius und dessen Bundesgenossen Liebler und Stetter zu Neustadt an der Hardt im Druck begriffen. Dergleichen Reden erfüllten den Crusius mit einer Angst, über die selbst seine Freunde lachten. Tag und Nacht ging er mit seinem Kampfe gegen Frischlin um. Bald träumte er, dieser werfe mit Steinen nach ihm, die ihn aber nicht treffen; bald würgt ihn der Widersacher, daß er im Schlafe laut aufschreit; bald gelingt es ihm, dem Feinde den Kopf abzuschlagen. Ein Zweikampf zwischen zwei Fechtern, von denen der kleinere dem größern und wildern den Arm abhieb, war ihm ein prophetisches Traumgesicht, von dem er in seinem Tagebuch eine Zeichnung, und in spätern Streitschriften auch dem Publicum Bericht gab.[2]) Jetzt lief er zum Kanzler Andreä, seiner gewöhnlichen Zuflucht, und dieser wirkte in Stuttgart einen Erlaß aus, vermöge dessen der Untervogt und Laurenz Schmidlin dem Frischlin noch nachträglich die Herausgabe jener Briefe, überhaupt das Schreiben gegen Crusius und seine beiden Bundesgenossen, untersagen mußten;[3]) wogegen aber Frischlin später behauptete, mit Vorzeigung der Crusius'schen Gegenschrift protestirt zu haben.[4])

[1]) Einzelne Exemplare hatte der Verf. schon früher erhalten, und davon am 16ten Juni etliche an Osiander nach Stuttgart geschickt, wo man also zur Zeit von Frischlins Beeidigung schon von diesem ihm bevorstehenden Angriff wußte.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 157. Resp. adv. Poppysmi Dial. tertium, p. 16 f.

[3]) Der Herzog an den Untervogt von Tübingen, Stuttg. 11. Juli 86. St. A. Crus. c. Frischlin. p. 160: Nominatim ei interdictum est, ne in Crusium, Lieblerum & Stetterum scribat. Coactus est promittere. Τῷ Θεῷ δόξα. Magnum enim est, quod etiam princeps nostri curam gerit.

[4]) Frischlin an Melchior Jäger, Prag 22. April 87. St. A.

Unter solchen Umständen sind einige wilde Reden, die er ausstieß, seiner Stimmung zu Gute zu halten. Durch den Undank, den er in der Heimath erfahren zu haben glaubte, fühlte er sich tief empört, und war entschlossen, seine Musen aus dem Dienste des Würtembergischen in den des Oesterreichischen Hauses hinüberzuführen.[1]) Damit hing die Aeußerung zusammmen, er wolle es erleben, daß im Tübinger Stipendium Jesuiten sein werden.[2]) In der Wuth vermaß er sich wohl auch, er wolle solche Händel anfangen, deren das Kind in Mutterleibe werde entgelten müssen.[3])

Als akademischer Neid aus dem Land der Geburt mich vertrieben,
Und dazu dann der Hof seine Verfolgung gesellt[4]) —

so sprach er sich später über die Ursachen seiner Verbannung aus: nicht mit Unrecht, wenn er nicht vergessen hätte, zwischen beide seine eigene Unbändigkeit mitten hineinzustellen.

Inzwischen machte er sich zum Wegzug fertig. Sein Haus verkaufte er an seinen Schwager, Caspar Rüttel, um 800 fl.[5]) Am 14ten Juli kam Laurenz Schmidlin nach Tübingen, um als Pfleger seiner Kinder mit der Schwieger die Vermögensverhältnisse zu ordnen. Am 16ten zog Frischlin von Tübingen ab; der Famulus Heinrich Frei aus schwäbisch Hall trug sein Felleisen, der hernach zum Verräther und Verläumder an ihm werden sollte.

---

[1]) Am 9. Juli schrieb er einem Dr. Marcus Hirscher aus Cronstadt (mit besonderer Beziehung auf seine beiden Würtemb. Hochzeitbeschreibungen) in's Stammbuch:

Neccarides fuimus, nostro de principe carmen,
Ingrato patriæ pulsa caterva solo.
Nunc sumus Austriades, Divo de Cæsare carmen
Illustre: hoc illi prætulit auctor opus.

Crus. c. Frischlin. p. 162.

[2]) Ders. ebendas. p. 152.

[3]) Ders. ebd. p. 159.

[4]) Opp. P. eleg. L. XVIII, El. 6:
Me postquam livor natali academicus ora
Expulit, & furias addidit aula suas &c. Wovon sich übrigens der erste Vers schon auf seinen Abzug nach Crain bezog.

[5]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 160. Mit dem Beisatz am Rande: Etsi Rittelius nunc ait 700.

Frau und Kinder blieben vorerst in Tübingen zurück, nicht blos weil der Vater anderswo noch keinen festen Sitz, sondern auch weil die Frau „ein Kindbett vorhatte.“ Am 22ten Juli schickte sie seine Bibliothek und einen Theil des Hausraths nach Heilbronn, wozu ihr der Senat den Zollbrief abschlug, da Frischlin seit vielen Jahren nicht mehr Mitglied der Universität (welche Zollfreiheit genoß) gewesen sei.[1]) Wiederholt wurde sie überdieß um Bezahlung der 55 fl. 45 kr. gemahnt, die ihr Mann von dem Gartenkauf her noch in den Kirchenkasten schuldig war (für die später vorgestreckten 100 fl. hatte man Gültbriefe von gleichem Werthe in der Hand); nach wiederholten flehentlichen Gesuchen, die auch der Untervogt unterstützte, erhielt endlich dieser die Weisung, die Schuld nicht weiter zu fordern, doch auch nicht für geschenkt zu erklären, damit man je nach Frischlins Verhalten sie doch noch einziehen könne.[2]) Im September mußte die Frau das verkaufte Haus räumen, und zog zu ihrem Nachbar, einem Schreiner. Sie hatte einen Studiosen, Namens Geiser, aus Löwenstein, bei sich wohnen, mit dem sie, nach Crusius, im Geschrei war. Die böse Welt wollte wissen, er sei einmal aus ihrem Fenster gefallen. Bei Frischlins Abschied soll es zwischen Mann und Frau gegenseitige Vorwürfe wegen ehlicher Untreue gegeben haben. Obwohl Frischlin ein andermal auch geäußert haben soll, er kümmere sich nicht darum, was sein Weib in seiner Abwesenheit thue. Ich gebe dieß, wie es Crusius erzählt,[3]) der freilich jeden Klatsch in seine Tagebücher eintrug; doch kam Aehnliches in der Folge, laut seiner Briefe, Frischlin selbst zu Ohren, der es freilich nicht glauben wollte, und auch von den herzoglichen Räthen wird Margaretha Frischlin später als eine Frau bezeichnet, die kein gutes Lob habe. Mit den häufigen Reisen und Trennungen scheint im Frischlinischen Hauswesen eine Verwilderung eingerissen zu sein, die wir sogleich auch an den Kindern bemerken werden. In Betreff der letztern trug hiezu auch der Umstand bei, daß Frischlin während seines letzten Tübinger Aufenthalts, aus

---

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 161. Frischlin an den Herzog, Prag 4. Juni. Die Universität an den Herzog, Tüb. 20. Juni 87. St. A.

[2]) Fasc. 14, No. 65. 74. 75. 76. 77. 78. 81. Fasc. 15, No. 7. St. A.

[3]) Crus. c. Frischlin. p. 163. 314. Def. nec. p. 249. Justa vera & postr. resp. p. 91.

Haß gegen den Rector Eusebius Stetter, seine Söhne nicht in die anatolische Schule geschickt, sondern selbst zu Hause — man kann sich denken, wie unregelmäßig — unterrichtet hatte. [1])

Anfangs März des folgenden Jahres gebar Frau Frischlin einen Sohn, der in der Taufe den Namen Andreas erhielt, [2]) und sobald Mutter und Kind gehörig bei Kräften waren, beschleunigte die Erstere die Reise. Frischlin hatte seinen Famulus Frei beauftragt, nach Tübingen zu reisen um die Seinigen zu geleiten, der aber, nachdem er hier von der Frau 6 fl. 12 Batzen und 2 Leintücher als Rest seines Lohnguthabens erhalten, sich zurückzog. [3]) Sonntag den 23. April Morgens 9½ Uhr zog die Frischlinische Familie in einem bedeckten Wagen von Tübingen ab, zunächst Heilbronn zu, wohin ein Theil ihrer Habseligkeiten vorangegangen war. Niemand von dem Brenzischen noch von dem Schnepffischen Hause (D. Dietrich Schnepff war am 9. Nov. 1586 gestorben) gab ihr das Geleite aus der Stadt. Als der Wagen an Crusius Hause vorüberfuhr, hörten dessen Frau und Sohn den älteren von Frischlins Knaben dem Fuhrmann: fort! fort! zurufen. Ja, setzte der jüngere hinzu, Tübingen und Alles dem Teufel gelassen! Crusius aber schrieb mit frommer Freude in sein Tagebuch: „Frischlin und Familie aus Tübingen von Gott ausgerottet, Sonntag den 23ten April 1587.“ [4])

---

[1]) Frischlin. Poppysm. I, p. 19. Er nannte diese Schule die minor Asinaria.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 183. Frischlin. Opp. P. eleg. L. XVIII, Eleg. 6.

[3]) Crus. c. Frischlin. p. 200.

[4]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 185: Frischlinus & familia e Tybinga eradicati θεόθεν, die dominico Apr. 23.

Fünftes Kapitel.

Frischlin auf Reisen.

Sein Schriftenwechsel mit Crusius.

Nach seinem gütigen, jetzt aber ihm abgewendeten Herzog Ludwig von Würtemberg hatte Frischlin in jenen Jahren keinen gnädigeren Herrn, als Eberhard von Dinheim, Bischof von Speier. Seine Bekanntschaft hatte er bei frühern Besuchen am Rhein gemacht, im vergangenen Frühjahr erneuert, und nun hielt er ein gelehrtes Geschenk für ihn bereit, die Paraphrase der Horazischen Episteln, die er ihm zuzueignen gedachte. Auch mit verschiedenen Mitgliedern des Kammergerichtes zu Speier hatte er von früher her gute Kundschaft. Dahin also richtete der verbannte Dichter seinen Wanderschritt.

Kaum über der Würtembergischen Gränze, in dem Reichsstädtchen Weil, wußte er nicht genug zu versichern, wie froh er sei, daß ihm der Herzog von Würtemberg endlich erlaubt habe, anderswohin zu gehen. [1]) In Eidenheim, wo der Bischof residirte, kehrte Frischlin erst in der Herberge ein, wurde jedoch Abends nach Hofe zur Tafel geladen, drei Tage lang mit seinem Begleiter auf Kosten des Bischofs unterhalten, und endlich in dessen Wagen nach Rheinhausen und Speier geführt. Hier wohnte Frischlin Anfangs einige Tage bei seinem Verehrer, dem D. juris und Kammergerichtsassessor Georg Ulrich von

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 161 Alles Folgende über Frischlins Reisen bis Prag ist der Aussage seines Famulus, bei Crusius a. a. O. p. 193 ff., verglichen mit den Daten seiner Vorreden und Dedicationen aus dieser Zeit, entnommen.

End,[1]), zog dann aber in die bischöfliche Pfalz zu dem Hoffecretär Thomas Friedberger, wo er gegen drei Wochen verweilte. Die später durch Crusius veröffentlichte Aussage seines ungetreuen Famulus, daß er daselbst weidlich geschlemmt habe, veranlaßte ihn in der Folge, das Zeugniß Friedbergers nachzusuchen. Dieser bezeugte ihm, daß er die Zeit über, die er bei ihnen am bischöflichen Hofe sich aufgehalten, tüchtig gearbeitet habe, und ihm daher aus der Erholung, die er dazwischen hinein gesucht, kein Vorwurf zu machen sei. Es müßte denn, setzt der Hofsecretär hinzu, ein mürrischer Sauertopf einen gewöhnlichen Trunk in Ehren nach seiner finstern Art eine Schlemmerei nennen, und aus der menschlichen Gesellschaft alle Heiterkeit und Anmuth verbannen wollen.[2]) Für die Zueignung der horazischen Paraphrase, die zur Herbstmesse in Frankfurt erschien, erhielt Frischlin von dem Bischof ein Geschenk von 30 fl.[3])

Am 7ten August reiste er über Worms und Mainz nach Frankfurt ab, wo er am 11ten ankam, und bei seinem Verleger, dem Buchdrucker Johann Spies, seine Wohnung nahm. Bei diesem waren die 5 von Frischlin längst übersetzten Komödien des Aristophanes schon während dessen früherer Anwesenheit in Frankfurt im Frühjahr gedruckt worden; nur der Correctur der letzten, der Acharner, hatte er nicht mehr selbst abwarten können.[4]) Damals schon hatte er die Zueignungen dieses Werks in der Art geändert, daß er, statt des Herzogs von Würtemberg und seiner vornehmsten Beamten, dem Ganzen den Kaiser Rudolf II., den einzelnen Komödien aber verschiedene Große des kaiserlichen Hofes vorsetzte.[5]) Er erhielt ein Kaiserliches Privi=

---

[1]) Einen Brief von ihm (Speier 13. Nov. 85), in welchem sich der humanistisch gebildete Mann besonders an Frischlins Oratio de vita rustica erbaut zu haben bekennt, hatte dieser zu seiner Rechtfertigung an den Herzog geschickt. Später widmete er ihm seinen Hymnus auf die Gefangennehmung Christi; auch hielt sich eine von Frischlins Töchtern eine Zeit lang bei ihm auf.

[2]) Friedberger an Frischlin, Speier 4. Jan. 89. St. A.

[3]) Die Zueignung ist datirt Francof. 1. Sept. 86. Von der Arbeit selbst, da sie aus Tübinger Vorlesungen entstanden, ist schon oben B. I. Kap. 2. gehandelt worden.

[4]) S. die Epist. dedic. zu den Acharn., Spiræ Nemet. 10. Cal. Jun. 86.

[5]) Nic. Frischlini Aristophanes, veteris Comoediæ princeps: poeta longe facetissimus & eloquentissimus: repurgatus a mendis, & imitatione Plauti atque Terentii interpretatus, ita ut fere carmen carmini, numerus

legium gegen den Nachdruck, welches später, mit der Geltung für ihn und seine Erben, auch auf seine übrigen scholastischen und poetischen Werke ausgedehnt wurde.[1]). Nach dem Aristophanes kam nun sein oben besprochenes astronomisches Werk,[2]) die eben erwähnte Paraphrase, und der Nomenclator trilinguis zum Druck.

Dieses Buch,[3]) das der Hauptsache nach in Laibach entstanden war, ist so wie es vorliegt nur der erste Theil von dreien, deren zwei nicht zu Stande gekommen sind, und auch jener nicht in der Vollständigkeit ausgearbeitet, wie es ursprünglich in des Verf. Plane lag. Ein solcher Nomenclator, deren es damals, wenn auch nicht so ausführlich, mehrere gab (eines Nomenclator von Adrian Junius erwähnt Frischlin selbst, aber auch Crusius gibt einen von 129 Seiten hinter seiner lateinischen Grammatik), war eine Art Lexikon, nur nicht wie die unsrigen alphabetisch, sondern nach einer Sachordnung eingerichtet. An den üblichen Büchern dieser Art vermißte Frischlin Vollständigkeit, classische Sprachreinheit und logische Anordnung. Der erste Nomenclator oder Namengeber, sagt er in der Zueignung des

---

numero, pes pedi, modus modo, Latinismus Græcismo respondeat. Opus Divo Rudolpho Cæsari sacrum. Cum gratia & privilegio Cæsariæ Majestatis. Francofurti ad Mœnum, excudebat Jo. Spies. 1586. Der Plutus ist dedicirt Adam v. Dietrichstein, kaiserlichem Geh. Rath und Oberhofmeister; die Ritter, Ferd. Hofmann, Baron von Grünenpfühl und Strechau, Erzmarschall; die Wolken Johann Cobenzl und Achilles Ilsing, jenem Geh. Rath, diesem Rath des Kaisers; die Frösche Frischlins altem Gönner, dem Prokanzler Viheuser; endlich die Acharner den Geh. Räthen A. Erstemberg und P. Obernberg. Die Dedicationen sind vom 1. April bis 23. Mai 86.

[1]) S. die Summa Privilegii vor dem ersten Bande seiner Grammatica Græcolatina. Datirt ist es: Pragæ 20. Febr. 87.

[2]) Die Zueignung an den Churfürsten von Sachsen ist datirt Francof. Cal. Sept. 86.

[3]) Nic. Frischlini Nomenclator trilinguis, Latino-Germanico-Græcus, omnium rerum, quæ in probatis omnium doctrinarum autoribus inveniuntur, appellationes continens, quarum aliquot millia nusquam sunt obvia. Francof. Jo. Spies 1586. Vor uns liegt die Ausgabe mit dem Zusatz auf dem Titel: Opus nova Gnomologici trilinguis & sententiarum ... accessione auctum .. industria M. Gothardi Arthusii, Dantiscani. ... adjectum est idioma Gallicum ... studio Jo. Jac. Porsii, in cujus & bibliopolio prostat. Cum grat. & privileg. Cæs. Francof. Excudebat Erasm. Kæmpffer. 1616.

Werkes an die hessischen Landgrafen, war Adam, und zwar im Urzustand, wo er noch mit göttlicher Weisheit ausgerüstet war: daher sind die Namen aller Dinge nicht das Werk eines blinden Zufalls oder menschlicher Willkür, sondern einer tiefern Einsicht in das Wesen derselben. Unter den Sprachen sind die griechische und die lateinische die vornehmsten, da in ihnen die besten, weisesten und der Menschheit unentbehrlichsten Bücher geschrieben sind; die deutsche aber ist unsere Muttersprache. Auf diese drei Sprachen beschränkt sich daher der Nomenclator (nachdem der an der Sprachgränze in Crain gefaßte Gedanke, auch das Sclavonische, Italiänische und Französische beizuziehen, aufgegeben war; Letzteres hat in der uns vorliegenden Ausgabe der Buchhändler Porsius hinzugefügt). Schon dieß ist ein sehr weites Feld, in Betracht der unendlich vielen Arten von Dinge, deren jeder auch ihr Wort und Namen entspricht. Denn die Klage über Wörtermangel in den beiden alten Sprachen rührt nur von Trägheit und Unwissenheit her. Man hat die alten Schriftsteller bei Weitem nicht vollständig gelesen, und gibt daher für viele Dinge, statt der Bezeichnungen, die sich bei ihnen finden, entweder keine oder selbstgemachte. Doch nicht allein die alten Schriftsteller, sondern auch die neuern kritischen Werk über sie muß der Verfasser eines Nomenclator gelesen haben; ferner was über Staatshaushalt, Rechts- und Medicinalwesen der Alten neuerdings geschrieben und gesammelt worden ist. So viel über die Vollständigkeit und Sprachreinheit: was aber die logische Anordnung betrifft, so zerfällte Frischlin den gesammten Stoff in drei Theile, deren erster die Nomina, der zweite die Verba, der dritte die aus beiden und den übrigen Wortarten zusammengesetzten Phrasen, enthalten sollte.

Auch dem allein erschienenen ersten Theil suchte Frischlin eine richtigere Anordnung zu geben. Erst handelt er von Gott, der Natur und den Naturprodukten, worunter auch Leib und Seele des Menschen; dann von den Künsten, den freien und den unfreien; unter letzteren stellt er diejenigen voran, welche für die übrigen die Werkzeuge zubereiten, worauf diejenigen folgen, welche sich mit Nahrung, Kleidung und Behausung beschäftigen u. s. f. Sodann kommen die verschiedenen Klassen und Verhältnisse der Menschen an die Reihe: Familie und Stadt, Obrigkeit und Unterthan, geistliche und bürgerliche Würden und Rechte,

Krieg und Friede, Waffen- und Schiffwesen, Spiel und Testament, Tod und Begräbniß. Innerhalb der einzelnen (178) Kapitel wird jedesmal zuerst das Allgemeine oder das Ganze: z. B. der Baum; dann seine Arten: zahmer und wilder Baum; seine Theile: Wurzel, Stamm und Aeste, aufgeführt. Zugleich wird jedem Worte, das eine Gattung oder Art bezeichnet, sein Deminutivum (wenn es eines hat), dann das abgeleitete Adjectivum beigefügt, und das Alles aus bewährten Schriftstellern. Vermöge dieser Anordnung reicht der Nomenclator der Dialektik die Hand, und es kann in dieser auf die einzelnen Kapitel von jenem verwiesen werden.

Von den drei hessischen Brüdern, denen Frischlin dieses Werk zugeeignet hatte, wurde er schlecht dafür belohnt. Er machte von Frankfurt aus einen Abstecher nach Darmstadt zum Landgrafen Georg, wo ihm aber wenig Ehre erwiesen wurde, und er für den Nomenclator nur 4 Thaler erhielt. Von dem Landgrafen Ludwig zu Marburg bekam er später 15 fl., zu Kassel aber vom Landgrafen Wilhelm nichts.[1])

Noch eifriger jedoch als die Herausgabe dieser älteren Werke betrieb Frischlin um diese Zeit die Abfassung und Veröffentlichung einer grammatischen Streitschrift gegen die Tübinger. Die neue Ausgabe, welche er nach seiner Rückkehr aus Crain von seiner Strigilis und bald auch von seiner lateinischen Grammatik veranstaltet hatte, die empfindlichen Stiche, welche Crusius und seine Partei in diesen Schriften bekamen, mußten insbesondere diesen, auf seine Geltung in der Gelehrtenwelt so eifersüchtigen Mann in starke Aufregung versetzen. Dazu kam der Beifall, welcher Frischlins reformatorischem Bestreben von mancher beachtenswerthen Seite her zu Theil wurde, wovon er die Documente, nach der Sitte der Zeit, den Schriften vordrucken ließ. Wenn ein Johann Sambucus, kaiserlicher Historiograph in Wien, ihm bezeugte, er habe die Grammatiker nach Verdienst behandelt; wenn Simon Fabricius, Rector der Annenschule in Augsburg, meinte, er habe sich den Dank aller derer verdient, denen Vernunft und Wahrheit mehr als Wahn und Gewohnheit am Herzen liegen; wenn Johann Lauterbach, Rector in Heilbronn, ihn als neuen

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. d. 193 f., aus dem Berichte des Famulus. Vgl. Justa vera & postr. resp. p. 98 f.

Hercules begrüßte, der den Augiasstall der Grammatik zu reinigen von Gott gesandt sei; wenn gar der alte Jeremias Homberger in Grätz bekannte, ungeachtet in der Strigilis auch die theuren Lehrer seiner Jugend etwas hart mitgenommen seien, so halte er es doch für eine Wohlthat, selbst mit einem Fuße schon im Grabe, noch auf einen Irrthum aufmerksam gemacht zu werden:[1]) so war das für Crusius nicht auszuhalten. Er wendete die Zeugnisse um und um, bis er eine schadhafte Stelle darin entdeckte: Sambucus gestehe ja selbst, er habe seinen Brief in Eil geschrieben; Fabricius, er habe in Frischlins Buch nur hineingesehen; Posthius (der den Frischlin für den besten aller Grammatiker erklärt hatte) möge wohl mehr von der Medicin als von der Grammatik verstehen.[2]) Dem Lauterbach ging Crusius geradezu brieflich zu Leibe. Ob es wahr sei, daß sie in Heilbronn Frischlins Grammatik eingeführt haben? Ob er diese und die Strigilis gelesen, und was er davon halte? Ob ihm Frischlin mit dem Abdruck seines Belobungsschreibens einen Gefallen gethan? und ob dieses getreulich abgedruckt sei? Die erste und dritte Frage konnte Lauterbach verneinen, von der Strigilis mochte er der Wahrheit gemäß schreiben, daß er ihre Bitterkeit nie gebilligt habe; Crusius las zu seinem Troste noch mehr heraus: Lauterbach habe diese bittere Strigilis nie gebilligt.[3])

Doch Crusius hatte es unumgänglich gefunden, Frischlin auch öffentlich entgegenzutreten. Drohte er nicht mit noch mehreren Strigeln, insbesondere mit einer rhetorischen, von welcher Crusius ebenfalls keine sanfte Behandlung zu erwarten hatte? Man mußte ihm den ersten Versuch, den er in der Grammatik gemacht hatte, versalzen; denn ging ihm dieser hin, so führte der nach Alleinherrschaft strebende Mann sein Vorhaben auch in den übrigen philosophischen Disciplinen durch.[4])

So hatte denn Crusius einen Theil des Winters 1585 — 86 darauf verwendet, eine Prüfung der Frischlinischen Grammatik und eine Widerlegung seiner Strigilis[5]) abzufassen, von deren Erscheinung

[1]) S. diese Elogien vor der Strigilis und der lat. Grammatik.

[2]) Crus. ll. duo ad Nic. Frischlinum, p. 19 ff.

[3]) Crus. contra Frischlin. Mspt. p. 181.

[4]) S. die in der folg. Anmerkung anzuführende Schrift p. 265 f. und Præfat.

[5]) Mart. Crusii, in Tubingensi Academia utriusque linguæ Professoris,

im Zeitpunkte von Frischlins Abzug aus Tübingen bereits vorläufig die Rede gewesen ist. Vom 3ten bis 5ten Januar, als gerade dessen Denunciation in der Adulteriensache im Werke war, las Crusius in Hitzlers Behausung seinen Collegen das Manuscript seiner Antistrigilis vor. [1]) Wie nämlich Frischlin bei seinem Angriffe neben Crusius auch die übrigen Tübinger und Stuttgarter Grammatiker persönlich auf dem Korn gehabt hatte, so suchte nun Crusius die Abwehr zur Facultätssache zu machen. Dieß gelang ihm so gut, daß das Artistencollegium seine Gegenschrift nicht nur mit einer Vorrede begleitete, sondern auch dem Buchdrucker Rihel in Straßburg die Druckkosten bezahlte, und zu dem Ende während der Ostermesse den Rector der anatolischen Schule, Eusebius Stetter, dahin schickte. Die Schrift wurde überdieß dem Herzog Ludwig dedicirt, von G. Liebler mit einem komischen Anhang versehen, und von Leonhart Engelhart mit zwei Epigrammen eingefaßt, von denen man nicht weiß, soll man das vordere oder das hintere mehr bewundern. In ersterem ruft er den Herzog auf:

— erhalte du Kirchen und Schulen
Fürder im alten Geleis; Neueres schadet ja oft.

Das andere schließt:

Leb' ich, so leb' ich dem Herrn; einst sterb' ich dem Herrn; doch so lang' ich
Lebe, nehm' ich auch der alten Grammatik mich an.

Dem langweiligen Gange dieser Schrift, die, nach Voranstellung eines Verzeichnisses der von Frischlin den Grammatikern ertheilten Ehrentitel, auf vierthalbhundert Seiten einzelne Sätze aus beiden Frischlinischen Schriften auszieht und mit Gegensätzen begleitet, haben wir hier um so weniger nachzugehen, als wir einzelnes Grammatische daraus schon bei Gelegenheit der Strigilis vorweggenommen haben: wir begnügen uns also mit einigen Proben, welche von dem Geiste der

libri duo ad Nic. Frischlinum P. L. C. P. C.: I. Animadversionum in Grammaticam ejus Latinam: II. ad ejusdem Strigilim gramm. Antistrigilis. Cum refutatione demonstrationis Ablativi Græcorum & brevi responso ad Grammat. disputationem ejusdem. Cum indice rerum. 1586. Hinten: Argent. exc. Josias Rihelius.

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 145.

Crusius'schen Polemik eine Vorstellung geben können. Ein Hauptvorwurf gegen Frischlin ist, daß er sich nicht gleich bliebe, daß seine jetzige Grammatik von der Venetianischen und von der Strigilis in Vielem abweiche. „Wie? fragte dieser dagegen mit Recht, soll es mir nicht erlaubt sein, meine Sachen zu verbessern? Wenn ich bei Saturnius, Verrepäus u. A., die ich erst neulich vergleichen konnte, eine bessere Regel gefunden habe, soll ich so unsinnig sein wie du, und das Meinige festhalten? Du freilich bist immer Johannes in eodem, wie das Sprüchwort sagt.[1]) Wenn in Frischlins Polemik zwei Bestandtheile wohl zu unterscheiden sind: das wissenschaftliche Bedürfniß und die persönliche Gereiztheit, so wird von Crusius das erstere gänzlich verkannt und Alles aus unlautern Beweggründen hergeleitet. Es sei nicht wahr, daß es ihm um das Beste der Schulen und der Wissenschaft zu thun sei; nur seinen Ruhm suche er, und seinen Lehrern weh zu thun. Wenn Frischlin über die Hartnäckigkeit seiner Gegner klagt, die zu hochmüthig seien, von ihm etwas lernen zu wollen, so erwiedert ihm Crusius: „Da lag der Has hinter dem Busch. Uns und alle Schulen möchte er sich unterthänig machen. Aber was haben wir mit Frischlin zu schaffen? wer hat ihn zum Richter über uns gesetzt? Nicht wir sind deine Schüler gewesen, sondern du der unsrige zu Tübingen; mehr als einmal habe ich deine griechischen und lateinischen Exercitien corrigirt."[2]) Auf welche volksthümliche Formel Frischlin dieses Crusius'sche Argument gegen ihn brachte, wollen wir nur in einer Note angeben.[3]) Frischlin hatte einmal in der Strigilis als Beispiel eines Conditionalsatzes den Satz gebraucht: Wenn ihr Grammatiker nicht eure Bücher von ihren Fehlern reiniget, so werde ich euch sammt denselben aus meiner Schule werfen. Dagegen nun Crusius: „Du möchtest uns aus deiner Schule werfen? Aber du hast ja seit deiner Rückkehr aus Laibach keine Schule mehr. Deine hiesige Stelle hat E. Cellius; du selbst hast Zeit übrig, Strigeln zu machen und die Leute zu vexiren. Zwar schriebst du dich im vorigen Jahr

[1]) Frischlini Poppysm. I, p. 120.

[2]) Crus. libri duo &c. p. 225.

[3]) Frischlin. Celet. II, p. 66 b.: Credis, non licere mihi diversum a te sentire, aut ultra sapientiam tuam sapere, quia putas te esse senem, me juvenem, & multa te scisse me nondum nato: eh dann ich kond uff ein Spänlein sch—.

auf dem Titelblatte deines Hochzeitgedichts für den Herzog: Professor der Redekunst an der Universität zu Tübingen; aber man lachte darüber. Was helfen dich dergleichen Prahlereien? Nichts. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden. Darum thu Buße und laß von deinen Praktiken." [1]) Den Optativ scheine Frischlin zu hassen, weil er selbst mit dem Wunsche von allerlei großen und hohen Dingen durchgefallen sei; die syntaktische Figur der Evocatio aber, die er nach Scaliger verwerfe, habe er ja durch sein eigenes Beispiel bestätigt, da er im Stuttgarter Schlosse aus einer vornehmen Tischgesellschaft, zu der er nicht gehörte, evocirt worden sei. [2])

Doch die verderblichste Waffe hatte Frischlin selbst seinen Feinden in die Hände gegeben durch die renommistische Aeußerung über Melanchthon in dem Brief an den Buchdrucker Gruppenbach. Schon die Polemik der Strigilis gegen jenen ließ sich in ein übles Licht stellen; aber daß nun Frischlin deutsch und derb von Philippi „Lapperei" gesprochen hatte, die er durch seine Grammatik auszutilgen gedenke, war für seine Gegner unschätzbar. Jetzt hatten sie eine Fahne gegen ihn: die Fahne des um Kirche und Schule hochverdienten, in ganz Deutschland mit Recht verehrten Praeceptor Germaniae, den jener schmähte und zu verdrängen suchte. Als Theologen zwar hatten ihn die Tübinger selbst in ihrer Concordienformel ausgethan: um so besser schien es sie zu kleiden, wenn sie ihn als Grammatiker in ihren Schutz nahmen. Daß jene Aeußerung Frischlins einem Privatbrief angehörte, machte ihnen kein Bedenken; wie es auch ihrem Gegner an ihrer Stelle, nach der barbarischen Kriegführung jener Zeit, keines gemacht haben würde. Schon auf der ersten Seite ihrer Vorrede führt die philosophische Facultät, weiter unten Crusius, dieselbe an; in seiner nächsten Streitschrift theilte er das ganze Schreiben mit: und Frischlin mochte sich ausreden wie er wollte, zeitlebens brachte er die Makel nicht mehr von sich, ein Frevler an dem Andenken Melanchthons zu sein. Auch waren seine Ausreden nicht alle triftig. Auf das Ehrendenkmal wenigstens, das er demselben in seinem Priscianus vapulans

[1]) Crus. ll. duo &c. 272. Professor nannten den Frischlin damals, in Folge der herzoglichen Ernennung, auch die Räthe; daß er sich aber schon an Hitzlers Stelle als Oratoriæ Prof. setzte, war freilich eine Frischlinische Anticipation.

[2]) Crus. a. a. O. p. 80. 314.

gesetzt, konnte er sich insofern nicht mehr mit Fug berufen,[1]) als seit der Abfassung jener Komödie, in Folge der indeß gemachten Bekanntschaft mit den Werken Scaligers und anderer neueren Philologen, seine Meinung von Melanchthon als Grammatiker, wie auch von Priscian selbst, sich geändert hatte. Das aber ließ sich hören, was er schon am Schlusse der Strigilis sagte, dem Melanchthon bleibe sein verdienter Ruhm, wenn auch die später Lebenden auf demselben Wege mit ihm ihn überholen. Denn Unsinn wäre es, zu meinen, seit Melanchthons Tode seien diese Studien so in Abgang gekommen, daß das gegenwärtige Zeitalter darin nicht weiter sähe, als Melanchthon und Linacer gesehen haben.[2]) Melanchthons Grammatik, sagt Frischlin ein andermal, war unstreitig besser, als die damals gebräuchlichen, daher fand sie auch so rasche Verbreitung. Ebenso unstreitig aber ist, daß Melanchthon von seinen Führern, Heinrichmann, Reisch, Simler u. A., noch manches Unreine mit aufgenommen hatte, das während der barbarischen Jahrhunderte unter das Latein gekommen war. Gleichwohl that er, was er konnte, besonders wenn man erwägt, daß er jene Grammatik in seinem 24ten Jahre schrieb, überhaupt diesem Studium nicht sein ganzes Leben widmen konnte, da er theils mit vielen andern Zweigen der Wissenschaft, theils mit den kirchlichen Verhandlungen nach allen Seiten hin vollauf zu thun hatte. Nun haben aber Männer wie Saturnius ihr ganzes Leben der Reinigung der lateinischen Grammatik gewidmet; was er, was Scaliger u. A. uns von Mängeln an Melanchthons und jenen älteren Grammatiken gezeigt haben, das dürfen wir nicht festhalten, gegen das Bessere, das sie uns bieten, uns nicht verschließen. „Mir ist kein Zweifel, wenn Philippus heute lebte, und er könnte meine gerechten Ausstellungen lesen und meine Absicht erkennen: so würde er mein Vorhaben loben und mir Dank wissen.“[3]) Daher nimmt nun Frischlin das ihm so hart vorgeworfene Wort von Philippi Lapperei geradezu auf: allerdings sei

[1]) Wie er in der Vorrede zur neuen Ausgabe der Strigilis und der Dialogi vom J. 1587 thut.

[2]) Strigilis gramm. p. 99.

[3]) Præfat. in Strig. & Diall. ed. 1587. Vergleicht man Melanchthons bescheidene Vorrede zu der neuen durch Micyllus besorgten Ausgabe seiner lat. Grammatik vom J. 1540, so wird man Frischlins Aeußerung als treffend anerkennen müssen.

es sein Bestreben, diese, aber auch nur diese, d. h. die Fehler in Melanchthons Büchern, nicht seine Bücher selbst, aus dem Jugendunterrichte zu verbannen.[1]) Letzteres (so geht er von der Vertheidigung zum Angriff über) thun vielmehr Crusius und Consorten, welche die Melanchthonischen Lehrbücher durch die ihrigen verdrängen, die sie überdieß nur durch Diebstahl an Melanchthon, als dessen Plagiatoren, zu Stande gebracht haben.[2])

Als Zugabe zur Antistrigilis folgte noch eine Bittschrift der armen Schulmeisterlein an den Mann ohne Gleichen, Nicodemus Frischlin,[3]) deren Verfasser, nach einer handschriftlichen Note des Crusius, sein Gevatter, M. Georg Liebler, damals Dekan des philosophischen Collegiums, war. Das Ding ist gar nicht ohne Geist und Humor geschrieben, und thut einem nach dem schwerfälligen und verbissenen Crusius'schen Zeug ganz wohl. Frischlins Uebermuth und Trachten nach dem Ruhm eines Universalgenies wird durchgezogen; die Schulmeisterlein bitten ihn, die Grammatik, die für ihn viel zu gering sei, ihnen zu überlassen, sich selbst aber mit höhern Dingen zu beschäftigen. Die Unterschrift: „Gegeben in der Narrenstadt am Fasching,"[4]) wurde später von Frischlin aufgegriffen: Tübingen hieß ihm fortan Moropolis und die Tübinger Moropoliten.

Wenn die Würtembergische Regierung der Verbreitung dieser Schrift gegen Frischlin, dem sie so eben Stillschweigen auferlegt hatte, ohne Einschreiten zusah, so mochte sie denken, Frischlin habe angegriffen, nun habe man dem Crusius noch die Replik gestatten müssen, jetzt aber könne man, da beide Theile gesprochen haben, ohne Ungerechtigkeit die Verhandlung schließen. Allein des Crusius Replik forderte dringend eine Duplik heraus. Sie war ja bei Weitem nicht blos Abwehr, sondern ein neuer Angriff, und zwar ein solcher, der sich in das Persönliche weit tiefer einließ, als Frischlins erster Angriff in der Strigilis. In dieser war der Name des Crusius nicht genannt, sondern nur etlichemal auf den gelehrten Dünkel und die gesuchte Würde des Mannes unverkennbar angespielt. Crusius mußte

[1]) Dial. I. pro sua Gramm. & Strig. p. 126.

[2]) Strigilis gr. p. 98 f. Dial. I, p. 127 ff.

[3]) Pædagoguli miselli Nic. Frischlino, viro incomparabili S. D. 349—356.

[4]) Datæ Moropoli, feriis Bacchanalibus, novo stylo, ad imitationem Strigilis Frischlinianæ.

und durfte seinen Gegner nennen, da er ja gegen zwei bestimmte, mit dessen Namen versehene Schriften sich richtete. Aber daß er, theils am Rande, theils in einem alphabetischen Register, Frischlini ineptia und arrogantia, crudelitas et maledicentia, ex superbia ingratitudo u. dgl. als eigene Rubriken aufführte, ging schon über dasjenige, was Frischlin sich gegen ihn erlaubt hatte, hinaus; daß vollends in ebendemselbem Register von den hohen Dingen zu lesen war, die Frischlin vergebens sich gewünscht, von der Ausweisung, die er im Stuttgarter Schloß erfahren hatte; daß im Texte der Beschlagnahme seiner Rede vom Bauernleben, seiner Amtlosigkeit seit der Rückkehr aus Crain, des Umstandes, daß er seine Grammatik auf eigene Kosten hatte müssen drucken lassen, höhnisch gedacht war: damit waren so empfindliche Punkte in Frischlins Leben berührt, daß sich dieser gegen eine Verpflichtung, die ihm verbot, sich dafür literarische Genugthuung zu nehmen, innerlichst empört fühlen mußte.

Daher war es nach seiner Ankunft in Speier sein erstes Geschäft, die Briefe gegen Crusius, Liebler und Stetter, die er schon vor seiner Verpflichtung nach Neustadt an der Hardt geschickt hatte, wieder vorzunehmen.[1]) Aber der Druck zu Neustadt wurde von der Heidelberger Universität nicht gestattet; auch in Frankfurt und Speier fand sich, zum Theil wohl durch den Einfluß des Crusius (Joh. Spies wenigstens war durch Dr. Aegidius Hunnius in Marburg, einen Freund von Crusius, abgeschreckt worden) kein Verleger; selbst die Jesuiten in Mainz, denen er das Manuscript gegeben haben soll, wollten sich mit der, wie es scheint allzu maßlosen, Streitschrift nicht befassen. Dieß bewog den Verf., während seines Frankfurter Aufenthalts die Briefe in einen Dialog umzuwandeln, der, angeblich in zwei Tagen zusammengeschrieben, in dem benachbarten Churmainzischen Städtchen Ursel bei Nicolaus Heinrich gedruckt und noch zur Messe nach Frankfurt geschickt wurde. Aber der leidenschaftliche Verfasser war so planlos dreingefahren, daß er mit etlichundachtzig Seiten noch gar nicht eigentlich zur Sache gekommen war, sondern noch zwei Dialogen mit dritthalbhundert Seiten nöthig hatte, um nur denjenigen Theil der Crusiusschen Streitschrift, der gegen seine Grammatik

[1]) Dieß und das zunächst Folgende beruht wieder auf den Aussagen des Famulus.

gerichtet war, und dann noch einmal drei Dialogen von nicht geringerem Umfang, um ebenso auch die Antistrigilis zu widerlegen.

Von diesen 6 Streitdialogen schrieb Frischlin also den ersten im September 1586 zu Frankfurt;[1]) den Anhang dazu und die beiden folgenden im October zu Marburg; die drei Dialogen des sogenannten Poppysmus im November und December zu Leipzig in der Herberge: alle mithin, wie er selbst in der Zueignung der letztern sagt, ohne seine Bibliothek, in der Unruhe der Reise, oft unter dem Getümmel der Wirthshausgäste. Auch sein Famulus, der dem Crusius hernach so viel Unsauberes von dieser Reise seines Herrn zu berichten wußte, gab diesem dabei doch das Zeugniß, daß er während derselben beständig geschrieben habe.[2]) Diese Dialogen, deren ersten die Herbstmesse 1586, die übrigen 4 (da der dritte Poppysmusdialog damals noch ungedruckt blieb) die Fastenmesse 1587 brachte, veranlaßten den Crusius zu einer „nothwendigen Vertheidigung,“ die zur Herbstmesse desselben 87ten Jahres erschien; diese widerum den Frischlin zu zwei Dialogen Celetismus grammaticus, die, in den letzten Monaten des Jahres geschrieben, im folgenden herauskamen; und diese abermals den Crusius zu einer „gerechten, wahren und letzten Antwort“; worauf die Umstände eine Waffenruhe herbeiführten, bis nach dem Tode des einen Streiters der Kampf sich auf die seltsamste Art noch einmal entzündete.

Diese sämmtlichen Streitschriften beider Theile fassen wir (nachdem der wissenschaftliche Kern des Streites schon oben herausgeschält worden) hier in einer kurzen Betrachtung zusammen, um über eine der unerquicklichsten Partien in Frischlins Leben desto schneller hinwegzukommen. Unerquicklich wird dieser Schriftenwechsel hauptsächlich dadurch, daß er von Schrift zu Schrift immer mehr von der Sache abkommt und in das Persönliche sich hineinwühlt. Allerdings hatte Frischlin mit Crusius und dessen Collegen auch einen persönlichen Handel abzumachen. Sie hatten ihn erst ungerecht zurückgesetzt und neidisch ausgebissen; dann dem Rückkehrenden hartherzig die Wideaufnahme verweigert; endlich den Lästigen durch eine unverantwortliche Denunciation sich vom

[1]) Diese und die folgenden Zeitbestimmungen entnehmen wir den eigenen Angaben Frischlins, Celet. I, p. 65., vergl. mit dem Reisebericht des Famulus bei Crusius.

[2]) In itinere semper scripsit. Bei Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 194.

Halse geschafft. Darüber durfte Frischlin wenn er wollte öffentlich mit ihnen abrechnen, und er konnte es zu seinem Vortheil, selbst wenn er das, was ihm selbst dabei zur Last fiel, eingestand. Aber er hätte diesen Handel von dem wissenschaftlichen trennen, und auch in der Besprechung des Persönlichen sich aller ungebührlichen Schmähungen enthalten sollen. Er hätte dieß um so mehr thun sollen, je häßlicher ihm die Vermischung des Persönlichen mit dem Wissenschaftlichen im Beispiele des Gegners erschienen war. Sagt er doch selbst in der Vorrede zu seinem ersten Dialog: „Ich möchte wünschen, Crusius hätte sich innerhalb der Gränzen der grammatischen Verhandlung gehalten, und dem öffentlichen Handel, der Alle angeht, nicht Privatsachen beigemischt. Denn was hat mit der grammatischen Figur der Evocatio mein Hinausgerufenwerden im Stuttgarter Schlosse, was mit der Strigilis grammatica meine Rede de vita rustica zu schaffen?" Er erkannte also das Ungehörige eines solchen Verfahrens, und dennoch ging er darin in seiner nächsten Schrift noch weiter als Crusius; damit dieser in der darauf folgenden abermals weiter ginge, und das Ganze sich endlich in einen Pfuhl von Gemeinheit hineinarbeitetet, von dem wir uns mit Ekel abwenden.

Frischlin gab also, wie schon erwähnt, seinen Streitschriften die Gesprächsform. Crusius, Frischlin und dessen Famulus Frei unterhalten sich, und in den Celetismen treten noch Demokrit und Heraklit als eine Art von Chorus hinzu. Der Aufwand von Kunst hiebei ist sehr gering. Die Unterredner verweisen auf „Kapitel" nachfolgender Gespräche, ja auf eine „neue Auflage" sämmtlicher Dialogen. Doch fehlen einzelne glückliche Wendungen nicht, wovon wir gelegentlich Beispiele geben wollen.

Von dem ersten der drei Dialoge Frischlins zum Schutze seiner Grammatik[1]) ist schon gesagt, daß er noch gar nicht eigentlich zur Sache kommt. Die Geschichte von Frischlins Zurücksetzung in Tübingen und die Melanchthonfrage, der Handel mit Crusius und mit der Ritterschaft, werden durcheinander vorgenommen, die Zeugnisse von

---

[1]) Nic. Frischlini P. L. C. P. Cæs. pro sua Grammatica & Strigili grammatica adversus Mart. Crusii, Professoris Tubingani, contumelias Dial. I. Ad illustriss. Pr. ac Dn. Ludovicum, ducem Wirt. &c. (Hinter der Strigilis, in der Ausgabe von 1587.)

Tübingen und Laibach, die herzoglichen Schreiben an den Adel und an die Crainischen Stände, werden ausführlich abgedruckt, daneben aber auch eine Horazische Parodie auf Crusius, die gar nicht übel ist, zum Besten gegeben.[1]) Treffend werden einzelne Aeußerungen des Gegners abgetrumpft. Es war ihm das Wort entfallen, er und seine Collegen haben den Frischlin so lange befördert, als er unter Schmeicheleien gegen sie den Fuchs versteckt habe.[2]) Das weiß ich, sagt nun dieser dagegen, daß ihr Keinen befördert, der es nicht versteht, euch schön zu thun, euch das Maul zu schmieren, mit hohen Titeln beide Backen aufzublasen, die Knie vor euch zu beugen und euch königliche Ehre zu erweisen.[3]) Noch schärfer wird der Gegner für seine Anspielung auf Frischlins unfreiwillige Muße nach der Rückkehr aus Crain gezüchtigt. Crusius ist ein guter Mann, sagt jener zu seinem Famulus. Erst zieht der Gaudieb den Leuten die Kleider aus, dann wirft er ihnen ihre Blöße vor.[4]) Auch die Schmarotzer und Schmeichler des Crusius

[1]) p. 151 f.

Quid Patriarches & ferus Amurath,
Martine Crusi, cogitet, hic foris,
At ille sub tecto: remittas
Quærere, nec te aliena turbent.
Illi, remoto limite dissiti,
Persas lacessunt harpa & acinace
Medo. Quid his tantis minorem
Consiliis animum fatigas?
Poscit juventus, ut sibi prælegas
Versus Homeri, Thucydidæaque
Ut rura, post quaterna lustra
Tandem aliquando pedes peragres.
Non semper idem mentibus est vigor:
Vides, ut alta stent tibi tempora,
Martine, ceu montes nivosi,
Canitieque geluque vincta.
Num tu sub Orco manibus Aeaci
Versus Homeri præcinere expetis,
Et quæ supersunt ex Ulysse
Dicere vis Rhadamantho hianti?

[2]) Crus. ll. duo &c. p. 264: quamdiu nobis adulando vulpem istam callidam tegebas.

[3]) Dial. I, p. 148.

[4]) Dial. I, p. 177.

werden nicht verschont: Einer sei wegen famoser Reime aus der Pfalz ausgewiesen worden (Engelhart); der Andere im Rausch vom Pferd gefallen (Liebler); die zweifelhafte Herkunft seines Nachfolgers Cellius nicht zu vergessen.

Nachdem Frischlin diesen Dialog zu Frankfurt in der Hast niedergeschrieben, und ebenso eilig (in 4 Tagen) hatte drucken lassen, befiel ihn, wie er denselben hernach zu Marburg bei größerer Ruhe durchsah, auch Andere (insbesondere sein Landsmann, Dr. Aegidius Hunnius) ihn erinnerten, eine Art von Katzenjammer, ähnlich wie ihn im Frühjahr wegen seiner frechen Elegie einer befallen hatte, und er schrieb einen Anhang,[1]) in welchem er seine Ausfälle theils durch die erlittenen Mißhandlungen entschuldigt, theils noch näher begründet, und im zweiten Dialog auf die Sache einzulenken verspricht.

In diesem und dem dritten Dialoge[2]) werden nun zwar wirklich die einzelnen Kapitel der Grammatik und der Crusius'schen Einwürfe in einiger Ordnung durchgenommen, zugleich aber jede Gelegenheit zu persönlichen Ausfällen benützt, die zum Theil noch verletzender und unwürdiger sind als die früheren. Das gehört noch zur Sache, wenn von Crusius gesagt wird, er sei ein Patron der Weitläufigkeit, der sich freue, in seinen vierschrötigen Büchern recht große Regelnhaufen zusammenzuschichten; ein Mensch von knechtischem Geiste, der seine Beweise mit Wagen voll Auctoritäten führe; ein Wiedehopf (wegen seiner Vorliebe für veraltete Formen), der sich im Kothe des Ennius sein Nest baue. Aber er versteht, nach Frischlin, von Philosophie weniger als ein geschlachtetes Schwein; wenn dem Adam im Paradies unter andern Bestien auch Martin Crusius vorgeführt worden wäre, so würde er zu diesem gesagt haben: du bist ein Esel und sollst auf

[1]) Nic. Frischlini &c. Appendix ad primum Dialogum &c. p. 183—199.

[2]) Nic. Frischlini &c. Dialogus II. pro sua lat. Grammatica adv. Mart. Crusii & sociorum animadversiones. Defenditur hoc Dialogo omnis Orthographia, Prosodia & Etymologia quatuor orationis partium flexilium, & refutantur omnes nugæ Crusianorum. Anno 1587.

N. Fr. pro sua Grammatica adv. Mart. Crusii & sociorum animadversiones Dial. III. In quo omnes reliquæ labes, quæ Etymologiæ & Syntaxi ipsius a Crusio fuerant aspersæ, deterguntur. Habes etiam in hoc Dialogo refutationem nugacissimarum nugarum Crusii adv. Græcum Ablativum. 1587.

Lateinisch Asinomartinus, auf Griechisch aber 'Ονοκρούσιος heißen. Eine Scene kommt vor, wo Crusius seine grammatische Nothdurft verrichtet, und Burckard ihm einen schmutzigen Dienst erweist; wie es schon im ersten Dialog dem Frischlin über der Turco-Graecia des Crusius übel geworden war, und er sie nebst einem andern ähnlichen Werke desselben ausgebrochen hatte.[1]) Auch dessen häusliche Zerwürfnisse kommen zur Sprache; insbesondere aber hat er sich hernach über den Spott beklagt, den Frischlin mit seinem Alter getrieben habe. Das ginge noch, daß dieser sich die aufgehende, den Crusius die untergehende Sonne (wenn er anders eine Sonne sei) nennt; auch daß er von ihm sagt, er sei so bissig wie ein alter Hund, hatte Crusius sich selbst zuzuschreiben. Aber daß er ihn einen vergeßlichen, schimmlichen Alten heißt, der auf dem letzten Loche pfeife, einen Steinblock, mit grauen Haaren wie mit Moos bedeckt u. dgl. m., das bleibt immer roh, und gab diesem den prophetisch gewordenen Fluch ein: er wünsche dem Frischlin, daß ihm dereinst Niemand sein Alter möge vorwerfen können.[2])

Dem dritten Dialoge gab dieser zwei schon früher ausgearbeitete komische Stücke bei, nämlich, außer dem bereits von uns erwähnten doppelten Brief in angeblich Wackerischem und in Frischlinischem Latein, ein Schreiben des Patriarchen Jeremias von Konstantinopel an Crusius, dessen orientalische Geschäftigkeit von jeher eine Zielscheibe des Frischlinischen Spottes war. Schon den Schluß des ersten Dialogs hatte der unterredende Crusius dadurch herbeigeführt, daß er sich beurlaubte, weil er noch an den Patriarchen von Konstantinopel zu schreiben habe. Grüß ihn von mir, hatte Frischlin dem Abgehenden nachgerufen. Wenn ichs nicht vergesse, war die Antwort gewesen. In diesem Briefe nun bedauert der Patriarch zuerst, daß er des Crusius griechisch-lateinische Grammatik nicht bei der Hand habe, um seinem Schreiben mehr Eleganz zu geben; versichert ihn dann, wie berühmt sein Name bereits in ganz Griechenland, ja in Persien und Hyrcanien sei (doch solle er sie mit ferneren Exemplaren seiner Uebersetzung von Heerbrands Compendium und seiner Politia coelestis verschonen, da ihr Theodoret ihnen besser zusage), und kommt dann auf den großen

[1]) Dial. I, p. 152 f. II, p. 65.

[2]) Crus. Justa, vera & postrema resp. p. 68.

Krieg zu sprechen, der, wie er schon seit einiger Zeit höre, in Deutschland ausgebrochen sei. Lange habe er nicht erfahren können, was für ein Krieg das sei; bis ihm nun des Crusius Brief sage, es sei ein grammatischer Krieg zwischen ihm und Frischlin. „Dieser habe nämlich in seiner Strigilis dir und den andern Grammatikern, welchen du folgst, schweren Schimpf angethan; den habest du nicht verdauen können, und daher deinem Gegner den Krieg erklärt. Denn du habest viele ältere und neuere Grammatiker auf deiner Seite, wie den Priscian, Diomedes, Charisius, von neueren aber Melanchthon und Neander. Und diese habest du in die erste Schlachtordnung gestellt. In die mittlere habest du verschiedene gar abgelebte und ranzige Greise gewiesen, wie Ennius, Pacuvius und ähnliche. Zum Führer der dritten seiest du selbst durch die allgemeine Stimme sämmtlicher Offiziere gewählt worden. In dieser, schreibst du, dienen unter deinem Oberbefehl 500 „Schützen", deren Abtheilungen die 10 Strigelmänner führen: Martin Crusius als Oberbefehlshaber, Georg Liebler, Samuel Hailand, Ge. Burckard, Mich. Möstlin, Ge. Hitzler (obwohl blind, werde er doch mit seinem Rathe nicht entstehen), J. Wacker, L. Engelhart, E. Stetter und E. Cellius."

Von Frischlin haben sie bis dahin nichts gewußt, da Crusius seiner nicht, wie der übrigen Strigelmänner, in seinen Briefen Erwähnung gethan. Nun haben sie aber durch Erkundigung bei dort sich aufhaltenden Deutschen erfahren, daß er ein geübter Heerführer, in allerlei Künsten und Sprachen wohl erfahren, überdem ein mit doppeltem Lorbeer gezierter Philosoph und Dichter sei, der bei vielen Fürsten und beim Kaiser selbst, als dessen Pfalzgraf, in hohem Ansehen stehe. Vor Kurzem erst habe er einen Feldzug nach Asien unternommen, und den ägyptischen Astrologen, den Arabern und ihrem Sultan Ptolemäus eine tüchtige Niederlage beigebracht, von deren weiterer Benützung er aber durch Nachrichten aus der Heimath abgehalten worden. „Denn sobald er aus Briefen seiner Freunde erfahren, mit welcher Wuth deine 10 Strigelmänner Alles verwüsten, sei er aus Asien zurückgeeilt und nach Italien geschifft, wo er eine große Truppenmacht gesammelt habe. Den Cicero nämlich und den Julius Cäsar, auch Livius, Sallust und unzählige der besten alten Schriftsteller habe er in Kraft seines Mercurstabes aus der Unterwelt

zurückgerufen und in die erste Schlachtreihe gestellt, deren rechten Flügel Cäsar, den linken Cicero befehlige. In der zweiten Schlachtordnung stehen Virgil, Horaz und Persius, die er nach langjähriger Gefangenschaft durch seine Tapferkeit aus ihren (metrischen) Banden befreit habe... Anführer der letzten Schlachtordnung sei J. C. Scaliger, Fürst von Verona, mit seinen Obersten und Hauptleuten, Laur. Valla, Aug. Saturnius, Hier. Ruscellus, Marius Corradus u. A., welche alle der Hoffnung leben, auch Melanchthon werde den Crusius verlassen und zu ihnen übergehen. Den Nachtrab, der aus deutschen gekrönten Poeten bestehe, befehlige Joh. Sambucus als Legat, mit seinen Hauptleuten Joh. Lauterbach, Joh. Posthius u. s. f. Man erwarte auch starke Hülfstruppen von Justus Lipsius aus Holland, von Joseph Scaliger aus Frankreich und von Scipio Gentilis aus England. Täglich ziehen dem Frischlin, als grammatischem Imperator, neue Verstärkungen zu... Auf die Nachricht von der feindlichen Streitmacht sei deinen Strigelmännern aller Muth entsunken, und sie haben die Leitung des ganzen Krieges dir übertragen, den sie einstimmig zum türkisch-griechischen Imperator gewählt... Du aber seiest nicht sehr geübt in Waffen, besonders gegen einen so mächtigen Feind." Er, der Patriarch, bedaure, wegen des persischen Kriegs dem Crusius keinen Beistand leisten zu können; doch hoffe er, derselbe werde seiner Stellung auch für sich gewachsen sein. Er habe ja Orts- und Sprachkenntnisse, wie kein Anderer. „Am meisten aber, fährt der Patriarch fort, wird der Sache unsres Dafürhaltens dein Aeußeres Vorschub thun, welches wahrhaft königlich ist. Denn so viel ich aus deinem Bilde gesehen, ist deine Miene ernst, die Stirne kraus, die Nase ein wenig zurückgebogen, der Bart der eines Rabbi, wie auch der Mantel, dem nichts mehr fehlen soll als ein gelber Gürtel. Das Gesicht selbst ganz heroisch, nicht zu Heiterkeit und Lächeln, sondern zu tiefen Gedanken eingerichtet. Deßhalb zweifeln wir nicht, du werdest durch die bloße Strenge deiner Miene dem Gegner Schrecken einjagen, wie einst Marius den Cimbrer geschreckt hat."

Wenn Frischlin den drei Dialogen für seine Grammatik nur diese einfache Ueberschrift gab, so knüpft er in dem Titel der folgenden, die er zum Schutze seiner Strigilis schrieb, an dieses Bild an, indem er sie Poppysmus grammaticus nannte, von dem Klatschen mit der

Zunge und den Lippen, um ein Pferd zu besänftigen. Die Grammatiker waren ihm Pferde, die des Strigelns bedurften, sich dagegen ungebärdig zeigten, und nun durch jenes Mittel dahin gebracht werden sollten, daß sie es sich gefallen ließen. Zugleich knüpft Frischlin an die Lieblersche Schullehrersepistel an, deren Unterschrift er in seine Ueberschrift zieht, indem er dem Crusius die Moropolitas Tubingae bacchantes (Letzteres zugleich in der verächtlichen Bedeutung von Schülern) zur Seite stellt.[1]) Besänftigendes übrigens ist in diesen Gesprächen nicht viel zu entdecken, sondern es geht ganz in der bisherigen Weise fort, ja die Ausfälle werden eher noch rücksichtsloser. Crusius heißt jetzt ein meineidiger Schurke, ein lebendiges Bild des Neides, eine Cloake des Satans; nicht einmal die gravitätischen Schritte, von denen die Strigilis mit offenbarer Beziehung auf ihn gesprochen hatte, werden ihm gelassen: er laufe ja durch die Straßen wie die Schuster wenn sie auf den Markt eilen.[2]) Außer den Strigelmännern wird nun auch der Kanzler Andreae in den Kreis des Angriffs gezogen und bekommt insbesondere das zu büßen, daß er während seines mehrjährigen Aufenthalts in Sachsen, neben seinen Concordiengeschäften, zugleich die Grammatiken von Wacker und Crusius daselbst eingeführt hatte.[3]) Nirgends in ganz Hessen, Thüringen und Meißen habe Frischlin gut von ihm sprechen hören, und in Würtemberg halten ihn alle Beamten für einen Hofangeber (pro aulico delatore). Auch die Scene mit Hochmann und andre ähnliche werden ihm vorgerückt, und nach seiner Jugendbeschäftigung (sein Vater war ein Schmied, und er sollte es auch werden) wird er Schmidlin oder auch Vulcanus genannt.

---

[1]) Nic. Frischlini Poppysmus grammaticus pro Strigili sua grammatica, adv. Mart. Crusii & Moropolitarum Tubingæ bacchantium Coccysmos sive Antistrigilem: tributus in duos Dialogos, ad Jos. Scaligerum & Justum Lipsium. Pragæ, excudebat Mich. Peterle anno 1587.

[2]) In seiner justa vera & postr. resp. p. 68 nimmt Crusius dieß auf und sagt, zum Beweis seiner Rüstigkeit, daß er noch immer mit seinem werthen Gevatter, M. Sam. Hailand, wie ein Schuster um die Stadt laufe.

[3]) Dabei gegen die theologische Bevormundung der Gymnasien der auch heute noch treffende Denkspruch (Popp. I, p. 37.):

Theologo indocto docti committere habenas
Gymnasii, est liquidis immittere fontibus aprum,
Et rigidum teneris inducere floribus Austrum.

Was das Grammatische betrifft, so gibt Frischlin im Verlauf dieser Streitschriften in Einigem nach;[1]) andere seiner Behauptungen sucht er mit mehr oder weniger Glück zu vertheidigen und besser zu begründen. Wie beißend er hiebei zuweilen das Persönliche dem Sächlichen beizumischen weiß, davon sei nur Eine Probe angeführt. Gegen Scaligers und Frischlins Beseitigung der Verba impersonalia durch Auflösung z. B. von miseret me tuae fortunae in tua fortuna me miserum facit, hatte Crusius eingewendet: wenn einen guten und reichen Fürsten eines Armen jammere (miseret), so werde doch dadurch jener glückliche Mann nicht unglücklich (miser); das werde Frischlin mit all seiner Philosophie, die er so gern in die Grammatik mische, mit Ethik, Physik und Mathematik, nicht beweisen können. „Wie? entgegnet ihm nun Frischlin, wenn Einer über die Armuth des Andern Schmerz empfindet (und das heißt doch: sich erbarmen), wird er dadurch nicht gewissermaßen selbst unglücklich? macht er nicht einen Theil des fremden Elends zu dem seinigen? erleichtert er es nicht aus seinen Mitteln? und wird, wer einem Nackten den einen von seinen zwei Mänteln gibt, dadurch nicht ärmer als er zuvor war? Da ziehe du nicht blos die Ethik zu Rathe, sondern auch die heil. Schrift und die Worte Christi, wenn du es im Stande bist. Du freilich begnügst dich mit dem Glauben allein und mit dem bloßen Wortschall, als ein tönend Erz. Du meinst, es sei genug, zu dem Armen zu sagen: Es jammert mich dein, wenn du auch im Herzen kein Mitleid fühlst, und es nicht durch die That bewährst. Was du doch auch in der Ausübung der Liebe für ein unvernünftiges Vieh bist.“[2])

Seinen beiden Poppysmusdialogen suchte Frischlin auch durch ihre Widmung größeres Gewicht in der philologischen Welt zu geben. Er eignete den ersten dem Joseph Scaliger zu, dem gelehrten Verfasser des Werks de emendatione temporum, dessen Vater Julius

---

[1]) Z. B. sieht er sich durch classische Beweisstellen genöthigt, manches Nomen als generis communis anzuerkennen, dem er früher nur Ein Geschlecht hatte zugestehen wollen; das mea, tua, bei interest, das er erst mit Scaliger als Neutrum plural. behauptet hatte, läßt er jetzt als Ablativ. Sing. fem. gelten u. dgl. m.

[2]) Crus. Libri duo ad Nic. Fr. p. 238 f. Frischlin. Popp. I, p. 115.

Cäsar Scaliger er in seiner Strigilis und sonst so hoch gepriesen hatte; den zweiten dem berühmten Justus Lipsius, den er in der Widmungselegie zum „gerechten" Schiedsrichter seines Kampfes mit Crusius aufruft. Lipsius hatte bis dahin von Frischlin's Streitschriften nur (die Strigilis und) den ersten Dialog gelesen, von denen des Crusius noch nichts: hiernach aber zu urtheilen, schienen ihm, wie er brieflich bezeugte, sowohl die Sache als die Waffen des Ersteren die stärkeren zu sein; doch gab er diesem zugleich einen feinen Wink, wie sehr er durch seine Heftigkeit und Unbescheidenheit seiner Sache Eintrag zu thun im Begriffe stehe.[1])

Diesen 5 Frischlinischen Dialogen nun setzte Crusius während des Sommers 1587 seine „nothwendige Vertheidigung"[2]) entgegen. Es hatte sich ihm der richtige Gedanke aufgedrängt, das Sächliche von dem Persönlichen zu sondern, und darnach theilt er seine Schrift in zwei Kapitel ein. Aber das erste (von S. 12—137) ist darum keineswegs rein von Persönlichkeiten, und diese sind im zweiten (S. 137—275) in der basenhaftesten und gehässigsten Weise behandelt. Von fünferlei Tugenden wird jedesmal das Gegentheil an Frischlin nachgewiesen, und unter der Rubrik der gratitudo et benedicentia, d. h. der Undankbarkeit und Schmähsucht, wird sein ganzer Lebenslauf von Jugend auf durchgegangen. Unter den verschiedenen Gesichtspunkten nämlich, von denen aus Crusius sich ehrwürdig vorkam, stand der des Lehrers und Wohlthäters oben an, und war, vermöge der Ausdehnung, die er der Dankbarkeitspflicht auf Seiten der Schüler

---

[1]) Justus Lipsius Nic. Frischlino S. D. . . Cum Crusio tua liticula non nihil me cruciat. Nollem in hac paucitate eruditorum vos intra vos ἀντιβίοισι μαχέσσασθαι ἐπέεσσι. Sed tamen libere dicam, etsi ætate ille grandior, tu mihi Achilles, ille Troilus videtur. Plus virium in tua hasta, imo & causa: si tamen eam per calorem & immodestiam (quod spero longe a te esse) non corrumpis. Ego miror, homines esse, qui plus Grammaticorum præceptis tribuant, quam illis per quos vivunt. Mihi probum & certum est, quidquid proba & prisca illa ætas scripsit, etsi Grammaticorum omnium cohorti aut non lectum aut neglectum. Vgl. auch Frischlins Antwort; beide hinter Celet. Dial. I, p. 133 ff.

[2]) Martini Crusii &c. adversus Nic. Frischlini &c. quinque rei grammaticæ & virulentarum calumniarum Dialogos, anno 87 editos, Defensio necessaria. Basileæ, per Hulderichum Frœlich. 1587.

gab, von besonderer Fruchtbarkeit. Daher sah er auch überall undankbare Schüler oder Schützlinge, in Finkelthaus zu Grätz so gut wie in Frischlin, und in diesem sowohl ehe derselbe etwas Nachweisliches gegen den Lehrer verbrochen, als auch nachdem ihn dieser durch offenbare Feindseligkeit und Verfolgung von jeder Verpflichtung entbunden hatte. Im Frühjahr 1586, nachdem Frischlins erste Elegie von Frankfurt aus nach Tübingen gekommen war, hatte Crusius in der Cicerostunde bei Gelegenheit einer Stelle der Rede pro Roscio erklärt, was er nun auch in dieser Schrift ausführt: Undank gegen die Lehrer sei Vatermord, weil die Lehrer zweite Väter seien. Seit die Welt stehe, versicherte er später, sei keinem Lehrer mit so gräulichem Undanke gelohnt worden, wie ihm von Frischlin: was aber Jakob Frischlin mit wenigstens gleichem Rechte gegen Crusius und sein Verfahren gegen den Schüler kehrte. [1]) Diesen sucht hier Crusius als einen Inbegriff aller Laster darzustellen und gleichsam dem Hasse des ganzen menschlichen Geschlechtes zu bezeichnen. „Welche Classe von Menschen, redet er ihn an, hast du nicht geschmäht und verkleinert? Die Tübinger Bürger durch den Anschlag eines Lästergedichts; das philosophische Collegium an 12 Jahre lang vornehmlich durch heimliche Praktiken; die Jäger in deiner Rebekka; die Wirthe in der Susanna; die Aerzte in der Hildegard; alle im Priscian; die vom Adel in der Rede vom Bauernstand; die Theologen und Juristen in dem Gedicht über den Blitz; die Schüler in dem Vortrag gegen den hessischen Studenten; die Grammatiker in der Strigilis; die Redner in den Anmerkungen zu Crusius Rhetorik; jetzt in deinen Dialogen Professoren und Universität zu Tübingen, Theologen und Richter, Hofleute und Adeliche; kurz vorher auch die Reichsstädte, indem du die Zueignungen deiner Dramen an sie strichst, weil sie dieselben nicht freigebig genug belohnt hatten.“ [2])

Was Crusius damit wollte, hat er am Schlusse seiner Schrift deutlich genug ausgesprochen. Nirgends werde Frischlins Grammatik, nirgends er selbst, Aufnahme finden. „Denn wer wird einen Professor anstellen wollen, der ein neuer Catilina und Clodius ist? der

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 151. Def. nec. p. 164. Resp. ad Popp. III, Præfat. Jac. Frischlin. Frischlinus redivivus, D, 6.

[2]) Def. nec. p. 218 f.

gegen seine Lehrer des gräulichsten Vatermordes schuldig ist? der gegen Alle wie ein wüthender Hund sich gebärdet? der, wo er hinkommt, für sich den Fluch des Herrn, für Andere aber Feuer und Schwert mit sich bringt? Jedermann wird sich vor der Berührung mit einem Solchen, wie vor der eines Verpesteten, in Acht nehmen." Dergleichen ließ aber Crusius nicht blos drucken, sondern suchte zugleich durch Privatbriefe an einflußreiche Personen seinem Gegner jede Thüre, die sich ihm auswärts öffnen wollte, zu verschließen, während er überdieß der Würtembergischen Regierung, wie wir finden werden, unablässig in den Ohren lag, denselben, wenn es sein müßte durch Einkerkerung, stumm zu machen. Wenn Frischlin sich einmal vermaß, er wolle den Crusius zu Tode schreiben,[1]) so war dieß (womit er sich doch am Ende nur als andern Archilochus hinstellen wollte) eine verhältnißmäßig sehr unschuldige poetische Prahlerei gegen den prosaischen Ernst, womit Crusius, ihn zu vernichten, wirklich und werkthätig Anstalt machte.

Der nothwendigen Vertheidigung des Crusius setzte Frischlin (denn wir müssen, auf die Gefahr hin, der Zeitordnung noch weiter vorzugreifen, hier schlechterdings mit diesen Streitschriften vollends zu Rande kommen) im Jahr 1588 abermals zwei Dialoge entgegen, denen er, in seinem hippologischen Bilde fortfahrend, den Titel Celetismus grammaticus gab.[2]) „Nachdem die alten dürren Gäule, d. h. die schlechten Grammatiker, gehörig gestrigelt und die Antistrigilatoren hinausgeschnalzt sind, ist es Zeit, die gestrigelten Pferde zu besteigen und im Circus ein Rennen (κελητιστέον) oder auch ein Scharmützel vorzunehmen." Abermals hat Frischlin das Gefühl, daß die bisherige Art seiner Polemik nicht die rechte gewesen war. Schon im ersten seiner Dialogen habe er auf Zureden des Dr. Aegidius Hunnius in Marburg Alles gestrichen gehabt, was Jemanden hätte beleidigen

[1]) Crus. Def. nec. p. 267.

[2]) Nic. Frischlini Celetismus grammaticus, tributus in Dialogos duos, adversus Mart. Crusii, Prof. Tub., defensionem, non necessariam, sed potius nefariam & plane veteratoriam: in qua non modo veteres ille errores grammaticos novis erroribus & soloecismis, sed etiam veteres injurias & contumelias, in se jure regestas, novis contumeliis locupletavit. (Magdenburgi) 1588.

können: daß man dieß in der Druckerei beibehalten und abgedruckt habe, was könne er dafür? Mit ähnlichen Ausreden von Versehen in der Druckerei, Druckfehlern u. dgl. ist Frischlin öfters bei der Hand, auch wo es sich um Beschönigung grammatischer oder historischer Verstöße handelt. Nun erklärt er sich im Eingange bereit, in einer zweiten Ausgabe seiner frühern Dialoge die Schmähungen zu entfernen, weil sie auf manchen Seiten Anstoß erregt haben: und doch verfällt er in denen, die er jetzt zu schreiben anfing, wieder in denselben Ton. Nur insofern hat er sich eine neue Taktik ausgedacht, daß er den Crusius möglichst zu vereinzeln sucht. Die meisten übrigen Tübinger Professoren sind ihm nun ehrenwerthe Männer, die entweder für ihn, oder doch nur von Crusius gegen ihn eingenommen sind. Dabei ist eine ähnliche Sonderung wie in der nothwendigen Vertheidigung des Crusius, doch auch nicht reiner, beobachtet: daß das Grammatische im ersten, das Persönliche im zweiten Dialog abgehandelt wird. Dem letztern schickte Frischlin einen Prodromus [1]) voran, welchem er den wesentlichen Inhalt seiner hinterhaltenen Streitschriften gegen den Adel einverleibte, als dessen Helfershelfer er den Crusius darstellte.

Dem ersten Dialog ist ein vollbeladener Wagen (66 Seiten) mit alten und neuen, prosaischen und poetischen, Zuschriften und Epigrammen, von Gelehrten und Studiosen, zu Ehren Frischlins und zu Unehren seines Gegners, beigefügt. Darunter qualmen ihm besonders die Studiosen so dicke Weihrauchwolken in's Gesicht, daß eben nur ein Frischlin sie erträglich finden mochte. Doch das wäre seine Sache, wenn nichts Verfänglicheres mitunterliefe. Allein wir lesen unter Anderm auch eine horazische Parodie auf Crusius mit starken Lobsprüchen auf Frischlin, unter dem Namen des Kaiserlichen Hofmedicus, Dr. Peter Monavius, die ohne allen Zweifel ein Frischlinisches Machwerk ist. [2])

[1]) Nic. Frischlini Prodromus in secundum Celetismi grammatici dialogum, adv. Mart. Crusium. Ursellis 1588.

[2]) Sie fängt an:

Crusi, pauperis ingeni,
Tandem stultitiæ pone modum tuæ
Insulsisque laboribus &c.

Aus einem Briefe des P. Monavius an seinen Bruder Jacob in Breslau,

Durch diese neuen Dialoge aufs Aeußerste gereizt, goß nun Crusius den ganzen Bodensatz seines Hasses gegen Frischlin in seiner „gerechten, wahren und letzten Antwort [1]) aus. Diese Schrift enthält, nach 15 Seiten Einleitung, 3 Seiten Sächliches und 90 S. Persönliches, zu welchem letztern dem Crusius Frischlins mittlerweile entlaufener Famulus Heinrich Frei den wichtigsten Beitrag geliefert hatte. Auf dessen Aussagen kommen wir unten zurück, um uns jetzt nach unserm Helden umzusehen, den wir vor lauter Streitschriften ganz aus den Augen verloren haben.

Er war, wie wir uns erinnern, am 11ten August 1586 von Speier und Mainz aus in Frankfurt angekommen, und hatte hier den ersten Dialog für seine Grammatik geschrieben. [2]) Vor der Messe hatte er noch den Ausflug nach Darmstadt gemacht, wo er, außer der kargen Belohnung für die Zueignung seines Nomenclator, von dem Landgrafen Georg nicht einmal eine Empfehlung an dessen Bruder, den Landgrafen Ludwig in Marburg, erhielt. Von Darmstadt aus schickte er den ersten Dialog zum Druck nach Ursel, er selbst kehrte zur Messe nach Frankfurt zurück. Hier übergab sein liederlicher Famulus, wie Frischlin behauptet, — dieser selbst, wie der Famulus versicherte — sein Felleisen mit wichtigen Manuscripten (der griech. Grammatik, der Uebersetzung mehrerer Aristophanischen Komödien und des Oppian, auch verschiedenen Elegien und Epigrammen) einem unbekannten Fuhrmann, es nach Marburg mitzunehmen: aber weder das

---

den dieser an Crusius wie an Frischlin schickte, ergab sich, daß das Epigramm nicht von ihm war, und Jac. Monavius setzte hinzu, er kenne den wahren Verfasser wohl und habe dessen Handschrift unter den Papieren seines unterdeß verstorbenen Bruders gefunden. Offenbar ist es bloße Schonung des ihm gleichfalls befreundeten Frischlin, daß er dessen Namen nicht ausdrücklich nennt. Vgl. Crus. justa, vera & postr. resp. p. 69. 107, und Fasc. 15, No. 24. St. A.

[1]) Mart. Crusii &c. ad ingrati desperatique Nic. Frischlini mendacem & scelestissimum Celetismum, anno 1588 editum, justa vera & postrema responsio. Basileæ, per Hulderichum Frœlich. 1588. Mit dem Motto:

Nec sub aqua sub aqua cessat maledicere rana.

[2]) Das Folgende wieder aus dem Reiseberichte des Famulus, bei Crus. c. Frischlin. Mspt. 193 ff. und Justa, vera & postr. resp. p. 97 ff. vgl. mit Frischlin. Celet. I, p. 65 b. Die Daten zum Theil aus den Vorreden und Zueignungen der Frischlinischen Dialogen und den begleitenden Gedichten.

Felleisen und sein Inhalt, noch der Fuhrmann, waren je wieder ausfindig zu machen. Anfangs October reiste Frischlin nach Marburg, wo er vier Wochen lang, in Kost und Wohnung bei dem landgräflichen Rentmeister Jeremias Stamm, sich aufhielt, und den zweiten und dritten seiner grammatischen Dialoge schrieb. Neben dem kleinen Geschenk des Landgrafen für den Nomenclator, verehrte ihm die Universität 10 fl., auch die Professoren und Studenten luden ihn zu Gast[1]) und bedachten ihn mit Weinsendungen. Aber eine Anstellung konnte er nicht erlangen; sei es, daß Crusius seinen Einfluß gegen ihn aufbot, oder daß sein inzwischen erschienener erster Dialog übeln Eindruck machte.

Am 29ten October reiste Frischlin in der Kutsche des Dr. und Professor juris Vultejus nach Kassel ab. Hier war gerade der Graf Friderich von Würtemberg-Mömpelgard zum Besuch bei dem Landgrafen Wilhelm, seinem Oheim: ob es aus Rücksicht für ihn geschah, oder aus eigenem Widerwillen des Landgrafen, der schon im Jahr 81 den Herzog Ludwig wegen seiner Vorliebe für Frischlin und andere Literaten getadelt hatte: genug, Frischlin erhielt nicht nur für den Nomenclator nichts, sondern wurde, wie wenigstens der Famulus berichtete, aus dem Schloß gewiesen. Auch in Erfurt, wo er am 7ten November ankam, hatte er schlechten Erfolg: der Rector, dem er seine neuen Werke: die Grammatik, den Aristophanes, den Nomenclator und das astronomische Buch, verehren wollte, schickte diese zurück, indem er 1 Krone beilegte. Daher reiste Frischlin schon folgenden Tags weiter, und kam, nach einem kurzen Aufenthalt in Schulpforte, am 12ten November in Leipzig an, wo er „zur Kanten" seine Herberge nahm und die Poppysmen schrieb. Ende Novembers war er in Grimma, im December in Dresden, und noch vor dem Jahresschlusse traf er in Prag ein, wo er durch alte und neu zu erwerbende Gönner sein Glück wiederherzustellen hoffte.

---

[1]) Von einer solchen Studentengastung und einem dabei vorgekommenen Spaß im Zeitgeschmack erzählt Otto Melander, Jocoseria I, No. 208.

Sechstes Kapitel.

Frischlin in Prag und Wittenberg.

Nach Frischlins Abzug von Tübingen war man daselbst längere Zeit ohne sichere Nachricht über ihn. Vom September wußte man aus Frankfurt noch von ihm; aber fast den ganzen October war er verschollen; im November hieß es, vor drei Wochen sei er in Marburg gewesen, und gegen Ende des Jahres wußte man nicht, ob er bei einem Grafen von Arnburg oder in Prag sei. [1])

Aber ein Lebenszeichen von ihm hatte die Herbstmesse gebracht, dessen man in Tübingen lieber überhoben gewesen wäre: den ersten Dialog zum Schutze seiner Grammatik gegen Crusius. Frischlin hatte die Dreistigkeit gehabt, denselben geradezu dem Herzog Ludwig zu widmen, gegen welchen er so eben die Verbindlichkeit übernommen hatte, nichts dergleichen mehr zu schreiben. Nachdem Crusius durch seine Schrift ihren Handel aus den vier Wänden heraus vor das Publicum, ja vor die ganze Welt gebracht habe, so könne diese Sache nicht mehr in der Stille beigelegt werden, sondern es müssen jetzt alle deutschen Gelehrten, in deren Hände die Schriften beider Theile gelangen werden, Schiedsrichter sein. Diese kurze Erklärung war Alles, was er zur Entschuldigung seines Bruchs der übernommenen Verpflichtung vorbrachte: er konnte nicht mehr sagen, wenn er nicht geradezu die herzogliche Maßregel als einseitig und unbillig angreifen wollte.

Kaum hatte Crusius die Schrift seines Gegners gelesen, als er auch schon, während er sich auf der einen Seite zu schriftlicher Ab=

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 173 f. 182.

wehr rüstete, auf der andern die Staatsgewalt zu Hülfe rief. In Frischlins zur Messe erschienenem und dem Herzog gewidmeten Dialog, schrieb er an diesen unter dem 3ten October, sei er wiederholt ehrverletzlich angegriffen. Nun hoffe er zwar, die Verläumdungen dieses stolzen, undankbaren und gottlosen Menschen mit Gottes Hülfe gründlich zu widerlegen; weil ihm aber die demselben auferlegte Verpflichtung bekannt sei, so gebe er doch dem Herzog zu bedenken, ob er noch länger dulden wolle, daß seine getreuesten Professoren an den Haaren gezogen und mit Füßen getreten werden von einem so schlechten und meineidigen Menschen. Gewiß werde er als ein frommer Fürst eine solche Entheiligung des göttlichen Namens und Verhöhnung seines fürstlichen Ansehens nicht länger gestatten. Hätte man Frischlins Bibliothek vor der Abführung untersucht, möchte man wohl allerhand abscheuliche Schriften gegen treffliche Männer, vielleicht auch gegen den Herzog selbst, gefunden haben. Dieses Schreiben, dessen Schluß besonders eine schändliche Anschwärzung war, unterzeichnete er zur Vermehrung der Rührung: „Martin Crusius, 61 Jahr alt.“ [1])

Das Consistorium in Stuttgart selbst fand das Drängen des Crusius übertrieben, und ließ ihn auf sein Schreiben ohne Antwort. [2]) Doch fragte Osiander beim Vicekanzler an, ob dem Frischlin zu gestatten, daß er mit den übrigen vier Dialogen auch herfürkomme, oder wie dem zu wehren? „Der Mann ist unheilbar, erwiederte Schulter. Der Mensch erbarmt mich, aber seinen Uebelthaten bin auch ich gram. Da er der Verschreibung stracks zuwider gethan, so könnte man der Schärfe nach mit ihm handeln. Aber wie man es mit diesem Manne machet, so ist es verloren. Ich halte dafür, ihn noch einmal zu warnen und zu bedrohen; hülf' es, so blieb' es. Inmaßen ich auch der Meinung, daß M. Crusius ebenmäßig Fried hielt. Es ist doch nur ein Grammatik-Krieg.“ In diesem Sinne wurde denn auch an Frischlin rescribirt; wobei ihm noch insbesondere das Befremden des Herzogs über seine Verwegenheit ausgedrückt wurde, solches sein „unnöthig, theils ehrenrührig, theils auch schandlich Gedicht,“ dem Herzog, als wenn dieser „ob dergleichen Phantastereien Gefallen trüge,“ zu-

[1]) Crusius an den Herzog, Tübingen 3. October 86. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 172.

zuschreiben. Mehr war bei'm Herzog auch durch Andreä, der ihm bei seiner Anwesenheit im Schönbuch den Frischlinischen Dialog vorlas und erläuterte, und durch eine Eingabe des Senats nicht zu erlangen: Er habe Frischlin einen Verweis zugehen lassen, hoffentlich werde dieser sich nun mäßigen, und dann sollen sie das Geschehene mit Stillschweigen übergehen; wo nicht, so werde er, der Herzog, weiter zu verfahren wissen.[1])

Im März 87 wurde dem Crusius von Straßburg aus geschrieben, Frischlin beschäftige sich zu Prag mit Abfassung von Famosschriften, für die er, nachdem Jobin seine späteren Dialoge (die Poppysmen) zurückgewiesen,[2]) einen willigen Drucker in Michael Peterle zu Prag gefunden habe. Er gedenke eine Zeit lang daselbst zu bleiben, bis er der Tübinger Professoren, insbesondere auch des Kanzlers Andreä Missethaten alle gesammelt und bekannt gemacht habe. Eilig trug Crusius diesen Brief zum Kanzler, der ihn bei ehester Gelegenheit dem Herzog vorlegte, und nun erging ein Schreiben Melchior Jägers an Frischlin, das im ersten Theil halbamtlich ihn vor ferneren Schmähschriften warnt, und an die Gefahr Leibs und Lebens, auch Schand und Spott erinnert, darein er sich, nach solcher geschwornen Urfehde, dadurch begeben würde. „Darum werdet ihr, fährt dann Jäger für sich fort, welches ich euch getreulich rathe, eure Sach dahin richten, daß ihr mit stillem, ehrbarem und untadeligem Wesen (hintangesetzt dieser häßigen Schriften, dadurch ihr nichts weder privatae vindictae cupiditatem bei allen Verständigen zu vermerken gebet, daneben aber euch großen Widerwillen unnöthigerweis zuziehet und auf den Hals ladet) die hievor von euch abalienirte Gemüther reconciliiret und andere nützliche Schriften, die euch und den Euren zu Ehren und Wohlfahrt gereichen mögen, an die Hand nehmet. Hac enim itur ad astra, und gar nicht mit solchen Invectivis und Schmachschriften. Das wollt ich euch, als euer altbekannter guter Freund, getreuer Warnungsweis nicht bergen"[3])

[1]) Osiander an Schulter, 11. Oct. Schulter an Osiander 17. Oct. Erlaß an Frischlin, Stuttg. 13. Oct. Die Universität an den Herzog, Tüb. 20. Nov. 86 nebst der Antwort des Herzogs, St. A. Crus. c. Frischl. p. 172.

[2]) Waren also Dial. II. und III. bei ihm erschienen? Seinen Namen setzte er denselben nicht vor. S. Crus. def. nec. p. 3.

[3]) Joh. Hettler an Crusius, Straßburg 14. März. Melchior Jäger an Frischlin, Stuttg. 1. Apr. 87. St. A.

Es war die Wahrheit selbst, die hier durch Jägers Mund zu Frischlin sprach; aber es war zu spät und zu früh: jenes, weil die fraglichen Schriften (sammt der früheren Rede gegen Wagner) schon gedruckt waren und am 22ten April von der Ostermesse in Tübingen ankamen; zu früh, sofern Frischlin zu solcher Einsicht noch lange nicht reif war, wenn er es je geworden ist. Daher lautete seine Antwort noch sehr trotzig. An der Herausgabe seiner Streitschriften hindere ihn sein Eid nicht, da er durch offene Protestation, mit Vorzeigung der Schrift des Crusius, sich vorbehalten habe, auf dieselbe zu antworten. Er habe sich selbst gewundert, daß die guten Leute einen so beschränkten Eid von ihm angenommen (?). Doch auch ohne dieß sei Niemand verpflichtet, öffentliche Injurien sich gefallen zu lassen, sondern berechtigt, sie ebenso öffentlich auf den Urheber zurück zu werfen. Daher fürchte er nicht, daß der Herzog etwas seiner Unwürdiges vornehmen werde. Wolle dieser jedoch die Vertheidigung des Crusius übernehmen, so möge er bedenken, ob es nicht ihm, Frischlin, freistünde, die 11 Bücher Würtembergischer Hochzeitsbeschreibung zu einem andern Gebrauch (d. h. zur Verherrlichung des Hauses Oesterreich) umzuarbeiten; von seinem Eide sich entbinden zu lassen; das Gewaltsame in der gegen ihn vorgenommenen Procedur und die viel gelindere Bestrafung Herters und der Seinigen klagend vorzubringen; überhaupt durch Aufdeckung so mancher würtembergischen Scandalosa denen dort „böse Possen zu machen." Uebrigens habe er außer den 6 Dialogen nichts mehr der Art herauszugeben im Sinne, sondern gehe bereits an die würdigern Arbeiten, wozu Jäger ihn auffordere. Nachdem ihn nämlich der Kaiser in seinen Schutz und großmüthigen Sold genommen, und es ihm auch an Unterstützung hoher Adelichen nicht fehle, von denen er über hundert seine Väter nennen könne, sei ihm von zwei Kaiserlichen Leibärzten der Auftrag geworden, die 8 Bücher des Aristoteles de historia animalium zu übersetzen, da Gaza's Uebersetzung von Fehlern wimmle. Auch habe der Kaiser alle seine Bücher, von denen er es gewünscht, mit einem Privilegium versehen. Der Heimath habe er für immer Lebewohl gesagt, und werde nie mehr dahin zurückkehren. Er danke Gott, der ihm, ohne Verletzung seines Gewissens und seiner väterlichen Religion (wozu er doch öfters versucht worden), den Schutz und die Gnade des Kaisers verliehen habe.

Diesem höchsten Patron habe er sich ganz verpflichtet, für ihn sei er bereit, Blut und Leben aufzuopfern. „Es lebe der Kaiser! das Haus Oesterreich soll leben, blühen und zunehmen! England möge Matthias, Polen Ernst, die erhabenen Erzherzoge, davon tragen." Schließlich meldet er noch, kein Gesandter aus irgend einem Theile der Welt komme nach Prag, der nicht den Frischlin zu Gaste lade, und unterzeichnet sich: der K.K. Majestät Böhmischer Historicus und Bibliothecarius.[1])

Frischlin hatte die Art, wo er hinkam, sich an die vornehmsten Männer zu machen, denen er durch seine Gaben und Kenntnisse, wohl auch durch die Dreistigkeit, sie geltend zu machen, imponirte, während er durch seine geselligen Talente sich ihnen angenehm machte. Leicht kam dann aber ein Fall, daß er im Spaß zu weit ging, oder eine Unwahrheit an den Tag kam, die er aus Großsprecherei sich erlaubt hatte, oder sonst ein Verstoß ihm die Gemüther entfremdete. So machte er auch in Prag am Anfang Glück, aber wer ihn genauer kannte, glaubte nicht an dessen Dauer. Der kluge Hofprediger Osiander äußerte damals, „weil Frischlin zu Prag noch nicht zween oder drei Habern geschnitten, sei er noch in einiger Admiration;" man solle aber nur ein wenig warten, „hiezwischen werde man ihn dort besser kennen lernen, und über drei Monat weniger von ihm halten dann auf den heutigen Tag."[2]) Wer seine vornehmsten Gönner am kaiserlichen Hofe waren, erfahren wir aus den Zueignungen der Aristophanischen Komödien und des Persius, aus dem 19ten und 20ten Buche seiner Elegien, wie aus einigen späteren Briefen. Es waren vornehmlich die Geheimen Räthe Jakob Kurz von Senftenau und Andreas Erstenberg, der böhmische Kanzler Baron Adam von Neuhaus, und der Reichsprokanzler Sigismund Viheuser, die zum Theil schon von den Reichstagen und von Speier her seine Bekannten waren. Dem Letztern insbesondere hatte Frischlin zu seinem Amtsantritt und zu seiner Vermählung seine poetischen Glückwünsche gebracht; allzufrüh sollte er nun auch seinen Tod besingen:[3]) Viheuser starb am 28ten

[1]) Frischlin an Melch. Jäger, Prag 22. April neuen Styls 87. St. A. Unter einem Trauergedicht, das im Mai in Altorf gedruckt wurde, nannte er sich S. Cæs. Maj. a re libraria & literaria.

[2]) Osiander an den Landhofmeister und Kanzler, Stuttg. 2. Juni 87. St. A.

[3]) Opp. P. eleg. L. XVII, Eleg. 2.

April, und in ihm verlor Frischlin eine Hauptstütze. An Feinden aber konnte es ihm, wenn er sich so, wie in der angeführten Briefunterschrift, Titel und Aemter anmaßte, die ihm nicht zukamen, in die Länge unmöglich fehlen. Er nannte sich dort Kaiserlichen Bibliothecar; allein dieses Amt bekleidete Hugo Blotius in Wien, der sich über Frischlins Anmaßung, da er sich auch im Druck ähnliche Titel gab, laut beklagte. Einen seiner wenigen Prager Briefe (vom 4ten Juni 87) finden wir e Collegio Caesareo datirt, und auch damit hätte es, wenn wir dem Crusius Glauben schenken, einen Anstoß gegeben. Man habe ihn nämlich (was doch kaum denkbar) für unverheirathet gehalten; als verlautete, er habe Frau und Kinder, habe er, den Statuten gemäß, das Collegium räumen müssen.[1])

Im Mai reiste Frischlin seiner Familie entgegen, die nun Tübingen gleichfalls verlassen hatte. Zunächst hatte sie sich nach Heilbronn gewendet; von da brachte sie ein Fuhrmann nach Nürnberg, und hier oder in Altorf traf Frischlin mit den Seinigen zusammen. Auf der Rückreise wurde er zu Sulzbach, im Auftrage des Pfalzgrafen Otto Heinrich, von zwei dortigen Gelehrten in der Herberge begrüßt, und bei seiner Abreise am andern Morgen ließ der Pfalzgraf für ihn und seine Familie die Zeche bezahlen.[2])

Die Berichte seiner Frau über die Behandlung, die sie noch zuletzt in Tübingen erfahren, erneuerten Frischlins Erbitterung. Nach Prag zurückgekehrt verlangte er vom Herzog brieflich Ersatz der Unkosten, die ihm durch die Verweigerung des Zollbriefs erwachsen seien, und beschwerte sich mit scharfen Worten über die wiederholten Anforderungen der geistlichen Räthe an seine Frau wegen des Schuldrests von 50 fl. „Das Evangelium und die lutherisch-christliche Liebe, schreibt er, hat solche geistliche Leut dermaßen besessen, daß mich wundert daß mein Weib und Kinder noch mit der Haut, will geschweigen mit ihren Kleidern, davonkommen sein. Gott wird es zu seiner Zeit wohl rächen. Denn es noch nicht aller Tage Abend ist.“[3]) Seiner Schwieger schrieb er im Juli, er wolle erleben, daß ein Oesterrei-

---

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 199. Justa vera & postr. resp. p. 76. 100.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 221. Frischlin. Celet. und die Data der Elogien hinter Cel. I, p. 149 ff.

[3]) Frischlin an den Herzog, Prag 4. Juni 1587. St. A.

chischer Herr im Würtemberger Land regiere, alsdann werde sein Kreuzer auch 3 Pfennig gelten. Doch schon gegen Ende Augusts verlautete in Tübingen, Frischlin wolle von Prag weggehen, und sich in Dresden oder Wittenberg — Einige sagten auch in Ulm — niederlassen. Und bereits am 9ten September kam ein Bote von Frischlin aus Wittenberg an Dr. Brenz mit der Nachricht, daß er um der jesuitischen Religion willen von Prag weggezogen sei; wo nach andern Nachrichten seine Lage zuletzt eine traurige geworden war. „Gelt, schrieb Crusius in sein Tagebuch, er hat bald zu Prag auskocht, da er sich doch gerühmt hatte, er wolle für immer ein Oestreicher bleiben." [1])

Unterdessen hatten Frischlins in der Ostermesse erschienene Streitschriften in Tübingen und Stuttgart neuen Unwillen erregt. Schon Anfangs Mai hieß es, „der Herzog werde diesen Gesellen von Prag langen." Der Edle Christoph Scheer, der ihm bei des Herzogs Hochzeit den Schimpf angethan hatte, und dafür im Poppysmus bedacht worden war, soll sich erboten haben, wenn ihm der Herzog die Kosten bezahle, wolle er den Frischlin holen. Dieß war auch die Meinung der Universität, nach einer in herzoglichem Auftrage mit den neuen Schriften Frischlins vorgenommenen Prüfung. „Diesem unruhigen Mann und Lästerer möchte nicht anders zu begegnen sein, als wenn der Herzog die gn. Fürsehung thun ließe, daß er wiederum zur Hand gebracht und dermaßen verwahrt würde, daß männiglich dieses seines Calumnirens sicher und überhaben wäre;" ein Gutachten, das sie im Juni mit dem Zusatz wiederholte: „in Summa, uns gedunkt, ein solcher schädlicher Vogel gehöre und tauge gar nicht in das weite Feld, ihm selbst und Andern zu großem unwiederbringlichen Schaden."[2]) Damals war es, daß der Hofprediger rieth, noch die Herbstmesse abzuwarten, wo vielleicht etwas Weiteres von Frischlin erscheinen, und auch in Prag eher etwas gegen ihn auszurichten sein möchte.

Doch dem Crusius war mittlerweile ein Hase in die Küche gelaufen, der ihn über die Lässigkeit der Regierung in Verfolgung seines

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 198 ff. 220 f. Frischlin an den Herzog Ludwig, Ursel 26. Jan. 90. Vgl. Opp. P. eleg. II, Eleg. 8.

[2]) Die Univ. an den Herzog, Tüb. 18. Mai und 20. Juni 87. St. A. Crus. a. a. O. p. 191. 197.

Feindes trösten konnte. Am 15ten Mai trat ein Ueberläufer aus dessen Lager, der Famulus Heinrich Frei, zu ihm in's Zimmer. Er entschuldigte sich wegen der Rolle, die Frischlin in seinen Dialogen ihn spielen lasse (wo immer die ärgsten Grobheiten und Unschicklichkeiten gegen Crusius ihm in den Mund gelegt sind); er gedenke sich in einer Schrift zu reinigen. Er sprach den Wunsch aus, in Tübingen zu bleiben, erst in der Philosophie weiter, dann Theologie zu studiren. Von Frischlin habe er sich in Leipzig getrennt, weil diesem die Mittel gefehlt, ihn zu unterhalten. Er erzählte, daß Frischlin noch immer saufe und Zoten reiße, gab dem Crusius erfreuliche Nachrichten über die Verbreitung seiner Grammatik und Rhetorik, und schenkte ihm einen (unterschlagenen) Brief von Polykarp Leyser, worin dieser dem Frischlin seine Mißbilligung über die Art aussprach, wie er den Crusius in seinen Streitschriften behandelt hatte. Vortheilhafter konnte sich der schlaue Bursche bei Crusius nicht einführen, der nun mit Begierde der Denkschrift desselben über seine Reise mit Frischlin entgegensah. Am zweiten Juni erhielt er dieselbe, und sie fiel über Erwartung ergiebig aus. Aber Crusius war unersättlich: nach zwei Tagen gab er dem Famulus sein Manuscript zur Verbesserung und V e r m e h r u n g zurück. Von Seiten des Senats wurde dieses doch nicht ganz so günstig aufgenommen. Wer ihn seine Schrift aufsetzen geheißen? wer ihm dabei geholfen? waren Fragen an den Famulus, die den Crusius in Verlegenheit bringen konnten. Wenn Frischlin solche schändliche Sachen getrieben, warum er so lange bei ihm geblieben sei? Und entschuldigen hätte er sich sollen, ohne den Frischlin, der noch immer sein Brodherr gewesen, anzuschwärzen.[1])

Die Aussagen dieses Menschen, welche Crusius, wie schon erwähnt, seiner letzten Antwort einverleibte, werden von denen, die über Frischlins Leben geschrieben, insgemein als unglaubhaft verworfen. In der That liegt der Schluß nahe: da der Ueberläufer jedenfalls ein schlechter Kerl war, selbst wenn er über seinen ehemaligen Herrn die Wahrheit sagte, wer bürgt uns dafür, daß seine Aussage Wahrheit ist? zumal bei des Crusius bekannter Gesinnung auf die Anschwärzung Frischlins gleichsam eine Prämie gesetzt war. Diesem aber eine so gar gemeine Aufführung zuzutrauen, wie ihm in dem

[1]) Senatsprotokoll vom 25. Juni 87. Vgl. Crus. c. Frischlin. p. 195. 198.

Reiseberichte des Famulus nachgesagt wird, berechtigt uns der Eine Fall, der ihn aus der Heimath vertrieben hatte, doch immer noch nicht. Crusius freilich wußte durch seine Zuträger noch von einer Menge ähnlicher Geschichten aus Laibach und Leipzig, Marburg und Prag, und hatte, auch unabhängig von den Enthüllungen des Famulus, Frischlin einen Weiberhabicht, eine Mädchenkatze genannt.[1]) So viel liegt auch jedenfalls unverkennbar vor: Frischlins ungewöhnliche Geisteskraft wurzelte in einer starken Sinnlichkeit. Und diese war, das müssen wir gleichfalls bekennen, in ihm weder durch eine ideale Gedankenrichtung, noch durch ein feineres sittliches Gefühl, noch auch nur durch gewöhnliche Klugheit, in Schranken gehalten. Nehmen wir hinzu, daß das Unglück auf seine Natur nicht niederschlagend, sondern aufregend zu wirken pflegte, so werden wir von selbst voraussetzen, daß auf einer Reise und bei einem innern Sturme, wie seine Vertreibung aus Würtemberg ihn mit sich brachte, sein Wandel nicht der geordnetste gewesen sein wird. Ob dabei gerade Alles so zugegangen, wie der Famulus berichtet, muß dahingestellt bleiben; weßwegen wir auch mit den schmutzigen Einzelheiten seiner Erzählung unsere Leser verschonen. Daß er selbst, der Famulus, ein lockerer Gesell gewesen, hat Frischlin durch ein wundärztliches Zeugniß jedenfalls genügender bewiesen, als die Zeugnisse seines Buchdruckers in Frankfurt und seines Kostherrn in Marburg, die er beibringt,[2]) die Reinheit seines eigenen Wandels beweisen können. Der Verräther übrigens erreichte seinen Zweck vollkommen: er wurde in Tübingen als Studirender angenommen, genoß allerlei Unterstützung, nach zwei Jahren predigte er schon in den umliegenden Dörfern, und im Jahr 89 erhielt er eine Lehrstelle.

Frischlin war jetzt nach Wittenberg übergesiedelt, und am 9ten September kam, wie schon angeführt, ein Bote von ihm an Dr. Joh.

[1]) γυναικοϊέραξ, feles virginaria, ancillaria, netricaria. Defens. necess. p. 159. 250 (Ersteres handschr. Zusatz).

[2]) Spies bezeugt ihm, daß er sich während seines Frankfurter Aufenthalts „ehrlich, nüchtern, bescheiden und aller Gebühr nach gegen männiglich verhalten"; der Marburger Rentmeister, er habe sich „anders nicht, als einem ehrliebenden Mann eignet und zustehet," gegen die Hausgenossen und Commensales gehalten, „keiner Unzucht, Ueppigkeit oder Frevel gepflogen, wie sein Adversarius ihm in offenem Druck Solches zuschreibt." S. Fasc. 15. No. 24. St. A.

Brenz mit Briefen des ferneren Inhalts: er habe sich dort bereits ein Haus gekauft, mit 4 Zimmern, 2 Weinkellern und einem angenehmen Gärtchen. Es koste ihn 300 fl., daran er 100 baar, und dann alle Jahre 25 fl. zu bezahlen habe; die 100 fl. möchten sie ihm aus den verfallenen Zinsen schicken. Einstweilen, bis er eine öffentliche Anstellung gefunden (nach Crusius hätte er bei der philosophischen Facultät um die Stelle des nach Dresden beförderten Professors Albinus angehalten, wäre aber abgewiesen worden), werde er privatim lehren, wodurch er sich an die 900 Thaler verdienen könne. In Wittenberg gedenke er zu leben und zu sterben; und in diesem Sinne sprach sich auch seine Frau in einem Brief an ihre Mutter aus. Brenz und Schmidlin schickten ihm die 100 fl., mit dem Beisatze jedoch, daß sie ihm künftig nichts mehr hinausschicken werden, er bringe denn herzogliche Erlaubniß dazu bei; überhaupt wünschten sie dieser Pflege überhoben zu sein, die ein beständiger Zankapfel war.[1])

Es war ein Wagestück von Frischlin, nachdem er einmal mit Recht oder Unrecht als Verächter Melanchthons verschrien war, gerade an demjenigen Orte ein Unterkommen zu suchen, wo vor 25 Jahren noch der Praeceptor Germaniae gelebt hatte, und sein Name und Ruhm gewissermaßen zu den Ortsheiligthümern gehörte. Klüglicher oder glücklicher Weise hatte er bereits im Herbste des vorigen Jahrs die neue Ausgabe seiner Strigilis und der drei ersten Dialogen dem Artistencollegium der Wittenberger Universität gewidmet, und sich darin über sein Verhältniß zu Melanchthon in der oben auseinandergesetzten Weise ausgesprochen. Jetzt konnte er überdieß das Grammatische, um das der bisherige Streit sich gedreht hatte, fallen lassen, da seine Absicht auf einen rhetorischen Lehrcursus ging. Schon in dem Anschlag, durch welchen er diesen gegen Ende des Octobers ankündigte, hatte er der Melanchthonischen Rhetorik in hohen Ehren, desto verächtlicher aber des Rhetorculus gedacht, der jene durch seine Quästionen besudelt habe.[2]) Nachdem er auf diese Weise eine Anzahl von Zuhörern zusammengebracht hatte, wußte er es zu veranstalten, daß er zur Eröffnung seiner Privatlehrstunden vor einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Grafen, Baronen und Universitätsange-

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 199 f. 236.

[2]) D. h. des Crusius. S. denselben contra Frischlin., Mspt., p. 230.

hörigen einen öffentlichen Vortrag über rhetorische und poetische Uebungen halten durfte.

Mit vielem Geschick huldigt hier der Redner gleich im Eingange dem Andenken des großen Mannes, der einst auf demselben Katheder gestanden, einem Katheder, von welchem, gleich einer Hippokrene, die rhetorischen Studien über Deutschland ausgeflossen seien; preist Diejenigen glücklich, welche diese lieblich singende Nachtigall noch selbst gehört, und rühmt zugleich die Wittenberger Universität als würdige Bewahrerin der Melanchthonischen Geistesschätze. Dann seinem Thema näher tretend, welches nicht die Beredtsamkeit selbst, sondern die Art und der Weg, zu derselben zu gelangen, bilden soll, unterscheidet er einen doppelten Weg, den (theoretischen) der Unterweisung, und den (praktischen) der Uebung. Jene, die rhetorische Unterweisung, sei von Melanchthon in 2 Büchern vortrefflich und bis heute unübertroffen gegeben worden; rhetorische Uebungen aber gedenke er jetzt zu eröffnen, und wie er dieß anstellen werde, darüber wolle er nun sprechen.

Jede Uebung, rhetorische sowohl als poetische, sei fast nichts Anderes, als eine Nachahmung guter Autoren und Hervorbringung ähnlicher Werke. Die Uebung aber zerfalle selbst wieder in zwei Theile, nämlich erstens die Vorübung, d. h. daß diejenigen Kunstgriffe stückweise nacheinander eingeübt werden, welche hernach bei einer wirklichen Rede vereinigt in Anwendung kommen (προγύμνασμα), und zweitens die Uebung in wirklichen ganzen Reden verschiedener Art (declamatio).

In jenen Vorübungen nun (denn nur von diesen will Frischlin für dießmal sprechen) komme es auf dreierlei an: verba, sententias, und facta oder exempla. Hinsichtlich der ersteren, der Worte, sei auf die Bedeutung und den Sprachgebrauch zu achten (wobei die gewöhnlichen Grammatiker mit ihren Solöcismen und Barbarismen ihr Theil abbekommen, dagegen Frischlins Beschreibungen des Schießgewehrs, der Papierfabrikation und des Bücherdrucks in reinem Latein als Musterstücke gerühmt werden). In Bezug auf die sententiae ist die Vorübung für den künftigen Redner oder Dichter eine dreifache. Erstlich, dasselbe mit ungefähr denselben Worten als die Alten, aber auf verschiedene Weise zu sagen (heterosis), z. B. aus einer Ode eine Elegie, oder aus zwei Briefen einen Dialog zu machen. Oder, zweitens, mit

beinahe denselben Worten und in derselben Form (Versart und dergl.) einen verschiedenen Sinn auszudrücken: Metallage, bei Dichtern Parodie genannt, wie Virgil so manchen Vers aus Ennius und Lucrez, Ovid aus Virgil, Persius aus Horaz, Frischlin aus allen zusammen sich zu Nutze gemacht hat. Die dritte Uebung, einen ähnlichen Sinn in verschiedenen Worten und Formen auszudrücken, ist die von Frischlin mit so vielem Erfolg cultivirte Paraphrase, wo dichterische Sätze in rednerische, oder umgekehrt, verwandelt werden. Diese Uebung gedachte Frischlin auch in seinem Unterrichte zu einer Hauptsache zu machen, bei welcher der studiosus oratoriae im Stufengang vom Leichteren zum Schwereren ein ganzes Jahr verweilen sollte. Daß der Redner den verba und sententiae die facta oder exempla factorum als drittes Glied beiordnet, ist ein logischer Fehler, der sich sogleich darin zeigt, daß auch sie, wie die sententiae, der Paraphrase und der Parodie unterliegen. Die Beschreibung der Seeschlacht bei Lepanto in Cäsarischen Worten und Phrasen, die er hiebei in Aussicht stellt, lag ganz in der Richtung nach dem verkehrten Ideal, dem er zustrebte.

Diese Rede ließ Frischlin sofort auch drucken, und widmete sie nicht weniger als 11 jungen Prinzen, Grafen und Edeln aus verschiedenen Ländern: da er viele Feinde habe, sagt er in der Zueignung, so müsse er auch viele Patrone suchen.[1]) Auch zwei seiner getreuen Grafen von Tübingen waren darunter, die ihm nach Wittenberg nachgezogen waren: der dritte Bruder, Hermann, faulte schon seit zwei Jahren auf dem Kirchhofe zu Villach, nachdem er auf der Reise nach Italien gestorben war; aber auch der mittlere, Adelwig, hatte nur noch wenige Jahre zu leben, er endete 1592 durch Meuchelmord: das unglückliche Geschlecht ging unaufhaltsam dem Erlöschen zu.

Noch einmal ward unserm Frischlin bald darauf Gelegenheit, in Wittenberg öffentlich zu glänzen. Der 11te Februar 1588 war der zweite Jahrestag des Todes von Churfürst August, und wurde von ihm durch den Vortrag eines epischen Gedichts über die fünf letzten sächsischen

---

[1]) Oratio de exercitationibus oratoriis & poeticis, ad imitationem veterum recte utiliterque instituendis, Witebergæ anno 1587 recitata. In Oratt. insign. aliquot, p. 112—168. Auch hinter der Paraphrase zu Horaz und Persius, Frankf. 1609. Die Zueignung s. in Epist. & Præfat. p. 257 ff.

Herzoge und Churfürsten gefeiert.[1]) Das Gedicht erinnert an die früher besprochene Verherrlichung der Oesterreichischen Kaiser, und gehört wie diese zu den vorzüglichsten Arbeiten des Verfassers. Es enthält eine schwungvolle Darstellung der Verhältnisse und Vorgänge zwischen den Herzogen Georg und Heinrich, den Churfürsten Johann Friderich und Moritz, wobei jedoch dessen Bruder August besonders berücksichtigt wird, dann eine Schilderung der Regentenverdienste des letzteren. Ohne die Achtung und eine gewisse Vorliebe für Johann Friderich zu verbergen, weiß der Dichter Moritzens Treulosigkeit mit dem Mantel einer in den Verhältnissen gegebenen Nothwendigkeit zu bedecken, auf welche Prinz August durch den auftauchenden Elbstromgott aufmerksam gemacht wird. Die Ermahnung an die Deutschen zur Einigkeit, welche Frischlin an die Erzählung von Moritzens Tod in der Schlacht bei Sievershausen knüpft, rücken wir als Probe ein:

Glaubt es, ihr Deutschen, o glaubt es des deutschen Dichters Versichrung,
Was nachdrücklicher schon der unheilvolle Erfolg lehrt:
Nichts bereitet den Weg, euch zu schaden, so günstig dem Feinde,
Als ein Reich, im Innern von Haß zerrissen und Zwietracht.
Ja, das teutonische Volk (die Nachwelt wird es nicht glauben),
Dieses kriegrische Volk, das Römer und Gallier schreckte,
Das den Britannen vordem, den besiegten, Gesetze gegeben,
Wendet, o Schmach! vor dem Gallier nun den flüchtigen Rücken,
Und vor Sarmatischem Pfeil entweichen die deutschen Geschosse,
Gleich als verwehte die Männer der West und der stürmende Nordwind.....
Was doch bereitest du dir, o mein Land, durch solches Beginnen?
Sagen will ich es wohl, doch möcht' ich ein falscher Prophet sein:
Vor der Thür ist der Krieg! bald ziehen mit furchtbaren Schaaren
Gog und Magog heran, und Mahomed auch, der Verächter
Gottes, und füllen mit Blut und Leichen die deutschen Gewässer.
Dann, ach zu spät, wirst du die Kräfte vereinen, o Deutschland,
Welche du unvorsichtig in aller Welt nun zerstreuest.
Auf, ihr Fürsten, erwacht! reicht euch die mächtigen Hände,
Und nie brauchet sie mehr, die gemeinsame Mutter zu schänden.
Eintracht pflegt, wie ihr wißt, auch kleinere Kräfte zu mehren:
Während die größten zerstört die länderverderbende Zwietracht.

[1]) Carmen panegyricum de quinque Saxoniæ ducibus ... recitatum in Academia Witebergensi anno 1588. In Operum Nic. Frischlini poeticorum Paralipomena, ex recens. Val. Clessii P. L. 1610, p. 1—34.

In Tübingen hatte man im vorigen September aus dem von Frischlin abgeschickten Boten vergeblich nähere Nachrichten über dessen Verhältnisse in Wittenberg herauszulocken gesucht. Der Ehrenmann schwieg entweder auf die zudringlichen Fragen, oder fing von andern Dingen an. Sonst sagte er wohl, ein großer Herr habe ihn geschickt, Dr. Frischlinus. Dem Crusius, der die Neugierde eines alten Weibes hatte, und hier zugleich für seine Schadenfreude Nahrung erwartete, war dieß unerträglich. Hatte er aber nicht einen ehemaligen Schüler in Wittenberg, den Studiosen Johann Menta aus Augsburg, der in Tübingen unter seinem Schutz eine Komödie, Tobias, aufgeführt hatte? An den wurde also unter dem 12ten September ein Schreiben um gründliche Auskunft über Frischlin erlassen, und da er sich mit der Antwort nicht beeilte, kamen zwei Mahnbriefe, vom 12ten October und vom Anfang Novembers, nach. Damit wurde, offenbar um Frischlin zu kränken, die Mittheilung verbunden, am 5ten October sei dem Crusius Hitzlers oratoria lectio, die er drei Jahre lang als Stellvertreter versehen, übertragen, und am 2ten October dem bescheidenen Ansuchen des Cellius um Aufnahme in das Artistencollegium schon nach zwei Tagen entsprochen worden, was Frischlin zwölf Jahre lang vergeblich zu ertrotzen gesucht habe.[1])

Im November tröstete den Crusius der Besuch des Laibacher Predigers Georg Dalmatinus, den er so trefflich zu Ungunsten Frischlins auszubeuten wußte; im December liefen beifällige Briefe über die indessen erschienene Defensio necessaria ein; Menta's am 7ten December erlassenes Antwortschreiben erhielt Crusius erst am 16ten Jan. 88. Außer dem, was wir schon wissen, berichtet der dankbare Schüler von dem Anstoß, den Frischlins Ausfälle auf Crusius und seine Collegen in seiner öffentlichen Rede bei allen Gutdenkenden erregt haben. Er lehre privatim historica et oratoria, wobei er auch zwei Grafen von Tübingen zu Schülern habe; übrigens schrecke des Mannes Leichtsinn und Unbeständigkeit in Erfüllung seiner Verheißungen, sein Lästermaul und auch der hohe Preis, Manche zurück.[2]) Bisweilen bei Gastmahlen, wenn er angetrunken, beweine er sein Geschick,

[1]) Crus. c. Frischlin. 109 ff. 205.

[2]) Nach Crus. a. a. O. p. 237 forderte Frischlin singulos numos unciales argenti für den Monat.

und schreibe sich in die Stammbücher der Studiosen als „seltsamer Spielball des Glücks“ (παράδοξον τῆς τύχης ἀγώνισμα) ein; andere Male schimpfe er wieder tüchtig auf Crusius, Andreä u. A.; auch ihn, den Schreiber, habe er neulich bei einer Mahlzeit wegen seiner Komödie übel vexirt. So oft Frischlin etwas am schwarzen Brett anschlage, berichtet derselbe Menta Ende Januars, klage er über seine Armuth und Verbannung; er halte Kostgänger, lebe aber dabei in der größten Dürftigkeit. Mit dem Hauskauf, vernahm man von anderer Seite, sei es nichts; Niemand wolle ihm mehr borgen; seine Frau sei den Wittenbergern besonders gram, weil sie bei ihnen all ihre „Kleinoter“ habe versetzen müssen. [1])

Einen merkwürdigen Collegen hatte damals Frischlin: Giordano Bruno, der nachmalige philosophische Märtyrer, war in jenen Jahren gleichfalls Privatdocent in Wittenberg. An Berührung zwischen beiden konnte es nicht fehlen: was wir aber davon wissen, ist wenig, beinahe lächerlich. Erstens, Frischlin, für tiefere philosophische Speculation ohne Verstand, wollte, oder schrieb auch wirklich gegen Bruno. Zweitens, der Philosoph ließ sich von dem Renommisten nach Prag lügen. Während er am Hungertuche nagte, rühmte sich Frischlin, er habe vom Kaiser jährlich 300 Thaler. Bruno hofft, etwas Aehnliches für sich auszuwirken, und macht den großen Metzgergang. Es war am 21ten November 1588, als er dieß in Tübingen dem Crusius erzählte. [2])

Am 12ten Februar kam ein neuer Famulus Frischlins, Leonhard Kraushaar von Hall, mit Briefen an Rüttel, Brenz und Schmidlin in Tübingen an, worin jener trotzig 300 fl. verlangte, sonst wolle er Dinge anrichten, die man gern mit vieltausend Gulden abkaufen würde. Wenn Feinde in's Land brechen, stand in einem dieser Briefe, so wünschte er, es möchte zuerst des Pfaff Brenzen Meierhof (der Scheichhof) verbrannt werden, weil der dem Crusius den Stoff zu Lästerungen gegen ihn geliefert habe. Die Messe werde eine neue Streitschrift von ihm bringen; auch gedenke er noch zu beweisen, daß nicht alle Ehebrecher ehrlos seien, sonst müßten in Würtemberg noch allerhand Leute ehrlos sein. Er erhielt hierauf 200 fl., nicht von dem Vermö=

[1]) Crus. a. a. O. p. 223. 227.

[2]) Crus. a. a. O. p. 267.

gen seiner Kinder, sondern theils eigenes Guthaben, das er noch in Tübingen stehen hatte, theils von Seiten seiner Schwiegermutter, zugeschickt. [1])

Die Streitschrift, mit welcher Frischlin drohte, war der Celetismus, den er gegen des Crusius defensio necessaria zu Wittenberg verfaßte, und dessen ersten Dialog einem jungen Johann von Ketteritz, den zweiten aber merkwürdigerweise Erasmus von Laimingen, Melchior Jäger und Johann Schulter, widmete. Im Februar schickte er Exemplare an den Herzog von Würtemberg und die drei genannten Räthe, mit Briefen, in welchen sich ebenso wie in den zuvor erwähnten die Wuth der Verzweiflung ausspricht. Den Räthen bedeutet er, die Inlage unverweilt dem Herzog zu übergeben, das werde ihr Vortheil sein; thun sie es nicht, so werde nicht er den Schaden davon haben. Dem Herzog schreibt er, hoffentlich werde derselbe nun sehen, was seines Amtes sei, und nichts beschließen, was ihn gereuen müßte. Wolle er hinfort des Crusius Patron heißen, so sei es seine Sache. Das Eine nur rufe er, Frischlin, ihm in's Gedächtniß zurück, was Alexander bei Curtius sage, daß schon oft die Vernachlässigung eines kleinen Funkens eine große Feuersbrunst verursacht habe. [2])

Buch und Schreiben und obendrein noch die Zueignung machten am Hofe zu Stuttgart den ungünstigsten Eindruck. Selbst Jäger soll den Gedanken geäußert haben, man sollte zum Dank für die letztere Frischlins Obligation drucken lassen, die er so frech zu verletzen fortfahre. Der Herzog zwar nahm's in seiner heitern Art. Crusi, sagte er am 16ten April bei einer Mahlzeit im Stipendium, zu der auch jener geladen war, wir hören, Frischlin wöll euch anderst täufen; wie täuft er euch? [3]) Gnädiger Fürst und Herr, erwiederte der Denunciant, er wird bald auch an die Fürsten kommen. Darauf der Herzog: Ich hab ihm schon geschrieben, was ihm zu schreiben ist (was nach Tisch der Professor Joh. Hochmann dahin erläuterte, es sei ihm schon „die letzt Legete Heu gelegt"). Der Graf Friderich aber trank dem Cru=

[1]) Crus. a. a. O. p. 223 f. 228 f.

[2]) Witebergæ 16 Cal. Mart. 88. Fasc. 15, No. 9 und 10. St. A.

[3]) Vesperläuter. Frischlin. Popp. II, p. 222.

sius zu mit den Worten: Crusi, ich brings euch: ich will nit ingratus discipulus sein wie Frischlinus. Ein andermal äußerte der Herzog über Tafel, als von Frischlin die Rede war: der Pfalzgraf hat ihn verdorben.

Crusius war in jenen Tagen voller Unruhe: der Prodromus zum zweiten Theile des Celetismus, in Ursel gedruckt, war aus der Ostermesse in seine Hände gelangt, aber die zwei Dialogen selbst, die in Magdeburg gedruckt waren, noch nicht; zugleich vernahm er von einer Kiste, die an einen geringen Wittenbergischen Buchführer, Andreas Bebi, nach Frankfurt gekommen, aber uneröffnet stehen geblieben sei, weil es zur Messe schon zu spät gewesen, und der Buchführer die 8 Thaler für den Fuhrmann nicht habe bezahlen wollen. Darin vermuthete er lauter Celetismen. Im Prodromus strich er nun einstweilen die Stellen an, in welchen Anweil und Degenfeld angegriffen waren, und übergab das Exemplar dem Kanzler Andreä, es dem Herzog und dem Hofe vorzulegen. Zugleich fügte er etliche Erinnerungen bei, mit der Bemerkung, er könne es leiden, daß sie dem Herzog in die Hände kommen. Ob einem Menschen, der noch herzoglicher Stipendiat, solche Freiheit, zu verläumden und zu lügen, zu gestatten sei? ob es dem Fürsten und der Universität wohl anstehe, ihre treuesten Diener so mißhandeln zu lassen? ob es dem Haupt nicht schade, wenn die Glieder verwundet werden? ob es der Frequenz der Universität, dem Respecte der Schüler vor den Lehrern, des Volks vor dem Adel zuträglich sei? Auch an die Theologen solle es nun gehen. Ob Gottes Ehre nicht verlange, daß Frischlins wiederholter Ehebruch gestraft werde? ob sich nicht durch die Berührung dieses Menschen wie durch Pech besudle, wer ihm noch günstig sei? Das Letztere war ein Merks für Melchior Jäger; Anweil aber ließ von diesen Erinnerungen sowohl als von den angestrichenen Stellen im Prodromus Abschrift nehmen, und auch der neue Obervogt verhandelte mit Crusius als einem Bundesgenossen des Adels wider Frischlin, über die Sache.[1]) Auf seine Anregung bat Crusius brieflich den Hofprediger, den Herzog zu erinnern, ob er nicht nach Frankfurt an den Rath schreiben lassen wolle, daß die Kiste mit den muthmaßlichen Celetismen arrestirt werde. Ohne

[1]) δοκεῖ τι μηχανήσεσθαι, schreibt Crusius am 21. April ganz vergnügt in sein Tagebuch.

Zweifel werde er in diesen mehrere Professoren angreifen, auch den Kanzler Andreä (Osianders Schwager). Brenzens Meierhof habe er verbrannt gewünscht. Er trete seine Eide mit Füßen, glaube keinen Gott und halte die Grammatiker für Pferde. Der Obervogt schickte den Brief sogleich nach Graveneck, wo er jedoch den Hof nicht mehr antraf.[1])

Endlich im Juli erhielt Crusius auf sein Ansuchen von Schulter dessen Exemplar des Celetismus, und nun war es sein Erstes, sich, in Einstimmung mit Andreä, klagend an Rector und Senat der Universität zu wenden. Frischlin greife in diesen Dialogen nicht blos ihn, sondern auch den Herzog, dessen Räthe, den Adel, den Senat und die Theologen an (wofür in einer Beilage Belegstellen beigebracht waren); drohe noch mit einer ganzen Reihe von Schriften gegen ihn und Andre, und habe unverkennbar im Sinn, die Universität, die Kirche und das Herzogthum zu verderben. Wolle daher der Senat die Sache nicht selbst in die Hand nehmen und ihn schützen, so möge derselbe ihm wenigstens ein Zeugniß seines Lehrens und Lebens ausstellen, dessen er sich zu seiner Ehrenrettung bedienen könne. Am 28ten Juli wurde dem Crusius vom Senat einstimmig das beste Zeugniß zuerkannt, und am folgenden Tage las er seinen Collegen seine letzte Antwort gegen Frischlins Celetismus im Facultätshause vor, die er sofort nach Straßburg, und als sie hier keinen Drucker fand, nach Basel schickte. Sie erschien zur Herbstmesse, und da Frischlins Celetismus zur Ostermesse zu spät gekommen war, mithin gleichfalls erst in der Herbstmesse feil gethan wurde, so traf es sich zu seinem Nachtheil, daß mit seiner Schrift zugleich auch schon die Gegenschrift zu haben war. Dieß veranlaßte ihn, der selbst auf der Messe zugegen war, seinem Celetismus noch ein Blatt anzuhängen, wo er insbesondere gegen die von Crusius benützten Aussagen seines verlaufenen Famulus protestirt und in der Antwort des erstern den offenbaren Wahnwitz des bösartigen alten Mannes findet. Da dieser auf seine wissenschaftlichen Gründe gar nichts mehr vorgebracht habe, so bedürfe es keiner weitern Antwort, sondern werde er, Frischlin, sich fortan der Vollendung seiner übrigen Werke widmen, ohne auf Crusius und seinen würdigen Bundesgenossen fernerhin Rücksicht zu nehmen. Gegen

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 231 ff.

den Famulus erließ er ein gedrucktes Patent, worin er ihn als verdorbenen Menschen, der die eigenen Laster seinem Herrn aufgebürdet habe, zu brandmarken suchte.[1])

Glaubte aber Frischlin in seinem Celetismus dem Gegner alle wissenschaftlichen Waffen aus der Hand geschlagen zu haben, so hielt dieser nicht minder große Stücke auf das Persönliche in seiner letzten Antwort. „Es ist ihm nicht möglich, zu verantworten," sagte er, als er sie gedruckt erhielt, und sah in ihr die Erfüllung jenes Traums von zwei Fechtern, deren kleinerer dem größeren den Arm abgehauen hatte. Exemplare dieser Antwort schickte er am 3ten October 1588 „seinem 9ten Stufenjahr" (63) an den Herzog und seine Räthe, mit der dringenden Aufforderung, doch endlich einzuschreiten, die seinerseits auch Frischlin wiederholt zu haben scheint. Daß gleichwohl nichts gegen diesen geschah, leitete Crusius aus der Furcht her, welche Frischlin durch seine Drohung mit weiterem Scandal den Würtembergischen Großen eingejagt habe.[2])

---

[1]) Nic. Frischlini Refutatio novissimæ Crusianæ defensionis, contra diffamationem H. Frei, Halensis Suevi, transfugæ. 1588. Fasc. 15. No. 11. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 228. 249—256. Crusius an den Herzog, Tüb. 3. Oct. 88. Frischlin an Jac. Monavius, Braunschweig 2. Oct. 88. St. A.

Siebentes Kapitel.

Frischlin in Braunschweig.
Er sucht sich mit Crusius auszusöhnen.

Vierzig Jahre vor der Zeit, von der wir reden, war nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Krieges die Universität Wittenberg sammt den übrigen Kurlanden von dem Ernestinischen an den Albertinischen Zweig des sächsischen Hauses übergegangen. Als später die Ernestiner in etliche Trümmer ihrer Thüringischen Besitzungen wieder eingesetzt wurden, stifteten sie für ihre Lande die Universität Jena. Melanchthon blieb in Wittenberg, und da sich andrerseits verschiedene Anhänger des strenglutherischen Lehrbegriffs in Jena sammelten, so bildeten diese beiden Universitäten längere Zeit die Träger des Gegensatzes zwischen der milderen Melanchthonischen und der schrofferen Richtung, wie sie sich in diesen Jahren an die Namen eines Flacius, Wigand und Heshus knüpft. Churfürst August zwar, und mehr noch seine Gemahlin, die dänische Anna, hatten der Hinneigung der erstern Partei zum reformirten Lehrbegriff mit Hülfe des von ihnen berufenen Andreä einen Damm entgegengesetzt: unter seinem Nachfolger, dem Churfürsten Christian I. jedoch schien es rasch dem Calvinismus zuzugehen, der Exorcismus bei der Taufe und das Verketzern auf der Kanzel wurde verboten, und verschiedene Theologen und Prediger der strengern Richtung abgesetzt oder entlassen.

Unter diesen war auch Dr. Polykarp Leyser, der seit einer Reihe von Jahren das Amt eines Professors der Theologie und Superintendenten in Wittenberg bekleidet hatte. Er war Frischlins jüngerer

Landsmann, mit ihm im Stipendium zu Tübingen erzogen worden, und obwohl der Stiefsohn des Hofpredigers Lukas Osiander, welcher seit neuerer Zeit nicht mehr zu den Gönnern Frischlins gehörte, hegte er doch für diesen eine freundschaftliche Gesinnung. Als Frischlin gegen Ende des Jahres 86 durch Sachsen nach Prag reiste, schrieb ihm Leyser jenen Brief, den hernach der Famulus Frei, der ihn bestellen sollte, an Crusius auslieferte. Allen Gemäßigten, versicherte hier Leyser seinen Jugendfreund, mißfalle die übermäßige Heftigkeit, mit welcher er diesen um die ganze Literatur gewiß nicht übel verdienten Mann angegriffen habe; wie er davon auf seiner Reise an verschiedenen Orten sich habe überzeugen können. Er bittet ihn, seinen Studien eine ersprießlichere Richtung zu geben; „denn wer hat Nutzen davon, fährt er fort, daß du aus deiner Heimath verbannt, unstät und flüchtig umherschweifst, da du daheim bei Weib und Kindern in Ruhe, Muße und Ehre leben könntest? Ueberwinde dein heftiges Gemüth und zähme deine vorschnellen Affecte, durch welche du Niemanden mehr als dir selbst schadest. Hast du deine alten Freunde, Gönner und Lehrer beleidigt, so suche sie mit dir auszusöhnen, und gib in Zukunft, statt jenen schlimmen Rathgebern, dem Zorn und der Leidenschaft, dem Rathe verständiger Freunde Gehör." [1]) Während ihres Zusammenseins in Wittenberg im Jahre 87 befestigte sich das freundschaftliche Verhältniß beider Männer, und nachdem Leyser zum Superintendenten in Braunschweig berufen war, wußte er auch seinem bedrängten Landsmann eine Anstellung daselbst zu verschaffen.

Die Stadt Braunschweig bestand aus fünf besondern Gemeinden, deren jede ihren eigenen Rath, viere derselben auch eigene lateinische Schulen hatten. Die der Altstadt, Martinsschule genannt, war es, welche Frischlin sich übertragen sah. Im März 1588 zog er von Wittenberg ab, und reiste über Helmstädt nach Braunschweig. [2])

Hier trat er sein Amt mit einer doppelten Rede an, deren erste, de studiis scholasticis, d. h. von dem Stufengange des Schulun=

---

[1]) Witebergæ 26. Nov. 86, bei Crusius, def. nec. p. 271 ff.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 237. 253. 294. Ein Abschiedsgedicht von einem Wittenberger Schüler steht hinter Frischlins Kallimachus und Archias p. 413 ff.

terrichts, verloren ist. Dagegen sind wir für die Rettung der zweiten dem Tübinger Bibliothekar aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs, der sie herausgegeben hat, besondern Dank schuldig, weil in ihr Frischlin wie er leibte und lebte vor uns steht. Sie ist an demselben Tage wie die erste, vielleicht Nachmittags, gehalten, und handelt von einigen Erfordernissen und wegzuräumenden Hindernissen jener verbesserten Schuleinrichtung.[1]) Als Haupterforderniß wird eine ineinandergreifende Reihe guter, im Sinne jenes Stufengangs und des Grundsatzes: wenig Regeln, viele Beispiele! eingerichteter, aus den besten alten Schriftstellern gezogener Schulbücher vorangestellt. Diese aber, von den Elementartafeln an bis zu den Chrestomathien, seien dermalen nirgends als in seinen (Frischlins) Papieren und Entwürfen vorhanden. Was also thun? Die einzelnen Autoren sich selbst anzuschaffen, sei für Lehrer und Lernende zu kostspielig; entweder müssen sie folglich ungelesen bleiben und im alten Regelkrame fortgemacht werden, oder die Väter der Stadt müssen einen Buchdrucker anwerben, der sich in Braunschweig setze und jene Schulbücher drucke. Schon dieß werde ihm genug zu thun geben; aber auch außerdem dürfe er nicht fürchten, feiern zu müssen. Wie viele Bücher werde nur er allein, der Redner, ihm zum Druck und Verkauf liefern! „Welche Bücher? werdet ihr fragen. Nun, Bücher, sollte ich meinen, die sogar durch Kaiserliches Privilegium trefflich geschützt sind. Lies, mein Famulus, zur Ehre dieses Orts und zum gedeihlichen Wachsthum unserer Schule, dieses Privilegium."

(Famulus liest.)

„Ihr seht nun wohl, ehrwürdige Väter, edle und weise Männer, daß der Buchführer, der seine Dienste unserer Schule widmen wollte, zehn ganzer Jahre zu thun haben würde, wenn er nur allein meine Bücher (denn ich habe auch noch andere, deren in diesem Privilegium nicht gedacht ist) an's Licht fördern wollte. Und ich frage euch, ob es nicht eine Ehre für euch, für eure Kinder und eure Stadt, und

---

[1]) Nic. Frischlini Oratio de scholis & Gymnasiis aperiendis, & simul tempestatibus, quibus affliguntur, avertendis: habita Brunsvigæ & antehac nunquam publice visa; nunc in lucem protracta a Fr. Herm. Flaydero. Tubingæ 1627. Der Titel ist Nachahmung des Titels einer Schrift von Joh. Sturm: De literarum ludis recte aperiendis.

insbesondere für diese neue Schule, ebensogut wie für mich, wäre, wenn solche Bücher mit Kaiserlichem Privilegium von eurer Stadt und dem Rector eurer Schule ausgingen? Und denket nicht, ich trachte dadurch nur meine Bücher bequemer und vortheilhafter an den Mann zu bringen. Diese haben schon bisher, nicht blos in Deutschland, sondern auch in Italien und Frankreich, ihre Drucker gefunden. Meinen Kallimachus hat vor 10 Jahren in Frankreich Heinrich Stephanus, der vornehmste unter allen Buchdruckern, herausgegeben; vor 5 Jahren meine Grammatik sammt einigen andern Schriftchen Aldus Manutius in Venedig... Wie viele Schriftsteller gibt es in unserem Deutschland, denen solche Ehre von den Ausländern widerfahren ist? ... Was soll ich von den Basler, Straßburger, Frankfurter Buchdruckern sagen, die gleichfalls viele Werke von mir an's Licht gefördert haben?.. Wie oft legt nur Jobin meine Komödien wieder auf? Daher darf Niemand wähnen, daß ich meiner Bücher wegen so sehr um einen Buchdrucker angefochten sei. Um eure Kinder (liberi), nicht um meine Bücher (libri) ist es mir dabei zu thun."

Sofort geht der Redner zu einem zweiten Uebelstande fort, dem jedoch der Rath, wie er versichert, bereits selbst bedacht sei, abzuhelfen. „Gleich zuerst, sagt er, wenn ich auf die ABC-schule sehe, in der die Augäpfel der Väter, die Lieblinge der Mütter sitzen, so erbarmt mich, ja mich erbarmt dieses zarten Häufleins, daß sie in einem Raume, worin kaum die Hälfte ordentlich Platz hätte, so eng auf einander sitzen müssen, daß sie sich drücken und pressen. Und da überdiß das Schulhaus in einem finstern Winkel der Stadt steht, keinem Wind, keiner Luft, zugänglich ist, wie sollten in dem beschränkten Raume, in dem Gestanke, besonders zur Sommerszeit, die zarten Kleinen nicht in allerlei Krankheiten fallen? Derselbe Uebelstand kehrt aber in allen Klassen wieder. Wenn nun auch noch von fremden Orten (wie leicht möglich) junge Leute aus Lernbegierde zu uns kommen, so sehe ich nicht, wie für sie Platz zu finden sein soll. Ihr klaget, diese Schule sei in Abgang gekommen, und wünschet, sie durch mich wieder in Aufnahme zu bringen. Da bin ich. Ich bin willig und bereit. Gebt nur einen Raum, worin wir, Lehrende wie Lernende, unsere Schuldigkeit thun können." Hier wird der Kargheit mancher protestantischen Städte und Fürsten die Freigebigkeit der Katholiken, die glänzenden Jesuiten-

Collegien gegenübergestellt, durch welche Schüler angelockt, und dem Protestantismus empfindlicher Abbruch gethan werde. Daß Frischlin das wirklich Große an dem Jesuitenorden, das planmäßige Zusammenwirken auf Einen Zweck, bei jeder Gelegenheit rühmte und der protestantischen Zerrissenheit als Muster vorhielt, konnte ihm in jener Zeit nur mißdeutet werden.

Bei Weitem das verderblichste Uebel jedoch, worunter die Schulen leiden, ist unserem Redner zufolge der Mangel an Lehrern, die herrschende Abneigung gegen diesen Beruf. Wer etwas Rechtes gelernt habe, der suche etwas Anderes zu werden, und so bleibe für die Schulen nur der Ausschuß übrig. „Von mir brauche ich hiebei nicht zu reden. Denn, wenn es gleich ebenso ehrenvoll für mich, als heilsam für eure Schule ist, daß ihr mich zur obersten Leitung derselben berufen habt, wofür ich euch gebührenden Dank weiß: so dürft ihr mir doch glauben, es werden in allen Theilen der Christenheit, wo mein Name bekannt ist, mehr Leute sein, die sich verwundern, daß ich, der zu größeren Dingen geboren sei, mich dazu verstanden habe, die Beschwerlichkeiten dieses Schulstaubs auf mich zu nehmen, als darüber, daß ihr mir diese Stelle übertragen habt. Denn wie Viele unter denen, welche der Doctorgrad und der Dichterlorbeer ziert, oder die Kaiserliche Pfalzgrafschaft verherrlicht, möchten sich wohl zu diesem tiefsten Schmutze, wie es Manchen vorkommt, herablassen?" Ueberdieß wäre es vielleicht auch der gelehrten Republik ersprießlicher, wenn er, statt sich mit Kinderunterricht zu plagen, ruhig den Aristophanes vollends übersetzen, die Paraphrasen zu Virgil und Horaz zu Ende führen, oder auch das Studium der Theologie und Medizin wieder aufnehmen würde. Doch wie dem sei, er habe, gewonnen durch der Braunschweiger Liebe zu den Wissenschaften und den Gelehrten, und durch die freundliche Aufnahme, die er bei ihnen gefunden, auch überzeugt, daß man der Wissenschaft, der Kirche, dem Staate durch nichts besser dienen könne, als durch Unterweisung der Jugend, dieser Stelle den Vorzug gegeben." Uebrigens erkläre sich der Mangel an tüchtigen Lehrern einfach genug. „Denn die Männer, welche den ganzen Tag im Gestank und Lärmen der Knaben zugebracht haben, und halb schwindsüchtig, halb taub geworden sind, diese müssen mancherorten, wenn sie heimkommen, das Brod des Jammers essen und das Wasser der Bekümmerniß trinken. Wären Bei=

spiele nicht verhaßt, so könnte ich Städte nennen, wo der Säu- und Kuhhirt einen größeren Lohn hat, als der Schulmeister." [1])

„Doch nun zu Anderem, was unserm Schulgarten Nachtheil bringt. Dahin gehört ein kalter, nördlicher Wind, der auf unsre Schulen fast täglich hereinstürmt, und oft ganze Klassen, nicht selten die ganze Schule mit sich fortreißt. Dieser Wind kommt nirgend anders her als aus den Gräbern der Todten. Denn kaum ist heutigen Tages ein Schuster, ein Schneider oder Schmied, der, wenn er entweder selbst stirbt, oder sein Weib oder eins seiner größern Kinder durch den Tod verliert, nicht die ganze Schule für die Begleitung der Leiche in Anspruch nimmt. So werden uns Gärtnern nicht selten zur ungelegensten Zeit unsere Bäumchen aus dem Garten des Lebens nach dem Ruheplatz der Todten entführt, und mit großem Nachtheil ihrer Studien zur Bestellung von Leichen verwendet. . . Wahrhaftig, der Mann, welcher gesagt hat, daß die Kunst lang, das Leben kurz sei, wenn er noch lebte, würde das nicht geduldig mitansehen können. Denn wie wenige Tage vergehen, daß es in dieser volkreichen Stadt keine Leiche zu geleiten gibt? und wie manche Stunden gehen so hin, während deren unsere Schularbeit darnieder liegt! Kommt es dann zur öffentlichen Prüfung, und geben die Knaben ungeschickte Antworten, so wird alle Schuld auf die Nachlässigkeit des Lehrers geworfen. Doch man wird sagen: es ist einmal Sitte und alte Gewohnheit, daß die Todten ehrlich begraben werden. Als ob sie an andern Orten, wo jene Gebräuche nicht sind, unehrlich begraben würden! . . Wie ist es also zu machen, daß die Leichenbegängnisse immer noch feierlich bleiben, und doch dem Unterrichte der Schuljugend kein Abbruch geschehe? Wenn ihr einen Rath annehmen möget, so will ich ihn geben. Jener Leichengesang soll ja doch nicht dem Todten zu Gute kommen, sondern den Lebenden, die er an ihre Hinfälligkeit erinnern soll. Kann nun aber dieser Zweck nicht ebensogut durch Wenige erreicht werden, wie durch Viele? Wahrhaftig, wen der Gesang von zehn Menschen nicht seiner Sterblichkeit erinnert, auf den wird auch aller Mönche und Pfaffen zu Venedig Singen und Plärren durch sämmtliche Straßen und Stadtviertel keinen Eindruck machen."

[1]) Vgl. Popp. III, p. 53: Volo ut... magistri... fruantur iisdem salariis, quibus ecclesiarum pastores fruuntur, aut etiam majoribus.

Damit aber die Frucht des Schulunterrichts nicht verloren gehe, muß man nach Vollendung desselben die Zöglinge auch auf gute Universitäten schicken, nicht auf solche, wo die Studien, insbesondere die philosophischen, darniederliegen, oder wo es mit der Religion nicht sauber ist: woburch zu guter Letzt noch Tübingen und Wittenberg jedes seinen Treff bekommt.

In wie weit des reformlustigen Redners Wünsche von den Vätern der Stadt berücksichtigt wurden, wissen wir nicht anzugeben: er von seiner Seite ließ es an Fleiß und Eifer nicht fehlen, und zog bald durch seine ausgezeichnete Lehrgabe zahlreiche Schüler herbei.[1]) Den Plan mit dem Buchhändler, der ja ein alter Lieblingsgedanke Frischlins, nur in veränderter Form, war, nahm er selbst in die Hand. Während der nächsten Herbstmesse finden wir ihn in Frankfurt, angeblich im Auftrag des Braunschweiger Raths, mit einem Buchdrucker in Unterhandlung und im Handel um eine Presse: doch die Sache kam auch dießmal nicht zu Stande.[2])

Gleichwohl ließ er einige der Schulbücher, von denen er in der Rede gesprochen, in der nächsten Zeit erscheinen, die wir jetzt freilich nur noch aus ein paar Vorreden und Büchertiteln kennen.[3]) Darunter war eine Auswahl von Reden aus Cäsar, Cicero, Sallust, Livius und Curtius, denjenigen fünf Schriftstellern, welche nach Frischlins Urtheil das beste Latein geschrieben haben. Diese Muster sollten jedoch nicht blos zur Erlernung der Sprache, sondern zugleich als Beispiele zur Erläuterung der Regeln der Rhetorik und Dialektik dienen; neben=

[1]) Im Sept. 88 schreibt Michael Neander von Ilefeld aus dem Crusius: Eo Brunsvigæ docente advolare turbam auditorum & ab ore ejus pendere, admirantem ingenium & eruditionem viri. Der neidische Crusius setzt freilich an den Rand: Quid, si Frischlinus ipse Neandro hæc ita in literis jactat? Contra Frischlin. p. 253. Doch muß er auch später noch vernehmen: libenter audierunt eum, ut festivum. Ebd. p. 294.

[2]) Crusius c. Frischlin. p. 252.

[3]) Libri selecti in usum scholæ Brunsvicensis. In Nic. Frischlini Epistolæ & præf. p. 262. Vgl. den Katalog Frischlinischer Schriften vor der Methodus declamandi. An beiden Orten zusammen finden sich aufgeführt: Tabulæ elementales pro pueris alphabetariis. Cato latinus novus, pro quartanis. Cato græcus nov. pro tertianis. Selecta proverbia & sententiæ pro iisdem. Sel. apophthegmata & apologi pro secundanis. Sel. orationes latinæ. Deßgl. græcæ, pro primanis. Sel. poemata gr. pro iisdem.

her lernte aus ihnen der Schüler ein gutes Stück Geschichte, und fand sich durch die eingestreuten Sittensprüche moralisch angeregt. Nach derselben Methode war auch die griechische Sentenzensammlung für Anfänger ausgewählt. Es waren einfache Sätze von 3—4 Worten zur Uebung in den griechischen Declinationen und Conjugationen, wozu Frischlin, um den Knaben mit der Form zugleich einen bedeutenden Inhalt zu geben, die Sprüche berühmter Weisen und Fürsten des Alterthums, sammt etlichen kurzen Sprüchwörtern, gewählt hatte.

Nehmen wir hier gleich die übrigen Schriften mit, welche während Frischlins Aufenthalt zu Braunschweig von ihm erschienen oder verfaßt worden sind, so finden wir zuerst einige Uebersetzungen griechischer Dichter. Die Uebersetzung und Erklärung des Kallimachus erschien in zweiter Auflage, und wurde den beiden Söhnen des Grafen von Hanau, dem die erste zugeeignet gewesen war, gewidmet. [1]) Sie bekam in dieser neuen Ausgabe einen dreifachen Anhang: erstlich die lateinische Uebersetzung einiger Epigramme des Archias; zweitens eine Anzahl eigener griechischer und auch etlicher lateinischen Epigramme von Frischlin, meistens Denkmale für verstorbene oder auch noch lebende Gönner (Frischlin wollte dem Crusius gegenüber zeigen, daß er auch dankbar sein könne, wenn man es um ihn verdient habe); endlich drittens ein kleines griechisches Epos über die Gefangennehmung Christi, worin Frischlin mit Homerischen Versen auf ähnliche Weise wie sonst mit Virgilischen umspringt. [2]) Als Seitenstück zum Kallimachus ist Frischlins Bearbeitung des

[1]) Callimachi Cyrenæi Hymni & Epigrammata, quæ extant, cum duplici interpretatione & commentariis: præterea A. Lic. Archiæ Epigrammata quædam Græca, cum Lat. interpretatione: omnia Nic. Frischlini ... opera & studio in lucem edita. Accesserunt ejusdem Frischlini aliquot Græca Epigrammata cum nonnullis aliis: & Hymnus Græcus in Christum proditum. Basileæ, excudebat Leonh. Ostenius, impensis Wendelini Hommii. 1589.

[2]) Ὕμνος εἰς Ἰησοῦν Χριστὸν . . ὑπὸ τοῦ Ἰούδα . . προδοθέντα καὶ ὑπὸ τῶν Ἰουδαίων ληφθέντα.

Inhalt: Anrufung der Kalliope, Einleitung; Beschreibung von Jerusalem; Judas Eltern; Christi Wirksamkeit und Jüngerberufung; Bethanien, Passah, letztes Mahl:

Ἑξείης δ' ἕζοντο κατὰ κλισμούς τε θρόνους τε.
Σῖτον δ' αἰδοίη ταμίη παρέθηκε φέρουσα,

Tryphiodor, des Verfassers der Ἰλίου ἅλωσις, gleichfalls in doppelter Uebersetzung, prosaischer und metrischer, mit Noten zum griechischen Text, zu betrachten.[1]) Dagegen ist der logische Dialog gegen Petrus Ramus gewissermaßen ein Nachspiel zu Frischlins grammatischen Dialogen, das er auf die Bitte eines Freundes um sein Urtheil über die Scholae dialecticae des Ramus in Einem Tage niedergeschrieben haben will.[2]) Der Dialog sucht nachzuweisen, daß des Ramus Polemik gegen Aristoteles auf verkehrter, willkürlicher Auslegung beruhe, und nur geeignet sei, Verwirrung anzurichten. In Braunschweig muß auch der Entwurf einer Rhetorik, wenn nicht entstanden, doch zuletzt redigirt worden sein, den Hieronymus Megiser 14 Jahre nach Frischlins Tode herausgegeben hat,[3]) da dieser hier, um zu zeigen, wie man eine Lobrede zu Stande bringe, beispielsweise die Stadt Braunschweig zum Gegenstande nimmt. In zwei Büchern werden im ersten die Lehre von der rednerischen Erfindung (inventio), im zweiten die vom rednerischen Ausdruck (elocutio), nach Aristoteles, Cicero, Quinctilian u. A., übersichtlich und faßlich, doch weder in tadelloser logischer Anordnung, noch erschöpfend, abgehandelt. Schwerlich würde Frischlin die Arbeit in dieser Form veröffentlicht haben. Endlich gehört noch die schon früher besprochene griechische Grammatik ihrer Vollendung und Erscheinung nach zum Theil in diesen Zeitraum, sofern der erste Theil, mit der Widmung an den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig vom 1ten Juni 89, in diesem Jahr erschienen, und auch vom zweiten, erst im folgenden Jahr erschienenen

---

Εἴδατα πόλλ' ἐπιθεῖσα, χαριζομένη παρεόντων.
Οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' ἕτοιμα προκείμενα χεῖρας ἴαλλον.
Αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἕντο,
Αὐτίκα ἡδυεπὴς ἀνὰ δαῖτ' ἀνόρουσεν Ἰησοῦς,
Τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή,
Τοῖσι δὲ συνδείπνοις ἀγορήσατο καὶ μετέειπε· u. s. f.

[1]) Dem Verfasser lag nur die Dedication vor: De Tryphiodoro, verso dupliciter latine, epistola ad Dn. Engelbertum a Lautern, Brunsvigæ Cal. Jul. 88. Epist. & præf. p. 126 ff.

[2]) In P. Rami dialect. Scholarum L. quartum Dial. I. In Frischlini Epist. & præf. p. 56—90. Dazu die Præfatio, ebendas. p. 54 f.

[3]) Nic. Frischlini V. Cl. Rhetorica: seu Institutionum oratoriarum libri duo, nunc primum, in gratiam studiosæ juventutis, typis excusi, opera & impensis Hieronymi Megiseri. Lipsiæ 1604.

Theile die Zueignung an den Landgrafen Moritz von Hessen Braunschweig den 1ten Juli 89 datirt ist.[1])

Während Frischlin auf diese Weise in Braunschweig als Lehrer wie als Schriftsteller eine neue Thätigkeit entwickelte, arbeiteten seine Freunde daran, sein altes Mißverhältniß mit Crusius auszugleichen. Polykarp Leyser war es besonders, der, im Sinne seines früher erwähnten Schreibens an Frischlin, jetzt, da sie zusammenlebten, sich dieses Versöhnungsgeschäft nach beiden Seiten hin angelegen sein ließ. Auf Crusius suchte er durch seinen Stiefvater, Lukas Osiander, zu wirken. Bereits am 27ten Februar 88 schrieb der Hofprediger an den Professor, er habe dieser Tage einen Brief von seinem Stiefsohne Leyser mit der Nachricht erhalten, daß Frischlin, der zum Rector in Braunschweig gewählt sei, ihm gestanden habe, es thue ihm leid, bisher viele treffliche Männer beleidigt zu haben, es solle künftig nicht mehr geschehen, er wolle verständigen Rathschlägen folgen. Ob nun gleich, setzt Osiander hinzu, Frischlins bisher bewiesene Unbeständigkeit dieses Versprechen verdächtig machen könnte, so heiße doch die christliche Liebe das Beste hoffen, und man müsse deßhalb dahin sehen, daß beiderseits mit Streitschriften innegehalten werde. Crusius habe sattsam erwiesen, daß Frischlin in vielen Theilen seiner Grammatik geirrt habe, und seine eigne Unschuld genügend dargethan. Auch ihn, den Hofprediger, habe ja Frischlin angegriffen, allein er habe es dessen Heftigkeit und Unklugheit längst vergeben, und so bitte er den Crusius inskünftige gleichfalls ruhig zu sein. Dieß schreibe er in Uebereinstimmung mit den Männern, deren Ansehen auch bei Crusius immer am meisten gegolten habe. Unter diesen verstand Crusius Melchior Jäger und Schulter; will aber hernach erfahren haben, daß sich der Letztere Frischlins nicht mehr annehme. In Frischlins Bezeigen fand er nur eine „Galgenreu," und antwortete daher dem Hofprediger sehr widerwillig. Als Frischlin darauf ausgegangen, die Universität in ihren Gliedern zu zerstören (um vom Herzogthum nichts zu sagen), habe sich Niemand ihrer angenommen, daher habe er, Crusius, als der Meistangegriffene, sich selbst wehren müssen. Nun hoffe man auf Besserung des Menschen,

[1]) Nic. Frischlini Grammaticæ Græcæ cum Latina vere congruentis Pars I. (Orthograph. Prosod. & Etymol.) Helmstadii, excud. Jac. Lucius, impensis Ludolphi Brandes. 1589. Pars II. (Syntax.) Ibid. 1590.

der bisher göttliches und menschliches Recht mit Füßen getreten habe. Es werde nichts daraus werden. Dennoch wolle er des Hofpredigers frommem und weisem Rathe gehorchen, und nichts mehr gegen Frischlin schreiben: vorausgesetzt, daß auch Frischlin Ruhe halte. Allein dieser habe noch nicht einmal ein solches Versprechen von sich gegeben; ja es verlaute, daß eine neue Streitschrift von ihm unter der Presse sei. (Der Celetismus war damals noch nicht erschienen.) Bestätige sich dieß, so sei ein neuer Krieg unvermeidlich; denn seinen Ruf und seine Ehre zu vertheidigen, könne ihm Niemand verbieten.[1])

In ähnlicher Weise wurde andererseits auch Frischlin, nicht blos mündlich von Leyser, sondern auch schriftlich von Aegidius Hunnius in Marburg, Jakob Monavius in Breslau u. A. bearbeitet. Besonders eindringlich aber waren die Vorstellungen, welche der ehrwürdige Michael Neander, der gelehrte Rector in Ilefeld, ihm machte. Er habe, schrieb er ihm, Geschäfte- und Kränklichkeitshalben seine und des Crusius Streitschriften noch nicht gelesen. „Von Herzen aber bedaure ich beide Theile, fährt er fort: dich, weil du dir und den Deinigen viel erwerben und dich mit nützlichen und dauernden Schriften beschäftigen könntest, während deine Poppysmen, Prodromi, Celetismen u. a. Bücher, trotz des Aufwandes von Mühe, Geld und leider auch Zeit, den sie kosten, doch schneller und leichter vergehen werden, als sie geschrieben sind; was deinen Schriften anderer Art, die der Unsterblichkeit werth sind, niemals begegnen kann. Auch den Crusius bedaure ich, der ein ruhigeres Alter haben, und das Restchen Leben auf bessere und nützlichere Dinge verwenden könnte. Ueber euren Streit sage ich nichts, da ich eure Schriften nicht gelesen habe und schwerlich je dazu kommen werde, sie zu lesen. Das aber erkläre ich mit der Wahrheit, daß ich Beide als ausgezeichnete Gelehrte bewundere, verehre und hochschätze; daran möge keiner von beiden Theilen zweifeln.“ [2]) In gleichem Sinne schrieb Neander auch an Crusius; und obwohl mit einem solchen Unparteiischen in der Regel kein Theil zufrieden ist, so konnte doch Frischlin die Wahrheit dessen, was Neander von dem Zeitverlust und dem vorübergehenden Werthe solcher Streitschriften sagte, unmöglich ganz verkennen. Dazu kamen die

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 225 ff.

[2]) Neander an Frischlin (Ilefeld) 14. Mai 88. St. A.

äußeren Gründe, die ihm den Frieden mit Crusius räthlich machten. Dessen Ansehen in der gelehrten Welt stand so fest, seine Verbindungen waren so ausgebreitet, und seine Betriebsamkeit, sie auszubeuten, so unermüdet und zudringlich, daß Frischlin seit ihrer Fehde auf jedem Schritt an Hindernissen anstieß, die er dem Einflusse des Crusius zuschreiben mußte. In Marburg hätte er eine Anstellung finden können, meinte er, wenn ihm Crusius nicht widerstanden hätte; und in dessen eigenen Aufzeichnungen wiederholen sich die Nachrichten, die er erhielt, daß da und dort einer Frischlinischen Streitschrift aus Rücksicht auf ihn die Druckerlaubniß versagt, oder der Drucker abwendig gemacht worden sei. War freilich dieses Treiben des Crusius nicht geeignet, den Gegner innerlich für ihn zu gewinnen, so muß man Frischlins Gemüthsart in Rechnung nehmen, bei welcher auf einen heftigen Ausbruch ein Zusammensinken zu folgen pflegte, das leicht zur Versöhnung mit eben dem Gegner benutzt werden konnte, dem der vorige Ausfall gegolten hatte. Zwar fand sich im Herbste jenes Jahres Frischlin durch des Crusius letzte Antwort nicht minder gereizt, als dieser durch die Celetismen aufgebracht worden war: doch nahm dießmal sein Grimm die Richtung mehr gegen den verlaufenen Famulus, der dem Crusius die gefährlichsten Waffen gegen ihn geliefert hatte, den er deßwegen in Patenten und Elegien verfolgte.

Als daher während der Frankfurter Herbstmesse, die Frischlin selbst besuchte, die dortigen Prediger, Conrad Lautenbach, Oseas Hala u. A., mit denen sich auch der aus Straßburg herübergekommene Joh. Pappus vereinigte, ihn aufs Neue zum Frieden ermahnten, fanden sie ihn ganz geneigt. Er ließ während der Messe einen Katalog seiner bereits herausgegebenen und noch herauszugebenden Schriften anschlagen, zu dem Zweck, einen Gönner zu finden, der ihn zur Ausführung seiner literarischen Plane in den Stand setzen möchte: [1]) und in diesem Kataloge war, wie Crusius selbst bemerkte, keine Schrift gegen diesen aufgeführt. War dieß derselbe Katalog, den wir jetzt vor

[1]) Dieß spricht sich in den begleitenden Distichen aus: Lectori Salutem.

Det vitam nobis Deus ille, det otia princeps,
Aut si quis majus principe pectus habet.
Tertius accedat mihi mente typographus æqua:
Et tribus omne annis, lector, habebis opus.

der Methodus declamandi abgedruckt lesen, so heißt es hier unter der Rubrik Orationes: Dialogorum libri aut octo, aut nulli, d. h. er gedachte, falls Crusius ihm entgegen käme, nicht allein nichts Weiteres gegen ihn zu schreiben, sondern auch die bereits erschienenen Streitdialogen zu cassiren. Ersteres Vorhaben sprach er auch gegen verschiedene auf der Messe anwesende Tübinger aus; ja er trat in Gruppenbachs Laden, fiel diesem weinend um den Hals, und bat ihn um Gottes willen, dahin zu wirken, daß Crusius und die Andern zu Tübingen ihm verzeihen; er wolle sie ehren und Gutes von ihnen reden. Zum Pfande dieser Gesinnung gab er dem Buchdrucker ein Exemplar seines Panegyricus auf die fünf sächsischen Fürsten mit, worein er eigenhändig geschrieben hatte: „Seinem Lehrer, Dr. Martin Crusius, dessen unwürdiger Schüler, zum Zeichen künftiger Aussöhnung." Zugleich gingen Briefe von Hala in Frankfurt und Leyser in Braunschweig an Crusius ab, die in ihn drangen, wenn Frischlin um Verzeihung bitte (und in diesem Sinne werde nächstens ein Schreiben von ihm einlaufen), ihm diese zu gewähren.[1])

Frischlin selbst wandte sich an Freund und Feind in Tübingen, um die Ausgleichung einzuleiten: an den Kanzler und den Senat, wie an seinen getreuen Johann Hochmann. Dem Letzteren schrieb er am 17ten September aus Frankfurt: „Martinum Crusium belangend, ist es mir von Herzen leid, daß sich der Mann, den ich ja sonsten für einen frommen, gelehrten Herrn die Tag meines Lebens erkannt, und zu seiner Zeit wiederum erkennen und nennen will, von falschen Zungen also lässet einnehmen, daß, wenn Einer käm und saget ihm, ich hätte zu Venedig ein Ziegen oder Geis angangen, das müßt ihm wahr und argumentum contra Strigilem grammaticam sein. Bitt den Herrn um Jesu Christi willen, wie auch alle Herrn Professores, sie wollen, in Bedenken allerhand Ursachen, mit ihm, Crusio, so viel handeln, daß er sich contentiren laß mit einer Präfation, darin ich bekennen will, ich habe je unbedächtlich in meiner Strigili gehandlet und die Sachen so weit nicht beherzigt, als ich sollt gethan haben. Darzu darnach böse Zungen zu beiderseits kommen, welche D. Crusium sowol als mich, und mich sowohl als ihn, irritirt haben. Begehr der-

---

[1]) Crus. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 60. c. Frischlin. Mspt. p. 250.

halben, daß alle meine Scripta, so wider ihn sein, sollen annihilirt und aufgehaben sein, und seiner anders nie dann in Ehren hinfüro publice und privatim gedacht werden, und Alles auf den auctoribus calumniarum beruhen. Ist nun noch ein Funk christenlicher brüderlicher Liebe zu Tübingen, wie ja ist, so woll sich doch Crusius anders dann bisher erfinden lassen; so will ich mich hinwiederum, Gott und der ganzen Christenheit zu Lob und Ehren, auch dermaßen gegen ihn, in publica praefatione, erzeigen, daß er und Andere, besonders die vom Adel, sollen endlich zufrieden und zur Ruh sein, und er desto lieber mit mir aus diesem elenden Jammerthal scheiden." [1])

Endlich am 10ten Oktober kam, zum Unglück sehr verspätet, ein Schreiben Frischlins an Crusius selbst vom 18. September, begleitet von Fürschriften der Straßburger und der Frankfurter Geistlichen, alle mit Friedensermahnungen an Crusius. Frischlin, schreibt Pappus, habe ihm sehr bewegt geschienen, besonders in den letzten Tagen, wo er seinen Brief an jenen geschrieben habe. Niemals habe er, Pappus, Frischlins zaumloses Maul gebilligt; aber er wisse nicht, der Mann habe ihn immer gedauert, und daure ihn noch. Halte er nun, was er versprochen, so werde wohl auch Crusius nichts weiter als etwa die Veröffentlichung der Frischlinischen Erklärung verlangen; breche er seine Zusage, so sei ihm freilich nicht zu helfen. [2])

Frischlin schrieb an Crusius, er sei zwar gerüstet gewesen, auf alle einzelnen Punkte in dessen letzter Gegenschrift mit unwidersprechlichen Zeugnissen so zu antworten, daß es jenem schwer gefallen sein dürfte, seine harten Beschuldigungen zu erweisen: doch der Bitte gemeinschaftlicher Freunde, sich zur Aussöhnung geneigt finden zu lassen, habe er nicht widerstehen wollen. „Zuerst also komme ich zu dir und bitte und beschwöre dich um des ewigen Gottes und der göttlichen Barmherzigkeit willen, du mögest diesem Schreiben bei dir so viel Gewicht vergönnen, als ich nicht zweifle, daß du ihm vergönnen wirst." Daß Frischlin sofort die Hauptschuld des Zerwürfnisses auf böse Zungen schiebt, die beide gegeneinander verhetzt haben, war zwar eine Fiction, die aber unter den obwaltenden Umständen als die anständigste Auskunft gelten konnte. Als Einbildung dieser Ohrenbläser nimmt er

[1]) Bei Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 259 f.

[2]) Bei Crus. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 64.

sofort seine mißliebigen Aeußerungen über des Crusius Häuslichkeit zurück; auch in ihrem grammatischen Streit haben sie sich (er möge ihm das zu sagen erlauben) beide durch jene bösen Zungen von der Sache abführen lassen; „ich verwünsche aber von Herzen meine Unklugheit, daß auch ich vom rechten Wege abgewichen bin, und nicht lieber zu dem Persönlichen geschwiegen habe. Demnach will ich meine sämmtlichen Dialoge mit Einem Striche vernichtet und in alle Ewigkeit abgethan haben, werde auch in einem öffentlichen Schreiben alle Buchdrucker ersuchen, sie niemals wieder aufzulegen. Dasselbe, hoffe ich, wirst auch du mit deinen Vertheidigungen thun. Sobald ich aus einem Schreiben von dir oder sonst einem Ehrenmann verstanden haben werde, daß auch du von deinem Vorhaben abstehen und dich mit mir aussöhnen willst, so werde ich daran sein, in der Vorrede zu einem demnächst herauszugebenden Werke dich und alle deine Collegen, besonders die Theologen, öffentlich so anzusprechen, daß gewiß alle und jede, nach ihrer christlichen Liebe, mir verzeihen werden. Thust du das, so wird es ein Werk sein, das vor Gott und allen frommen und gelehrten Leuten dir wie mir zu unvergänglichem Lobe gereichen wird: so daß Frischlin durch Crusius, und Crusius durch Frischlin leben, und meine Schriften durch die deinigen, deine durch meine, ewig dauern werden... Lebe wohl und ertheile mir bald eine Antwort, welche zu einer größeren Freundschaft Anlaß geben möge, als je zwischen uns bestanden hat." Beigeschlossen war Frischlins Bittschreiben an die Frankfurter Geistlichkeit um ihre Fürsprache bei Crusius, das unter Anderem die Worte enthielt: „Noch lebt Gott, der Kündiger aller Herzen, und will, daß auch wir beide das ewige Leben haben sollen. Auf den traue ich und halte bei ihm unablässig im Gebete an, daß er die erbitterten Gemüther besänftige und den ganzen Handel dahin richte, daß wir beide uns wieder lieben und gegenseitig werth halten." [1])

Dieses Entgegenkommen Frischlins machte in Tübingen selbst auf Solche Eindruck, die sonst nicht seine Gönner waren. Nicht nur Hochmann, sondern auch Anastasius Demler, der von Frischlin persönlich beleidigt und im Senat stets gegen ihn gewesen war, sprach dem Crusius zu, nun, da jener abbitte, solle auch er allen Groll aus seinem Herzen fahren lassen. Aber dieser war weder mit dem Er=

[1]) Crus. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 56 ff. c. Frischlin. Mspt. p. 262.

bieten Frischlins, noch mit dem Zureden der Vermittler zufrieden. Mi
jenem nicht, weil Frischlin nicht alle Schuld auf sich nahm, sonder
sie zu theilen suchte; mit den Letzteren nicht, weil sie ihn auf gleiche Lini
mit Frischlin stellten, da doch dieser der angreifende Theil, er nur i
der Nothwehr begriffen gewesen sei. Auch Frischlins Auskunft mi
den bösen Zungen wollte er nicht verstehen, sondern blieb steif darau
nicht durch den Famulus oder sonst Jemanden, sondern einzig durc
Frischlin selbst, zu seiner scharfen Erwiederung veranlaßt worden z
sein. In diesem Sinne schrieb er am 10ten und 29ten Oktober, ohn
den Frischlin selbst einer Antwort zu würdigen, den vermittelnden Geist-
lichen, und setzte dem offenen Erbieten seines Gegners die verbissen
Erklärung entgegen: „Es hat zwar Frischlin auf's Gräulichste nich
nur mich, sondern auch Andere, die Gutes um ihn verdient hatten, i
seinen Schriften angezogen: dennoch will ich ihm, wie schon vorhe
immer, so auch jetzt verzeihen (weil uns Gott durch Christum Schwe-
reres verziehen hat); und wenn er fortan schweigen, und auf keiner-
lei Weise (weder selbst noch durch Andere, weder öffentlich noch heimlic
und mit versteckten Stichelreden und Räthselworten wie bisher öfters)
mich beschimpfen und verletzen wird (mit Worten, Schriften ode
Werken), so will auch ich nichts mehr gegen ihn schreiben." Ob Frisch-
lin seine bisherigen Schriften gegen ihn zurücknehme oder bestehen lasse,
gelte ihm gleich; wenn er aber seine 16 Bücher Epigramme heraus-
gebe, so werde er, wenn er redlich sein wolle, alle Schmähungen und
Stiche daraus tilgen.[1])

Eine so auf Schrauben gestellte, nicht einmal an ihn selbst ge-
richtete Erklärung, zwischen deren Zeilen der alte unauslöschliche Haß
deutlich zu lesen war, konnte auf Frischlin unmöglich einladend wir-
ken; auch scheint sie ihm, wie vorher sein Erbieten dem Crusius, ver-
spätet zugekommen zu sein: so ließ er das Ausſöhnungsgeschäft liegen,
und ohne geradezu gegen Crusius etwas zu unternehmen, nahm er
doch keinen Anstand, gegen den Famulus, dessen Aussagen dieser gegen
ihn benützt hatte, weitere Schritte zu thun. Dem in der Herbstmesse
von Frankfurt aus erlassenen Patent gegen denselben schickte er im
October ein zweites, an alle Universitäten und Schulen gerichtetes,

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 258. 263 ff. Resp. adv. Popp. III, p. 65.

nach, worin dessen Lebenswandel abermals aufs Grellste beleuchtet und von schändlichen Lügen des Frei und Crusius gesprochen war.[1])

Doch fast mehr noch als dieses Patent, das ihm im Januar 1589 zukam, und in welchem er doch nur in zweiter Linie angegriffen war, erbitterten den eiteln Crusius um dieselbe Zeit die Lobsprüche, die einige Gelehrte dem Frischlin, zum Theil gar gemeinschaftlich mit ihm, öffentlich ertheilten. Erst kam ihm Frischlins Tryphiodor zu Gesicht, an dessen Schluß er einen Brief von Laurentius Rhodomann, Rector in Walkerode, einem ausgezeichneten Hellenisten, fand, worin Frischlin als einer der Vorkämpfer gegen die eindringende Barbarei mit homerischen Versen angeredet, und ihm ein nimmer welkender Lorbeerkranz zuerkannt war. Dem Rhodomann mochte Crusius darauf gar nicht schreiben, aber gegen dessen Lehrer, Michael Neander, äußerte er seine Verwunderung, daß Rhodomann einem Menschen, der mit Ehebruch, Meineid, Verläumdungen und Lügen bedeckt sei, so viele Ehre erweise. Frischlin nenne ihn seinen Rhodomann. „So möge er denn Frischlins Rhodomann bleiben, nicht der meinige." Er wolle nichts von solchen Leichtgesinnten. Jene Viper habe Aussöhnung von ihm begehrt, aber bald darauf ein dem widersprechendes Patent ausgehen lassen. Wer noch Gemeinschaft mit ihm halte, beflecke sich durch die Laster dieses aus Würtemberg verbannten, verdorbenen und verlorenen Menschen. Diesen Brief möge Neander weiter verbreiten.[2])

Nun gelangte im Februar, durch Frischlin eingesandt, noch ein Schreiben von Polykarp Leyser nach Tübingen, welches der griechisch-lateinischen Grammatik Frischlins vorgedruckt werden sollte, und worin es hieß: um die Verbindung des Griechischen und Lateinischen habe sich bisher besonders Martin Crusius verdient gemacht, einst Frischlins Gegner, doch nun mit ihm versöhnt. In dessen Fußstapfen sei Frischlin glücklich und löblich getreten, und habe die Regeln beider Sprachen so künstlich verflochten, daß nun der Lehrer das Verhältniß der zwei Sprachen mit Einem Blick übersehen, der Schüler aber beide unbeschwert miteinander lernen könne. „Da siehe, klagt Crusius hierüber seinem Tagebuch, wie meine Freunde sich mit jenem Menschen, der an

[1]) Es war in Zerbst gedruckt, s. Crus. c. Frischlin. p. 271.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 270. 275.

mir, seinem Lehrer, so übel gethan hat, verbinden. Der Herr sei Richter! „Da aber zugleich ein Brief Leysers an Crusius eingelaufen war, so antwortete ihm dieser in sehr gereiztem Tone. Leyser scheine (diese Autorsempfindlichkeit hatte er auch gegen Neander geäußert) von seinen Schriften gegen Frischlin gar keine Kenntniß genommen, auch Frischlins letzte teuflische Dialoge nicht gelesen zu haben. „Daher kämpfst du eifrig für den Menschen, und besudelst dich unwissend mit diesem Pech. . . Dann machst du aber auch aus seiner Gelehrsamkeit zu viel. Sie ist nicht ohne Mängel (wie ich in meinen Antworten erwiesen habe), und sie ist es gerade, die ihn so aufbläht. Wäre sie aber auch vollkommen, wäre sie über Salomonis Weisheit, so ist sie bei ihm doch ein Schwert in der Hand eines Rasenden. Willst du dieses Schwert durch dein Lob in seiner Hand befestigen? willst du durch Vorreden zu seinen Schriften deinen ehrlichen und berühmten Namen besudeln? Das ist sehr zu bedauern. Dadurch nährest du in ihm die Gottlosigkeit, den Hochmuth und die übrigen Laster, wenn auch ohne dein Wissen."[1])

Doch um ihn vollends aus aller Fassung zu bringen, kam dem Crusius im April Rhodomanns Palästina zu, mit einer gemeinschaftlichen Zueignung an Neander, den herzogl. sächsischen Kanzler, Frischlin, Monavius und Crusius. Er in derselben Dedication mit Frischlin vereinigt, und noch dazu als der Letzte, während seinem Gegner recht der Ehrenplatz in der Mitte eingeräumt war! Auch das mußte über den guten Neander hinaus. „Was denkst du von unsrem Rhodomann? schrieb er ihm; ist er nicht toll, sein Werk über Palästina dem Frischlin zuzueignen? einem Ehebrecher, Meineidigen, der aus Lügen zusammengesetzt, undankbar, und um seiner Frevel willen aus ganz Würtemberg für immer verwiesen ist? Er stellt ihn in seiner Zueignung mitten unter Andere hinein, gleich nach dem sächsischen Kanzler. Beschimpft er nicht ehrliche Leute durch die Zusammenstellung mit jenem Menschen? . . Ich weiß dem Rhodomann keinen Dank für eine Zueignung, in welcher er mich als den Letzten gesetzt hat. Bei uns verdenkt man es ihm sehr. Hätte er seine Dedication lieber mit Feuer und Wasser vertilgt." Auch an Jakob Monavius in Breslau,

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 276 ff. Beide Briefe, an Neander und an Leyser, sind vom 14. März 1589.

gleichfalls einen der wohlmeinenden Vermittler, schrieb Crusius nach demselben Model, warnte ihn vor der Besudelung mit diesem Pech, legte dem Frischlin die schon stehend gewordene Reihe infamirender Prädicate bei, und bat, diesem seinem Briefe Verbreitung zu geben.[1]) Wenn Frischlin wirklich, wie Crusius damals vernahm, mit einer Komödie: Crusius furens, sich trug, so war er hiezu vollkommen berechtigt, denn Crusius benahm sich wie ein Rasender; was auch seine Freunde durch ihr Stillschweigen auf seine fanatischen Briefe ihm zu empfinden gaben.[2]) Verständige Männer machten sich über ihn lustig. Bei einem Schmause auf des Abts Hof in Tübingen sagte ihm der Landhofmeister: Crusi, du hättest doch eine Freude, wenn dem Frischlin etwas Schlimmes widerführe. Ich wollt nicht, erwiederte er, daß ihm ein Haar gekrümmt würde, daß ich dran schuldig wäre; aber wenn Gott ihn schlüge, so könnt ich das wohl leiden.[3])

Im Senat ließ Crusius seine erneuerte Wuth in der hämischen Weise aus, die wir schon kennen. Kam ein nächtlicher Straßenlärm zur Untersuchung, so stimmte er für die leichteste Strafe. Denn wer bis jetzt, bereits 2 Jahre her, den Frischlin in Untersuchung gezogen habe? wer sich darum gekümmert, wenn er ganz Deutschland mit Geschrei (ärger als jene Studenten die Straßen) und mit Verläumdungen erfüllt habe? Weder der Fürst, noch die Universität habe bisher einen Schritt gethan. Solche gehässige Hetzerei rechnet sich der alte Pharisäer im Tagebuch als Freimuth (παῤῥησία) an und bemerkt: „Keiner sagte etwas darauf. Es sei Gott klagt.“ Ein andermal, als es sich zum Behuf des Berichts an die herzogliche Visitation um die Frage handelte, ob die Privilegien und Statuten der Universität eingehalten werden, sagte Crusius im Senat, der Herzog und seine Räthe selbst beobachten ihre Verordnungen nicht; denn obwohl Frischlin zweimal sich eidlich verpflichtet, und zweimal diesen Eid gebrochen habe, thun sie doch nichts, um ihre und der Universität Ehre zu wahren, schon länger als zwei Jahre her. Dabei legte er ein Ver=

---

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 280. 293.

[2]) Ebendas. p. 295: 24. Sept. 89. Adhuc nullas ex his nundinis literas accepi. Polycarpus peregre . . . abfuit. Cæteros forte meæ asperiores literæ deterruerunt.

[3]) Ebendas. d. 290. Vgl. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 66 f.

zeichniß der ärgsten Schmähungen in den neuesten Frischlinischen Dialogen vor. Rector und Senat versprachen, die Sache an den Herzog zu bringen, von dem aber der gewöhnliche langmüthige Bescheid erfolgte, man solle noch abwarten, was Frischlin in nächster Meß ausgehen lasse, dann wolle man in Ueberlegung nehmen, wie man dem rasenden Poeten das Maul stopfe.[1])

Mit welcher Befriedigung mochte unter solchen Umständen der unversöhnliche Mann die Nachricht vernehmen, daß Frischlin altere, daß sein langer Bart ganz grau geworden sei. Dieser selbst, darüber berufen, wies auf die vielen Leiden, die über ihn ergangen, als die Ursache hin. Dabei lauerte Crusius mit leisem Ohr auf jedes Gerücht, das von Braunschweig kam, ob es nicht den Sturz seines Feindes bedeute. Daß dieser im Herbst 88 zur Frankfurter Messe kam, und dem Bischof von Speier einen Pack seiner Werke schickte, veranlaßte den Crusius zu der Tagbuchsfrage: „Hat er so wohl der Weil? Vielleicht ist seines Bleibens zu Braunschweig nicht; er klopft bei'm Bischof an.“ Bald darauf lesen wir abermals: „Es wird nicht richtig mit ihm sein.“ Im folgenden Frühling hört Crusius gar, Frischlin sei in Braunschweig entlassen. Entlassen ist er nicht, setzte er etwas später hinzu, aber „er wackelt.“[2])

Im Juli wurde ihm ein Brief des Rectors der Katharinenschule in Braunschweig, M. Carl Bumann, an einen Tübinger Studiosen mitgetheilt, worin sich jener über den unbequemen Concurrenten sehr mißliebig äußerte. Frischlin gebrauche keine Ruthe und sehe seinen Schülern viel nach. Dabei lobe er nur seine eigenen Bücher und Dictate, während er die von Andern tadle und verspotte. Ihn, den Bumann, habe er ohne Ursache in einem Dictat seinen zweiten Gegner genannt, und seine Schüler aufgestiftet, Famosschriften auf ihn zu machen. Sein Leben sei, wie es Crusius beschreibe; wodurch er sich auch seine Gönner abgeneigt mache. Doch er wolle selbst von Braunschweig fort. Der Gruß, der an ihn in diesem Briefe stand, war für Crusius Anlaß genug, dem Manne alsbald selbst zu schreiben. Es geschah nach dem uns sattsam bekannten Formular: er müsse sich wundern, daß der Rath der Stadt Braunschweig einen

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 270. 289.

[2]) Ebendas. p. 249. 252. 285.

Menschen behalte, welcher der Jugend zum Aergerniß gereiche, als Ehebrecher, Undankbarer, Verläumder, Meineidiger gegen seinen Fürsten, Aufrührer gegen den Adel u. s. f.; wobei auch hier auf die drei Crusius'schen Gegenschriften, die man in Braunschweig nicht gelesen zu haben scheine, aufmerksam gemacht wird. [1])

Daß Frischlin von Braunschweig fortzukommen trachtete, war wirklich an dem. Seine Besoldung war gering, und die nordische Lebensart sagte dem Schwaben nicht zu. Er bezog nur 100 Thaler von der Stadt, nebst der Hälfte des Schulgeldes von etwa 600 Schülern, und scheint vergebens um eine Aufbesserung eingekommen zu sein. Er habe, sagte er nachher in einem Briefe, „seine saure Arbeit mit seinem eigenen Gelde bezahlen müssen." Ebendaselbst schildert er Braunschweig als einen Ort, „da ihm Luft, Wasser und Bier sehr zuwider." Besonders auf die Braunschweiger Mumme ist er übel zu sprechen. [2]) Er sah sich genöthigt, „zu seiner und der Seinigen Gesundheit Erhaltung" im Weinkeller eine Schuld von 50 Thalern zu machen, und im Sommer 89 mit seiner Frau eine Badecur in Wiesbaden zu gebrauchen. Auf der Rückreise von da verweilte er einige Tage in Kassel, wo ihn der Landgraf Wilhelm dießmal freundlicher als vor drei Jahren aufnahm. „Und nachdem J. F. Gn. vernommen, erzählt Frischlin selbst, mit was Gelegenheit ich zu Braunschweig meine Zeit hinbring, haben sie an mich begehrt, ich wollt libros Regum Hebraeorum heroico carmine tractiren, so wollen sie mir sumtus dazu geben; darauf ich denn meinen mühseligen Dienst zu Braunschweig aufgesagt." Das war auf jeden Fall voreilig, und Frischlin nahm in seiner sanguinischen Art das Erbieten des Landgrafen in einem bestimmteren Sinn, als dergleichen Erbietungen in der Regel genommen sein wollen. Zwar versicherte er später, Landgraf Wilhelm habe ihm für sein Gedicht 600 Thaler in die

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 291 ff. Vgl. Jac. Frischlin. Nic. Fr. redivivus, F, 4 und 5. Mit Bumann hatte Frischlin auch einen logischen Disput, den 14 Jahre nach des Letztern Tode, aus Anlaß eines Angriffs in Jakob Frischlins Frischlinus redivivus, ein Verwandter Bumanns noch an das Licht stellte unter dem Titel: Disputatio logica de partibus Dialectices, Brunsvigæ inter N. Frischlinum & C. Bumannum olim instituta. Jam vero publ. juris facta & præf. ornata a M. Joach. Nisæo . . . 1604.

[2]) Nam fregit vires Mummia vestra meas. L. XV, Eleg. 11.

Hand versprochen; das war aber im besten Falle von einem Geschenk (doch sicher weit geringern Betrags) für die fertige Arbeit, nicht von einer Anstellung und fortlaufenden Besoldung für die Zeit, daß er daran arbeitete, verstanden. Um eine solche bat später Frischlin den Landgrafen vergebens, und gedachte daher den Eingang zu dem bestellten Gedicht als Probe zu veröffentlichen, um zu sehen, ob nicht ein frommer Fürst aufstehen möge, der, „allen Teufeln der Hölle zum Trotz," ihm die Muße verschaffe, es auszuführen.[1]) Doch, wäre er immerhin von Braunschweig weggegangen: wenn er nur nicht auch dießmal dafür gesorgt hätte, daß es mit Aufsehen und Scandal geschah.

Die Gelegenheit dazu brach Frischlin in der That vom Zaune. Was ging ihn die Frage, ob Matthäus Wesenbeck als Calvinist oder als Lutheraner gestorben sei, was der Streit über den Kryptocalvinismus in Chursachsen an? Lagen ihm noch nicht genug eigene Händel auf dem Halse, daß er sich in fremde mischen mußte? Der genannte Wesenbeck, ein namhafter Rechtslehrer jener Zeit, war in jungen Jahren zu Brüssel vom katholischen zum reformirten Bekenntniß übergetreten, hatte sich darauf in Jena zur Augsburgischen Confession und dem lutherischen Katechismus bequemt, aber die nachmals erschienene Concordienformel wollte er, mittlerweile nach Wittenberg berufen (wie Apian in Tübingen und aus den gleichen Gründen) nicht unterzeichnen, fing auch mehrere Jahre vor seinem Ende an, sich von Kirche und Abendmahl zurückzuziehen. Auf dem Sterbebette endlich (1586) verlangte er nach dem Sacrament; Leyser legte ihm die kritische Frage vor, ob er glaube, daß im Abendmahl der Leib und das Blut Christi mit dem Munde empfangen werde? die Antwort des Sterbenden glaubte er als Bejahung fassen zu dürfen, reichte ihm das Nachtmahl, und sprach ihn hierauf in der Leichpredigt als einen für den wahren (lutherischen) Glauben Gewonnenen an. Die Wesenbeckischen Erben beschwerten sich, Leyser, jetzt in Braunschweig, verantwortete sich öffentlich: ihm trat ein M. Sebastian Gobler aus Schlesien, als Anwalt

[1]) Frischlin an den Herzog Ludwig, Ursel 26. Jan. 90. An seine Frau, Hohenurach 2. August 90. An den Landgrafen Wilhelm, Ursel 15. März 90. Vgl. eine Beil. des Mspts.: Nic. Fr. Elegiæ & quædam Epigrammata pro causa Mart. Lutheri contra Jo. Maiorem. St. A.

der Philippistischen Partei, entgegen.[1]) Er bestritt die vorgebliche Thatsache der Bekehrung, warf Leysern, als einem Anhänger der Ubiquitätslehre, vor, einen Christus mit unleibhafter menschlicher Natur zu predigen, und kam dann auf das Verhältniß der Wittenberger zu Luther zu sprechen. Er werde von ihnen werth gehalten, aber nicht auf alle seine Worte geschworen, da nur die Augsburgische Confession Bekenntniß sei. Auch sei sich Luther in der Lehre, besonders in der vom Abendmahl, nicht gleich geblieben; was ihm nicht zum Vorwurf gereiche, da seine Erkenntniß stufenweise fortgeschritten sei, gleichwohl seine Schriften zu symbolischer Geltung untauglich mache. Mit Wärme wird sofort des hochverdienten Melanchthon Verunglimpfung von Seiten der streng-lutherischen Partei, die undankbare Zurücksetzung desselben in der Concordienformel, gerügt. Bei dieser Gelegenheit fehlt es an scharfen Ausfällen gegen Andreä, oder wie er hier genannt wird, Pfaff Jakob, nicht, dem Verfälschung der Lehre, Unbarmherzigkeit in der Verfolgung rechtschaffener Leute, Unbeständigkeit, Täuscherei, und jedenfalls mit dem größten Rechte Vielgeschäftigkeit (πολυπραγμοσύνη) vorgeworfen wird. Gegen den Schluß findet sich eine Drohung gegen die Stadt Braunschweig: es könnte auch ein Abend kommen, daß man mit ihr darüber reden möchte, warum sie immer solche Leute halte und an sich ziehe, welche der Churfürsten und Fürsten Bekenntniß, Kirchen und Universitäten fort und fort lästern, ja gar reformiren wollen.

Die Gobler'sche Schrift ist in ihrer Art vortrefflich, mit Klarheit, selbst Feinheit, und in dem freisinnigen Geiste der Melanchthonischen Schule geschrieben. Die Persönlichkeiten, die auch in ihr mitunterlaufen, fielen in jener Zeit nicht auf. Was konnte nun Frischlin bewegen, gegen eine solche Schrift aufzutreten, mit der er überdieß in wesentlichen Punkten einverstanden war? Dem Pfaffen Jakob und seiner Concordienformel war er doch auch nicht hold, und die Ubiquität der menschlichen Natur Christi nannte er selbst bald darauf eine Chimäre.[2]) Da Polykarp Leyser angegriffen war, mochte

[1]) Verantwortung der Schrift, so Polykarpus Leyser wider Dr. Wesenbecks sel. Erben ausgegossen, betreffend des Herrn Doctoris christlichen Abscheid und endlich Bekenntniß... Den Einfältigen zur Anleitung, sich nicht durch viel Wort und jeden Wind irr machen zu lassen. Gestellt durch M. Seb. Goblerum, Silesium, Anno 1589.

[2]) In der Elegia valedictoria ad Marpurgensem Acad., bei Crus. Resp. ad

Dankbarkeit ihn bewegen, etwas für ihn zu thun; aber daß er es in der Weise that, wie wir sogleich sehen werden, das erklärt sich doch nur daraus, daß es gegen die Wittenberger ging, denen er frischen Groll im Herzen trug, weil er bei ihnen nicht hatte ankommen können. Das mußte nun auch ihr Melanchthon entgelten. Je mehr vergebliche Complimente er demselben als Grammatiker und Rhetor dort gemacht hatte, desto mehr riß er ihn hier als Theologen herunter. Er trat nämlich in deutschen Reimen unter der Maske des Pritschenmeisters der Braunschweigischen Schützengesellschaft auf: [1])

Nun tretet herzu ihr lieben Knaben,
Denn wir hie ein zu pritschen haben:
Einen hochgelehrten Magistrum
Der sieben freien Artium u. s. f.

Doch hinter Gobler zielte Frischlins Angriff auf den in Chursachsen herrschenden Philippismus und Kryptocalvinismus (die hier im Druck ausgezeichneten Stellen wurden nachmals angefochten):

Was Luther betrifft, den theuren Mann,
D e ß L e h r d e i n O b r i g k e i t n i c h t k a n n
B e i e u c h m e h r d u l d e n v o m N a c h t m a l,
So weiß man leider überall,
D a ß W i t t e n b e r g i s t Z w i n g l i s c h w o r d e n,
Nach's abtrünnigen Philippi Orden ...
Und Lieber, wer hat's Eis gebrochen,
Und sich am Bapst zuerst gerochen?
Da Luther auf dem Reichstag war
Zu Worms, in Leibs- und Lebensgfahr,
Wo war Philipp, der Mameluck?
Der nachmals ging von ihm zuruck,
Und hing sich an des Zwingels Rott,
Nach Luthers, des Manns Gottes, Tod ...

Popp. Dial. III, p. 30. In der Sammlung der Frischlinischen Elegien, L. XV, Eleg 11, ist die Stelle gemildert.

[1]) Kurze Abfertigunge der vermeinten und mehr denn lotterbübischen Verantwortunge, welche unter dem Namen M. Seb. Goblers, Silesii, wider Hrn. P. Leyser, Theol. Doctorem und der Kirchen in Braunschweig Superintendenten, ausgangen, betreffend D. Matth. Wesenbeccii seligen Abscheid, gestellet reimenweis, durch einer ersamen Geselschaft zu Braunschweig Britschenmeister... Gedruckt i. J. 1589. St. A. Dieß ist übrigens schon eine zweite, wie es scheint, gemilderte, Ausgabe; wovon unten.

Diesen Schwank, von dem die beigebrachte Probe genügen mag, las Frischlin erst bei Mahlzeiten vor, wo derselbe Beifall fand, auch dem Superintendenten Leyser, dessen er sich zunächst annahm, nicht zuwider war; dann, vor seiner Abreise nach Hessen (wahrscheinlich um seinen Hinzug vorzubereiten), übergab er die Handschrift einem Maler und Formschneider, Daniel Pyring, der auch eine Druckeinrichtung hatte. Ihm will Frischlin den Auftrag gegeben haben, sein Hochdeutsch in's Platte zu übersetzen, und die Erlaubniß, Passendes hinzuzufügen, doch solle derselbe nichts, ohne nochmalige Rücksprache mit ihm, drucken lassen: spätere Aussagen Frischlins, die nur mit Vorsicht aufzunehmen sind. Genug, während seiner Abwesenheit druckte der Formschneider das Ding, unübersetzt, aber mit Zusätzen, und Frischlins eigener Sohn soll in der Schule Exemplare verkauft haben. Verfasser wie Drucker mochten glauben, damit in Braunschweig Ehre einzulegen: allein der Syndicus, Michael Mascus, mit dem Frischlin bis dahin in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, der aber, wenn wir diesem glauben, selbst der Wittenbergischen Lehrform zugethan war, machte zu Anfang Augusts den versammelten Rath auf die Beleidigung gegen den Churfürsten von Sachsen aufmerksam, welche darin liege, daß der Pritschenmeister die dortige Obrigkeit beschuldige, die reine Lutherische Lehre nicht mehr leiden zu können, und trug darauf an, der Gefahr, welche der Stadt Braunschweig daraus erwachsen könnte, durch Vernichtung der Schrift und Bestrafung des Verfassers und Druckers nach dem Gesetz gegen Famosschriften zuvorzukommen. Demnach sollte Frischlin bei seiner Zurückkunft aus Hessen verhaftet und am Leibe gestraft (nach Crusius durch den Henker mit Ruthen ausgepeitscht) werden: aber sein Freund, der Prediger Melchior Neofanius, ließ ihn, sobald er seine Ankunft erfuhr, durch seinen Sohn warnen, und so entzog sich Frischlin der Verhaftung und Strafe durch die Flucht.

„Zu Braunschweig ausgekocht," konnte Crusius jetzt in sein Tagebuch schreiben. [1])

---

[1]) S. Frischlini Præfat. ad Elegiarum L. II., in Opp. P. eleg. Desselben Oratio contra Mich. Mascum &c. 1590. Frischlin an Herzog Ludwig, Ursel 26. Jan. 90. Melchior Neofanius an Frischlin, Braunschweig 13. Oct. 89. St. A. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 294.

Achtes Kapitel.

Frischlins letzte Irrfahrten.

Im Frühling jenes Jahres war der Herzog Julius von Braunschweig gestorben, und sein Sohn Heinrich Julius ihm in der Regierung nachgefolgt, dem Frischlin unter dem 1ten Juni den ersten Theil seiner griechisch-lateinischen Grammatik zugeeignet hatte. Der neue Herzog war ein Liebhaber des Theaters und selbst dramatischer Dichter, mithin gewissermaßen ein College von Frischlin. Auch daß dieser aus der Stadt Braunschweig vertrieben war, gereichte ihm bei dem Herzog nicht zum Nachtheil, da die Braunschweigischen Fürsten gegen eine Stadt, die sich in jahrhundertelangen Kämpfen ihrer Landeshoheit immer mehr zu entziehen gewußt hatte, nicht in der besten Stimmung waren. Als daher Frischlin nach Helmstädt kam, wurde er vom Herzog bewirthet, für eine ihm gewidmete Elegie mit 50 Thalern beschenkt, und nach 8 Tagen, als ihm seine Familie nachgekommen war (Crusius will wissen, man habe ihn nicht länger behalten), mit Vertröstungen in Betreff seines Handels mit der Stadt Braunschweig entlassen.[1])

Von Helmstädt aus begab sich Frischlin nach Marburg, wo er um Aufenthalt anhielt und seine Familie zurückließ, selbst aber seine Reise nach Speier fortsetzte, um gegen die Braunschweiger eine Klage bei'm Reichskammergericht anhängig zu machen. In Speier fand er

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 294 ff. 301. Natürlich hat auch hier Crusius eine Anekdote: E convivio principum ibi plurium ebrius egressus, in limine hypocausti, vel aulæ, vomuit: dicentibus principibus, se nunc vidisse Frischlinum, de quo antea audivissent.

bei dem Bischof die gewohnte gütige Aufnahme, auch ein Geschenk von 20 fl. fehlte nicht; aber bei'm Kammergericht scheinen sich ihm keine günstigen Aussichten eröffnet zu haben;[1]) weßwegen er der Sache durch Druckschriften nachzuhelfen suchte. Für's Erste ließ er seine Pritschenmeistersreime, angeblich so, wie sie vor den Zusätzen des Formschneiders gelautet hatten, in Ursel drucken, mit Zugabe einer „nothwendigen Erinnerung, damit klar und hell erwiesen wird, daß in diesen Reimen der gelehrt Britzschmeister durch des Goblers Obrigkeit zu Wittenberg, deren er gedenkt, Niemand Anders denn die Calvinischen Rector und Regenten alldort versteht, auch Anders Niemand kann verstanden werden, nicht aber der unschuldige Herr Churfürst in Sachsen, Herzog Christian, der dem guten Britzschmeister niemals in Sinn kommen." Das Andere war eine fulminante Rede gegen den Syndicus Mascus,[2]) die er, wie etliche voranstehende Distichen versichern, in zwei Tagen geschrieben haben will. Hier erzählt er den Hergang der Sache bei Abfassung und Veröffentlichung jener Reime, und sucht zu beweisen, daß sie fälschlich als Famosschrift betrachtet werden. Die Anonymität oder Pseudonymität sei durch die ganze Haltung des Schwanks gefordert gewesen, zu welcher nur die Figur jenes Possenreißers, nicht aber ein großer und würdiger Name wie der seinige gepaßt habe; abgesehen davon, daß er nicht, wie Petrarca, durch Verse in der Muttersprache Ruhm zu gewinnen trachte.[3]) Mit diesen und ähnlichen Entschuldigungen waren nun aber die heftigsten und derbsten Ausfälle gegen Mascus und den Braunschweigischen Rath verbunden, dessen Mehrzahl aus ungelehrten Männern bestehe, „die über seine und Anderer Schriften weniger Urtheil haben, als geschlachtete Schweine, erwürgte Hunde oder abgehäutete Esel;" Ausfälle, die um so unklüger waren, als die Braunschweiger den größten Theil seiner Habseligkeiten noch in Beschlag hatten.

---

[1]) Ueber das Bisherige vgl. Crus. c. Frischlin. p. 296. 301.

[2]) Nic. Frischlini pro causa Martini Lutheri & Polycarpi Leyseri.. adversus Michaëlem Mascum, Syndicum.. Brunsvicensem Oratio. Ursellis 1590.

[3]) Nomen meum multo est dignius multoque amplius, quam ut ridiculis rhythmis præfigatur...... Neque ego Petrarchæ more famam affecto rhythmis lingua vernacula scriptis.

Während Frischlin mit dem Rath und Syndicus in so bitterer Fehde lag, schickten ihm die Geistlichen von Braunschweig ein durchaus günstiges Zeugniß nach. In diesem bekennen und bezeugen sie, er habe „das Rectoramt bei der St. Martinsschul in die anderthalb Jahr so herrlich, löblich und treulich verwaltet, daß nicht wenig feine, fähige ingenia in dieser kurzen Zeit unter seiner Disciplin und Unterrichtung einen solchen Nutzen und Frommen geschaffen haben, daß sie Solches hinfüro die Tage ihres Lebens mit dankbarem Gemüthe erkennen werden. Denn er beide Sprachen, die Griechische und Lateinische, nicht allein mit praeceptis und regulis, sondern fürnehmlich in dem usu und der Uebung, und wie man den alten Scribenten, Ciceroni et Homero, nachfolgen soll (neben dem er auch die beiden Künsten Dialecticam et Rhetoricam in kurze praecepta gestellt), mit einem solchen wunderbarlichen Meisterstück zusammengefaßt, daß seine Schüler alles das, was er ihnen zu schreiben fürgegeben, (es wäre gleich soluta oder ligata oratione) gar leichtlich und füglich und ohne Mühe und Arbeit haben verrichten können. Und nachdem er (fährt das Zeugniß fort) ein sonderbarer Abrichter der Jugend ist, so hat er nicht allein die hurtige, aufgemunterte, wackere ingenia dahin bewegen können, daß sie den Lauf ihrer studiorum mit Fleiß und Beharrlichkeit fortgetrieben, sondern auch die unmuntere und träge ingenia mit einer sonderlichen Sanftmuth und Mildigkeit anreizen, daß auch solche sich beflissen, damit sie etwas Fruchtbarlichs und Nützlichs möchten ausrichten.“ Sein Leben, bezeugen ihm die Prediger, sei zwar nicht das eines Stoikers oder Sauertopfs, doch ihres Wissens ehrlich gewesen. „Und dieweil Holdseligkeit, wenn man's philosophischerweise gebraucht, (εὐτραπελία, philosophice sumta) von männiglich gelobt wird, warum sollten wir solche Wendenschimpf sein, die wir ein fröhlich Leben an diesem freimüthigen Poeten sollten häßig ausmachen?“ In der Geschichte mit den Reimen wollen sie nicht Richter sein, doch müssen sie sagen, daß, was mit Frischlin vorgenommen worden, nicht mit ihrem Wissen oder Gutheißen geschehen sei. Seine Absicht sei gut gewesen, aber mißverstanden worden. Habe er auch die Gränzen der Vertheidigung überschritten, so hätte man andere Wege gehabt, das zu rügen. Ueberdieß sei die Schrift in seiner Abwesenheit gedruckt worden u. s. f. „Welcher Brief in unsrem Collo-

quio abgelesen und approbirt worden den 5ten October 1589." Unterzeichnet von 15 Braunschweigischen Predigern, den Superintendenten Polykarp Leyser an der Spitze. Dieses Zeugniß ließ Frischlin in vielen Exemplaren drucken [1]) und schickte deren auch nach Tübingen, wo es dem Crusius so unangenehm war, daß er es ohne Weiteres für falsch, für ein Machwerk Frischlins selbst erklärte. [2])

Auf der andern Seite aber stand ein Gegner, mit welchem Frischlin schon früher zusammengestoßen war, jetzt mit einem leidenschaftlichen Angriff gegen ihn auf. Es war dieß Dr. Johann Major in Wittenberg, den Frischlin noch in der Rede gegen Marx Wagner zu den besten lateinischen Poeten der Zeit gerechnet hatte; während die Haft, in welcher ihn der Churfürst von Sachsen mehrere Jahre wegen allerhand Stänkereien gehalten, von dem Würtembergischen Vicekanzler als Vorbild, wie man es mit Frischlin machen sollte, angeführt worden war. Als Anhänger der Melanchthonischen Richtung hatte Major vor Jahren Andreäs Wirken in Sachsen bekämpft, und bei dieser Gelegenheit mißliebige Reden gegen die Schwaben fallen lassen, wofür ihn Frischlin noch von Tübingen aus zurechtgewiesen hatte. [3]) Nachher mußte er ebenso an Frischlins grammatischer Polemik gegen Melanchthon Anstoß nehmen, und es schien zu einem neuen Schriftenwechsel zwischen beiden Poeten kommen zu wollen. [4]) Frischlins Verhältniß zu Polykarp Leyser, dem Anhänger der Concordienformel, welchen Major neben Andreä in einem deutschen Gedichte angegriffen hatte, [5]) vermehrte die Erbitterung, die endlich aus Anlaß von Frischlins Pritschmeistersreimen losbrach. Major ließ einen Bogen lateinischer Disticha ohne seinen Namen gegen Frischlin drucken, worin er ganze Kübel voll Schimpfwörter über ihn ausgoß,

[1]) Deutsch unter dem Titel: „Nic. Frischlini Testimonium, das ihm ein Ministerium zu Braunschweig zum nechsten Abscheidt mitgetheilt," auf einem einzelnen Bogen, Fasc. 15, No. 20 des St. A. Lateinisch hinter der Oratio contra Mascum. Der lateinische Text ist der ursprüngliche.

[2]) Crus. c. Frischlin., Mspt. p. 301: .. commentitium testimonium .. mendax testimonium.. ipse est auctor hujus testimonii.

[3]) S. Frischlin. Opp. P. eleg. L. II. Die Elegien 10 u. 11.

[4]) Crus. c. Frischlin. p. 252. 267.

[5]) S. Lessings ersten Beitrag zur Geschichte und Literatur. S. 131 f. Vgl. Frischlin. Opp. P. eleg L. II, Eleg. 7

und ihn zu Galgen und Rad verdammte.[1]) Frischlin schrieb eine Reihe von Elegien und Epigrammen gegen Major, in denen er dem Widersacher an Schmähungen nichts schuldig blieb, zugleich jedoch seine Ansicht über Luther und Melanchthon, seine Stellung zu den kirchlichen Parteien der Zeit, in einer Weise auseinandersetzte, die freilich sehr auf Entschuldigung seines letzten Ausfalls berechnet war. Die Bezeichnungen Calvinist und Papist will er jetzt so wenig wie den Namen Lutheraner als Schimpfwörter betrachtet wissen; reformirte Dichter mögen ihren Calvin und Beza loben, wenn sie ihm nur Luther und Brenz ungescholten lassen, die er als seine Religionslehrer von Kindesbeinen an verehre; übrigens sei ihm offener Calvinismus lieber als Philippistische Lauheit und Halbheit. Die hieher gehörigen Gedichte füllen jetzt das zweite Buch der Frischlinischen Elegien.[2])

Auf der Frankfurter Herbstmesse 1589 sah man unter diesen Umständen Frischlin zwar grau und mittellos, aber, schreibt Crusius, „immer noch trutzig, noch toll und voll, so laut sprechend auf der Straße, daß die Leute aus den Buden herauskamen, zu sehen, wer das sei." Dem Gruppenbach gab er einen Brief an Melchior Jäger mit; auch den Crusius ließ er grüßen und bedeuten, wenn er an ihn schreiben wolle, so werde sein Brief ihn zu Marburg finden, wo er sich mit Abfassung der im Katalog verzeichneten Schriften (also keiner gegen Crusius) beschäftigen wolle. Aber Crusius bemerkte in seinem Tagebuch: „Ich bin nicht bedacht, ihm zu schreiben."[3])

Von Marburg war Frischlin weiter gereist, ohne die Antwort auf sein Gesuch um Aufenthaltserlaubniß abzuwarten, an dessen Gewährung von einem Fürsten, dem er erst vor drei Jahren seinen Nomenclator zugeeignet und dafür eine Belohnung von ihm erhalten hatte, er nicht zweifeln mochte. Aber während er noch abwesend war, erfolgte die abschlägige Antwort, und Landgraf Ludwig ließ durch seinen Statthalter, Burckard von Kramm (einen Braunschweiger und Calvinianae religionis, setzt Frischlin zur Erklärung der Maßregel hinzu).

---

[1]) Opp. P. eleg. L. II. vor Eleg. 1. z. B.

Scurra, scelus, prædo, carnificina, lues....

Jam rota, furca, suum jus experiantur in illo &c.

[2]) Elegiæ pro causa D. Martini Lutheri contra Jo. Maiorem.

[3]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 295 f.

der Familie Frischlins befehlen, diesem auf dem Fuße nachzufolgen. Der Jammer war groß: die Frau war schwanger, der Winter vor der Thür und die Mittel auf's Aeußerste erschöpft. Kaum wurde durch die Fürbitte des Theologen Aegidius Hunnius noch so viel erreicht, daß der armen Frau erlaubt wurde, erst ihre Entbindung abzuwarten. Aber der Schrecken hatte schon so viel gewirkt, daß sie bald darauf ihr 16tes Kind todt zur Welt brachte.[1]) Derselbe Hunnius lieh ihr 50 fl., die ihm von dem Pflegern der Frischlinischen Kinder erstattet, und noch weitere 50 fl. für die Familie hinzugefügt wurden.

Frischlin reiste in die Welt hinaus und ließ mehrere Wochen lang die Seinigen nichts von sich hören. Er soll bis Kopenhagen gekommen sein, wo er von dem König Christian IV. eine Versorgung hoffen mochte, dem er vor wenigen Jahren seine Komödien zugeeignet hatte; aber er kehrte so abgerissen zurück, daß ihm Jemand, wie Crusius meldet, aus Mitleid „einen Mutzen" machte. Einmal schrieb er auch, er wolle zum Kaiser gehen, um von ihm aureum symbolum

---

[1]) Von diesen 16 Kindern Frischlins sind uns 12 namentlich bekannt, und 5 derselben haben ihn überlebt (die wir im Druck auszeichnen):

Geboren während des ersten Tübinger Aufenthalts, 1569—82:

Johann Jakob;
Friderich;
Anna Maria;
Dorothea Ursula, † unbek. wann;
Rebekka, geb. im Sept. u. † im Dec. 1575;
Nicodemus, geb. 1580;
Katharina.

In Laibach, 1582—84:

Dorothea, † ebendas.

Wieder in Tübingen, 1584—1587:

Barbara, † ebendas.;
Andreas, † in Prag.

In Braunschweig, 1588—89:

Agnes, † ebendas.

In Marburg, 1589:

Ein todtgeborner Knabe.

Vgl. das Epicedion de obitu Jac. Frischlini patris &c. in den Paralip.; die Elogia hinter der Rebekka, ed. 1576; Opp. P. eleg. L. XVIII, Eleg. 6.; Frischlin an seine Frau, Hohenurach 24. Juni 90. St. A., nebst andern Stellen seiner Briefe und des Crusiusschen Tagebuchs.

(Crusius meint boshaft, das goldene Vließ) zu erhalten; doch scheint diese Reise unterblieben zu sein.[1]) Die Gemüthsstimmung, in welche ihn diese Unglücksfälle versetzt hatten, legte Frischlin in einer Abschiedselegie an Rector und Senat der Marburger Universität nieder, die zu seinen besten Arbeiten in dieser Art gehört.[2]) Er beklagt sein Geschick, unstät und heimathlos sein zu müssen, das Elend seiner Familie, die Umstimmung eines ihm früher so gnädigen Herrn; wobei er sich auch hier wieder, wie sonst so oft, als Märtyrer derjenigen Religionsansicht darzustellen weiß, zu deren Bekennern er eben sprach.

Im Januar war Frischlin mit seiner Familie in Kassel, wo er aber „seiner Reime auch mehr zu entgelten als zu genießen hatte."[3]) Es verlautete damals, er gedenke sich die Erlaubniß zur Rückkehr ins Würtembergische zu erbitten. Bruder Jakob scheint in dieser Richtung auf ihn eingewirkt zu haben, und ein hochstehender Fürsprecher verwendete sich bei'm Herzog dafür. Es war dieß der Bruder der Herzogin Ursula, der Pfalzgraf Georg Gustav von Lützelstein, der einst in Tübingen Frischlins Zuhörer gewesen war. Seine Verwendung fiel um so mehr in's Gewicht, da umlaufende Aeußerungen Frischlins, als wollte er gegen die Concordienformel schreiben, bei den Würtembergischen Theologen die alte Furcht vor einem Abfalle desselben zu den Jesuiten oder Calvinisten erneuerten. Auf Osianders Antrag wurde daher eine Ladung an Frischlin beschlossen, des Inhalts: Auf fleißige Intercession des Pfalzgrafen habe sich der Herzog resolvirt, „ihn, Froeschlinum, (denn so heißt er jetzt fast immer) also zu begnadigen, daß er eine öffentliche Revocation in Druck ausgehen lassen, und dazu eine Verschreibung über sich geben solle, seines vorigen Unwesens sich gänzlich zu müssigen, weislich und wesentlich zu halten; da er aber dawider im Wenigsten handeln würde, alsdann ihm Altes und Neues zusammengerechnet und mit strenger Strafe gegen ihn vollfahren werden sollte. Wo er nun Solches annehmen wolle, möge er sich bei der Kanzlei in Stuttgart stellen und ferneren Bescheids gewarten." Dieser

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 298. Frischlin an den Herzog Ludwig, Ursel 26. Jan. 90. St. A.

[2]) Opp. P. eleg. L. XV, Eleg. 11.

[3]) Frischlin an den Herzog Ludwig, Ursel 26. Jan. 90. St. A. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 302.

Bescheid würde nach Osianders Meinung gewesen sein, daß Frischlin, für den Anfang wenigstens, nicht nach Tübingen gelassen, sondern in eine der höheren Klosterschulen verordnet worden wäre, wo man ihn genau beobachten konnte. Die strengere Meinung, ihn in einem Kloster geradezu als Gefangenen zu halten, war durch die Erwägung beseitigt worden, daß eine solche Maßregel, wenn dem Frischlin zuvor angekündigt, ihn abschrecken würde, zu kommen, nicht angekündigt aber und doch vollzogen, möchte sie bei dem Pfalzgrafen und Andern „ein ungleiches Nachdenken erwecken." [1]) Ob nun diese Einladung schließlich doch nicht an Frischlin abgegangen, oder ihm nicht zugekommen ist: es findet sich wenigstens nicht, daß er sie berücksichtigt hätte.

Daß aber etwas im Werke war, muß auch dem Crusius zu Ohren gekommen sein. Er traute dem Landfrieden nicht, und bei einem Essen im Stift, im November, mit D. Johann Brenz und dem gelehrten Hofmedicus D. Oswald Gabelkover, sondirte er. Als davon die Rede war, daß Frischlins Familie zu Marburg am Hungertuche nage, warf er hin, ob es nicht das Beste wäre, die Verwandten brächten sie nach Tübingen zurück? Das werde nie geschehen, erwiederte zu seiner Beruhigung der immer unfreundliche Brenz. Aber, forschte Crusius weiter, Frischlin habe noch Gönner hier zu Lande, er werde wohl wieder kommen. Er würde nicht angenommen werden, versicherte der Hofmedicus, und nun schmeckte dem Crusius erst das Essen. In einer der folgenden Nächte verfertigte er dem überwundenen Feinde gar schon eine Grabschrift:

Sehr gelehrt war der Mann, doch zu sehr sein eigner Bewundrer,
Stets unruhig, verbuhlt, ein Lügner und giftiger Lästrer.

Doch mit der Grabschrift schien es gute Wege zu haben: ein Verwandter von Crusius fand Frischlin im März 90 zu Speier in der Herberge mit seinem ältesten Sohn und einem gelehrten von Adel, „dick und stark," und immer noch „bossierig in convivio." Dem Crusius ließ er sagen, nächstens werde er nach Tübingen kommen, um mit den Professoren sich zu lustigen. [2])

---

[1]) Bedenken der Räthe wegen Frischlin, Stuttg. 6—12. Sept. 1589. St. A.
[2]) Crus. c. Frischlin. p. 299. 307.

Damals wenigstens war dieß bloße Neckerei, da Frischlins Plane eine ganz andere Richtung hatten. Am 1ten Februar kam sein Famulus Caspar Lauch nach Tübingen mit einem ganzen Pack von Briefen und Abdrücken des Braunschweigischen Zeugnisses für die Familie und die Vormünder, Melchior Jäger, den Probst und den Herzog selbst. Der nächste Gegenstand dieser Sendung war, wie alljährlich, die Abholung der Zinse aus dem großväterlichen Gut seiner Kinder, das unter vormundschaftlicher Verwaltung stand. Diese Curatel, dem Frischlin von jeher ein Dorn im Auge, war es doppelt seit seiner Verweisung aus Würtemberg. Schon vor einem Jahre hatte er an Dr. Christian Doldius in Tübingen geschrieben, er möge ihm doch den letzten Liebesdienst erzeigen, sich mit seiner Schwiegermutter über Mittel und Wege zu berathen, wie das Erbgut seiner Kinder aus der Würtembergischen Gefangenschaft befreit werden könnte.[1]) Jetzt stellte er das bestimmte Gesuch an den Herzog, derselbe möge „seiner Schwiegermutter aus Gnaden erlauben oder auch mandiren, daß sie ihm seiner Hausfrauen dotem oder Brautschatz, nämlich 1000 fl., zustellen und auf künftige Fastenmeß nach Frankfurt liefern lasse, damit wir — setzt er hinzu — mit demselben Geld unsern großen Schaden wenden und unsern Nutz und Frommen an andern End und Orten damit schaffen können." Er habe sich, da er aus Marburg vertrieben und auch zu Kassel nicht willkommen sei, in Ursel niedergelassen, das unter dem Churfürsten von Mainz stehe, wo aber die reine Lehre im Schwang sei, „des Fürhabens, alle seine Opera allhie in stiller Ruhe zu vollführen und in Druck zu bringen." Er gedachte nämlich den alten Lieblingsgedanken von einer eigenen Druckerei, der auch in Braunschweig wieder gescheitert war, jetzt endlich in Ausführung zu bringen, und dazu sollte ihm jenes Kapital behülflich sein. Doch war dieß nicht sein einziger Plan. Er glaubte, unter göttlichem Beistand ein Verfahren gefunden zu haben, 25 Scheffel Salz mit demselben Aufwand, wie bisher 15, auszusieden, und gedachte nun, wie es scheint in oder bei Magdeburg, in Gemeinschaft mit mehreren Genossen, eine Salzsiederei zu errichten. Dadurch hoffte er in Kurzem ein reicher Mann zu werden, wenn gleich, wie er nicht verschwieg, zwei seiner Compagnons

[1]) Braunschweig 28. Jan. 89. Bei Crus. a. a. O. p. 273.

bereits durchgegangen waren. Von dem Druck seiner Werke werde ihn diese Unternehmung nicht abhalten, da er dieselbe durch seine Leute besorgen lassen werde. Weil er aber vor der Hand sehr arm sei, auch seine Bücher und Hausrath in Braunschweig festsitzen, wo er noch eine Schuld habe, so bittet er den Herzog, ihm „als einem exuli aus angeborner Milde und Gütigkeit ein gnädiges subsidium mitzutheilen, es sei so gering, als es wolle.“ [1])

Hätte nun Frischlin an die Würtembergische Regierung nur diese Bitten gestellt, so würden sie zwar, so wie die Sachen standen, schwerlich gewährt, doch auch wohl nicht in der kränkenden Form abgeschlagen worden sein, die ihn zum Aeußersten brachte. Allein er hatte auch ein Heft Gedichte, die Elegien wider Johann Major, beigelegt, mit der Bitte an den Herzog, sie in Tübingen censiren und drucken lassen zu wollen. Außerdem hatte er in seinem Schreiben an den Probst Magirus das Gesuch an den Kirchenrath gestellt, seinen ehemaligen Famulus, Heinrich Frei, nach dem Gesetz gegen Verläumdung vorzunehmen, damit er nicht genöthigt sei, sich mit gleichen Waffen zu wehren, und Crusium furentem herauszugeben. Und auch von diesen gleichen Waffen hatte er eine Probe beigelegt in einer Elegie gegen den Famulus, worin „dieser Gesell“ nach dem Leben abgemalt war. [2]) Damit stand den Räthen wieder ganz der alte Frischlin mit seinen endlosen Händeln vor Augen: und den gedachten sie derb abfahren zu lassen.

In Frischlins und seiner Frau Familie fanden seine ökonomischen Plane und Gesuche eine getheilte Aufnahme. Caspar Rüttel gratulirt dem Schwager, freilich halb ironisch, zu dem ihm „zugestandenen Glück mit den Salzpfannen,“ und versichert, hinsichtlich des Kapitals sich bei Brenz und der Schwieger verwendet, sie auch nicht abgeneigt gefunden zu haben; nur ohne fürstliche Genehmigung können oder wollen sie nichts thun. Dem Jakob Frischlin dagegen gefiel seines

[1]) Frischlin an den Herzog Ludwig, Ursel 26. Jan. 90. An Bidembach, Hohenurach 21. Juni 90. Jac. Frischlin an den Herzog, 9. Febr. 90. Caspar Rüttel an Frischlin, Tüb. 15. Febr. 90. St. A. Crus. a. a. O. p. 302.

[2]) Sie liegt dem Mspt. der Elegien gegen Major in Fasc. 17. bei unter dem Titel: Elegia in fugitivum servulum &c. Vgl. Frischlins Sacra Protestatio, Fasc. 16, No. 25. St. A.

Bruders Vorhaben so wenig, daß er sich auf die Nachricht davon alsbald an den Herzog mit der Bitte wandte, darauf ja nicht eingehen, sondern ihn, Jakob, mit seinem Bruder handeln lassen zu wollen, daß dieser durch eine Abbitte sich den Wiedereintritt in herzogliche Schuldienste möglich mache; das wäre, versichert er, sein und der ganzen Freundschaft Will und Begehren.[1]) Mochte auch Letzteres wahr, und seine Ansicht von der Sache die richtige sein, so war es doch tactlos, dem Bruder vor dem Herzog so entgegenzutreten, und um so unnöthiger, da eine Gewährung seiner Bitte höchst unwahrscheinlich war.

Doch wenn wir eben, dieser vorlauten Einmischung wegen, auf den Schullehrer zu Waiblingen ärgerlich werden wollen, so söhnt er uns gleich wieder aus durch die redliche Meinung und brüderliche Anhänglichkeit, welche aus dem Briefe sprechen, den er unverweilt in dieser Sache an Nicodemus abgehen ließ. Als dessen Famulus zu ihm nach Waiblingen kam, war Jakob Frischlin so eben von Hofe zurückgekehrt, wo er dem Herzog ein Lobgedicht auf seine Vorfahren, von Carls des Großen Zeiten an, in deutschen Reimen, überreicht hatte.[2]) Die Brustbilder der alten Grafen hatte ihm Hans Karg, des Abts in Hirschau Sohn, hineingemalt, „herrlich schön, als wann's auf Kupfer gestochen wär.“ Er war gnädig aufgenommen worden, und hoffte, „ein herrlich praemium und fürstlich honorarium zu erhalten.“ (Er erhielt später, neben Erstattung seiner Auslagen, 15 fl.) Nun hing dem guten Jakob der Himmel voller Geigen, er däuchte sich ein einflußreicher Mann, und hegte daher auch in seines Bruders Angelegenheit äußerst sanguinische Hoffnungen. Um so weniger konnte er mit dessen Planen, auswärts sein Glück zu suchen, einverstanden sein. „Herzlieber Bruder, schreibt er ihm, ich bitt dich freundlich, du wollest deine Sachen ein wenig besser überlegen. Folg mir und meinem Rath, den ich dir hie brüderlich zuschreibe. Und ist derselbig dieser, daß du aufs allerbäldest mit Weib und Kindern zu mir kommest. Ich will dich herbergen in meinem schönen Schulhaus, eigne Stuben, Kammer und Bett eingeben, und dich anleiten, wie du suppliciren

[1]) Rüttel an Frischlin, Tüb. 15. Febr. 90. Jac. Frischlin an den Herzog, Stuttg. 9. Febr. 90. St. A.

[2]) Vgl. J. J. Mosers Würtemb. Bibliothek. §. 32.

sollest und depreciren bei dem Fürsten; dann du nur zween hast, denen du zu Fuß sollest fallen, nämlich deinem lieben Gott im Himmel und rechtschaffne Buß thun, darnach deinem frommen Landesfürsten, Herzog Ludwigen, der dir viel Guts und Gnad erzeigt hat; sonst darfst du Niemand bitten: wenn du das thun wirst, hab ich Vertröstung von Dr. Aichmann, dem Kanzler, Melchior Jäger und andern viel, viel herrlichen, ansehnlichen, tapfern geistlichen und weltlichen Leuten, daß alles dein Elend soll in Freud verkehrt werden, und wieder alles Glück und Heil sollst haben. Es nimmt mich Wunder, daß du an solchen losen Buben und Leckern magst dein hohen Verstand und ingenium verbrechen, als da seyn Crusius und Joh. Major, welche nicht eines Hosennestels werth seyn, und du viel hundert Gulden an sie henken willt mit Bücherschreiben, dadurch du dich je länger je hässiger machest, und dein Kreuz je länger je größer wird. Ich bitt dich um Gottes willen, per communem nostrum parentem, matrem viduam, sorores te expectantes, desiderantes, et omnes tuos liberos: restitue illis honorem et famam tui nominis, das ist, stell dich wieder in dein Vaterland."

„Denn das ist gewiß und Amen: wenn du nicht wieder heimkommst und draußen im Elend stirbst, — wenn du schon den besten Handel hast und den allerbesten Dienst der auf Erden ist — wirst du nimmermehr uns Obgenannten dieß Gerücht und Geschrei ablesen und austilgen, ja der Neckher im Land zu Würtemberg wird dir das nicht wegflötzen, daß man sagen wird: Nic. Frischlinus ist ein herrlicher gelehrter Mann gewesen, aber hat sich nicht darnach gehalten, sondern hat müssen sein Vaterland raumen, ist im Elend draußen mit Weib und Kind elendiglich verdorben und gestorben. . . . Ja, sagst du, man soll solchen Leuten deine testimonia auflegen. L. Bruder, wenn du schon 12000 Exemplaria schickest, so fragen die Leut nicht darnach und bleibt die Red in deinem Vaterland: hätt er sich recht gehalten, so wär er noch da. Darum, wenn du dein Ehr und deinen Kindern und ganzer Freundschaft willt einen guten Namen hinter dir verlassen, so komm wieder heim und laß dich sehen, daß du weder gestohlen oder geraubt hast. Siehe, es ist Herzog Ludwig so gutherzig, gnädig, mild und fromm, daß männiglich ihm gern dient und um ihn ist, ja er hat M. Martin Hagen, welchen du zu Gnaden

bracht hast, zu einem Keller und Amtmann gemacht gen Münsingen; es sein die Gesellen, welche große Missethat gethan, für welche du intercedirt hast, ihr Sach gut machen helfen, in ihrem Vaterland wohl daran, und du unschuldiger Tropf im Elend. Ich wollt dir viel Exempel geben, aber ich hoff, du werdest zu mir kommen. Ich will dich nicht 8 Tag bei mir haben, du sollst einen gnädigen Herrn haben und einen herrlichen, ehrlichen Dienst"...

„Dein Fürhaben mit der Druckerei kaufen oder Salzpfannen will Niemand gefallen und wird dir nicht zugelassen; Ursach ist diese: du bist kein Weltmann und auf Kaufen und Verkaufen nicht abgericht, und möchtest dich in Schulden stecken, Weib und Kinder verderben, und endlich in dem Elend jämmerlich an Bettelstab kommen. Darum laß nur davon ab und komm wieder heim und versiehe einen Schuldienst, dazu du geboren und gewidmet bist: so wird dir Gott Glück und Gnad verleihen und ein ruhiges Leben schaffen in deinem nunmehr angehenden Alter... Es ist D. Jakob Andreä, Kanzler zu Tübingen, gestorben, wie du dann wirst aus diesem Druck verstehen,[1]) und die Leichpredig des Fritz Herters[2]). Wenn du wieder wärest vorhanden und dich demüthig erzeigtest gegen deinen Fürsten, vielleicht möcht er dich zum Kanzler setzen und ordnen; es ist dir noch nichts abgeschlagen. Ferners so ist der Fr. Schütz den 9ten Tag Februari gestorben, ein fürstlicher Rath, und seyn die Professores zu Tübingen all nunmehr alt und gangen ab — Lieber, komm wieder, es wird Alles wieder gut werden. Wann du schon keinen Heller bringst, man kann alltag Geld machen und wiedergewinnen. ... Es freuet sich der Weißer auf dich und will eine tapfere Gastung halten wenn du kommst, der Pfarrer auch und M. Bastian. Es ist der Fürst, Herzog Ludwig, den 30ten Tag Julii anno 89 in seinem Haus über Nacht gelegen und hat einen Schlaftrunk darin gethan, alle Freud gehabt; wenn ein Mensch dir etwas erlangen wird, so kann es M. Bastian

---

[1]) Wahrscheinlich die Druckschrift:

Ein Predig bey der Leych des Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn, Jacobi Andreä ..... Gehalten zu Tübingen, den 9. Januarii Anno 1590, durch Lucam Osiandrum, D., Würtemb. Hofpredigern. Getruckt zu Tübingen bei Alexander Hock, im J. 1590.

[2]) Der ehemalige Obervogt zu Tübingen starb bußfertig an der Wassersucht am 7. Jan. 89. Crus. Annal. Suevici, Dodecas III, p. 826.

und sein Tochtermann Bernhard Grymeisen.[1]) Lieber, komm zu mir, ich weiß, es wird dich nicht gereuen, du wirst alles Leids wieder ergötzt werden, und kann dir nicht schaden, wenn du schon einen Abscheid oder Fürschrift von dem Landgrafen Wilhelm mit dir brächtest und ihn darum ansprächest; ... kannst ihm die Reges Hebræorum einen Weg beschreiben als den andern."

„Deine Kinder wollen wir wohl versehen... Deinen Friderich wollen wir zu einem Stadtschreiber thun und von dannen in die Kanzlei bringen; den Nicodemus wollen wir studiren lassen und meinen Hans Ludwig auch, es sein zwei gleiche ingenia, ist mir kein Zweifel, es werd ein jeder seinen Vater übertreffen. Darum komm nur und laß uns unsre Kinder aufziehen in den Schulen und Kirchen zur wahren Gottesfurcht;.. sie lernen nichts draußen im exilio, dann nur umvagiren und an keinem Ort zu bleiben, wie dann leider dein Hans Jakob einen solchen Kopf schon hat und nirgends bleiben will.."[2])

Diesem Briefe des Bruders lag einer von der alten Mutter bei, eine feste, deutliche Handschrift, wie ein Blatt aus einem alten Pergamentcodex. Der Brief des Sohnes und das testimonium der Herren von Braunschweig habe sie herzlich wohl erfreut, und wollte ihm gern mit Geld zu Hülf kommen, wenn ihr Armüthlein nicht so versetzt wär, wie er selbst wohl wisse. Er möge nur noch eine Weil Geduld tragen und seine Sach Gott befehlen, „der wird deine Spötter wohl finden zu seiner Zeit, die dich aus deinem Vaterland trieben haben; aber du hast noch viel guter fürnehmer Leut im Land, die die dich herzlich lieb hond, die ihre Dienst aufenthalten von deintwegen zu Stuttgart, und verhoffen, du werdest wieder rausbegehren in dein Vaterland; es liegt nur an dir, beharr nicht in deinem Fürhaben,

[1]) Schloßvogt zu Stuttgart, der viel bei'm Herzog galt. Sein Schwäher war ohne Zweifel M. Sebastian Schöck, des Gerichts in Waiblingen. S. die Zueignung der deutschen Rebekka, Frankf. 1589.

[2]) Jakob Frischlin an seinen Bruder, Waiblingen 10. Febr. 90. St. A. Jener älteste Sohn Frischlins war im Mai 89 nach Straßburg zu einem Maler in die Lehre gekommen, Crus. c. Frischlin. p. 290. Auch Crusius nennt ihn contumax; dagegen schreibt der Schwager Rüttel nur 5 Tage nach diesem Briefe Jakobs, er proficeire fein in seiner Kunst, und wär jammerschad, daß man ihn wieder sollte davon nehmen; nur brauche er zu viel Geld, was ihm der Vater untersagen solle. Gleich nachher finden wir ihn bei'm Vater in Speier, s. o.

und gedenk allweg an die Gutthaten, die dir dein gnädiger Herr bewiesen hat. Denk auch, daß du etwa unbescheidene Wort gegen deinen gnädigen Herren gebraucht hast, zeuchs gegen Anderem ab, begehr wieder Gnad, so wirst du wieder einen gnädigen Herrn haben wie vor, das hab ich seit von Vielen gehört... Thus deinen Kindern zu Gefallen und denen zu Trutz, dir dirs nicht werden gonnen; du hast jetzt wohl erfahren die Zeit her in deiner Ausfahrt, wie es in fremden Landen zugeht... L. Sohn, wiß, daß du mir allezeit fleißig anliegst mit meinem armen Gebet für dich zu Gott dem Allmächtigen, und deine Hausfrau und l. Kinder grüß mir zu tausendmalen; wann es möchte gesein, so komm wieder zu uns raus mit Weib und Kind, bleibet bei uns haus. Nit mehr, dann seid Gott befohlen von mir deiner lieben Mutter Agnes Frischlerin zu Balingen."

Das war freilich beinahe genug, um einen Coriolan umzustimmen: allein derselbe rückkehrende Famulus, der die Briefe von Mutter und Bruder an Frischlin überbrachte, hatte ihm auch ein offenes Schreiben von der herzogl. Würtembergischen Kanzlei zu überreichen, welches zeigte, wie gründlich sich jene über den Stand seiner Angelegenheiten täuschten, oder wie sehr er diesen durch seine letzten zum Theil ganz unpassenden Gesuche verschlimmert hatte. Einem von dem Landhofmeister, Melchior Jäger, Probst und Hofprediger, auch dem Vicekanzler D. Martin Aichmann gestellten und vom Herzog genehmigten Gutachten zufolge wurde ihm geantwortet: sein Begehren an den Herzog habe man aus seiner Supplication nebst Beilage vernommen, „daraus aber im Grunde so viel befunden, daß, ungeachtet seiner von sich gegebenen Obligation, er nicht allein in seinen bishero gehabten ungereimten Händeln zu beharren, sondern auch dieselben mit neuen sowohl schon vermehrt als auch noch weitere anzufangen gemeint und im Vorhaben. Derowegen und weil aus diesem seinem beharrlich unziemlichen Beginnen je keine Besserung bei ihm zu verspüren noch zu hoffen, so wisse man sich (seinem jetzigen Fürnehmen nach — dieser einschränkende Beisatz ist von Melch. Jägers schonender Freundeshand) weder seiner Person noch seiner unruhigen Händel zu beladen, sondern wolle ihn hiemit erinnert, vermahnt und verwarnt haben, sich derselben zu müssigen, auch alles Criminirens und Bedräuens zu enthalten, damit auf sein ferner ungebührlich Fürfahren er nicht an ihm selbst

am Ersten gewahr werde, das sonsten in versu gesagt wird:

An nescis, longas regibus esse manus?“ [1])

Als dieses Patent dem Frischlin zu Frankfurt überliefert wurde, war er von altem und neuem Jammer bedrängt. So eben waren sein Weib und seine Kinder, aus Marburg vertrieben, zu ihm nach Ursel gekommen; aber bereits war ihm auch von Mainzischer Seite auf Andringen des Wetterauischen Adels und eines Theils vom Domkapitel, in denen die Rede vom Bauernstand noch spukte, der Aufenthalt in Ursel gekündigt worden. [2]) Zwar suchte er durch eine Vorstellung an den Churfürsten Wolfgang sich längere Aufenthaltserlaubniß zu erwirken, wobei er mit gewohnter Taktik nicht vergaß, dem katholischen Kirchenfürsten gegenüber seine Braunschweigischen Verfolger als geheime Calvinisten zu bezeichnen, wie er in Bezug auf seinen frühern Handel mit Marx Wagner sagt, solche patronos müssen „etlich Lutherische von Adel“ haben, weil sich sonst Niemand gegen ihn gebrauchen lassen wolle. Aber der Erfolg war ebenso zweifelhaft, wie der einer (schon erwähnten) Bittschrift an den Landgrafen Wilhelm von Hessen, ihm zum Behuf der Ausarbeitung des epischen Gedichts über die israelitischen Könige einen Jahresgehalt aussetzen zu wollen, der ihn vor Nahrungssorgen schütze, wo er dann sich anheischig mache, binnen 2 Jahren ein opus plane admirandum zu liefern. [3])

Unter so verzweifelten Umständen mußte ihm der Stuttgarter Erlaß, der seiner Hauptbitten, um eine Geldunterstützung und um Ausantwortung des Heirathguts seiner Frau, gar keine Erwähnung that, wie ein Hohn erscheinen, und den schon gereizten Mann aufs Aeußerste erbittern. Dazu kam, daß die ungewöhnliche Unterschrift: Herzogl. Würtembergische Kanzlei, und der Mangel eines Sigels ihn auf den Argwohn führen konnte, als wäre das Decret hinter dem Rücken des Herzogs von seinen Feinden zu Stande gebracht worden. Eilig reiste er über Oppenheim und Worms nach Speier, um sich des Raths seiner dortigen Gönner zu erholen, und erhitzte sich hier und schon unterwegs in Gesprächen und Klagen noch mehr. So kam zu Speier jene „Famosschrift“ zu Stande, die, von Frischlin gleich-

[1]) Resolution in der Canzlei Namen auf Nic. Frischlini scriptum. Stuttg. 10. Febr. 90. St. A.

[2]) Frischlin an Bidembach, Hohenurach 21. Juni 90. St. A.

[3]) Frischlin an den Churfürsten von Mainz, Aschaffenburg 21. Febr. An den Landgrafen Wilhelm, Ursel 15. März 90. St. A.

falls offen an die Kanzlei eingesandt, sein Schicksal entscheiden sollte. Sie lautete wörtlich so:

„Euer stolz, übermüthig, leichtfertig Antworten auf mein unterthänig, demüthig Suppliciren, so ich kurz verschiener Zeit an 2c. Ludwigen, Hzg. z. W., meinen gn. F. u. H., abgehen lassen, das hab ich von meinem Diener zu Frankfurt empfangen, und daraus euer giftig und neidisch unchristenlich Gemüth, das ihr in meinen Zustand habet, wohl vernommen. Wiewohl ich aber euer Hülf nicht begehrt, auch dero, Gott Lob! nicht bedarf, inmaßen ihr aus dieser meiner Oration wider euersgleichen Gesellen, Dr. Mich. Mascum, vernehmen werdet (habt ihr der Weil, so mögt ihr's lesen): jedoch hab ich mit euch in gedachter Supplication als mit Religionsgenossen geredt, und hätte viel einen andern Bescheid verhofft. Aber wie dem Allem, dieweil ihr mich meiner Obligation erinnert, darin ich wider Gott und alle Recht, eurem Muthwillen nach, mich auf etliche Punkten verschreiben müssen: wohlan, ist eine redliche Ader in euch Allen, so viel ihr das lotterisch Rescriptum unter dem Namen einer Canzley an mich lassen abgehen, so schickt mir copias desselbigen Urfehds hieher gen Speier bei einem eigenen Boten, auf meine Kosten, so wollen wir sehen, ob nicht ein juramentum, quod est contra omnes bonos mores, wie landkundig mit dem meinen, und eine Obligation, welche mir abgedrungen, und mit Gewalt wider alles Recht abgedrungen worden, könnte in camera Imperiali relaxiret und cassiret werden, damit euer Stolz und Uebermuth ein wenig gedämmt würde. Dann, hab ich ein citationem der dreyen Krays Edelleut ex lege diffamari erhalten (?), soll auch das Ueberig, was mir zu Erhaltung meiner Ehr wider diese Leichtfertigkeit vonnöthen, erhalten werden. Wollt ich euch, die ihr dieß Canzleyisch Dreckctum gestellt, zu einer Gegenantwort nicht verhalten; damit ihr meine Besserung spüren und greifen möget. Datum Speier auf der kaiserlichen Pfalz, da viel juramenta und obligationes, so mit Gewalt, wider alles Recht, den Leuten abgezwungen worden, cassirt und annihilirt werden. 20. Martii, stylo correcto, 90. Nicodemus Frischlinus, Med. et Philos. Dr., Poeta coronatus, Palatinus Rudolphi Caesaris.“ [1])

[1]) Frischlin an die Cantzlei zu Stuttgart in Wirttenberg. Fasc. 16. No 11.

Drittes Buch.

Frischlins Ende.



Erstes Kapitel.

Frischlins Gefangennehmung
und vorläufige Haft zu Mainz und auf Würtemberg.

Am 11ten März alten Styls kam Frischlins offener Brief in Stuttgart an, und wurde durch den Boten im Hause des Vicekanzlers Dr. Martin Aichmann in dessen Abwesenheit abgegeben. Dieser trat sofort mit den übrigen geheimen Räthen zusammen, und ihr Beschluß ging dahin: „Ob man wohl sich dieses rasenden Poeten ungütlichen Antastens nicht anfechten lassen möchte: jedoch, weil keine Besserung so gar nicht bei ihm zu verhoffen, daß er auch je länger je mehr nur unsinniger werde, nichts destoweniger aber seines Calumnirens, Schändens und Schmähens kein Ende, so wolle die Nothdurft erfordern, gebührendes Einsehens gegen ihn fürzunehmen.“ Daher halten sie dafür, damit man des Herzogs ernstliches Mißfallen an seinen Mißhandlungen spüre, und „seiner in allwege gesichert sei,“ so solle der Untervogt zu Vaihingen, Endriß Schmidt, als der hiezu geeignetste Mann, mit den erforderlichen Schreiben abgefertigt werden, um den Frischlin, wo er ihn betreffe, auf Recht niederzuwerfen und seine Auslieferung zu begehren.

Dieses Gutachten der Räthe erhielt die fürstliche Genehmigung.[1]) Herzog Ludwig, der in Frischlins Leben so lange als eine heitere,

[1]) Auf der Rückseite der Frischlinischen Famosschrift, No. 11. St. A. Wo von hier an bei Briefdatirungen keine Jahreszahl angegeben wird, ist immer das Jahr 1590, und wo bei Numern kein Fascikel, da ist Fasc. 16 der Universitäts-Urkunden des Würtemb. St. A. zu verstehen.

erwärmende Sonne hereingeschienen, dann abwechselnd sich verhüllt und wieder gezeigt hatte, tritt während dieses letzten Actes gar nicht mehr hinter der Wolke hervor. Ob in Folge von Ueberdruß an Frischlins Händeln und Person, oder jener Abstumpfung, von welcher die Geschichtschreiber melden, daß sie in den letzten Lebens- und Regierungsjahren des gutherzigen Trinkers eingetreten sei, bleibe unentschieden. Da nun auch der Kanzler Schulter von seinem Posten zurückgetreten war,[1]) so befanden sich Frischlins Angelegenheiten ganz in den Händen des Landhofmeisters Erasmus von Laimingen, des geheimen Rathes Melchior Jäger, des Vicekanzlers Aichmann und des Hofpredigers. Unter diesen tritt der Vicekanzler vorzugsweise als handelnd auf, durchaus zu harten und strengen Maßnahmen gegen Frischlin geneigt; nach ihm Osiander, der zwar milder dachte, aber Theolog und von Frischlin vielfältig beleidigt war; Jäger war diesem am meisten zugethan, aber er war Hofmann, und wollte nicht gegen den Strom schwimmen, um einen Menschen zu retten, der am Ende doch nicht zu retten war; wozu der adeliche Laimingen, dem Hasse seiner Standesgenossen auf den Redner vom Bauernstand gegenüber, noch viel weniger Antrieb empfinden konnte.

Den „rasenden Poeten" hatte unterdessen, wie schon öfters, nachdem der Schlag gefallen war, die Reue angewandelt, und noch schneller als vor 4 Jahren jener ersten Elegie die zweite, folgte jetzt seinem offenen Brief ein vertraulicher an Martin Aichmann, worin er den ersteren zurückzunehmen und dessen Absendung als Folge einer Verwechslung darzustellen versuchte. Als ihm durch seinen Diener die unverhoffte Antwort zugekommen, „welche ohne alles Secret, auch ohne einigen Namen oder fürstlichen Befehl, in einem Patent an ihn abgegangen," habe er zuerst in Ursel eine Entschuldigungsschrift „so affectuose et modeste gestellt, daß seine calamitates einen Stein hätten erbarmen mögen;" darauf aber zu Speier, bei einem Schlaftrunk, nachdem er seine Bittschrift und die Antwort der Kanzlei mit

---

[1]) Nach Fischlini Memor. Cancellarior. Wirt. p. 14. trat er im J. 1591 als Syndicus in die Dienste der Reichsstadt Schwäbisch Hall; nach dem alten Würtemb. Dienerbuch aber war er nur bis Georgii 89 Würtembergischer Kanzler, und wird schon in diesem Jahre als „der abkommen Kanzler" aufgeführt.

großer Verwunderung vieler Leute abgelesen, eine andere, schärfere. Wie ihm nun ein Bote von Stuttgart an die Hand gestoßen, als er eben gen Tübingen geschrieben, habe er ihm, als eilend, eine Oratio contra Mascum zum Gruß für den Vicekanzler gegeben, und sein Entschuldigungsschreiben dazuthun wollen. Da aber allerhand Papiere durcheinander gelegen, so habe er „das unrecht Concept für das recht genommen," und dieß erst bemerkt, wie er nach Abgang des Boten seine Papiere wieder zusammengeordnet habe. Er sei dem Boten bis an den Rhein nachgeeilt, der aber schon dahin gewesen. Ob nun wohl auch in dem Speierischen Schreiben nichts animo injuriandi geschrieben sei, so sei doch nicht ohne, „daß etlich Wort in Derjenigen Ohren, so ihm aufsäßig, viel zu hart klinglen werden;" er hoffe daher, Aichmann werde ihm so viel Treue bewiesen und es nicht flink von ihm gegeben haben. Wäre dieß jedoch geschehen, so bitte er, zu bedenken, daß die Schrift fervore quodam und inter pocula geschrieben (weßwegen er sich auch der einzelnen Worte nicht mehr erinnere), und errore quodam aus der Hand gegeben worden. Seien sie mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, so erbiete er sich vor einem competenten und unparteiischen Richter zu Recht.[1])

Das frühere Schreiben hatte Aichmann, da es offen und mit der Aufschrift an die herzogliche Kanzlei eingelaufen war, nicht wohl für sich behalten können,[2]) wenn er auch den guten Willen dazu gehabt hätte, den er nicht hatte; über das jetzige Schreiben aber urtheilten die geheimen Räthe: da aus demselben „eine schlechte Reu, vielmehr magna hypocrisis zu ersehen," so bleibe es bei dem vorigen Beschluß.

Es wurde nun ein Patent und außerdem acht besondere verschlossene Schreiben, an Mainz und Pfalz, an Speier und Worms (die Bischöfe und die Städte) ferner an die Stadt Frankfurt und den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt aufgesetzt, worin diesen und allen Obrigkeiten, mit denen der Würtembergische Abgesandte in Berührung kommen möchte, im Namen des Herzogs zu erkennen gegeben wurde,

---

[1]) Frischlin an Aichmann, Speier 22. Febr. (soll heißen März) St. A.

[2]) Es gingen auch bald wunderliche Sagen über seinen Inhalt um. Der Schluß laute, so vernahm Crusius: Diabolus vos omnes rapiat. Lambite τὸν πρωκτόνμ ου u. s. f. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 311.

daß dieser sich höchlich verursacht finde, nach (das D. ist in beiden Concepten dick ausgestrichen) Nicodemo Frischlino, seinem Landsgebürtigen und Verobligirten, zu trachten und denselben zu seinen Handen zu bringen; wozu er den Vorzeiger dieses, seinen Vogt, abgeschickt habe. Würde dieser den Frischlin in dem Gebiete einer der Herrschaften treffen, so bitte der Herzog, sie mögen ihn demselben auf einen Revers, daß solches dero Obrigkeit in allweg unvorgreiflich und unnachtheilig sein solle, verabfolgen lassen; es solle gegen ihn ohne rechtliche Erkenntniß nichts vorgenommen werden. [1]) Der Untervogt von Vaihingen aber erhielt die Instruction, sich mit seinen zugegebenen Knechten alsbald nach Speier zu verfügen, dort, im Pfälzischen und Mainzischen, Frischlin aufzusuchen, im Betretungsfall gefänglich einzuziehen, und mit Ueberlieferung des herzoglichen Schreibens um seine Ausfolgung anzuhalten. Da ihm dann zweifelsohne willfahrt werde, solle er ihn „wohlverwahrt in höchster Stille, so viel möglich bei Nacht, und wie es sich am füglichsten schicken werde, fort und anhero führen, sich auch seiner selbst Ausreden, Bitten oder Rechtsanrufen, noch sonst etwas Anderes daran nicht verhindern lassen, und in dem Allem mit höchstem Fleiß und behutsamlich handeln, damit er ihm nicht entgehe, „sondern man seiner sicher und gewiß sein könne." [2])

Endres Schmidt machte sich mit etlichen Knechten auf den Weg, und als er erfuhr, daß Frischlin eben in Mainz sich aufhalte, suchte und erlangte er vom Churfürsten, der zu Aschaffenburg Hof hielt, die Erlaubniß, ihn zu verhaften. Es war am Dienstag nach Oculi, als plötzlich, während Frischlin sich auf nichts Arges versah, der Vogt erschien, und ihm ein Patent (den Eingang seiner Instruction) ablas, daß er nicht allein viel ehrlicher Leut in seinen scriptis angetastet, sondern auch den Herzog von Würtemberg selbst an seiner Person ehrverletzlich angegriffen habe; weßwegen er auf einen Revers gefänglich ins Würtemberger Land geführt und da gestraft werden solle. Frischlin darauf: Er habe in seinen Schriften Niemanden angetastet, als wer ihn zuvor angegriffen, den Herzog aber gar nicht, und habe des Herzogs wegen ein so gut Gewissen, daß er auf der Stelle freiwillig mit dem Vogt gen Stuttgart reisen und sich daselbst verantworten wolle.

[1]) Patent und 8 besondre Schreiben, Stuttg. 16. März, No. 15. u. 16. St. A.

[2]) Instruction für den Untervogt von Vaihingen, Stuttg. 17. März, St. A.

Darauf ging jedoch der Abgesandte aus Mangel an Vollmacht nicht ein, sondern ließ ihn hart verwahrt in Mainz zurück. So Frischlin in seinen Berichten nicht nur an den Kaiser, sondern auch an den Würtembergischen Prälaten Bidembach,[1]) dem er, der Meldung des Vogts gegenüber, nichts wesentlich Unwahres glaubhaft zu machen hoffen konnte.

Etwas andre Farben trägt die Geschichte bei Crusius, dessen Erzählung wir gleichfalls wiedergeben,[2]) und dem Leser überlassen, sich die volle Wahrheit aus beiden Berichten zusammenzufinden. Als der Vogt von Vaihingen den vom Churfürsten in Aschaffenburg erhaltenen Verhaftsbefehl dem Statthalter zu Mainz übergeben, habe dieser auf angestellte Erkundigung bald erfahren, daß Frischlin in einer gewissen Herberge bei'm Schmause sei. Er habe den Wirth in der Stille zu sich berufen, ihn schweigen und dem Frischlin genug zu trinken geben geheißen; unterdessen seien in der Nachbarschaft Wachen aufgestellt, und Frischlin veranlaßt worden, in jener Herberge zu übernachten. Am Morgen habe ihn der Statthalter auf das Rathhaus beschieden; er aber, der seinen Rausch noch ausgeschlafen, sei erst auf die dritte, im Namen des Churfürsten gemachte Ladung erschienen. Als ihm der Statthalter Haft angekündigt, habe er sich ungestüm gebärdet, sich auf seine Privilegien berufen und sein Pfalzgrafendiplom vorgezeigt. Nun sei aber aus einem Nebenzimmer Endres Schmidt hervorgetreten und habe ihm erklärt, daß er vom Herzog von Würtemberg abgeschickt sei, ihn gefangen zu nehmen. Darauf und auf die Drohung mit gewaltsamer Abführung habe er sich ergeben, und nur noch die Bitte gestellt, ihn in keinen finstern Kerker legen zu wollen. Nein, habe der Statthalter erwiedert, er solle eine schöne Aussicht haben und die Schiffe auf dem Rhein vorüberfahren sehen. So habe man ihn durch einen bedeckten Gang auf den sogenannten Eisenthurm[3])

[1]) No. 34 und 121. St. A.

[2]) Sie stützt sich, doch nur mittelbar, auf die Aussagen zweier Würtembergischen Abgesandten an den Landgrafen Ludwig von Hessen, die sich von ihrem Wirthe zu Mainz die nähern Umstände von Frischlins so eben erfolgter Verhaftung erzählen ließen. c. Frischlin. p. 315 f. 311 f.

[3]) Derselbe steht noch in der Nähe der Gasthöfe am Rhein, wurde längere Zeit als Garnisonsgefängniß gebraucht, und ist neuestens dem Verein für Geschichte und Alterthum zur Benützung überlassen worden.

geführt; wobei man die Rede von ihm hörte, dieses Spiel habe ihm „das Hosenmändlin" (Osiander) zugerichtet.

Nachdem Frischlin so verwahrt und eine Wache von zwei Personen bestellt war, ihn Tag und Nacht zu hüten, kehrte Endres Schmidt nach Stuttgart zurück, seine Meldung zu machen und weitere Verhaltungsbefehle einzuholen.

Unterdessen war Frischlin auf seinem Thurme nicht müssig. Nach Crusius wäre er immer betrunken gewesen und hätte gesagt: „hat mich der Herzog gefangen zu Mentz, muß er wohl für mich zahlen Müntz." Die Rede sieht ihm ähnlich und das Trinken auf des Herzogs Kosten auch; aber zur Abfassung der verschiedenen wohl ausgedachten und zum Theil umfangreichen Bitt- und Beschwerdeschriften während der 12 Tage dieser Haft bedurfte er doch vieler nüchternen Stunden. Er wendete sich an den Churfürsten und das Domkapitel, an den Kaiser und das Kammergericht. Vom Kaiser begehrte er einen Befehl an den Churfürsten, ihn nicht aus der Hand zu geben; Einforderung einer Copie seiner Würtembergischen Obligation durch das Kammergericht und richterliches Erkenntniß über ihre Rechtsgültigkeit; endlich Vorladung seines Famulus nach dem Gesetz gegen Verläumdung. An das Kammergericht verfaßte er zwei Bittschriften: die eine mit dem Gesuch, den Churfürsten und den Herzog von dem Wege der Gewalt auf den des Rechts zu verweisen; die andre suchte durch eine Darlegung des Gangs seiner Streitigkeiten mit Crusius die Bitte um Entbindung von seinem Eid zu begründen, und wurde von ihm dem Speier'schen Secretär Theodor Friedberger zugestellt, um sie „secundum stylum Camerae richten" und übergeben zu lassen. [1])

Außerdem arbeitete Frischlin noch eine sogenannte Sacra Protestatio aus, die hauptsächlich gegen die falsche Auflage, als hätte er in seinem Patent an die Kanzlei den Herzog Ludwig persönlich angegriffen, gerichtet war. Daß ihn die Antwort der Kanzlei in hohem Grade aufgeregt habe, sagt er darin, sei nicht zu verwundern. Nach so vielem Jammer, den er „theils um seiner griechisch-lateinischen Grammatik, theils um der Würtembergischen Religion willen" in der Fremde ausgestanden, aus Braunschweig und Marburg vertrie-

[1]) S. No. 121, Vgl. mit No. 33 und 42. St. A.

ben, nun auch im Mainzischen bedroht, an allen Enden und Orten angefochten: habe er zu seinen Landsleuten und Religionsgenossen in einer Bittschrift seine Zuflucht genommen. Aber, statt auf sein klägliches Flehen zu antworten, habe man ihn gescholten, bedroht und verhöhnt. „Sollt es nun ein Wunder sein, daß Einer zuletzt mit dem frommen Hiob ungeduldig würd und nicht allein anfing zu zürnen, sondern auch zu fluchen? Nam patientia saepius laesa fit furor. Denn wie konnt ich doch übler angefochten werden, o du mein treuer Gott und Heiland, denn daß mich Einer zu Braunschweig will stäupen, der Ander köpfen, der Dritt zu Wittenberg henken, der Viert zu Dresden rädern, der Fünft in der Wetterau ein Kugel durch mich jagen, der Sechst zu Stuttgart mit langen Händen nach mir greifen, wie denn geschehen?" Jene Kanzlei-Antwort sei aber nicht vom Herzog, sondern von dem Haß und Neid der Kirchenräthe gegen ihn ausgegangen. Auf diese allein, die ihm um Crusii willen „spinnenfeind" seien, habe daher auch er in jenem Speierischen Schreiben gesehen. „Kann also beschließlich mit dir, o Gott, und mit der ewigen Wahrheit, auch mit Recht vor einem jeden unparteiischen Richter erhärten, daß ich meinen gnädigen Fürsten, als einen recht frommen Herrn, in diesem Schreiben ehrverletzlich anzuziehen so wenig gesinnt gewesen, als die Mutter Gottes zu beschlafen." Aber auch die Herren von der Kirchen- und Schulen-Kanzlei seien darin nicht an ihren Personen angetastet, da es nicht generalia attributa personae, sondern nur attributa specialia facti, nempe decreti, enthalte. Den Schluß macht ein Gebet: „Herr Jesu Christe, Gottes und Mariä Sohn, der du meine und meines armen Weibs und Kinder Seufzen vier Jahre her gesehen hast und noch siehest, und unsre Zähren in ein Faß sammlest, ich ruf dich über mich und über meine Widersacher zum Zeugen an, du wollest dermaleinst aufwachen; dann ich zu dir hoff und trau, du werdest mich (wie Hiob 5. geschrieben steht) aus sechs Trübsalen, die mich auf einmal überfallen, erretten, und in der siebenten werd mich kein Uebel rühren. So will ich dir hinwiederum dein Lob singen und dich preisen für und für. Amen. Amen." [1])

Der Gefangene wartete noch auf eine Antwort vom Kammergericht, als am Samstag vor Judica der Vogt von Vaihingen mit

[1]) Nic. Frischlini sacra Protestatio. No. 25. St. A.

drei reisigen Knechten wieder in Mainz eintraf, ihn zu holen. Als ihm dieß am Montag darauf durch den „Waldbotten Friderich Hundt und den Rathsschreiber" angekündigt wurde, gab er ihnen zur Antwort: da nun die Sache vor Kammergericht und Kaiser gebracht sei, so gebühre ihm, auf die Kaiserliche Resolution zu warten, und werden Churfürst und Herzog dem Kaiser nicht vorgreifen wollen. Doch jene beiden suchten ihn durch Hinweisung auf den Artikel des Reverses zu beruhigen, worin der Herzog sich gegen den Churfürsten verbindlich gemacht hatte, „daß außerhalb ordentlichen Rechtens gegen ihn nichts vorgenommen werden solle." [1]) So wurde nach kurfürstlicher Verordnung Frischlin am Dienstag den 7ten April aus dem Gefängniß in die Herberge zur Krone gebracht und dem Würtembergischen Abgesandten überliefert. Als er dessen ansichtig wurde, entsetzte er sich, nach des Vogts eigenem Bericht, Anfangs heftig und fing bitterlich zu weinen an. Nun gab ihm aber auch dieser die Versicherung, es werde hiemit nichts Anderes, als sein und der Seinigen Wohlfahrt gesucht, damit er mit Weib und Kindern wieder in sein Vaterland komme; wenn er sich nur demüthige, so solle Alles wieder in den alten Stand gebracht werden, und ihm diese Sache weder an Leib noch Ehre einigen Nachtheil bringen. Durch solches Zureden ließ sich Frischlin beruhigen, schickte einen Boten nach Ursel, um seine Frau (die ihn mit ihrem zweiten Sohne Friderich in seiner Haft einmal besucht hatte) nach Höchst, der ersten Station auf dem Wege in's Würtembergische, zu einer Unterredung zu bescheiden, „und eilte mit dem Vogt so fröhlich hin, als wenn er zu einer Hochzeit berufen wäre." [2])

Der Zug ging in einem nördlich gewendeten Bogen, um das Pfälzische Gebiet zu vermeiden (da Kanzler und Räthe zu Heidelberg in Abwesenheit des Administrators Johann Casimir Schwierigkeiten wegen des Geleits gemacht hatten), erst mit Churmainzischem Geleit über Höchst, Stockstadt, Amorbach, Buchen und Burken auf Meckmühl, von da auf Würtembergischem Grund und Boden weiter. Den Ge-

[1]) Diesen Revers in verschiedenen Entwürfen und Gegenentwürfen s. unter No. 20. 21. 24 und 49. St. A.

[2]) Frischlin an Bidembach, No. 121, vergl. mit der Relation des Untervogts, Stuttg. 13. April, No. 23. St. A.

fangenen ließ der Vogt unterwegs mit sich essen, trinken und schlafen, und so zeigte sich jener auf der ganzen Reise geduldig und willig.[1]) In Waiblingen, das sie am letzten (6ten) Tag der Reise passirten, sah er noch seinen Bruder, der ihm ein Hemd und ein Kröß, d. h. einen Kragen, den er selbst borgen mußte, lieh. Noch immer ließ der Vogt seinen Arrestanten auf der Meinung, wenn er sie ihm nicht selbst beigebracht hatte, er werde nach Stuttgart geführt. Wie sie nun aber von Waiblingen aus statt dessen dem alten Haus Würtemberg zuritten (es stand auf der Stelle, wo jetzt von der Spitze des Rebenberges die griechische Kapelle in's Neckarthal herunter sieht), „und er wohl vermerken konnte, wo sein Nest sein würde," äußerte er gegen den Vogt, er habe vermeint, die Letze mit ihm in Stuttgart zu zehren; doch dieser ermahnte ihn abermals zur Ruhe, worauf er in seine verordnete Custodie gutwillig einging. Es war der Abend des Palmtags, d. 12ten April, und hatte die Reise, nebst der Beköstigung und Bewachung des Gefangenen in Mainz, 206 fl. 58 kr. gekostet.[2])

Auf Würtemberg wurde Frischlin in ein Gemach geführt, worin früher ein spanischer Mönch gelegen hatte, und das jetzt für den Abt von Anhausen, der wegen grober Unsittlichkeit in Untersuchung sich befand, hergerichtet worden war. Uebrigens war seine Haft in den ersten Tagen nichts weniger als streng: der Burgvogt, Lorenz Marschalk, ließ seinen Gefangenen mit sich essen, er hatte Besuch und Gesellschaft, zechte bald mit dem Schultheißen von Rothenberg, bald mit dem Schulmeister von Untertürkheim und dessen Weib, spielte

---

[1]) So der eigene Bericht des Vogts. In Tübingen wollte man im Gegentheil wissen, Frischlin sei gefesselt gewesen und habe „Niemand kein gut Wort geben." Crus. c. Frischlin. p. 312. Dieser selbst schrieb später an Melch. Jäger, zum Beweise seiner Loyalität: „Da ich zwischen Buochen und Meckmühl war, hätt ich dem Herrn Untervogt wol einen poetischen Bossen können reißen.. Denn weil ich zu Ammerbach von dem Keller gehöret, daß daselbst der Boden auf einen Büchsenschuß Pfälzisch, hätt ich mich gegen beiden Partien protestiret und mich gestellt, als ob ich nicht fortwollte, es hätte dann der Untervogt aus dem nächsten Pfälzischen Dorf ein Pfälzisch Glait. Es fiel mir aber ein, der Schimpf möcht anderst rauskommen, und dieweil Pfalz ohn dieß kutzelig, so unterließ ich den Scherz." No. 33. St. A.

[2]) Dieß der Bericht und zum Theil die Ausdrücke des Vogts; vgl. Frischlins Aeußerungen No. 121. St. A.

Kegel oder Karten, und hatte innerhalb des Hauses, obwohl durch zwei Bauern bewacht, wenigstens bei Tag, freien Paß. [1])

Noch am Sonntag spät Abends war der ehrliche Jakob von Waiblingen nach Stuttgart herübergelaufen, in der Meinung, seinen Bruder hier zu finden, und ihm einen Brief „gen Hof," wo er ihn verhaftet dachte, hineinzuschicken. Allein vom Kastellan mußte er vernehmen, daß derselbe nicht bis Stuttgart gekommen, sondern „an einem guten, sichern Orte" sei. „Hab derowegen, schreibt er, diesen Brief wieder mit mir genommen, und von Stuttgart traurig wieder abzogen, das Würtembergisch Schloß treulich angesehen, und nicht mögen so bald hinauflaufen, dich oder den Burgvogt daselbst zu beleidigen oder zu betrüben." [2])

In Stuttgart hatte man vorerst nur getrachtet, Frischlin in die Hand zu bekommen; was aber weiter mit ihm anzufangen sein möchte, darüber war erst noch Beschluß zu fassen. Auch der Burgvogt auf Würtemberg suchte Verhaltungsbefehle nach. Dienstag den 14ten April stellten die Räthe ihr Bedenken dahin: Ob sich Frischlin wohl, vermöge des Untervogts Bericht, geduldig und willig ergeben und unterwegen bescheidentlich gehalten, sehen sie doch für gut an, der Herzog ließe ihn, „ehe ihm etwas angezeigt oder gegen ihn vorgenommen würde, eine Weile sitzen, bis er baß in sich ginge, sich demüthigte und selbst unterthänig supplicirte. Hieneben wäre auch dem Burgvogt zu befehlen, ihn mit Lieferung nicht köstlich zu halten, sondern ihm über jede Mahlzeit Suppen und Fleisch und ein Gemüß und also zwei Gericht, auch des Tags nur $^1/_2$ Maß Weins, zu geben. Durch solches Alles werde er desto mehr erinnert werden, und man hernach desto baß mit ihm handeln können. Und dieweil auf Würtemberg keine solche Verwahrungen und Gemach, darin man seiner gesichert sein möchte (denn dasjenige, darin er liege, nur in die Riegel gemauert, da er etwan durchbrechen und Gelegenheit auszukommen suchen möchte), wären dem Burgvogt Springen hinaufzuschicken, beneben einer Person oder zwei, die ihm solche anlegen helfen, damit

[1]) Seine Zehrung auf Würtemberg während der 5 Tage von Sonntag bis Freitag Abend belief sich auf 11 fl. 22 kr. S. No. 80, St. A. Vgl. Crus. c. Frischlin. p. 318.

[2]) Jakob Frischlin an seinen Bruder, No. 27. und 34.

man sich also seines Ausreißens nicht besorgen dürfte." Dieß wurde vom Herzog genehmigt, bis auf die Springen: er wollte Frischlin lieber auf ein festeres Haus, z. B. Hohenurach, gebracht, als gefesselt wissen. [1])

Tags darauf, am Mittwoch, kündigte der Burgvogt seinem Gefangenen an, er habe Befehl erhalten, ihn wohl zu verwahren, Niemand zu ihm zu lassen, und ihm nur ein Quart Wein zu einer Mahlzeit zu reichen. Auf Frischlin wirkte diese Botschaft sehr niederschlagend: er meinte, des Burgvogts Anfrage sei mißverstanden worden, und schrieb in diesem Sinne an Melchior Jäger. Was der Burgvogt in Betreff seiner Beköstigung geschrieben, sei ohne sein Wissen und Willen geschehen, er nehme mit geringer Kost vorlieb; den Wein insbesondere hätte man ihm nicht zu ringern gebraucht, in Sachsen habe er auch Bier trinken gelernt, und jetzt nehme er gekochtes Wasser wegen des viertägigen Fiebers (um dessenwillen er auch Tags vorher zur Ader gelassen hatte). Niemand Fremdes vor ihn zu lassen, habe er den Burgvogt selbst gebeten; er hätte Tröstlicheres erwartet, als wie ein Uebelthäter eingesperrt zu werden. „Ich bin vor 4 Jahren, fährt er fort, in meinem Vaterlande kommen um mein Haus und Hof, um meine Gärten und Weinberg, um alle meine Gnadengelder, die ich mit saurer Arbeit erlangt hatt, und endlich um mein Vaterland, da ich mit Weib und Kind in das Elend verstoßen worden. Nun hab ich nichts Uebrigs, das ich mit mir wiederum bring, denn mein Leib und Leben, welches ich dem Römischen Kaiser, dem Kaiserlichen Kammergericht, dem Churfürsten von Mainz, insonderheit aber unserm G. F. und Herrn, anbefohlen hab. . . Meinem Herrn bin ich so gehorsam, daß auf dero gn. Befehl ich wollt von Würtemberg nicht einen Schritt weichen, wenngleich alle Thür und Thor offen und ich allerdings frei und ledig wäre." An den Bruder aber schrieb er: „Du hättest diese Zeit alle Tag zu mir kommen können; nun aber ist Thür und Thor durch die Räthe zugesperrt." [2])

Jakob fragte nun bei dem Burgvogt schriftlich an, ob er nicht in der Stille seinen Bruder sprechen könnte, indem er zugleich die

[1]) Unterthäniges Bedenken auf des Untervogts Bericht, Stuttg. 14. April. No. 28. St. A.

[2]) Frischlin an Melch. Jäger, No. 33 und 36. An seinen Bruder, No. 41. St. A.

Zusicherung gab, es dem Gefangenen, des Ungeziefers wegen, an Wäsche nicht fehlen lassen zu wollen. [1]) Dabei lag aber ein offener Brief an den Bruder, den der Burgvogt diesem vorlesen sollte: ein rechtes Probestück von des guten Jakob wohlgemeinter, aber schlechtberechneter Wohldienerei. Um seinen Verkehr mit dem Bruder als unverdächtig, ja heilsam, erscheinen zu lassen, und diesem das Pater peccavi, das ihn retten sollte, gleichsam vorzubeten, stimmt er nicht nur in diejenigen Vorwürfe ein, die man demselben mit Recht machen konnte, sondern macht ihm selbst Dinge zum Verbrechen, in denen er nach Jakobs eigener Ueberzeugung Recht hatte. Er möge, schrieb er ihm, die väterliche Zucht seines Fürsten und sein ehrlich Gefängniß erkennen; „denn man setze nicht jeden auf Würtemberg." Hoffentlich werde er mit Petro bitterlich weinen, und nicht mit dem halsstarrigen Judas Buß wirken. Er müsse ja bekennen, daß er fürs Erste Gott erzürnet habe, transgrediendo sexto praecepto; fürs Andere vielen guten Leuten ohn Ursach getrutzt und gepochet. Denn Niemand habe ihm Ursach gegeben, eine solche dentatam, mordacem et acerbam Strigilem zu schreiben, die er seinen praeceptoribus zu einem unfreundlichen Gruß in sein Vaterland mitgebracht, und da nicht genug Exemplaria gewesen, mehr zu Straßburg drucken lassen; damit er sich hässig gemacht habe, „daß man ihm, redienti (sic) ex Carniola, jus civitatis nicht ohn Ursach abgeschlagen." Dann habe er in Straßburg keinnützige Afterreden geführt und in Druck gegeben, durch die Frankfurter Elegie nicht blos seine eigene Schande ausgebreitet, sondern auch andere ehrliche Leute angegriffen, „in summa, Niemands verschont: und sind — fährt er fort — deine Dialogi, Poppysmi, Celetismi, und schier alle scripta et opera tua voller Stich, böser Wort und Karten. So hast den frommen Landesfürsten oftermal in selben Schreiben angerühret, ja mit Worten, bei Schlaftrünken, gräulich erdurchzogen, wie man sagt. [2])... Darum thu Buß, gang in dich selber,

[1]) Für Verschwendung im Weißzeug war übrigens Jakob Frischlin nicht. Indem er am Gründonnerstag dem Bruder sein Hemd, das dieser am Palmtag in Waiblingen abgelegt hatte, gewaschen zusendet, läßt er ihm sagen, er solle es erst in 14 Tagen anziehen, wenn das ihm geliehene, das er jetzt anhabe, schwarz genug sei. No. 37. St. A.

[2]) Im Gegensatze zu diesem unvernünftigen Zugeständniß des Bruders erklärt Frau Frischlin in einer Bittschrift an den Herzog vom 17. April: daß ihr

sing das Miserere mit David! und schick dir hiemit den Psalter Davidis, lern auch auf seiner Harpffen ein Dänzlin machen, und daß es desto baß erkling und gen Himmel spring, so wein dazu von Herzen ... Du wirst auch deiner groben Zoten und närrischen Possen wohl vergessen; es steht dir nicht wohl an, vor ehrlichen Leuten und Mahlzeiten solche grobe Zoten zu reden, da wir ja von jedem unnützen Wort Rechenschaft geben müssen." Nach dem ungeschickten Strafprediger kommt nun aber der treuherzige Bruder wieder. Nicodemus solle froh sein, daß er nicht im Ausland gefangen gesetzt worden, wo ihm kein Bruder beispringen und sich der Seinigen annehmen könnte, wie er zu thun gedenke. Nächstens werden seine Frau und Kinder bei ihm ankommen, wegen deren der Gefangene ganz unbesorgt sein solle. Die Kinder „müssen besser versorgt werden und in Zucht und Gottesfurcht mehr zunehmen denn draußen in exilio, der Nicodemus bei mir in die Schul gehen, der Friderich zu dem Stadtschreiber allhie, daß du sollst wohl zufrieden sein; deine Katharina will ich der Mutter schicken, und deinem Weib mehr nicht als die Anna Maria lassen, die auf sie warten soll. Wann ich zu dir darf und der Burgvogt mirs erlauben will in der Stille, so laß michs wissen; dann ich hätt viel an dir abzubrechen und Eisen zu nehmen, damit du gedächtest, daß du auch ein Mensch wärest.[1])

Der Gefangene hatte unterdessen die eine der in Mainz verfertigten Bittschriften an das Reichskammergericht zu einer Supplik an den Kaiser umgearbeitet. Er fängt darin von seiner lateinischen Grammatik an, von deren neuer Ausgabe er dem Kaiser zwei Exemplare schicken will, damit dieser „die hochgelehrten Jesuiten zu Prag als unparteiische Richter darüber verhöre." Dann erzählt er den Hergang seines Streites mit Crusius, berührt auch den Handel mit Fritz Herter, der mit den Seinigen für schwere Verbrechen viel milder als Frischlin für ein leichtes Vergehen bestraft worden sei, und kommt dann auf sein Bittgesuch an den Herzog und die Kirchenräthe, sammt der offenen Antwort der Kanzlei. Er beklagt sich über den Hohn, der ihm

Mann in einem Schreiben den Herzog solle angegriffen haben, könne sie nicht glauben, da er von demselben anders nie als in allen Ehren gesprochen habe.

[1]) Jakob Frischlin an seinen Bruder auf Wirttenberg (Gründonnerstag). No. 34. St. A.

darin angethan worden; über die Anmaßung der Würtembergischen Beamten, in einem vor der ganzen Welt geführten wissenschaftlichen Streite sich zu Richtern aufzuwerfen; über das ihm einseitig auferlegte Stillschweigen, und die Verweigerung der Justiz gegen seinen Famulus. Diesen Kanzleiherren und ihrem Patent habe er in seiner Antwort schwerlich zu viel gethan. „Dann ichs für kein fürstlichs, sondern für ein prädicantisch, für kein Würtembergisch, sonderu für ein recht Osiandrisch, für kein gut lutherisch, sondern für ein recht lotterisch, holhipperisch, spöttisch, höhnisch Werk angesehen." An den Herzog von Würtemberg habe sein Herz dabei nicht gedacht, wie in seiner Sacra Protestatio gezeigt sei. Dieser habe daher auch kein Recht gehabt, ihn, der noch dazu eine vom Kaiser privilegirte Person sei, gefänglich einziehen zu lassen. Ebenso wenig wie der Churfürst von Mainz schuldig gewesen, auf eine bloße Anklage, welcher der Angeklagte in continenti widersprochen, ihn auszuliefern. Auch hätte er sich nicht so gutwillig aus Mainz führen lassen, wäre ihm nicht alles Gute versprochen worden. Dem Gefängniß nach, in das man ihn gebracht habe (wobei die Vergehungen des Abts von Anhausen mit grellen Farben geschildert werden) und nach der Gesinnung etlicher Kanzleiherren, besonders der geistlichen, gegen ihn, erwarte er von dieser Seite keine Gnade, und bitte daher den Kaiser, er wolle zur Rettung seiner Unschuld und zur Handhabung seines weitberühmten Namens, wie zur Befestigung der kaiserlichen Privilegien selbst, drei oder vier Commissarien von Speier gen Stuttgart auf seine (Frischlins) Kosten abordnen, die dann als unparteiische Schiedsrichter ihn sowohl als die Würtembergischen Räthe gegen einander abhören, und die Sache dahin schlichten helfen, daß der Herzog den gegen ihn gefaßten Unwillen fahren lasse, die Räthe aber sich mit seiner Erklärung begnügen und ihn nicht weiter verfolgen. Wofern dann der Kaiser ihn zu seinem Dienste zu gebrauchen wisse, so wolle er sich, sammt Weib und l. Kindern, in dero allergnädigsten Willen ganz und gar, allerdings, nichts ausgenommen, ergeben.[1]) Daß in dieser letzten

---

[1]) Allerunterthenigste Supplication an die Röm. Kais. Majestät. Würtenberg den 4ten Tag vor Ostern nach dem alten Kalender (15. April). No. 31 und 32 (Concept und Abschrift). St. A.

Wendung protestantische Richter, wenn das Schreiben in ihre Hände fiel, ein Erbieten zum Uebertritt finden mußten, erhellt von selbst.

Diese Supplik, wie die ihm schon früher zugestellte Sacra Protestatio, sollte Bruder Jakob durch den Schulmeister von Untertürkheim, Matthes Balinger, in's Reine schreiben lassen, um Beides nach Prag an den Kaiser senden zu können. Frischlin wollte dadurch den Würtembergischen Räthen, wie er sich nicht ganz schicklich ausdrückte, „ein Feuer unter den A. machen." Zugleich schrieb er an seine vornehmsten Gönner am Kaiserlichen Hofe: den Reichsvicekanzler Jakob Kurz von Senftenau, die Räthe Erstemberg und Griesbeck, sie mögen um alter Kundschaft willen seinem Boten helfen, daß er seinen Brief abliefern könne, und ihm einstweilen ein Stück Brot und einen Trunk Bier reichen. Er unterzeichnet sich: „Ihrer Herrlichkeiten — dienstwilliger — armer — gefangner — verfolgter — durchächter — unschuldiger — Nicodemus Frischlinus, cognomento aerumnosus." Auch an den Bischof von Speier setzte er eine Bittschrift auf, und schrieb außerdem an seinen alten Freund Th. Friedberger um Förderung seiner Angelegenheiten daselbst und um Nachrichten durch seinen Bruder. In diesem Schreiben findet sich die an sich unverfängliche Stelle, mit der man dem Gefangenen später so sehr zusetzte: „Es sehen die Würtembergischen eben einen großen Splitter in meinem Schreiben, und nehmen des großen Balken in ihrem Patent nicht gewahr. Darum ich dann verursacht worden, ihnen ihre Balken vor der Kais. Majestät zu entdecken." [1])

Immer banger wird die Stimmung des Gefangenen, und öfter wechseln seine Beschlüsse. „Lässest du mich, schreibt er am Mittwoch oder Gründonnerstag dem Bruder, so ist es mit mir Matthäi am Letzten, und wollt um mein Leben keinen Strohhalm geben; denn der Teufel der übt sich grausam." Statt des erwähnten Briefs an die Räthe, den der Bruder zerreißen solle, schickt er am Charfreitag einen andern, der lateinisch, übrigens wesentlich gleichen Inhalts mit dem frühern ist, nur daß er am Schlusse einen Hieb auf die Lutheraner enthält, der auf günstigen Eindruck am Prager Hofe berechnet war. [2])

[1]) No. 38. 41. 42. 43. St. A.

[2]) Prid. Paschatis veteris, ex arce Wirtemberga, ubi arctissime constrictus teneor, & singulis momentis aliquid mali exspecto. Vester miser

Aus der Supplik an den Kaiser könne der Bruder die Stelle über den Abt von Anhausen weglassen, wenn er meine, sie möchte ihm noch größern Haß zuziehen, obwohl dieß kaum möglich sei. „Eil mit den Sachen Prag zu, um Gottes willen, denn nichts dann lauter Ungnad vorhanden. Und hat mich der Untervogt mit glatten, süßen Worten von Mentz ausgebracht, sonst wollt ich ohn des Kaiserlichen Kammergerichts Consens nicht gewichen sein, da sei Gott mein Zeug. Heb alle Originalia fleißig auf, bis uns Gott wiederum zusammenhilft. Schick den Brief gen Speyer, sammt allen Sachen, so gen Prag sind abgefertigt worden. Ich muß mich, diese heilige Zeit über, einen Tag mit $1/2$ Maß Wein behelfen. Handel still und behutsam, denn sonst die Sachen alle aufgefangen und intercipirt werden. Bitt dich durch Christum, sei behutsam und sieh an kein Geld; ist keine gewisse Post, so schick einen eigenen Boten gen Prag. Hiemit Gott befohlen. Ich will gern meinen Celetismum haben. Datum am grünen Donnerstag anno 90. Dein armer untergedruckter Bruder Nicodemus." [1])

Wünschte er von dem Bruder seinen Celetismus zu bekommen, so schrieb er um dieselbe Zeit an den ihm verschwägerten M. Veit Nördlinger, Advocaten des Stadtgerichts in Stuttgart, um den neuesten Meßkatalog und was etwa unter seinem Namen oder wider ihn ausgegangen sein möchte; obwohl er dasjenige, so wider ihn sei, jetzt nicht mit der gehörigen Lust und Freudigkeit beantworten könnte.

In Betreff der Prager Sendung änderte er seine Ansicht noch einmal. „Lieber Bruder — schrieb er demselben am Charfreitag — ich hab den Sachen also nachgedacht: dieweil ich noch nicht wissen kann, wo mein Herr hinauswill, und die Räth bis Dienstag hieher kommen werden, so möcht der Bott so lang verziehen. Dann, wann eine Gefahr, so will ich ihnen die Supplication ablesen, als wenn sie schon hingeschickt und auf fürfallende Noth sollt präsentirt werden. Da man sich denn nicht wollt lassen abschrecken, und ich dir zuentbieten ließ, du sollst fürfahren, (oder diese Wort: Es steh mit mir gefährlich) so lief der Bott flück hinweg." [2])

Frischlinus, cui beato esse licuisset, *si Lutheranis dudum diffidere didicisset.* No. 48. St. A.

[1]) No. 29. 40. St. A.

[2]) No. 35. 45. St. A.

Doch für alles Das brauchte Frischlin nicht mehr zu sorgen: seine Prager Briefschaften waren in sicherer Hand, in der Hand derselben Würtembergischen Kanzlei, die sie beim Kaiser verklagen sollten. Während er seinem Bruder wiederholt Behutsamkeit einschärfte, setzte er selbst die gewöhnlichste Vorsicht außer Augen. Den Erlaß der Regierung an den Burgvogt, seinen Gefangenen strenger zu halten, hatte ein Bauer, Namens Michel, auf Würtemberg gebracht: diesem nämlichen Boten vertraute Frischlin an verschiedenen Tagen seine Schreiben gegen die Würtembergische Regierung zur Besorgung an. Der Michel gab ihm „die Faust darauf," sie sonst Niemanden als seinem Bruder in die Hand zu geben: allein der Michel gab sie dem Burgvogt in die Hand, und trug sie, statt in das Waiblinger Schulhaus, in die Stuttgarter Kanzlei. [1])

[1]) No. 72. 119. St. A. Vgl. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 318.

Zweites Kapitel.

Frischlin auf Hohenurach in hartem Gefängniß.

Hatte der Herzog schon früher an Hohenurach als einen sicherern Gewahrsam für Frischlin gedacht, so beschleunigten die aufgefangenen Briefe den Beschluß, ihn dahin zu versetzen. Noch am Charfreitag selbst ergingen entsprechende Erlasse an die beiden Burgvögte. Der auf Würtemberg solle des Herzogs einspännigen Knecht, Gall Meisterlin, sammt den Dienern, so er bei sich habe, dießmals bei sich ein-, und ihnen den bei ihm verhafteten Frischlin in ihre Hand verabfolgen lassen. [1])

An diesem Tage waren Frau und Kinder Frischlins bei dem Bruder in Waiblingen angekommen; er selbst hatte, wie wir gesehen haben, noch mehrere Briefe geschrieben: doch fühlte er sich unwohl, mochte Abends nicht essen, und legte sich zeitig zu Bette. Als es finster geworden und eben ein starkes Gewitter am Himmel war, kamen 5 Reiter, mit einem 6ten, leeren Pferde vor das Schloßthor, und begehrten, unter Vorzeigung des herzoglichen Schreibens, Einlaß. Es war gegen 10 Uhr, als die gewaffneten Männer vor Frischlins Bette traten, ihn aufstehen und ihnen folgen hießen. Vergebens bat der kranke und erschreckte Mann um des jüngsten Gerichts willen, sie möchten ihn nur die Nacht noch ruhen und bleiben lassen, morgen wolle er mit ihnen vor Fürsten und Herrn zur Verantwortung, ja bis in den Tod gehen. Man nahm ihn aus dem Bette, und was ihn vollends mit den bangsten Ahnungen erfüllen mußte, man ver-

[1]) Herzoglicher Erlaß, Stuttg. 17. April. No. 46. St. A.

band ihm die Augen, indem man eine schwarze spanische Kappe darüber zog.[1]) So hob und band man ihn auf das Pferd, und nun gings mit Fackeln und Laternen aus dem Schloß. Frischlin, des Aergsten gewärtig, schrie: Ist kein frommer Würtemberger, der mir sage, wo ich hingeführt werde? Er zählte alle Bäche, über die es ging, um die Richtung des Zugs zu errathen. Ein Zufall kam ihm endlich zu Hülfe. Wie sie in der ersten Frühe an Gretzingen vorbeizogen, kam ihnen ein Bauer mit einem Karren entgegen. Den fragte einer der voranreitenden Knechte, wo er herkomme? Von Urach, war die Antwort, welche der Gefangene vernommen zu haben scheint. Andere sagten, er habe es von einem Bettler erfahren, den er zu sich hergerufen: genug, bald darauf äußerte er, er wisse wohl, daß es auf Hohenurach gehe. Dieß erklärte er auch, als sie dort angekommen waren, dem Burgvogt, und bat alle Umstehenden, seiner Hausfrau anzuzeigen, daß er auf Hohenurach liege.[2])

Der Nordwestseite der schwäbischen Alb haben herabrinnende Bäche und kleine Flüsse, auf dem Wege zur Wasserstraße des Neckars begriffen, eine Reihe von Thälern eingeschnitten. Die Berge zu beiden Seiten derselben, meist mit Buchenwäldern bekleidet, laufen bald in langen gewundenen Zügen hin, bald springen einzelne Bergstöcke vor, mit Felsen bekrönt, und nicht selten die Reste alter Burgen tragend. Auf einer Felsenkuppe dieser Art, nahe dem Zusammenflusse der beiden Albbäche Erms und Elsach, liegt Hohenurach. Einst der Sitz eines berühmten Grafengeschlechts, war um die Mitte des 13ten Jahrhunderts Burg und Grafschaft durch Kauf an die Grafen von Würtemberg gekommen. Diese hielten sich zwar mehr in dem Schlosse des unten gelegenen Städtchens auf, das im 15ten Jahrhundert, während der 40jährigen Theilung Würtembergs, Residenz der einen Linie war. Die Jagd in den Wäldern ringsumher machte es beliebt, und so war es auch später noch oft vorübergehender Aufenthalt der Würtembergischen Fürsten. Die zwei Perlen unter diesen, Eberhard im Bart und Christoph, haben im untern Uracher Schlosse das Licht der Welt erblickt. Doch blieb auch Hohenurach als Veste von Bedeutung,

[1]) Die Reisigen hatten den Schneider Stopper von Stuttgart mitgebracht, sie ihm anzulegen. Crus. c. Frischlin., Mspt., p. 318.

[2]) Zusammengestellt aus No. 50. 51. 55. 121. St. A. und Crus. a. a. O.

und erst wenige Jahrzehnte vor der Zeit, in der wir stehen, hatte es Herzog Christoph nach dem Schaden, den es im schmalkaldischen Kriege genommen, wiederherstellen lassen. Es war durch Natur und Kunst ein sehr fester Platz, gleich geeignet, dem Feinde zu widerstehen, und einen Staatsgefangenen sicher zu verwahren. Wollte man einen solchen gleichsam verschwinden lassen, so mußte man ihn auf Hohenurach setzen, das der umgebenden Berge wegen so wenig fernher sichtbar ist, als es Aussicht in das Weite bietet.

Dem Kastellan dieser Veste war in dem herzoglichen Erlaß, den ihm Gall Meisterlin überbrachte, verboten, seinem Gefangenen zu entdecken, wo er sei; wie hinwiederum auch Frischlins Name darin nicht genannt, sondern nur von einem Verkappten die Rede ist, den ihm die Knechte bringen werden, den solle er von ihnen annehmen und in des Widertäufers Gemach legen, darin wohl verwahren, und keinen Menschen, er, der Burgvogt, sei denn selbst dabei, zu ihm kommen lassen; auch solle er ihm weder Feder, Dinte, noch Papier geben, damit er nicht etwa Briefe schreiben und zum Fenster hinauswerfen könne. In Betreff der Atzung erhielt der Kastellan auf Hohenurach die gleiche Weisung wie früher der auf Würtemberg; den Wein lieferte der Keller von Urach, für den Imbiß verrechnete der Burgvogt 5 Batzen täglich. [1])

Das Behältniß, in das Frischlin gebracht wurde, nennt der Burgvogt „die obere Gefängnuß;“ damit ist nicht unvereinbar, was Crusius sagt, es sei drei Schuh tief hinuntergegangen, wie auch das Weitere, daß er es einen dunkeln Kerker nennt, durch spätere Klagen des Gefangenen bestätigt wird. Dieser nennt es einen „Thurn,“ „die Räthe sprechen von einem „Gewölblin,“ und daß es ein übles Gefängniß gewesen, geht auch daraus hervor, daß der Burgvogt gleich in seinem ersten Bericht anfragt, ob er den Gefangenen da lassen, oder in ein besseres bringen solle? Noch heute wird dem Wanderer in den Ruinen Frischlins Gefängniß gezeigt, darunter jedoch das zweite, aus dem er entfliehen wollte, verstanden; allein die Zerstörung ist zu

---

[1]) No. 47. 55. St. A. Es ist also um die Hälfte zu wenig, wenn Crusius, a. a. O. p. 321, schreibt: Pascit eum castellanus Volius quotidie X crucigeris. Ihm freilich wäre es recht gewesen, wenn Frischlin des Tags gar nur für 3 Kreuzer zu essen bekommen hätte.

groß und die Bezeichnung in den Urkunden zu unbestimmt, um eine sichere Entscheidung möglich zu machen.

Burgvogt auf Hohenurach war der Edle Hans Wilhelm von Wildnau, genannt Vol, von Rübgarten, und Crusius getröstete sich schon, der werde den Gefangenen seinen Ausfall gegen den Adel in der Rede de vita rustica entgelten lassen.[1]) Der Professor natürlich, in welchem die Gelehrsamkeit mit der ganzen Brut kleinlicher Leidenschaften, mit Eitelkeit, Neid, Haß und Rachsucht, zusammenhauste, dachte sich auch einen Edelmann von ähnlichem Schlage. Was er von dem Empfange vernahm, welchen dieser dem Gefangenen habe angedeihen lassen, schien seine Voraussetzung zu bestätigen. Als Frischlin mit Berufung auf seine Privilegien Umstände machte, in seinen Kerker hineinzugehen, soll der Burgvogt ihn mit dem Knebelspieß bedroht, und auf sein Verlangen nach einem Bette dem Jungen befohlen haben, etlich Bund Stroh hineinzuwerfen. Das ist möglich; denn Vol hatte Befehl vom Herzog, den Frischlin in das Gefängniß zu legen, und hatte noch keinen Befehl, ihm ein Bett zu geben: an die Befehle seines Herrn aber hielt er sich mit eiserner Genauigkeit. So weit war er blos Dienstmann; aber innerhalb des Kreises, den diese Befehle um ihn zogen, war er ganz Mensch, ein biederer, wohl rauher, aber wohlwollender und mitfühlender Mensch, der von hier aus auch für jene Befehle selbst, so weit es im Wege des Dienstes geschehen konnte, unabläßig Milderung auszuwirken strebte.

Die Abführung Frischlins nach Hohenurach hatte die sanguinischen Hoffnungen des Bruders Jakob doch einigermaßen gestört. Indeß der Politicus glaubte auch schon einen Weg gefunden zu haben, wie auf den Herzog am erfolgreichsten zu Gunsten des Gefangenen zu wirken sein möchte. War nicht dessen zweiter Sohn, Friderich, den Jakob jetzt bei sich hatte, von dem Grafen Friderich, dem muthmaßlichen Nachfolger im Herzogthum, aus der Taufe gehoben worden? Diesem Neffen wurde also eine Bittschrift an seinen hohen Pathen aufgesetzt, worin die traurige Ueberraschung geschildert war, in welche die so eben in die liebe Heimath zurückgekehrte Familie durch die Nachricht

[1]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 319: Incidit in nobilem: quem ordinem ante 8 annos oratione de laude vitæ rusticæ offenderat. Εὗρε τὸν μελάμπυγον.

von des Vaters schreckhafter Abführung in ein härteres Gefängniß versetzt worden sei. Nun können und wollen sie, Mutter und Kinder, ihres Vaters Thun nicht in allweg rechtfertigen, und „seine unnützen Afterreden und unbedachtes Schreiben, die er jetzt etliche Jahr her ausgegossen," nicht vertheidigen; sondern nur um Schonung möchten sie bitten, „damit man ihn nicht um seinen Verstand, welchen er schon vorhin nicht mehr vollkommlich gehabt, bringe." Man dürfe gewiß glauben, „daß kein malitia oder desperatio in ihm stecke, sondern allein eine Erbitterung et perversum suos adversarios et inimicos vindicandi pertinax studium; welches zwar ein böser Kayb und Streitkopf an ihm sei, aber doch mit guten Worten mehr denn mit solchem Proceß möchte von ihm genommen werden. Denn je mehr man abscheulich und unbarmherzig mit ihm umgehet, je halsstärriger, rasender, wüthender, tobender dieser Poetenkopf werden mag, und endlich ad extremam (quod Dii prohibeant) desperationem gerathen und fallen." Es möge daher Graf Friderich bei dem Herzog Fürbitte um mildere Behandlung des Gefangenen einlegen.[1])

Doch auch für sich selbst hatte sich der Schullehrer von Waiblingen jetzt zu wehren. Seines Bruders aufgefangene Briefe vom Schloß Würtemberg ließen ihn als Vermittler von dessen Verkehr mit dem kaiserlichen Hof erscheinen. Mit doppeltem Nachdruck wollte nun sein Mißfallen an der Handlungsweise des Nicodemus ausgesprochen sein. Der Herzog möge ja nicht glauben, schrieb er an diesen, daß er mit seinem Bruder gegen ihn conspirire; im Gegentheil, er sei mit der vom Herzog über jenen verhängten Strafe vollkommen einverstanden. Er erkenne, daß „der ganze Fehl und Mangel an seinem Bruder allein sei, nämlich an dessen Ehrgeiz, Stolz und Uebermuth, damit er sich über seine praeceptores und Fürgesetzten habe erheben und aufbäumen wollen; denn er meine nicht, daß Crusius auch ein Mensch und Creatur Gottes und sein Nächster sei, mit dem er sich vereinigen und mit und neben ihm selig werden solle." Ihn hiezu, zur Abbitte und Aussöhnung vornehmlich mit Crusius und Osiander, zu bewegen, würde er, Jakob, am ehesten im Stande sein; daher möge man ihn und des Nicodemus Hausfrau in Gegenwart von Wächtern

[1]) Friderich Frischlin an den Grafen Friderich von Würtemberg, Waiblingen 19. April. No. 50. St. A.

mit diesem sprechen lassen. Daneben bittet er um eine Beisteuer an Frucht zur Ernährung der Familie seines Bruders, da er eine schlechte Besoldung „und in 13 Jahren nicht viel erobert habe." Es wurden ihm 2 Scheffel Dinkel bewilligt.[1])

Der gute Jakob war jetzt in beständiger Bewegung. Er reiste nach Tübingen, um mit Brenz, und in Bebenhausen mit Bidembach, wegen seines Bruders Familie und Habseligkeiten Rücksprache zu nehmen. Dabei machte er den Umweg über Urach, wo sich ebendamals der Herzog aufhielt, und reichte abermals eine Bittschrift ein, ihn mit seinem Bruder sprechen zu lassen. „Es hat sich, schrieb er, der ganz tolle und thörichte Mensch in so viele und verschiedene Geschäfte eingelassen, daß ich nicht weiß, wie sie abzuwickeln sein werden." Nun fällt der ludi moderator in Verse, und setzt „raptim et ex tempore" 19 Disticha aufs Papier. Erst läßt er die berühmte gutta, welche dem Auge des nach Tomi verbannten Dichters bei der Erinnerung an seine letzte römische Nacht entsank, seinem Auge bei der Erinnerung an die Thorheit seines Bruders entsinken;[2]) dann wendet er sich an den Herzog:

Wolle nicht ganz und gar die friedliche Musen verstören;
  Sei den Gebrüdern Frischlin Herzog und Vater wie sonst.
Gib mir doch die Erlaubniß, mit meinem Bruder zu sprechen,
  Daß ich ihn wiederum hin weise zum richtigen Weg.
Nichts, es seien denn Wächter dabei, o Herr, will ich reden,
  Nichts, als was sein Heil, seine Errettung bezweckt.

In diesem poetischen Hundstrab geht es noch eine Weile fort.[3])

Zehn Tage nach seiner Ankunft auf Hohenurach wirkte sich Frischlin die Erlaubniß aus, an den in Urach anwesenden Herzog eine Bittschrift aufzusetzen. „E. F. G., schreibt er, bitt ich betrübter, kranker, gefangener Mann, die wolle diß mein unterthänig, demüthig, erbärmlich Suppliciren um Jesu Christi willen, als ein christmilder und gottseliger Fürst, von mir gnädiglich auf- und annehmen." Er habe nie die Absicht gehabt, den Herzog

[1]) No. 51. 52 und 53. St. A.

[2]) Stultitiam fratris quoties ego mente recordor,
  Labitur ex oculis plurima gutta meis.

[3]) No 59—61, vom 25. und 26. Apr. St. A.

oder seine Räthe zu beleidigen; daß er aber in einem oder dem andern Schreiben zu hitzig gewesen, und besonders das letzte Decret der Kanzlei „mit so ungebührlichen und unbescheidenen Attributis aus einer gähen Hitz titulirt hab," sei ihm von Herzen leid. Auch was er auf Würtemberg an Melchior Jäger geschrieben (daß die übrigen Briefe aufgefangen waren, wußte er also noch nicht), sei nicht aus Trutz, sondern aus melancholischer Blödigkeit seines Haupts in Folge des Fieberanfalls hergeflossen; übrigens habe er auch in diesem Briefe seine Folgsamkeit und Demuth gegen den Herzog bezeugt. Dieser möge sich demnach an der bisherigen Strafe ersättigen lassen, und ihn wieder zu Gnaden annehmen, wie den verlornen Sohn. Er wolle dem Herzog gern in einer Klosterschule dienen, und alle Tag 2 Stunden den jungen Studenten fürlesen: eine Stund vor Mittag wolle er ihnen abwechselnd einen lateinischen und einen griechischen Schriftsteller erklären, und wiederum eine Stund nach Mittag den usum anzeigen, wie sie die alten Scriptoren ihnen können und sollen zu Nutz machen, damit sie ein fein genus dicendi und elegantem stylum bekommen. Was ihm der Herzog noch daneben von Arbeiten auflegen werde, sonderlich in Vollführung seiner Werke, auf die viel tausend Menschen warten, das wolle er unweigerlich verrichten, und also die übrige Zeit seines Lebens in stiller Ruh und gutem Frieden docendo et lucubrando zubringen. Da er auch vor 2 Jahren durch die Frankfurter u. a. Geistlichen mit den Tübinger Professoren ausgesöhnt, und seither von keinem Theil gegen den andern etwas Weiteres geschrieben worden sei, so hoffe er, mit der Zeit und bei Gelegenheit auch wieder eine Profession in Tübingen zu erlangen. [1]

Am 2ten Mai fand hierauf, in Gegenwart des Burgvogts, des Obervogts von Urach, und der Secretäre Ruof und Sattler als Protokollisten, die Besprechung Jakob Frischlins mit seinem Bruder, und zugleich das erste Verhör des Letzteren statt. Auf die erste Frage des bekümmerten Jakob nach dem Salzhandel erhielt er die beruhigende Versicherung seines Bruders, er habe sich mit den Magdeburgern so verglichen, daß Niemand mehr an ihn oder die Seinigen einen Anspruch zu machen habe. (Wahrscheinlich war an der ganzen Sache

[1] Frischlin an den Herzog, Hohenurach, Dienstag nach Quasimodogeniti, 28. Apr. No. 62. St. A.

von vornherein nichts gewesen.) Seine zerstreuten Habseligkeiten betreffend, so liegen im (braunschweigischen) Zollhaus zu Tiefenbach 24 Ctr. auserlesener Bücher, und ein Theil seines Hausraths befinde sich noch in Braunschweig. Nach Frankfurt sei er 40 Thlr. schuldig, die er zu seinem Unterhalt habe entlehnen müssen. Weib und Kinder aber fechten ihn mehr an, als Hausrath und Gefangenschaft. Die Herren mögen sich doch bei'm Herzog verwenden, daß sein Weib und seine zwei jüngsten Kinder, Nicodemus und Katharina, bis zum Austrag der Sache in Bebenhausen unterhalten werden. Daran schloß sich die Erklärung, daß ihm, was er Ungebührliches begangen, leid sei, aber auch das Begehren, man möge ihn den Handel wider seine Gegner „mit der Feder und Papier und seiner rechten Faust" ausfechten lassen. Noch übergab ihm sein Bruder Schreiben seiner Frau und Schwester, sammt einem „Brieflin" mit Zimmt und Nägelein, und etwas Geld. Der Brief der Frau ist wenig liebenswürdig: hätte sie gewußt, daß er so halsstarrig sei, so wollte sie ihm nicht mit den Kindern nachgefolgt sein; doch hoffe sie, er werde in sich gehen und bedenken, wie er sein arm Weib und Kinder betrübt habe, daß kein Wunder wäre, sie thäte sich einen Tod an u. s. f. Beweglicher erinnert ihn die Schwester an sein „alt Mütterle; sie weiß nicht, daß du so einen Streitkopf hast, dann sie würde sonst vor Leid sterben."[1])

Denselben Tag wurde nun aber von den obgenannten Personen das erste Verhör mit Frischlin vorgenommen. Es fing von der oratio de vita rustica an, und ging bis zu der Famosschrift an die Kanzlei und die aufgefangenen Briefe herunter. Von dem Obervogt, Grafen Stephan Heinrich von Eberstein, befragt, ob er auf Würtemberg nicht eine Supplik an den Kaiser geschrieben und abgeschickt habe, darin u. A. des Abts von Anhausen gedacht sei? gab Frischlin die Antwort, er habe zwar ein solch Concept gemacht und dem Schulmeister von Untertürkheim abzuschreiben gegeben, doch allein in der Absicht, es dem Landhofmeister und Melch. Jäger zuzustellen, nicht, es an den Kaiser abgehen zu lassen. — Ob er nicht an eine Privatperson geschrieben, er gedenke dem Herzog beim Kaiser einen Balken zu entdecken oder zu biegen? Diese seltsame Redensart, betheuerte er, nie gehört, also auch nicht geschrieben zu haben (was er

[1]) No. 64. 66 und 67. St. A.

von dem Ausdruck: einen Balken „biegen" mit Wahrheit sagen konnte). — Ob er aber sonst an keine Privatperson geschrieben? An keine, außer Melchior Jäger, war die Antwort; außer diesem habe er überhaupt (oder der Teufel solle ihn in Ewigkeit holen) so lang er auf Würtemberg gelegen, kein Privatschreiben geschrieben oder abgehen lassen. Demnach bitte er um Gnade; habe er schon als ein Esel gestrauchelt, so möge ihn doch der Herzog nicht gar in's Verderben richten, sondern in ein Kloster verordnen, und inzwischen bis zu seiner Erledigung ihm, weil er das viertägige Fieber habe, ein ander Gemach, darin er freien Luft hätte, eingeben; einen Fluchtversuch habe man von ihm nicht zu befürchten. [1])

Allein an Erleichterung war jetzt nicht zu denken; vielmehr war man höhern Ortes sehr entrüstet, daß Frischlin „mit höchster Pejeration läugne," von Würtemberg aus Schreiben erlassen zu haben, von denen doch seine eigenhändigen Concepte vorlagen. Schon am folgenden Tage wurde daher ein neues Verhör mit ihm vorgenommen, in welchem M. Andreas Osiander, der Sohn des Hofpredigers Lukas, und seit Kurzem dessen College, den Hauptinquisitor machte. Auf die Frage, was für Schreiben er auf Würtemberg verfaßt und abgeschickt, antwortete er (wankelmüthig, heißt es im Protokoll), es seien Schreiben gewesen an Kurtz, Erstemberg und Griesbeck, dann ein Brief an seinen Bruder, er solle die Schreiben gen Prag abgehen lassen, dem er hierauf am Charfreitag Morgen einen andern habe folgen lassen, worin er den vorigen retractirt und geschrieben, daß sein Bruder jene Schreiben nicht abgehen lassen, und in dem Concept an den Kaiser die Stelle von dem Prälaten streichen solle. — Warum er aber gestern so gräulich geschworen, er habe auf Würtemberg kein Schreiben verfaßt noch abgehen lassen, außer an Jäger? Daß er auf Würtemberg sonst nichts geschrieben, war die Antwort, dieß gesagt zu haben, erinnere er sich nicht; daß er aber nichts habe abgehen lassen, habe er insofern sagen können, als die Schreiben in seines Bruders Hand sich befunden, von welchem vorauszusetzen gewesen sei, er werde sie nicht so schnell daraus gegeben, und auf seinen letzten Brief hin gar bei Handen behalten haben. Auf andere Privatschreiben, seinen Hausrath oder Bücher betreffend, habe er die Frage gar nicht

[1]) Nic. Frischlini Bekenntnus. Actum Hohenurach 2. Mai. No. 68. St. A.

bezogen; auch seien ihm gestern nicht alle eingefallen; denn er habe solche perturbatissimos spiritus gehabt, daß er nicht mehr gewußt, was er geschrieben oder abgeschickt habe. Nochmals kam jetzt der Balken, wie auch das Feuer unter das Gesäß, welches den jungen Hofprediger besonders zu geniren schien, zur Sprache; Frischlin meinte, wenn er das geschrieben habe, so müsse es ex melancholia geschehen sein, deßwegen wisse er sich auch nicht mehr daran zu erinnern. [1])

Den üblen Eindruck, den seine zaudernden Geständnisse auf den Herzog machen konnten, suchte Frischlin durch ein Schreiben an denselben zu verwischen, in welchem er, wie schon im Verhöre selbst, die Schuld auf seinen kranken Leibs= und Gemüthszustand schob. „Ich hab, schreibt er, mein Lebtag nichts von melancholia in Erfahrung gebracht, bis ich also auf Würtemberg kommen. Und wie meine Stunden sehr ungleich, also auch die Schreiben. Bitt E. F. G., dieweil ich am Charfreitag den melancholischen Gründonnerstag selbst corrigirt und Alles abgetilget, die wolle diesen Zustand gnädiglich bedenken, und wo etwas Ungereimts fürgelaufen, dasselb Alles dieser Perturbation um Gottes willen zumessen, und Alles secundum æquitatem, nicht secundum jus summum auf= und annehmen. Wenn Einer in Wassersnoth, so erwischet er Alles was er kann, damit er nicht ersauf. Mein ganz Gemüth stehe in Gottes und E. F. G. Willen, da ich hinfüro Alles begehr zu fliehen und zu meiden, was Gott und E. F. G. zuwider, und hergegen Alles zu thun, was Gott und E. F. G. angenehm sein wird, so wahr der Herr Zebaoth im Himmel und auf Erden lebt und strebt. Bitt allein, E. F. G. wolle doch um Gottes willen schonen und mich in dieser Gefängnuß nicht verderben und sterben lassen, und meinen edlen und frommen Hauptmann, den Vollen im Rübgarten, seiner unterthänigen Fürbitte gewähren. Schade ist es, daß ich meine schöne Gebett, die ich zu Gott thue, nicht kann, aus Mangel eines Schreibzeugs und guten Lichts, versu elego reddiren, und mit der Zeit vielen Leuten zu Nutz und Frommen drucken lassen. Gnädiger Antwort wartend, auf Hohenurach, Montag nach Misericordias, die laß mir Gott und E. F. G. widerfahren." [2])

---

[1]) No. 71 und 72. Vgl. No. 119 und 140. St. A.

[2]) Frischlin an den Herzog, No. 74. St. A.

In anderem Tone schrieb er über dieselbe Sache einige Wochen später an den jungen Hofprediger, der sich bei seinem Verhöre so beflissen gezeigt hatte, und in welchem er zugleich den Vater zu treffen gedachte. Daß seine Briefe unterschlagen seien, habe er freilich nicht gewußt, auch nicht denken können, daß man sich gegen ihn erlauben würde, was nur gegen einen offenbaren Feind im Kriegszustand erlaubt sei. Osiander solle Luthers Brief an den Herzog Georg von Sachsen de literis interceptis (gestohlene Brief, schrieb der alte Hofprediger an den Rand) lesen, so werde er vielleicht eine billigere Ansicht von der Sache gewinnen. [1])

Dem Jakob Frischlin waren unterdessen die noch in seinen Händen befindlichen Würtemberger Schreiben seines Bruders abgefordert worden, die er, da man die verfänglichsten schon hatte, unbedenklich an den Secretär Ruof einschickte, nicht ohne die unvermeidliche poetische Zugabe zu Gunsten seines Bruders. Irren sei menschlich, insbesondere poetisch.

Also wurde mein Bruder von Wuth und Wahnsinn ergriffen,
Wie so gerne den toll-köpfigen Dichtern geschieht.
So war Naso ein Kopf, so Maro, so auch Homerus,
Wie sich nun Frischlin erzeigt, der mir der Nächste von Blut u. s. w.

„Haec raptim et ex tempore, Waiblingae in Musaeo nostro, ubi plorant undique Musae.“[2])

An seine Hausfrau hatte Frischlin gleich nach überstandenem Verhör gefaßt geschrieben. Sie solle getrost sein und auf Gott vertrauen, sich und den Kindern keinen Mangel lassen, sondern all ihr Silbergeschirr versetzen oder verkaufen; er habe den Herzog bitten lassen, ihr bis zu seiner Erledigung Herberg im Kloster Bebenhausen zu geben. Zugleich wünscht er durch sie zu erhalten, was von ihm diese Messe erschienen sei, auch das Badische Colloquium (die letzte Arbeit des verstorbenen Kanzlers Andreae). Wie sie nun vernahm, daß ihr Mann im Gefängniß erkrankt sei, bat sie den Herzog um Gottes willen, ihr die Barmherzigkeit zu erzeigen, daß sie „zu ihrem lieben Hauswirth, einigen Schatz und Trost auf dieser Erden, dörfte kommen,

[1]) Frischlin an Andreas Osiander, H. U. 25. Mai. No. 90. St. A.
[2]) Waiblingen 13. Mai, No. 75. St. A.

ihn in seiner Gefängnuß, Trübsal, Elend und Krankheit heimsuchen und trösten, und ihn mit Hemden und andern nothwendigen Sachen versehen, damit der elend und arm Mann nicht gar verderbe, verzage und sterbe." [1])

Andrerseits hatte aber die Ritterschaft kaum die Kunde von Frischlins Gefangennehmung erhalten, als sich bereits Ausschuß und Räthe der drei Kreise, Schwaben, Franken und Rheinstrom, von Eßlingen aus mit dem Ersuchen an den Herzog wandten, „bei jetzt zugestandener guter Gelegenheit gegen den unwahrhaftigen Schmach- und Schanddichter dermaßen zu verfahren, daß männiglich innerhalb und außerhalb des heil. Reichs erkennen möge, daß J. F. G. den ritterlichen Adel in ihrem gnädigen Befehl haben." Auch die Braunschweiger gedachten diese Gelegenheit zu benützen, und ersuchten den Herzog, Maßregeln zu ergreifen, „damit dieser unruhige böse Mensch (schreiben sie), der nun lange Jahre her so viel frommer ehrlicher Leut, von denen er einestheils doch alle Gutthaten empfangen, oft schändlich angegriffen und gelästert, und seine Gaben, die ihm Gott der l. Jugend zum Besten verliehen, so übel gemißbraucht, zu wohlverdienter Straf gezogen werde." [2]) Das Gesuch der Ritterschaft beruhte vorerst; den Braunschweigern wurde die ausweichende Antwort, Frischlin sei in Haft, und es werde in einem oder dem andern Wege die Gebühr gegen ihn erfolgen. [3])

Auf Frischlins und seiner Hausfrau Bitten hatte der Herzog das Gutachten seiner Räthe verlangt, welches (gestellt vom Landhofmeister, Melch. Jäger, Vicekanzler, Probst und Osiander) dahin ging: Unerachtet der Demüthigung und guten Versprechungen des Gefangenen, geben doch die übrigen Umstände, namentlich seine, trotz heiligster Betheurung, unwahren und sich selbst zuwiderlaufenden Aussagen in den Verhören, so viel zu erkennen, daß noch keine rechte Reue oder Demuth bei ihm; vielmehr hätte man, wenn er jetzt schon freie Luft und Wandel bekäme, sich zu versehen, daß die Sachen seinethalb nur

[1]) No. 63. 76. St. A.

[2]) Eßlingen 3. Mai. Braunschweig 26. Mai. No. 73. 107. St. A.

[3]) Stuttgart 13. Juni, No. 108. St. A. Auch hier hat Melchior Jäger sein Wohlwollen für Frischlin durch mehrere schonende Correcturen im Concepte bewiesen.

ärger werden, er an andere sichere Orte flüchtig sich begeben, und von da aus mehrere Unruhe und Weiterung mit schädlichen Schriften anrichten würde. „Deßwegen wir, schließen die Räthe, zu keiner Ledig-lassung oder andern Milderung noch derzeit rathen können, sondern halten dafür, er wäre also eine Zeit lang, ohne einige gegebene Antwort auf seine Supplication, in jetziger custodia zu erhalten, und zu sehen, wie er sich ferners darin erzeigen wollte. Damit man aber inmittelst sein Gemüth und animi cogitationes desto besser erlernen könnte, möchte ihm Papier, Federn und Dinte in sein Gemach zu geben, dabei aber dem Hauptmann ernstlich zu befehlen sein, daß er, außer einer einzigen Person auf dem Schloß, die ihm Essen, Trinken und andere Nothdurft bringe, sonst Niemanden, sonderlich von seinen Verwandten, zu ihm lassen, deßgleichen unfehlbare Anstellung thun solle, daß alles dasjenige, so er, Frischlin, schreiben und von sich geben würde, allein ihm, Hauptmann, zugestellt werde, welcher folgends Selbiges E. F. G. zustellen solle." Auch möge ihm der Hauptmann ein Bett, und bisweilen „weiße Hemder und Leinlacher, damit er dennoch andern Unraths halben nicht verderbe," geben. Wenn er nun eine Zeit lang also läge, und inmittelst eine rechte Demuth spüren ließe, könnte alsdann der Herzog „jederzeit nach Gelegenheit die Gebühr weiter bedenken," und dabei zugleich die Klagen der Universität und Ritterschaft in Betracht nehmen. [1])

Da der Herzog dieses Gutachten genehmigte, so erhielt der Gefangene jetzt, nach 3 Wochen, ein Bett; aber mit dem Schreibzeug war der gute Vol, der selbst nicht viel Papier zu verschwenden pflegte, merkwürdig sparsam: er gab dem Vielschreiber Frischlin 2 Bogen! Diese waren schnell gefüllt mit Briefen an die Hausfrau und die Schwäger, den Herzog und den Vicekanzler, welche der Gefangene dem Burghauptmann zur Bestellung übergab, dieser aber vorschriftsmäßig (doch, wie es scheint, nicht ohne jenen davon in Kenntniß zu setzen) dem Herzog einsandte, der sie zu den Acten legen ließ. Den Herzog mahnt Frischlin, der die Gewährung seiner Bitten durch fremden Einfluß aufgehalten glaubte, „den besten und treuesten Rath bei seinem fürstlichen christmilden Gemüth und hocherleuchteten gottseligen Verstand zu suchen." Den Vicekanzler bittet er um Zusendung

[1]) Bedenken rc. Stuttg. 8. Mai. No. 78. St. A.

seines neuerschienenen Kallimachus und seiner griechischen Syntax, klagt über Mangel an Papier und Federn, hofft jedoch baldige Befreiung, besonders auch durch Aichmanns Vorschub. Die Schwäger fordert er auf, sich mit Dr. Joh. Hochmann Erlaubniß zu einem Besuche bei ihm auszuwirken; der Frau gibt er üble Nachrichten von seiner Gesundheit und wünscht, sie möge mit ihrem Sohne Friderich zu ihm kommen. „Hoff nicht, setzt er hinzu, daß man dir Solches werd abschlagen, sonderlich wenn du an unsern gn. F. und H. hierum anhalten würdest. Dann auch zu Labach und Seisenberg in Crain unsre Obersten den gefangenen Türken so viel und noch mehr Gnad, wie du selber gesehen, bewiesen haben; wie vielmehr ist das zu verhoffen von einem christmilden Fürsten?" Auch die Frau wird noch einmal an die Bücher erinnert, und Nicodemus (der jüngste Sohn) solle alle Tag den 88. Psalm für den Vater beten. [1]) Diese Frischlinischen Briefe begleitete ein Schreiben des Burgvogts mit der weiteren Nachricht, daß der Gefangene den Wunsch habe, das h. Abendmahl zu empfangen, und sich geduldig und bußfertig bezeige; „ist auch, setzt Vol hinzu, an seinem Leib ziemlich abgefallen und jetzunder etlichmal schwach und krank gewesen, also daß zu vermuthen, er werde die langwierige Gefängnuß nicht wohl leiden können." [2])

Jetzt wurde der Burgvogt angewiesen, dem Papierbedarfe seines Gefangenen keine Schranken weiter zu setzen; mit dem Abendmahl aber, meinten die geistlichen Räthe, werde die Noth nicht so groß und möchte es Frischlin nicht recht Ernst sein, mithin solle es vorerst unterbleiben; nur wenn er so krank werden sollte, daß man sich Sterbens bei ihm befahren möchte, solle ihm der Hauptmann den Pfarrer von Urach kommen lassen, doch auch da selbst dabei sein, damit jener nicht durch den Pfarrer etwas hinausschicke oder entbieten lasse. [3])

Dermalen war auch wirklich ein anderes Bedürfniß dringender. Denn ehe noch die Entschließung auf seinen vorigen Rapport eingelaufen war, hatte Vol zu melden, „daß dieser Gefangene, mit Reverenz zu melden, voller Läuß laufe," und ihn um Gotteswillen gebeten

[1]) Hohenurach, Freitag vor Cantate, d. 15. Mai. No. 81—84. St. A.

[2]) No. 85. St. A.

[3]) Herzogl. Erlaß, Schorndorf 19. Mai. No. 86. St. A.

habe, Solches dem Herzog zu berichten, der ihn gewiß nicht werde im Unrath wollen verderben lassen. Er habe seine Kleider jetzt ein Vierteljahr am Leib getragen, und „wiewohl ich ihm jetzunder, fährt der Hauptmann fort, zwei Hemder hab anmachen lassen, will es doch nichts an ihm helfen, sondern, da man ihm nicht wird andere Kleider anmachen und ihn allerdings ausziehen und baden, deßgleichen ihm das Haar abschneiden thut, ist zu besorgen, er mache das ganze Haus voller Ohn=Züffer." Der Herzog war sogleich dafür, den Gefangenen in ein Gemächlein herauszulassen, bis er gebadet sei, ihm auch neue Kleider von geringem Werthe machen zu lassen;[1]) weil er aber auch jetzt nicht von seiner Sitte abging, erst das Bedenken seiner Räthe einzuholen, so mußte Frischlin seine Läuse noch 14 Tage länger behalten.

Trotz der unbequemen Gäste schwelgte dieser jetzt in der neugewonnenen Schreibfreiheit. Briefe, Entwürfe zu Dichtungen und Anfänge von solchen drängten sich. Die 12 Bücher der Hebräis wurden disponirt und sogleich zur Ausarbeitung geschritten. Weitläufige biblische Genealogien waren ohne Zweifel eine Hülfsarbeit dazu. Schon früher ausgedachte Plane zu biblischen Komödien wurden abermals zu Papier gebracht und etliche in der nächsten Zeit ausgeführt. Auch verschiedene Psalmen wurden in lateinische Distichen übersetzt. Von den Entwürfen, welche Frischlin nach Hofe einsandte, gefiel dem censirenden Probst Magirus der zur Hebräis am besten. Doch dürfe man ihm, meinte er, diese Arbeit nicht eigentlich auftragen; denn geschähe dieß, so „würde Frischlin von Stund an vermeinen, er empfind der Weiche und hab schon mehr denn halb gewonnen." Es solle ihm also der Burgvogt seine Arbeiten wieder zustellen, und nur für sich, oder wie wenn er es von einem Rath gehört hätte, die Bemerkung fallen lassen, die Hebräis würde wohl dereinst dem Herzog nicht zuwider sein.[2])

Diesem dankte jetzt Frischlin für Papier und Dinte, ohne die er sich in Traurigkeit verzehren würde. Er sei ohnehin nur noch eine

---

[1]) Bericht des Burgvogts, mit dem herzoglichen Bescheid, Göppingen 20. Mai. St. A.

[2]) Gutachten über eingegangene Frischlini scripta. Stuttg. 22—27. Mai. No. 91. St. A.

wandelnde Leiche. Nun bitte er aber um die fernere Gnade, seine Frau sprechen zu dürfen, mit der er wegen der Verwirrung seiner häuslichen Angelegenheiten in Folge seines langen Herumirrens nothwendig zu sprechen habe. Uebrigens verlasse er sich ganz und ausschließlich auf Gott und seinen gnädigen Herzog.[1])

Frischlins Hausfrau war nicht lange bei dem Schwager in Waiblingen geblieben. Sie klagte später ihrem Manne, wie unwerth sie von den Seinigen gehalten worden. Die Heftigkeit ihrer Gemüthsart mochte hiezu beigetragen haben. Schon nach 4 Wochen finden wir sie in Bebenhausen und Tübingen bei ihren Verwandten. Sie brachte ihren Sohn Friderich zu ihrem Schwager Rüttel auf die Schreibstube, wo er Anfangs gut zu thun versprach, doch bald wieder wegging. Auch sie selber blieb nicht, sondern machte sich zu einer größern Unternehmung auf. In der zweiten Hälfte des Mai ist sie mit ihrem jungen Sohn (Nicodemus) und einem Boten bei Waldenbuch unterwegs, wo sich ein Student von Marburg zu ihr gesellt. Auf der weitern Wanderung jedoch glaubte dieser zu bemerken, daß sie weder Geld noch Zehrung habe, und suchte sich daher von ihr loszumachen; wurde aber in der Gegend von Geisingen von Streifern aufgegriffen und vor den Untervogt gebracht. Dieser, dessen Frau der Frischlin verwandt war, ließ nun die Letztere aus der Herberge holen, und behielt sie über Nacht. Sie gedachte nach Heilbronn zu gehen, und dort einen Verschwägerten zu bitten, ihr vom Kammergericht in Speier eine Fürschrift für ihren Mann an den Herzog auszuwirken. Der Bote trug ein Käftchen mit Silbergeschirr und Geschmeide, das sie zu diesem Zwecke zu verpfänden gedachte. Sie scheint aber nicht selbst bis Speier gekommen zu sein: zwar Crusius sagt, ihr Schwager Rüttel sei ausgeschickt worden, sie dort zu holen, und auch Frischlin dankt ihr später, daß sie um seinetwillen „gen Speier zogen und ihr Silbergeschirr hab versetzen wollen;“ doch die herzoglichen Räthe sagen nur, sie habe mit ihrem Silbergeschirr nach Speier reisen wollen, wenn sie nicht intercipirt worden wäre. An diese Reise, die Frischlin seiner Hausfrau zum Verdienst anrechnete, knüpften sich übrigens im Publicum üble Nachreden. Sie habe in Speier einen Lieb-

[1]) „Uraci e carcere meo squalido“ 27. Mai. St. A.

haber bei sich gehabt, hieß es; was eine Entstellung ihrer Begegnung mit dem Studenten sein könnte. Wie dem sei, als Rüttel sie zurückbrachte, ging sie weder mit ihm nach Tübingen, noch zu Jakob Frischlin nach Waiblingen, sondern hielt sich in Enzweihingen bei ihrem Verwandten Wendelin Brenz und in Geisingen bei dem erwähnten Untervogt, Johann Widmayer, auf. [1])

Den Gefangenen machte das Ausbleiben jeder Antwort von Seiten seiner Frau auf seine Briefe (sie waren ihr aber nicht ausgefolgt worden) ungeduldig. „Meine liebe Hausfrau, läßt er sich am 25ten Mai vernehmen, ich schreib dir nun zum drittenmal und bitt, du wöllest mich in meiner Gefängniß und Leibesschwachheit besuchen: so hab ich keine Antwort. Dieweil ich nun sehr vom Leib abkommen, daß nichts dann Haut und Bein an mir ist, und du mich nicht mehr kennen wirst (so lauf ich auch voll Onzüfer, daß ich schier verdirb), und denn du aller unsrer Abred zu Höchst schändlich hast vergessen, ich aber nicht weiß, wie es Gott mit mir machen wird: so will ich dich einmal gebeten haben, du wollest Angesichts dieß Briefs dich hieher gen Urach verfügen; dann ich deinthalb angehalten und versieh mich, unser gn. F. und H. werde dir solchen Zugang nicht versagen. . . Hiemit Gott befohlen. Datum aus dem Kerker zu Hohenurach, da ich nun in die 6te Wochen verdirb und stirb. Dein armuthseliger verlassener Mann, N. Fr." Ein Gesuch der Schwester Martha, an der Stelle ihrer alten Mutter den Gefangenen besuchen zu dürfen, wurde abschläglich beschieden; die Hemden u. dgl., die sie ihm bringen wollte, wurde sie angewiesen, zur Kanzlei einzuschicken. [2])

Aber auch dem Herzog gegenüber ging dem Gefangenen abwechselnd die Geduld aus. So fügte er zu dem ergebungsvollen Briefe vom 27ten Mai am folgenden Tag eine Nachschrift, worin er dem Herzog die Wahl stellte, entweder ihn auf Exaudi (d. h. den nächsten Sonntag) loszulassen, oder, wenn dieß verweigert, und auch seiner Hausfrau die Erlaubniß eines Besuches vorenthalten werde, so möge man ihn vor einem beliebigen Gerichte des Herzogthums anklagen:

[1]) Der Vogt Joh. Widmayer an den Herzog, Geisingen 23. Mai. No. 88. Vgl. No. 99. St. A. Crus. c. Frischlin. p. 319 f.

[2]) No. 89. 96. St. A.

er sei bereit, seine Sache rechtlich, und wäre es auf Gefahr seines Kopfes, zu verantworten. Nur bedinge er sich aus, daß er vorher 14 Tage lang an irgend einem passenden Orte in einer Stube auf seine Kosten verwahrt werde, um sich erholen und mit seinen Verwandten berathen zu können. Zwei Tage später schreibt er in ähnlichem Sinne: der Herzog möge ihn entweder loslassen, oder doch in einem Zimmer mit besserer Luft, wenn es sein müsse in Ketten, verwahren (8 Tage darauf will er Nachts gern in dem bisherigen Gefängniß sein, nur bei Tag möchte er mehr Luft und Licht zur Arbeit haben); wo nicht, so solle er ihn vor Gericht stellen, und das Endurtheil den Universitäten Tübingen, Marburg und Rostock überlassen. Diesen Brief datirt er „E squalore carceris et pediculorum.“ [1])

In diesen Eingaben Frischlins glaubten die geheimen Räthe und Theologen noch immer keine rechte Demuth wahrnehmen, mithin auch für jetzt weder zu gänzlicher Loslassung, noch auch nur zu einer Aenderung seines Gefängnisses rathen zu können; er liege ja ihres Wissens „in einem Gewölblin, und in keinem Thurm oder schweren Gefängniß.“ Ebensowenig dazu, einen Besuch seines Weibes zu gestatten; denn man möchte gleich Achtung geben wie man wollte, so würde es ohne Practiciren nicht abgehen, wie aus ihrer Speierischen Unternehmung zu erkennen sei. Auch auf sein Begehren des Rechts sei nicht einzugehen, da dasselbe nur aus der Hoffnung entspringe, gewisse ihm verhaßte Personen auf diesem Wege desto mehr vexiren zu können. Vielmehr möge der Herzog durch Dr. Sebastian Mütschelin ein Verzeichniß sämmtlicher Frischlinischen Vergehungen anfertigen lassen, und mit diesem den Abt von Bebenhausen nach Hohenurach schicken. Der solle dem Gefangenen bedeuten, auf diese Punkte wolle ihn der Herzog peinlich beklagen lassen, ihn aber zugleich auf die Folgen aufmerksam machen, welche die Betretung des Rechtswegs für ihn haben könnte. Würde er sich nun darauf hin demüthigen, so könnte der Herzog weiter erwägen, ob ihm seiner Custodie halben Milderung zu thun. Auch Jakob Frischlin wäre zu ermahnen, sich mit seines Bruders Händeln nicht weiter zu befassen, sondern seiner Schule fleißig abzuwarten. [2])

[1]) Frischlin an den Herzog, 27. 28. 30. Mai, 7. Juni. No. 92. 97. 100. St. A.

[2]) Bedenken 2c. Stuttg. 5. Juni. No. 99. St. A.

Mittlerweile waren dem Gefangenen neue Kleider gemacht worden, für welche, wie für das ihm schon früher gewährte „Geläger", er sich beim Herzog bedankte; doch die Reinigung scheint noch immer nicht gründlich gewesen zu sein, und mit seiner Gesundheit stand es bedenklich. „Was mein Leben anlangt, schreibt er am 10ten Juni an Frau und Bruder, bin ich im Kerker mit zwei eisen Thüren eingesperrt, da wenig Luft und Licht, viel Onzüfer das mich plagt, nichts dann Heulen und Weinen, Schreien und Gülfen, und großer Durst, Traurigkeit und Unmuth, Fieber, Rothlauf, Schnudert (Schnupfen) und aller Jammer. Der l. Gott woll ein End machen; dann ich einem Todten denn einem Lebigen viel ähnlicher seh, und kannst mir du und die Kinder mehr nicht beweisen, dann daß ihr mir von Gott eine selige Stund erbittet." [1]) Auch den Burghauptmann bewog der Zustand seines Gefangenen, wie er denselben nach 8tägiger Abwesenheit fand, zu einer Meldung und Fürbitte bei dem Herzog. „Ich kann, schreibt er, E. F. G. nicht verhalten, daß dieser Gefangener sich so hart und übel gehebt, auch täglich zu Gott bittet und schreit, daß ihm der Allmächtige wolle seine Sünd verzeihen, wie er denn jetzunder innerhalb 8 Tagen heftig an seinem Leib hat abgenommen, also daß, wie ich nicht anders an ihm spüre, ihn eine herzliche Reu ankommen ist." Täglich liege er ihm an, er möchte den Herzog um Absendung des Abts von Bebenhausen bitten; denn er sehe wohl, es nehme sich Niemand seiner an, auch sein Weib, Kinder und Verwandte nicht. „Was denn nun, schreibt der ehrliche Dienstmann, E. F. G. ihm hierin für Gnade erzeigen wollen, steht zu dero gnädigem Gefallen." [2])

Für diese menschliche Gesinnung seines Hauptmanns empfand Frischlin eine lebhafte Dankbarkeit. Nie gedenkt er seiner ohne Lob in seinen Briefen, und hat seinem Verdienst eine eigene Elegie gewidmet, die an den Landhofmeister Erasmus von Laimingen gerichtet ist. Sein edler Hauptmann, sagt er hier, halte und liebe ihn, wie wenn er auch ein Edelmann wäre. Fleißig besuche er ihn und tröste ihn freundlich; verweise ihm aber auch oft seine Ungeduld. Bald blicke er heiter, bald finster, doch immer gut. Einen solchen Wächter

[1]) No. 106. St. A.

[2]) No. 101. St. A.

habe ihm Gott gegeben, und er wisse dem Herzog dafür Dank. Dieser selbst habe keinen treuern Diener als den Vol. Um seinetwillen wolle er, der Dichter, wenn er frei sein werde, tausend Loblieder auf den Adel singen. [1])

Um diese Zeit faßte Frischlin den Plan, an alle diejenigen, die er beleidigt hatte, oder sich abgeneigt glaubte, der Reihe nach abbittende Schreiben zu richten. Er fing bei'm Herzog an; wobei wir das Neue bemerken, daß er von jetzt an der Auskunft sich bedient, einen Theil seiner Schuld auf den Gottseibeiuns abzuladen. Der Herzog habe ihm, schreibt er, gleich Anfangs durch den Burgvogt die Vertröstung gethan, wenn er der Stangen begehren werde, so wolle er ihm Gnad beweisen. Deren begehre er nun demüthig. Sein Speirisch und seine Würtembergischen Schreiben seien ihm so leid, als wenn er seinen Vater und seine Mutter umgebracht hätte. Besonders seit er wisse, daß das Kanzleidecret auf seine Bittschrift mit Wissen des Herzogs an ihn abgegangen sei; während ihm der leidig Satan den Gedanken gemacht habe, es komme von etlichen ihm abgeneigten geistlichen Räthen her. Er nennt jetzt selbst seine Händel ungereimte, und versichert, er habe „Gott ein Votum gethan, wider keinen Menschen, er schrei oder schreib wider ihn wie er wolle, keine Feder nimmermehr anzusetzen." Denn er habe bisher erfahren, daß der leidig Satan gegen sein ingenium und seine Feder eine sondere Affection habe." Auch dem Grunde dieser Affection ist Frischlin auf die Spur gekommen. Es sei hauptsächlich „die Comoedia, anno 80 in der Faßnacht gehalten" (das Phasma), um welche ihm derselbe „Eins abzudanken" und ihn durch eben die Feder, mit welcher er viele dem Teufel mißliebige Bücher geschrieben, zu Grunde zu richten suche. Durch dessen Anstiftung geschehe es, daß, was er in bester Meinung schreibe, ihm zum Aergsten müsse ausgelegt werden. „Dann als ich in meiner oratio de vita rustica allein obiter etlicher Adelspersonen cyclopisch Wesen hatt gescholten, und über das ein ausdruckenliche exceptionem hinzugesetzt, daß meine Rede allein auf die Cyclopen dirigiret, und denn schreib, daß ich selber fürbündige Adels=

[1]) Elegia ad Erasm. Laymingium... de Wildnovio, castri Uracensis Capitaneo. Hinter der Oratio de scholis & gymnas. aperiendis, ed. Flayder, p. 102 ff.

personen kenne (gleichwohl aber derselben fürbündigen wenig seien): da muß ich auf unerhörte Weis in Gefahr kommen und noch dazu in offentlichem Druck den unverdienten Namen haben, als sei ich ein Adelsschänder, ein aufrührischer Thomas Münzer, ein radmäßiger Bluthund. Da ich anno 82 offenbare errores Grammaticorum castigier und beweis, daß aller Welt Klag wahr sei, da man klagt, die Jugend werde viel zu lang mit unnützen praeceptis in Schulen aufgehalten: so muß ich in offentlichem Druck von einem ganzen Collegio ausgerufen werden, ich sei ein Vatermörder Philippi Melanchthonis, ein Zerstörer und Verwüster aller Kirchen und Schulen, ein undankbarer discipulus, ein verruchter, verfluchter, verzweifelter, verlogener, ehrloser Schelm. Da ich zu Braunschweig in einem convivio einem Calvinisten, der unsere Kirchen und Schulen ausgemacht, mit Reimen Antwort geb, darob männiglich ein Gefallen hat, und aber die hernach in meinem Abwesen gedruckt werden, wider mein Wissen und Willen, und aber nichts Härteres darin begriffen, denn daß die Obrigkeit zu Wittenberg Lutheri doctrinam von dem Nachtmahl hinleg, und die gemein Sag, Wittenberg sei gut Calvinisch: da müssen ich und Andre den Namen haben, als haben wir den hochlöblichen Churfürsten angegriffen, das weder mir noch Andern in den Sinn kommen, und darf Joh. Major schreiben, der Churfürst soll mich und meine Partei an Galgen henken. Da an E. F. G. ich supplicando begehr, meiner Hausfrauen Heirathgut außer dem Land zu haben, um damit meinen Nutzen zu schaffen, mir aber kein ander Antwort, dann ein Patent zukommen, hab ich aus Argwohn und aus Ungeduld ein hitzig Schreiben in einem Schlaftrunk zu Speier geschrieben; und als mir nun dasselbig wider meinen Willen aus der Hand kommen (dann ichs aboliren wollen), so muß ich, Gott im Himmel sei es geklagt, den Namen haben, als hab ich darin E. F. G. Person ehrverletzlich angegriffen. Hilf ewiger Gott, wie könnten mir doch meine Schriften übler erschießen? Nun, ob ich wohl aus Ungeduld und gäher Hitz gehandelt, und dazu etwa mich allerhand Betrübnus und Bekümmernus bewegt, auch mein Gemüth viel anders gestanden, dann es etwa die Worte mit sich bringen: jedoch so kann ich in diesem Fall anderst nicht, denn daß ich von Herzen schrei und schreib an allermänniglich die ich hiemit offendiret, sonderlich aber an E. F. G.:

Pater, peccavi in coelum et terram." Er wolle sich fortan zu Jedermanns Zufriedenheit halten und sich mit seinen Feinden versöhnen; „dazu dann E. F. G. und dero löbliche Räth, besonders die geheimen, zu denen mein sonderlich Vertrauen steht, alle christliche Beihülfe geben werden. Die Wunden, so meine onsinnige Feder gehauen hat, soll die besinnt Feder in aller Gottesforcht wieder zuheilen." [1])

Schiebt Frischlin in dem Schreiben an den Herzog die Schuld seiner Händel nicht ohne Humor auf den Teufel, so geht er in seinem Schreiben an die Geheimenräthe (d. h. den Landhofmeister, Melchior Jäger und Vicekanzler) deutlicher mit der Sprache heraus. Das Thema dieses Schreibens ist nämlich: „Wenn mir Niemand Ursach gegeben hätt, wär ich in diesen Jammer nie kommen." Hätte man seine oratio unverdeutscht gelassen, so wäre der Streit mit dem Adel —, hätten die von Tübingen nicht gegen ihn geschrieben, der grammatische Krieg vermieden worden u. s. f. Sie, die geh. Räthe, habe er nie beleidigen wollen: sie mögen ihm also helfen und dem Sprüchwort nachfolgen: „Der ist weis und wohlgelehrt, der alle Ding zum Besten kehrt." Er unterwerfe sich ganz des Herzogs Willen: wolle ihn der mit Weib und Kind in perpetuum exilium relegiren und Caution haben, daß er männiglich solle unangefochten lassen: so wolle er gehorsam sein und über 100 oder 200 Meilen ziehen, daß kein Mensch in diesem Land erfahren solle, wo er und die Seinen hinkommen, so still wolle er sich verhalten. Oder beliebe dem Herzog, ihn in ein Kloster zu verordnen, so biete er auch da seine Dienste an. „Wollet derhalben um Gotteswillen mein ingenium und Gottesgaben in diesem carcere nicht lassen sterben und verderben, sondern wiederum auf einen Leuchter stecken, und vor der ganzen Welt aus diesem Fürstenthum (dem leidigen Satan, der dieß Ding Alles angericht, zu Leid und Gott zu Lieb) leuchten und brennen lassen." [2])

Außer den geheimen, schrieb Frischlin aber auch an die oberen Räthe (das größere Regierungscollegium, aus welchem der geheime Rath sich ebendamals wie eine Art Ausschusses zu sondern begann)

---

[1]) Frischlin an den Herzog, H. U. Pfingstdienstag, 9. Juni. No. 103 (vgl. auch No. 118). St. A.

[2]) H. U. Pfingstdienstag, No. 104. St. A.

und an die geistlichen Räthe (zu denen der Probst, L. Osiander, neuerdings auch Laurenz Schmidlin u. A. gehörten). Ihr Feind sei er nie gewesen, schrieb er den Letzteren, wenn er gleich von Einem oder dem Andern (d. h. L. Schmidlin und Osiander) aus falschem Verdacht zu ungünstig geurtheilt habe. Sie mögen ihm als Christen verzeihen, da er sich ganz in des Herzogs und ihren Willen ergeben, in einer öffentlichen Schrift seine Fehler bekennen und fortan gegen Niemanden mehr schreiben wolle. Auch an den Ausschuß der Würtembergischen Landschaft, seine „Schwäger" (Bidembach war darunter) hielt der Gefangene nicht für überflüssig, die Bitte zu richten, sie möchten für ihn als ein Landeskind beim Herzog Fürsprache einlegen.[1])

Uebrig waren jetzt noch die beiden Körperschaften, mit denen Frischlin in offener, in Druckschriften verhandelter Fehde lag: die Ritterschaft der drei Kreise und die Tübinger Universität. Ersterer gegenüber konnte Frischlin unmöglich etwas vorbringen, das nicht in seinen verschiedenen Schutz- und Entschuldigungsschriften bereits gesagt gewesen wäre. Daher wiederholt er das zehnmal vergeblich Gesagte, und bittet schließlich die Junker, sie „wollen sich mit dieser seiner Deklaration günstiglich sättigen lassen, und in Ansehung der erlittenen Gefahr und so manchen Jammers und Elends, so über ihn und seine armen Weib und Kinder diese zehn Jahr her ergangen, ihn wieder begnadigen; was aus Unbedacht, da sich dann Niemand einer solchen Weitläufigkeit besorget, möcht fürgeloffen sein, und in teutscher Zungen zu hart laute, das mögen sie als christliche, gottselige Junkhern nicht auf das Aergste, sondern auf das Mildest auslegen, und eben dadurch, indem sie seine Entschuldigung annehmen, männiglich zu verstehen geben, daß sie nicht diejenigen seien, welche da möchten gemeint sein, sondern diejenigen, welche von seiner Strafred werden ausgeschlossen." Ihre hienach hoffentlich versöhnte Gesinnung mögen sie dem Herzog zu wissen thun.[2]) Statt dessen vernahm er später (im August), daß sich die vom Adel aufs Neue gegen ihn regen. Nun bittet er den Herzog, ihnen ansagen zu lassen: ohnerachtet Frischlins öffentlicher Rechtfertigung und wiederholter Rechtserbietung, wolle er, der Herzog, denselben doch, der Ritterschaft zu Ehren und Andern zur Warnung, da er für-

[1]) Vom 10. und 13. Juni, No. 105. 110 und 111 St. A.

[2]) H. U. am Sonntag Trinit. 14. Juni, No. 114. St. A.

sichtiger sollte gehandelt haben, einen Monat länger, denn sonst geschehen, im Gefängniß halten, und nicht eher herauslassen, bis er zum Lobe dieses Standes eine Oration gemacht haben werde, darin er ausführe, „was der Adel sei, wo er herkomme, wie hoch und werth er zu halten, und was man von einer wohlgestaffierten Ritterschaft in Frieden und Krieg zu gewarten und hohen Nutzen haben möge." [1])

Begieriger muß man sein, welchen Weg der Entschuldigung Frischlin der Universität, den Moropolitis Tubingae bacchantibus, gegenüber eingeschlagen haben werde. Nach allerlei Mißhelligkeiten, gesteht er diesen, sei es hauptsächlich die Vorrede der philosophischen Facultät zu des Crusius Schrift gegen seine Grammatik und Strigilis gewesen, was ihn gereizt und erbittert habe. Das Elend der Verbannung habe seine Affecte gesteigert, Ohrenbläser seien dazu gekommen: so habe er und Crusius Einer des Andern Gaben und Verdienste gräulich gelästert und entstellt, augenscheinlich durch des Teufels Veranstaltung, dem es Vergnügen gemacht habe, den Zankapfel zwischen zwei Männer zu werfen, die sich sonst gegenseitig geliebt und geehrt haben würden. Die ganze Zeit seines Aufenthalts in Braunschweig und Hessen habe er die Thorheit und Unverschämtheit, die ihm hiebei zur Last falle, beklagt. Er hätte auf Persönlichkeiten nicht antworten, viel weniger diese zurückgeben sollen, selbst wenn er von ihnen noch unglimpflicher behandelt worden wäre. Da dieß jedoch nicht mehr ungeschehen zu machen gewesen, so habe er in Braunschweig den Gedanken gehabt, diese an sich löbliche grammatische Verhandlung in wenige rein sächliche Dialoge zusammenzuziehen, in denen Priscian, Saturnius und Scaliger auftreten sollten, diesen vier logische und einen rhetorischen Dialog folgen zu lassen, auch eine Vorrede dazu zu schreiben mit dem Bekenntniß, in den früheren Dialogen das Maß der Vertheidigung überschritten zu haben. Da seien aber die Händel mit den dortigen Kryptocalvinisten dazwischen gekommen. „Ich bekenne — so formulirt er sofort seine Abbitte an die Universität — und bekenne mit Seufzen und Thränen, gesündigt zu haben gegen eure Universität, meine Mutter, deren Ermahnungen, öffentliche wie besondere, ich hätte mit Gleichmuth aufnehmen und lieber etwas von meinem Recht nachlassen sollen. Doch da euch selbst nicht unbekannt ist, daß

[1]) No. 165. St. A.

ich ... allzusehr gereizt worden bin ..., so möget ihr leicht erachten, was Jeder von euch in meiner Lage gethan haben würde. Ich bin ein Mensch, wie auch ihr es seid, schwach von Natur zum Widerstand gegen das Böse, ohne Gottes und guter Menschen Unterstützung. Nicht Allen ist es gegeben, so viel Ungemach als ich mit meiner Familie erlebt mit Gleichmuth zu ertragen." Wenn sie Christen seien (und das seien sie doch gewiß) so mögen sie ihm als ihrem Beleidiger verzeihen; denn den Freunden Gutes zu thun, sei keine Kunst. Er denke immer noch an eine Vorrede, in welcher er die geschlagenen Wunden wieder heilen wolle. Dieß sage er nicht um wieder einen Platz bei ihnen zu bekommen, dessen er sich unwürdig gemacht habe, sondern um sich ihrer Verzeihung zu versichern, wie auch er Allen und Jeden, die ihn so schwer beleidigt, von Herzen vergeben habe. Sie mögen Einen aus ihrer Mitte abschicken, der sich für seine Loslassung beim Herzog verwende.[1]) Diese Schreiben Frischlins wurden zwar in Stuttgart bei den Acten behalten; doch brachte der Professor juris, Matthäus Enzlin, am 27. Juni die Nachricht von da nach Tübingen mit, Frischlin habe eine so bewegliche Supplikation an die Universität aufgesetzt, daß männiglich, selbst Crusius nicht ausgenommen, ein Erbarmen darob haben werde.[2])

Nachdem er so den Kreis der Abbittleistungen durchlaufen, kehrt Frischlin zu seinem Herzog zurück, und bittet ihn als „armer, betrübter, an Seel und Leib gefangener Mann" um Gnade. „Wie hoch wird Julius Cäsar, der ein Heid und ein verdammter Mensch gewesen, darin gelobt, daß er seinen Feinden, die ihm nach Leib und Leben gestanden, nicht allein gnädig gewesen, sondern auch ihre Brief, als er sie im Läger Pompeji funden, nicht lesen wollen, damit er nicht Ursach zum Zorn und grimmiger Straf hätte. Ist gleich ein oder mehr Ziba (das ich doch in diesem evangelisch christlichen Hof nicht will hoffen), die mich gefangenen armen schwachen Mephiboseth bei E. F. Gn. als bei einem frommen David begehren zu unterdrucken, so woll doch E. F. Gn. ein Davidsherz haben und nicht zu viel glauben (wie dann sonst E. F. Gn. nicht zu thun pflegen); ja, auch wenn ich gleich mit dem gottlosen Simei mich hätt vergriffen, mir doch, als der

[1]) No. 112. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 321.

ich um Gnad bitt, verzeihen, und den zornigen Abisai nicht lassen Statt finden... Gnädiger Antwort abermals wartend, mit weinenden Augen, gilfenden Seufzen, aufgehabenen Händen, gebogenen Knien und niedergefallenen Füßen, von einem christ-milden Fürsten, von dem ich 11 Bücher heroico versu in Druck gebracht." [1])

An demselben Tage vollendete Frischlin das vierte Buch seiner Hebräis, das eben jene Erzählungen von Mephiboseth, Ziba und Simei enthielt, und schrieb die rührenden Worte darunter:

„In squalore carceris, ἄνευ βιβλίων, πλήν τοῦ ἱεροῦ, καὶ ἐν οὐδενὶ Ἑλικῶνι.
14. Juni 90.

O wa seind meine Bücher?
Ja, wa seind meine Weib und Kinder?"

Der ehrliche Burgvogt vereinigte seine Fürbitte mit dem Flehen des Gefangenen. Bei Gelegenheit der Einsendung eines Theils der angeführten Schreiben kann er abermals unangebracht nicht lassen, wie dieser Gefangene sich so übel gehebe und ihn täglich um Fürsprache bei dem Herzog bitte, daß ihm dieser „so viel Gnad erzeigen und ihn aus dieser harten Gefängniß in eine andre und bessere legen thue, damit er nur den lieben Luft gehaben, und nicht also elend und erbärmlich stecken und liegen dürfte." An den Secretär Ruof aber schrieb der Hauptmann, er habe nun den Frischlin schon in die 9te Woche oben, und mit Essen, Trinken u. s. f. erhalten, wisse aber immer noch nicht, wer ihm das Kostgeld und Anderes bezahlen werde. „Und dieweil er, mein Gefangener, fährt Wildnau fort, vermeinet, ich habe sein Insiegel und Ringpitschier noch (er hatte es zur Kanzlei eingesandt), als bitt er mich um Gotteswillen, ich solle solches verbrechen und verkaufen, und ihme dafür in dieser hitzigen Zeit etwa je ein halb Maß über sein Ordinari geben; denn er sehe doch wohl, daß sonsten Niemand komm, der sich seiner annehme oder ihm etwas bringe. Wollet demnach meinen gn. F. u. H. ansprechen, ob ich doch ihme etwas Weiteres an Wein, denn wie mir befohlen, geben soll, und deßhalb dem geistlichen Verwalter Befehl erfolgen lassen." [2])

---

[1]) H. U. 14. Juni. No. 113. St. A.

[2]) No. 115. 116. St. A.

Allein von Seiten derjenigen, in deren Hände der Herzog diese Sache gegeben hatte, wurden Frischlins abbittende Schreiben auch jetzt noch nicht genügend befunden. Sie seien, war Lukas Osianders Gutachten darüber, „fast alle auf Einen Schlag formirt: daß er sich zwar sehr demüthige, bekenne, er habe unrecht und thörlich gehandlet, und also viel näher dann zuvor zum Kreuz krieche; es laufe aber noch immer etwas mit, daß er gern einen Theil des Unglimpfs auf andre Leut schieben wollte, als durch welche er zu seinem unziemlichen Handeln verursacht worden.“ Meistens entschuldige er sich blos wegen des Speierischen Schreibens und der Bittschrift an den Kaiser, während er andre Sachen, darin er nicht weniger peccirt, nur gelind anrege, oder gar mit Stillschweigen übergehe. „So ist es auch noch nicht ein Zeichen einer wahren Erkanntnus seiner Mißhandlungen, daß er in der einen Supplication an E. F. G. seine Widersacher dem Ziba, einem losen Fuchsschwänzer und calumniatori, sich aber dem Mephiboseth, der ein redlicher Mann und des frommen Jonathä Sohn gewesen, vergleichet.“ Auch des Hofpredigers Rath lief auf Absendung des Abts von Bebenhausen hinaus, der gleichsam der St. Nicolas sein sollte, den ungehorsamen Knaben zu erschrecken und mürbe zu machen, ehe man ihm einen Theil seiner Wünsche gewähren wollte. [1])

Als tüchtige Ruthe zu seiner Ausstattung hatte unterdessen der neue Oberrath, Dr. Sebastian Mütschelin, jenes Sündenregister zusammengebunden, mit dessen Anfertigung er kürzlich beauftragt worden war. Er war der Sohn jenes Vogts von Nürtingen, Balthasar Mütschelin, der vor 4 Jahren als Commissär in der Frischlinischen Adulteriensache verwendet worden war, und Frischlin hatte ihm vordem in einer Elegie zur Magisterwürde gratulirt. [2]) Zu seiner jetzigen Aufgabe fehlte es ihm nicht an Vorarbeiten: es liegen aus verschiedenen Zeiten dergleichen Register, vollendete und unvollendete, bei den Acten. Das Mütschelin'sche ist vollständiger als alle, aber nicht gründlicher, indem mit böswilliger Einseitigkeit alle Schuld durchaus nur auf Seiten Frischlins gefunden wird. Zur Entschuldigung des Verfassers läßt sich anführen, daß seine Arbeit nicht für eine juridische,

[1]) Stuttgart 17. Juni. No. 117. St. A.

[2]) Opp. P. eleg. L. XIII, Eleg. 5.

sondern lediglich für die moralische Wirkung auf den Gefangenen selbst berechnet war, ihm die Hölle heiß zu machen. Daher ist das Actenstück auch so gestellt, als wollte man mit Frischlin den Rechtsweg betreten, von dem er doch gerade abgeschreckt werden sollte. [1])

Wie wenn Frischlin gewußt hätte, was für eine Waffe hier gegen ihn geschmiedet wurde, verfaßte auch er eine zusammenhängende Darstellung wenigstens desjenigen, was sich während des laufenden Jahres mit ihm begeben hatte, in seinem Sinn und Interesse, für den erwarteten Abgesandten: eine Arbeit, deren auch wir in unsrer Erzählung uns schon hin und wieder bedient haben. [2])

An Eberhard Bidembach, Dr. Theol. und Abt des Klosters Bebenhausen, Frischlins ehemaligen Vorgesetzten daselbst und jetzt durch die Verwandtschaft der beiden Frauen mit ihm verschwägert, war schon unter dem 13ten Juni der herzogliche Befehl abgegangen, sich zur Verhandlung mit Frischlin nach Hohenurach zu verfügen. Aber durch Leibesblödigkeit gehindert, konnte der Prälat erst 10 Tage später dem Befehle nachkommen. Am 23ten Juni erschien er auf der Veste, und ließ, in Beisein des Burgvogts, Frischlin aus dem Gefängniß vor sich kommen. Wie ihn dieser sah und seinen Gruß vernahm, fing er heftig an zu weinen, und sagte, er freue sich seiner Ankunft (obwohl er wünschen möchte, sie wäre unter andern Umständen geschehen) und hoffe, er werde ihm gnädige Resolution vom Herzog bringen. Zugleich beeilte er sich, die zuvor erwähnte Rechtfertigung und etliche Briefe dem Prälaten vorzulesen und mit der Bitte um Uebergabe an den Herzog einzuhändigen.

Der geistliche Herr ließ ihn lesen; aber wie nun Frischlin damit fertig war, fing jener an zu sprechen. Und wie! „Mit sonderem Ernst — so berichtet er selbst über seine Sendung — nachlängst und ausführlich, hielt er ihm seine böse, arge, keinnütze, leichtfertige, hochsträfliche Sachen und Händel vor, so er lange Zeit freventlich, boshaftig und muthwillig geübt, mit Vermelden, daß er dadurch in Gottes gerechten Zorn und Strafe gerathen, bei seinem gnädigen Fürsten in höchste Ungnad kommen, und aller ehrliebenden hohen und niedern

[1]) Unterthänige summarische Relation, was des verhaften Nic. Frischlini vornehmlichste delicta und Verbrechungen sind. No. 120. St. A.

[2]) Frischlin an D. E. Bidembach, H. U. 21. Juni. No. 121. St. A.

Standes Personen Ungunst und Widerwillen auf sich geladen. Daraus denn auch weiter erfolgt, daß er von wegen seines gottlosen, ruchlosen, unchristlichen, üppigen, schandlichen, ärgerlichen, keinnützen Lebens, und daß er viel ehrlicher, stattlicher, ansehnlicher, weitberühmter und gegen ihn wohlverdienter Personen, so mündlich, so schriftlich, unverdienter Sachen, ganz spottlich, schimpflich und höhnisch traducirt, injurirt, calumnirt und odiose perstringirt, auch hoher Potentaten, so viel an ihm, nicht verschonet, zuletzt billig in diese Gefängnus und wohlverdienten carcerem gekommen sei." Dabei werde es jedoch nicht bleiben, sondern er habe noch schärfere Strafe zu gewarten, „sonderlich wo er also hochmüthig, trutzenlich und hartnäckig, ohne alle Erkanntnus und Bekanntnus, auch ohne rechte Reu und Buß seiner vielfältig begangenen Mißhandlungen, in seinem gefaßten Trutz, Neid, Haß und bösen Fürsatz beharren und fortfahren werde; wie man dann noch der Zeit keine, oder doch ringe Besserung bei ihm spüren und vermerken könne, indem er bishero seine arge, böse, keinnütze Sachen immerdar entschuldigen, vertheidigen und noch dazu Recht haben wollen," auch schon zu etlichenmalen den Herzog, ihm das Recht widerfahren zu lassen, vermessener Weise gebeten habe. Dieß sei schon ohne sein Erinnern des Herzogs Vorhaben gewesen und sei es noch, nämlich, „ihn als einen treulosen, meineidigen, ehrvergessenen sigillbrüchigen Mann und Ehebrecher, auch als einen diffamatorem, calumniatorem, Schmach- und Schanddichter, vermög der Kaiserlichen Rechte und des heil. Reichs Constitutionen peinlich fürzustellen und zu beklagen." Wie nun aber seine Freunde und Verwandten Solches erfahren, haben sie für den Weg des Rechtens, weil ihm dasselbige viel zu schwer fallen würde, unterthänig gebeten, und allein Gnad und Barmherzigkeit begehrt. Darauf habe ihnen der Herzog versprochen, zusehen zu wollen, wie Frischlin sich ferner halten würde, und ihn, den Sprecher, nach Urach geschickt, jenem den fürstlichen Willen anzuzeigen.

Nachdem der Abt dieses Muster einer Strafpredigt vollendet hatte, fing Frischlin von Neuem bitterlich zu weinen an, und sagte unter vielen Thränen: er danke Gott im Himmel und seinem gnädigen Fürsten auf Erden für die Gutthat, Ersterem, daß er in des Herzogs, und nicht in anderer Potentaten Gefängniß gekommen sei, Letzterem, daß er mit ihm nicht geeilt, noch auch den strengen Weg

vorgenommen habe. Er erkenne und bekenne seine Missethaten, begehr um Gotteswillen von seinem gnädigen Fürsten Verzeihung, wolle sich bessern, aller Christentugenden befleißigen und also verhalten, daß männiglich verspüren solle, „er hab sich sauber umkehret und ein neuer Mensch worden." Statt Streitschriften zu verfassen wolle er künftig alle seine Arbeiten ad veram pietatem dirigiren; habe von der Hebräis bereits das 6te Buch angefangen, die Historie von der Ruth in deutsche Reime verfaßt und eine schöne Comoediam daraus gemacht; wolle daneben seine Commentare und Paraphrasen fortsetzen, auch gegen die Calvinisten schreiben. Dieweil er aber kein einig Buch, denn allein eine deutsche Bibel, dazu in diesem engen carcere sehr wenig Helle oder der Sonnen Schein, auch keinen Raum noch andre Gelegenheit habe, so zu einem fruchtbarlichen Studiren und Schreiben nothdürftig," so bat er den Abt mit weinenden Augen, sein Gesuch um Versetzung in ein milderes Gefängniß bei dem Herzog zu unterstützen; „er wolle gewiß nicht weichen, noch einen Fuß heraussetzen, sondern einzig und allein seinem Studiren auswarten;" wo er dann auch, vermittelst göttlicher Gnade, etwas Nützliches scribendo auszurichten hoffe, während in seinem jetzigen Kerker, der ihn an der Arbeit verhindere, Zeit und aufgewendete Kosten verloren wären. [1])

Der Abt war noch nicht den Schloßberg hinabgestiegen, als Frischlin bereits sich setzte, die ihm eingeflößten loyalen Gesinnungen in einem eigenen Schreiben an den Herzog zu beurkunden. Er dankt für die Absendung des Prälaten, der ihm seine delicta vorgehalten habe. Nicht genugsam könne er solche seine Mißhandlung erkennen und bekennen, „da mich, schreibt er, der leidig Satan durch seinen Koth, auf die Gaben Gottes geschmiert, also hart angefesselt hat. Das rasend, toll und unfläthig Schreiben wider E. F. G. Räth und auf ihr treuherzig wohlmeinend Patent verfluch und vermaledei ich, wie auch andere giftige, zornige, teuflische Schreiben, mit Mund, Hand und Herzen, und hab darin gehandelt wie ein Gott- und treuvergessener und von dem teuflischen Argwohn übereilter Mann." Wenn er in einigen Schreiben neben der Bitte um Gnade sich zugleich Rechts erboten, so nehme er das nach gewonnener besserer Einsicht jetzt zurück und wende sich einzig und allein an die Gnade des Herzogs mit

[1]) Relation Abts zu Bebenhausen, d. d. 25. Juni. No. 127. St. A.

der Bitte um ein milderes Gefängniß und um Beihülfe zur Versöhnung mit denen, die noch einen billigen Widerwillen gegen ihn haben. Indem er dem Herzog sofort für seine ablehnende Antwort an die Braunschweiger dankt, stellt er den Unwillen dieser Kryptocalvinisten gegen ihn als Folge der Vertheidigung dar, die er einst für Osiander geschrieben, und hofft, der Herzog werde ihn des Eifers für das reine Lutherthum, „der dazumal in ihm aufgebrochen, mehr genießen als entgelten lassen." [1])

Vollends wie man es nur wünschen mochte, lautete das Schreiben, welches Frischlin (wohlwissend, daß es höhern Orts vorgelegt werden würde) am dritten Tage nach seinem Gespräch mit dem Abt an seine Mutter und Schwester erließ. „Es ist doch, heißt es hier, unser gnädiger F. und H. ein solcher christmilder Fürst, dessen gleichen (keinen andern veracht) im römischen Reich, wie ichs erfahren, nicht zu finden ist. Deßgleichen seine Räth all miteinander, keinen ausgenommen, solch herliche Leut, die vor der ganzen Welt ein Ansehen haben. Wie denn auch die Universität Tübingen gegen den andern, die ich all gesehen, eine Mutter aller Schulen ist, und ist mir so leid, daß ich sie um des Martini Crusii willen mit hitzigen Worten, und die fürstlichen Räth mit unnützen, zornigen Schreiben so übel angefahren, daß ich wollt, ich hätt dafür Schenkel und Arm verloren." [2])

Das Bestreben, sich um jeden Preis aus seinem Gefängniß loszuarbeiten, wurde in Frischlin durch den Gedanken an Weib und Kinder, die zerstreute Heerde, verstärkt. Von den Knaben war der jüngste, Nicodemus, bei seinem Oheim Jakob, der zweite, Friderich, bei Rüttel; dem Schwager und Bruder drückte Frischlin in eigenen Schreiben seine Dankbarkeit aus, und hätte besonders den zehnjährigen Nicodemus gern bei sich gesehen, dem er auch einen lateinischen Segenswunsch widmete. [3]) Von seinem ältesten, dem Maler, wußte er gar nichts, und schrieb daher an seinen Verleger Bernhard Jobin nach Straßburg: „Wie es mit meinem Sohn Hans Jakob gehe, das begehr ich zu wissen, und wollet um Gotteswillen Nachfrag halten, auch was

[1]) H. U. 23. Juni. No. 123. St. A.

[2]) H. U. 25. Juni. No. 130. St. A.

[3]) Mi fili Nicodeme, Deus te servet & ornet,
Ingenio ut possis exsuperare patrem.

und wie viel er seinem Lehrmeister schuldig, das Alles meinem Schwager Caspar Rüttel gen Tübingen zu wissen thun, und meinen filium euch lassen um Gotteswillen befohlen sein." Daß er gefangen ist, sucht Frischlin in diesem und andern in das Ausland gerichteten Briefen zu verbergen, indem er nur schreibt, er habe seit der Herbstmeß wegen der Verfolgung der Braunschweiger „in keinem ruhigen Ort sein können, wie auch noch nicht." Von den Mädchen befand sich die ältere, Anna Maria, bei Frischlins altem Verehrer und Gönner, dem Assessor Camerae Jörg Ulrich von End, auf dem Kornmarkte zu Speier, dem sie (wie Frischlin sich versichert hielt) lieb und angenehm war. Die jüngere, Katharina, war bei der Großmutter in Balingen. Auch diese Letztere, so wie seine Schwieger,[1] seine „beede alte Müetterlin," war ihm schmerzlich, so betrüben zu müssen; der Gedanke an seine Hausfrau aber „legte ihn ungeschlafen." Noch immer wußte er nicht, wo sie war und wie es ihr ging, und bei ihrem heftigen Temperamente besorgte er, sie möchte „aus Traurigkeit ihr selbst eine Schmach zufügen." Er schreibt ihr, ungewiß, ob er sie in Speyer oder in Enzweihingen zu suchen habe, sie möge sich doch „um Gotteswillen herzumachen und männiglich guten Bescheid geben in aller Geduld und christenlicher Demuth. Verfüg dich zum Herrn gen Bebenhausen und stell eine Supplication an unsern treuen holden Fürsten, als einen lebigen Engel Gottes, wie die Abigail an den frommen König David, und nimm die Schuld meines Speirischen Schreibens zum Theil auf dich, dieweil es um deines Heirathguts willen zu ist gangen. Verhoff und trau zu Gott, du werdest von unserm frommen David erhört werden, daß du eine Zeit lang mit unserm jüngsten Töchterlein, oder du allein, zu Bebenhausen verharrest, bis uns Gott wiederum zusammenhilft. Dein — so unterzeichnet er sich — anjetzo armer, aber in Gott reicher Schatz, N. Fr."[2]

Von seinen zerstreuten Habseligkeiten lagen dem gefangenen Gelehrten, wie billig, vor Allem seine „herrliche gute Bücher, die wohl 600 Thlr. werth" und noch in Braunschweig waren, am Herzen. Der Kaufherr Rodiger Horst daselbst, in Verbindung mit Polykarp

---

[1]) Diese schickte ihm etwas später „2 Häfelin Latwergen und 3 fl.," die ihm von dem Burgvogt zugestellt wurden. S. No. 160. St. A.

[2]) H. U. 23—26. Juni. No. 124. 125. 131. 132. St. A.

Leyser und Melchior Neofanius, sollte sie sammt den übrigen „Stippichen" bis Frankfurt schaffen, von wo dann Rüttel den Wassertransport bis Heilbronn (auch der Marburger Sachen) besorgen mochte.[1])

Da inzwischen der erwartete Bescheid von Stuttgart sich noch immer verzog, so fand Frischlin gerathen, seinen früheren Deprecationsschreiben noch einige weitere hinzuzufügen. Lukas Osiander und Lorenz Schmidlin waren zwar schon in dem Schreiben an die geistlichen Räthe mitbegriffen, doch war ein besondres an sie keineswegs überflüssig. Beiden hatte Frischlin Unrecht gethan, indem er sie in Briefen und Streitschriften als seine schlimmsten Feinde behandelte. Von Osiander ist in dieser Hinsicht schon die Rede gewesen. Auch den Grund der Spannung mit Schmidlin kennen wir: er lag in dem schwiegerväterlichen Testamente. Je mehr Schmidlin, als voraussetzlich rechtlicher Mann und gewissenhafter Beamter, die Verordnung des Testators aufrecht hielt und den Poeten auf den Genuß der Zinsen beschränkte, desto mehr erbitterte er diesen, der gerne das Kapital in die Hand bekommen hätte, und häufig wiederkehrende Zusammenstöße bewirkten endlich einen Haß, der, wie wir sehen werden, nicht blos einseitig war. An diese beiden Männer schrieb nun Frischlin, er sei nicht werth, ihnen, die er so hoch verletzt, unter die Augen zu treten; doch wolle er an ihnen nicht verzagen. Alles sei aus einem bösen teuflischen Argwohn geschehen, davon er besessen gewesen. „Wenn meine Reu und Leid um meine begangene Mißhandlung, fährt er fort, keine wahre, rechtschaffene Buß ist, so ist David, Manasses und Petrus verloren. Wenn ihr, Herr D. Osiander, mich wollet in diesem meinem so harten Zustand heimsuchen und trösten, will ichs nicht anderst aufnehmen, als wenn mir Gott einen Engel vom Himmel zugesandt hätte, auch dermaßen mein Gemüth erklären, daß ihr nicht sollet viel Gut dafür nehmen."[2])

An der Universität stand, nach Andreäs zu Anfang des Jahres erfolgtem Tode, die Ernennung eines neuen Kanzlers bevor, und diese Gelegenheit ergriff der gefangene Dichter, um zum Voraus dem künftigen Kanzler und der ganzen Universität zu huldigen. In einer wohlgeschriebenen Elegie von 42 Distichen geht er erst die früheren

[1]) No. 124. 126. St. A.

[2]) H. U. 28. Juni. No. 139. St. A.

Kanzler bis auf Andreae durch, bedauert dann, diesen gekränkt zu haben, doch habe ihm derselbe auf seine Bitte noch verziehen. Dann kommt er auf die Beleidigung der philosophischen Facultät, wobei er zwar nur injecta tela rejicirt, doch das Maß überschritten habe, was er nun abbittet. Der neue Kanzler, wer es auch werden möge (D. Jakob Heerbrand wurde es), möge sein Erstes sein lassen, ihm zu verzeihen, und seine Collegen, vor Allen aber den Fürsten, ihm versöhnen helfen. „Und bittet," schrieb er dazu an seine beiden Hauptgönner unter den Tübinger Professoren, die Juristen Hochmann und Enzlin, — „bittet den neuen Cancellarium um einen Trunk. Dann ich in diesem heißen Thurn, da ich nur ein Quart Wein hab, schier will Durst sterben. Gott erbarm sich meiner und meiner Weib und Kinder!" [1])

Zu Anfang des Juli schickte der Burgvogt wieder etliche Schreiben seines Gefangenen ein, und kann darneben nicht verhalten, daß derselbe das Fieber gar hart bekommen habe und übel auf sei, weßwegen er das Abendmahl zu empfangen wünsche. „Zudem, dieweil zu dieser hitzigen und beschwerlichen Zeit er nicht anders vermeinet, denn er müß in der Gefängnus ersticken, so begehrt und bitt er mich täglich ohn Unterlaß, ich solle ihn nur in Luft lassen, damit er möchte einen guten Luft empfahen, und ihm eine Ader öffnen lassen. Dieweil er denn als ein kranker und gefangener Mann das Fieber als übern andern Tag gar hart hat, und er mich ohne Unterlaß bittet, so hab ich doch Solchs ohne Vorwissen und Befehl E. F. Gn. nicht thun sollen noch wollen." [2])

Erst am 6ten Juli kamen die geheimen Räthe und Theologen dazu, auf des Abts von Bebenhausen schon vor mehr als 8 Tagen eingelaufenen Bericht ihr Bedenken abzugeben. Frischlin, meinten sie, erkenne jetzt sein Unrecht besser, so daß man seram poenitentiam verhoffen könne. Daher möge er 1) aus seinem jetzigen Behältniß in ein ander leidlicher Gemach, da er mehr Lufts und Lichts gehaben, auch bessere Gelegenheit zum Studiren und nützlichen Schreiben bekommen möchte, wo man aber doch seiner sicher wäre, transferiret wer=

---

[1]) Gratulatorium novo Academiæ Tubingensis Cancellario. 28. Juni. No. 136. Vgl. No. 137. St. A.

[2]) No. 138. (præs. in Stuttg. am 4. Juli) St. A.

den; 2) ein Chirurgus zum Aderlaß, auch der Pfarrherr zu Urach zu Reichung des h. Abendmahls, wenn er es beharrlich begehren sollte, zu ihm eingelassen werden. „Und dieweil er 3) nicht allein seiner Leibsgelegenheit, sondern auch habender laborum halben mit Schreiben, an dem bis daher gereichten Viertel Weins über jede Mahlzeit sich nicht wohl betragen mag, so wäre ihm künftig zu jedem Essen ½ Maß Wein zu geben", und dazu dem geistlichen Verwalter, wie auch wegen des Kostgelds, Anweisung zu ertheilen. 4) Seine Schreiben an die Ritterschaft und Universität, wie auch an die Kurfürsten von Mainz und Sachsen (an die er in der letzten Zeit auch geschrieben hatte) vorerst bei Handen zu behalten, und zuzusehen, wie er sich in mitiori custodia erzeigen werde. 5) Damit er seine Zeit nicht mit unnützem Schreiben hinbringe, wäre ihm eine bestimmte Materie aufzugeben, z. B. Aeneida zu paraphrasiren, Terentium zu commentiren; wozu ihm sein Bruder und der Abt von Bebenhausen die Bücher liefern könnten. 6) Seine Frau und Bruder einmal in Gegenwart des Burgvogts oder seines „Leittenants" zu ihm zu lassen.[1])

Am 7ten Juli wurde in diesem Sinne ein Schreiben an den Burgvogt auf Hohenurach entworfen, das am 8ten Lorenz Schmidlin mit dem Beisatz an Osiander schickte: „und weiß ich nicht, ob es Nothdurft, daß man einen eigenen Boten deßwegen abfertigen solle." Der Hofprediger antwortete: „Wann es geschrieben und unterschrieben, so lasset gleich einen eigenen Boten mit fortlaufen; dann Frischlinus ist krank und hat jetzt oft angehalten."[2])

[1]) Hinter dem Bericht des Abts, No. 127. St. A.
[2]) No. 142. 143. St. A.

Drittes Kapitel.

Frischlins Dichtungen im Kerker.

Wenn wir im Bisherigen über die mancherlei groben Flecken, welche den Charakter unseres Helden entstellen, uns nicht verblendet haben; wenn wir auch sein Talent, das mehr ein rhetorisches und satirisches, als ein poetisches, mehr eine Gabe der Aneignung und Nachbildung, als der ursprünglichen Hervorbringung war, keineswegs überschätzt haben, so haben wir doch Eines an ihm stets unbedingt loben und bewundern müssen: seine rastlose Thätigkeit und unerschöpfliche Arbeitskraft. Hatten wir während seiner glücklichen Zeit anzuerkennen, daß er unter mancherlei zerstreuenden Verhältnissen und derbem Lebensgenuß dennoch so viel und mehr an geistigen Arbeiten zu Stande brachte, als Andere gleichfalls nicht Unbegabte in stillster wissenschaftlicher Zurückgezogenheit; sahen wir ihn hierauf unter dem Sturm des Adels und zwischen immer neue, nothgedrungene Verantwortungen hinein, seinen Julius redivivus dichten und den Aristophanes übersetzen später auf einer Winterreise, ohne Bücher, in lärmenden Herbergen, gelehrte Streitschriften ausarbeiten: so scheint es doch, als hätte erst der tiefste Abgrund des Unglücks den höchsten Grad von Arbeitskraft in diesem merkwürdigen Menschen entbinden sollen. In einem Gefängniß, wie wir es beschrieben haben, eng und finster, dumpf und unsauber; bedrängt von Krankheit, Sorgen und Jammer aller Art, hat Frischlin binnen dritthalb Monaten nicht blos ein halbes Hundert Briefe und Bittschriften, die zum Theil umfangreiche Actenstücke sind, in seiner Angelegenheit geschrieben, sondern außerdem

die Geistes- und Willensstärke gehabt, erhoben über alles Persönliche, zwei deutsche Komödien aus der biblischen Geschichte und 5 Bücher eines lateinischen Epos, jedes Buch durchschnittlich von 1000 Hexametern, zu dichten.

Die Aufgabe, die Geschichte der Könige des Volks Israel, nach den Büchern Samuels, der Könige und der Chronik, in ein lateinisches Epos zu bringen, also die Aufgabe zu seiner Hebraeis,[1]) wie Frischlin diese Dichtung nannte, war ihm im Sommer 1589 von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen gestellt worden, der, wie berichtet wird, damit ein besseres Lesebuch für christliche Schulen, als die profanen Dichtungen der heidnischen Poeten, gewinnen wollte. Das Proömium hatte Frischlin gleich damals ausgearbeitet, wohl auch schon über die Disposition nachgedacht, von welcher er jetzt aus dem Gefängniß Mitte Mai dem Vicekanzler Aichmann klagte, daß er sie wegen Mangels an Papier und Federn nicht aufschreiben könne. Da ihm wenige Tage darauf Schreibzeug gewährt wurde, so schickte er auch sogleich Argumenta XII librorum Hebraeidos, ad imitationem Aeneidos Virgilii, sammt dem schon früher geschriebenen Eingang des ersten Buchs, nach Hofe ein. Also nach der Mitte des Mai hatte Frischlin die Ausarbeitung der Hebräis begonnen; am 14ten Juni schloß er das 4te Buch derselben, hatte demnach in höchstens 4 Wochen 4000 Hexameter geschrieben. 10 Tage darauf war schon das 5te Buch fertig; nun aber trat, in Folge von Frischlins Erkrankung, ein Stillstand ein. Sobald er sich jedoch in dem milderen Gefängniß, in das er am 9ten Juli versetzt wurde, wieder etwas erholt hatte (wir greifen hier, um von Frischlins letzten Arbeiten im Zusammenhang zu handeln, unsrer Geschichtserzählung vor), machte er sich mit doppeltem Eifer an die Arbeit. Zu Anfang August schickt er das 7te Buch ein; am letzten August folgte bereits die Zueignungselegie für das ganze Werk, und am 7ten September sagt er ausdrücklich, daß er die 12 Bücher der Hebräis vollendet habe." [2]) In weniger als 4

[1]) Nic. Frischlini &c. Hebræis.. opus posthumum.. opera & studio Ulr. Bollingeri, ill. scholæ Bebenhusanæ Rectoris. Argent. 1599. Vor uns liegt die Ausgabe: Argentorati ex officina J. Caroli, 1610.

[2]) Diese Zeitbestimmungen sind geschöpft aus den Numern 83. 125. 154. 168. 177. des St. A.

Monaten also hatte Frischlin, neben zwei Komödien und einer Masse kleinerer Arbeiten, ein Epos von mehr als 12500 Hexametern (die Aeneis hat nicht ganz 9900) geschrieben.

Die Arbeit unterlag, wie sie nach einander fertig wurde, der Censur der Theologen, d. h. des Probsts Joh. Magirus und des Hofpredigers L. Osiander, und jenem gefiel gleich die erste Probe, das Proömium, sehr wohl. Nur, meinte er, werde es Aufsehens bedürfen, daß der Poet auch der veritas historica treu bleibe.[1]) Frischlin selbst hielt von seiner Hebräis, ob er ihr gleich, wenn er erst in Freiheit und unter seinen Büchern sein würde, noch manche Verbesserung zudachte, große Stücke. Er glaubte erreicht zu haben, wornach er lebenslänglich gestrebt hatte. In der Zueignung an den Herzog Ludwig und den Grafen Friderich von Würtemberg (die ihm jetzt näher lagen als der hessische Landgraf) sagt er:

> Nimm, o gnädiger Fürst, des Würtembergischen Maro
> Großes Gedicht in 12 Büchern, empfang' es von mir.
> Oder besitzest du noch einen anderen Maro: wohlan, so
> Fordre von diesem ein Werk, das noch vortrefflicher sei. . . .
> Aber vergiß dabei nicht deinen gefangenen Sänger:
> Seiner Fesseln, o Herr, ledige deinen Virgil.

Und in einer Elegie an den Landhofmeister, Melchior Jäger und den Vicekanzler weissagt er:

> Jenes Werk wird so lang als Himmel und Erde bestehen:
> Während in Moder und Staub unsre Gebeine zergehn.[2])

Auch die Zeitgenossen dachten nicht klein von der letzten Arbeit des unglücklichen Dichters. Seit die Gabe der Sprachen vom ersten christlichen Pfingstfest her aufgehört habe, sagt der Herausgeber derselben, Ulrich Bollinger, in der Vorrede, sei ein heiliges Gedicht solcher Art nicht in der Menschen Hände gekommen. Da es merkwürdig ist, zu sehen, was denn eigentlich jene Zeit an einem Werke der Art vorzüglich schätzte, so lassen wir diesen ganz verständigen Gewährsmann weiter reden. Keiner, fährt er fort, weder der alten noch der neueren Dich-

[1]) No. 91. St. A.

[2]) No. 168. 170. St. A.

ter sei dem Virgil so genau gefolgt in Hinsicht auf Erfindung, Eintheilung und Ausdruck. In Betreff der erstern sei zwar der Unterschied vorhanden, daß bei Virgil Ein Held, bei Frischlin viele (die verschiedenen Könige) nacheinander auftreten; jener Fabeln habe einmischen dürfen, dieser der Geschichte treu bleiben müssen. Doch fehle es auch an Aehnlichkeiten nicht: Goliath gleiche dem Polyphem, der Circe — die Hexe von Endor u. s. f. Hauptsächlich aber biete, zweitens, die Anordnung und Eintheilung beider Epen merkwürdige Vergleichungspunkte. So getreu sich nämlich Frischlin an die Bücher Samuels und der Könige halte, so habe er doch zugleich höchst künstlich die Virgilische Anordnung zu seinem Vorbilde zu nehmen gewußt. In der That, wie Virgil nicht von Troja's Zerstörung anfängt, so auch sein christlicher Nachfolger nicht mit Samuel oder der Salbung Sauls, sondern mit Davids Aufenthalt bei dem Philisterkönig Achis und Sauls Ende. Im zweiten Buche veranstaltet er dann gleichfalls ein königliches Gastmahl, und wie bei Virgil Aeneas an Dido's Tafel dieser die Geschichte von Troja's Fall, so erzählt bei Frischlin David an seiner eigenen Tafel dem Mephiboseth die Geschichte von dessen Großvater Saul und seinen Kriegsthaten, und bei beiden wird im 3ten Buche die Erzählung über Tafel fortgesetzt. Im 4ten Buche herrscht beiderseits eine Liebe mit tragischen Folgen: dort die der Königin zu Aeneas, die mit ihrem Untergange endigt; hier die des Königs zu Bathseba, welche die Empörung Absaloms im Gefolge hat. So weit läßt sich die Parallele im Gang beider Epen verfolgen: von da an bieten sich nur noch einzelne Vergleichungspunkte dar.

Für den besten Theil seines Werkes hat Frischlin das siebente Buch angesehen, welches den Besuch der Königin von Saba bei Salomo enthält. Mit Recht; nicht allein weil er in dasselbe, wie er äußerte, den ganzen Schatz von Latinität, den er während 25 Jahren gesammelt, hineingearbeitet hat. Sondern deßwegen, weil er sich eigentlich nur hier erlaubt hat, von dem Bande der prosaischen alttestamentlichen Geschichtserzählung sich einigermaßen loszureißen, und als Dichter einzelne Scenen frei zu componiren. Zwar, daß er am Anfang die Beschreibung des Salomonischen Palastes noch ganz trocken nach seiner Quelle gibt, ohne dieselbe zu der ankommenden Königin

in Beziehung zu setzen, ist noch ungeschickt genug. Doch legt er nun dieser eine Anrede an Salomo in den Mund, deren Complimente aus der Schilderung seiner Weisheit 1 Kön. 5, 9 ff. genommen sind, während seine Antwort frei nach classischen Mustern gebildet ist. Hierauf stellt der Dichter, wie er sich schon am Ende des ersten Buchs dieses Vortheils bedient hatte, wieder eine Mahlzeit an. Während derselben erscheint ein genealogischer Pokal mit den Bildnissen von Ruth und Boas, der Rahab u. a., deren Geschichten erzählt werden; dann soll Nethanja das Lied der Anna, der Mutter Samuels, singen, wozu Salomo eine historische Einleitung gibt. Bei der Beschreibung des Tempels geht sodann Frischlin geschickter als vorhin bei der des Palastes zu Werke: Salomo führt die Königin hinein und beschreibt ihr die einzelnen Theile unter dem Herumwandeln; von einigen gibt sie auch selbst während des Anschauens eine Schilderung; wobei nur die prosaischen Ellenmaße stören, die er (übrigens gewiß zum Wohlgefallen der Theologen, die so sehr auf fides historica drangen) genau dem biblischen Text entnimmt.[1]) Schon am Schlusse dieses Buchs aber sinkt unser Poet wieder in die Dienstbarkeit seiner Quellen zurück, indem er die Notizen von Salomos Weibern, Abgötterei und Feinden ganz so trocken und chronikartig gibt, wie er sie 1 Kön. 11. findet. Aus dieser Knechtschaft erhebt er sich in den übrigen Büchern nur selten; wodurch seine Erzählung für eine poetische viel zu kurz und leblos wird. Freilich, wo sollte es hinaus mit einer Dichtung, welche die Geschichte von fünf Jahrhunderten in Einzelschilderungen wiedergeben wollte? woraus aber eben (neben Anderem die Verkehrtheit der ganzen Idee eines solchen Epos erhellt.

Ueber die Form des Gedichts, was Ausdruck und Verse betrifft, können wir kurz sein, da uns Frischlins Art hierin aus früheren Beispielen sattsam bekannt ist. Der Entlehnungen und Parodien sind es darum nicht weniger, weil er dießmal ohne Bücher und Collectaneen, einzig auf sein Gedächtniß verwiesen war. Den Virgil vor Allen muß er geradezu auswendig gewußt haben. Aus ihm begegnet

[1]) So bei der Bundeslade: Longa duos cubitos & dimidium &c. Bei Erzählung der Schicksale der Bundeslade waren die „Aerse der Philister" nicht zu umgehen; doch Salomo ist ein wohlerzogener Mann, der das s. v. nicht vergißt: Effanti veniam dabis, inclyta diva.

uns schon im Eingang das genus alto a sanguine — Judae (divom); die Frage, quo numine laeso Gott die Bewohner Kanaans ausgerottet habe? u. s. f.; bis die Reflexion: Tantae molis erat, Solymaeum condere regnum (statt Romanam c. gentem) einen Ruhepunkt gewährt. So geht es mit Reminiscenzen fort vom Anfang des ersten bis zum Ende des zwölften Buchs, wo, bei Gelegenheit der Zerstörung Jerusalems, der Vers: Tantae sunt animis Jehovae coelestibus irae etc. eine letzte Virgilische Parodie ist. Diese Anwendungen classischer Verse sind auch hier zum Theil recht sinnreich. Geschickt hat Frischlin überdieß einen Theil der hebräischen Namen lateinisch zuzustutzen gewußt. Saul, der Sohn Kis, heißt ihm Cissides; Joab, der Sohn Zeruja, Serviades; ja, Jehova selbst muß sich den gentilen Genitiv Jovis gefallen lassen. Neben dem aber macht es dem christlichen Virgil kein Bedenken, ganze Versschnüre voll der gräulichsten Judennamen aneinanderzureihen,[1]) und im Ausdruck gestattet er sich Hebraismen, durch welche das Lob rein Virgilischer Latinität, das die Herausgeber unserm Epos spenden, merklich beschränkt wird. Verse wie den:

Et tuus ingressus tuus egressusque placebet,

würde Virgil schwerlich verstanden, und vor dem:

Ablue tot sordes, quibus haec mea pectora foetent,

sich mit Ekel abgewendet haben. Noch gehört zur Charakteristik dieser judenchristlichen Aeneis, daß darin schon zu Davids Zeit per tria caeli numina geschworen und dem David ein Nachkomme verheißen wird,

Qui non solus homo, sed erit quoque certus ab alto
Axe Deus;

von dem es dann aber mit geschickter Virgilischer Parodie heißt:

Huic ego nec metas rerum nec tempora pono:
Imperium sine fine dedi. Vergl. Aen. I, 278 f.

[1]) Josaba, Jehasiel, Jeremias atque Johannes:
Bealias, Jerimus, Samarias Saphatiasque &c.

Während seiner Studien zur Hebräis war Frischlin in der Geschichte Davids einmal auf einen kritischen Zweifel gestoßen, den er alsbald dem jüngeren Osiander mittheilte. 1 Sam. 16. werde David aus seines Vaters Hause zu Saul berufen, um vor ihm auf der Harfe zu spielen, und zuletzt heiße es, er sei des Königs Waffenträger geworden. Kap. 17. werde er abermals aus seines Vaters Hause in das Lager Sauls zu seinen Brüdern geschickt, und als er mit Goliath kämpfen wolle, kenne ihn weder Saul noch Abner. Wie dieß möglich gewesen, wenn er, laut des vorigen Kapitels, schon vorher Sauls Waffenträger war? Diese Beobachtung hatte ihre vollkommene Richtigkeit: aber die Art, wie Frischlin den Widerspruch zu lösen suchte, war nicht weit her. Erst vermuthete er, es sei mit dem Text eine Umstellung vorgegangen, und wollte Kap. 16, V. 14—23 an den Schluß des 17. Kap. versetzen; dann glaubte er sich durch die Annahme einer Prolepsis von Seiten des Erzählers abfinden zu können: bis er zuletzt entweder merkte, daß das keine Zweifel seien, die ein Gefangener einem Hofprediger beichten dürfe, oder wirklich davon zurückkam: genug, er widerrief Alles und entschuldigte sich mit seinem verwirrten Gemüthszustande, aus welchem er nun auch in der Hebräis Sauls Vergeßlichkeit in Betreff seines Waffenträgers erklärt. Wenn Frischlin außerdem eine Zeitlang meinte, die Bücher Samuels und der Könige nach denen der Chronik berichtigen zu müssen, so wußte der alte Osiander besser als unser kritischer Dilettant, daß dieß nicht angehe, da die ersteren Bücher die älteren, die der Chronik aber erst nach dem babylonischen Exil geschrieben seien. Frischlin traue sich eben auch in der Theologie allzuviel zu, und wenn man ihm nicht mit Commentariis gelehrter Leut behülflich sei, werde er in seiner Hebræis viel errores begehen.[1])

Aehnliche Besorgnisse der Theologen machte Frischlin auch durch etliche Entwürfe biblischer Komödien rege, welche er denselben aus dem Gefängniß einsandte. Aus den beiden ersten Kapiteln des Matthäus und Lukas gedachte er „ein latinam Comoediam zu machen, welche alle Jahr auf den Neujahrstag oder am nächsten Tag hernacher, mit großem Nutzen allenthalben agirt werden könne.“[2]) Dabei galt es,

[1]) No. 90. 93. 117. St. A.

[2]) S. hinter Methodus declamandi p. 162. Womit zu vergl. das Gutachten der Theologen vom 22.—27. Mai, No. 91. St. A.

die Widersprüche zwischen Matthäus und Lukas auszugleichen; welches Frischlin im Allgemeinen auf die gewöhnliche Weise, zu Gunsten des Letzteren, thut. Er läßt Joseph und Maria in Nazareth zu Hause sein, der Schatzung wegen nach Bethlehem reisen, dann über Jerusalem, wo die Darstellung im Tempel erfolgt, nach Nazareth zurückkehren. Die Magier wollen nach Bethlehem ziehen, da jedoch die heil. Familie schon wieder in Nazareth ist, so muß der Engel in Gestalt eines Sternes sie dahin weisen; „welches aber, wie der Probst Magirus mit Recht bemerkt, dem textui gar nicht gemäß ist. Daß in actu secundo, fährt er in seiner Beurtheilung fort, der Engel die Jungfrau Mariam ob einer Kunkel findet, ist nicht unrecht, dann sie hiermit in ihrem Beruf gewesen; aber die Papisten werdens calumniren." Daß aber der weitherzige Poet gar den Engel zu Joseph sagen ließ, die Maria dürfe er nicht berühren, lieber möge er, selbiger Zeit Brauche nach, noch ein Weib dazu nehmen — was sollte der gute Probst dazu sagen? Jedenfalls, meinte er, werde die Arbeit vor dem Drucke noch einer Revision bedürfen. Allein sie kam nicht zur Ausführung.

Der Plan Frischlins, aus der Geschichte Josephs eine Reihe von Komödien zu machen, ist uns schon von früher her bekannt. Jetzt schickte er gleichfalls einen Entwurf, Prologe und Inhaltsanzeigen der einzelnen Acte in deutschen Reimen, ein. Die Disposition fand der Probst „nicht bös;" doch hatte er auch hier zweierlei Bedenken. Fürs Erste: „Joseph ist unschuldig in carcerem gelegt worden; vielleicht würde D. Frischlinus auch unschuldig in seinem Gefängnus wollen sein." Fürs Andere bedünkte den Probst, Frischlin „sei bei Weitem nicht so felix in deutschen Reimen (die unterweilen übel klappen) als in lateinischen Versen; möchten vielleicht solche Comoediae, wenn sie vollends also teutsch verfertigt würden, die gratiam nicht erlangen, die sonst latinae Comœdiae Frischlinianae haben." Dem letztern Urtheile stimmte Osiander mit dem Zusatze bei, „man finde allerwegen deutsche Reimenmacher, die in hoc genere feliciores seien dann Frischlinus." Die deutsche Literaturgeschichte würde dem Hofprediger dankbar sein, wenn es ihm gefallen hätte, diese Glücklichern namhaft zu machen; denn, ohne von Frischlins, oder überhaupt von den Reimen jener Zeit besonders erbaut zu sein, kennt sie wenigstens

keinen Zeitgenossen, der bessere gemacht hätte. Frischlin theilte die Geschichte Josephs in drei Stücke ab, denen er, wie schon früher erwähnt, Terenzische Namen gab; zur Ausführung scheint keines derselben gekommen zu sein.

Zu Ende des Juni schrieb Frischlin aus dem Gefängniß an seinen Bruder: „Hiemit schick ich dir eine teutsche Comödi, die Ruth, zu Lob und Dank dieser reichen Ernt; wollest sie verbessern und anrichten." Noch eine andre werde er bei den geheimen Räthen finden, aus dem 1. und 2. Kapitel Johannis, die „auf jede Hochzeit gerichtet" sei; auch die solle er besser machen; „denn bei mir, setzt der Gefangene hinzu, nicht viel Muth Comoedias zu schreiben, bis daß mir wiederum ein gnädiger Sonnenglanz von Hof aus scheinen wird." Vierzehn Tage später bittet er den Herzog, die zwei deutschen Komödien, die er „zu einer Erquickung in seiner mühseligen Gefängnus" gemacht habe, seinem Bruder zustellen zu lassen, „der sie ausbalieren und etwa zu Gelegenheit an seinem Ort agiren solle." [1]) Allein des Hofpredigers Urtheil über Frischlins Komödie von der Ruth ging dahin, sie habe „eine schlechte gratiam, wie fast alle seine teutsche Reime," es wäre besser, „daß er solchen laborem an lateinische scripta verwendete": und so wurden die beiden deutschen Komödien als „ein unnothwendig Werk bei der Hand behalten:" [2]) wie sie sich denn auch heute noch ungedruckt bei den Frischlinischen Acten des Würtembergischen Staatsarchives finden. [3])

Zu der Komödie von der Ruth findet sich aus früherer Zeit eine lateinische Disposition, [4]) von der aber die deutsche Ausführung mehrfach abweicht. Im Allgemeinen war der Gang des Stücks durch den der biblischen Idylle vorgezeichnet, die eine dramatische Bearbeitung zuließ, obwohl nicht eben wünschenswerth machte. Auch im Aus-

---

[1]) Hohenurach 26. Jun. und 10. Jul. No. 131 und 145. St. A.

[2]) No. 141 und 149. St. A.

[3]) Fasc. 17. No. 16 und 17. (No 18. sind die Summarien zum Joseph.) In dem Index secundus vor der Methodus declamandi, Argentinæ 1606, führt der Buchdrucker, Jo Carolus, auf: Volumen Germanicarum Comœdiarum, quod, uti spero, futuris nundinis tibi exhibebo. Allein weder C. H. Langius, noch sonst Einer von denen, die sich mit Frischlin's Leben und Schriften beschäftigt haben, hat etwas davon gesehen.

[4]) Hinter der Meth. declamandi, p. 165 ff.

druck hält sich der gefangene Dichter treulich an seine deutsche Bibel, und mit derselben Leichtigkeit, wie früher Cäsars Prosa und Virgils Hexameter in Terenzische Senare, sehen wir ihn hier die lutherische Bibelsprache in Hans Sachsische Reime verwandeln,[1]) wobei wir freilich manche Länge, manches Flickwort in den Kauf nehmen, übrigens auch bedenken müssen, daß wir es nur mit einem ersten Entwurf, nicht mit einer gefeilten Arbeit, zu thun haben. Dagegen sind die Charaktere schon in diesem ersten Wurfe, freilich unter Vorschub der trefflichen biblischen Erzählung, leicht und sicher umrissen, die Scenen natürlich angeordnet und geführt, und in etlichen lustigen Personen und Auftritten zeigt Frischlin auch jetzt noch seine ungeschwächte komische Kraft. Crusius, der ihm zum Vorwurf machte, in jedem seiner Stücke einen oder mehrere Stände oder Berufsarten beleidigt zu haben, würde dießmal die Fruchthändler als die beleidigte Kaste haben aufführen müssen.[2])

> Man findt jetzt manchen reichen Mann,
> Der nichts denn Geiz und Wucher kann;
> Hat er sein Kisten und Kasten voll,
> So ist ihm jetzund nirgends wohl,
> Daß sich die Ernd so wohl erzeigt —

sagt der Meier des großmüthigen Boas, und dieser selbst etwas später:

> Nun weiß ich, wie es zu wird gehn:
> Es werden viel Fürkäuf aufstehn,

---

[1]) Z. B. Matth. 6, 26 ff.:

> Ruth. Das tröstet mich, wann ich ansieh
> Auf grünem Feld das wilde Vieh,
> Die Vögel unterm Himmel schweben,
> Den allen Gott erhält ihr Leben:
> Sie pflügen nit, sie säen nit,
> Sie ernten wohl nicht einen Schnitt,
> Dennoch erhält sie Gott allein:
> Warum sollt ich kleinmüthig sein?

[2]) Wie es in der ersten Josephskomödie, aus Gelegenheit des gehenkten Bäckers, über diese und noch eine verwandte Zunft hergehen sollte:

> Von Müllern und von Becken viel
> Gehandelt wird in diesem Spiel,

heißt es in der gereimten Inhaltsanzeige.

Die werden allenthalb umlaufen,
Und Gersten und Waizen da einkaufen,
Und schütten auf ihr Böden hin,
Damit sie suchen doppeln Gwinn;
Denn gmein ist worden die Finanz,
Daß Jeder schaut auf seine Schanz . . . .
Nun mag ja Keinem hie mehr werden,
Dann zu allerletzt ein Karr mit Erden:
Noch reißen sich die Leut um's Gut,
Verlieren dabei all Fried und Muth ꝛc.

Neben diesem, allen Hofpredigern und Pröbsten zum Trotz, nicht allein wohl disponirten, sondern auch in gar nicht so übel klappenden Versen und selbst nicht ohne Grazie ausgeführten Stücke hat das andre, aus Joh. 2., Nuptiae Chananaeae, oder Christus nuptialis, nur untergeordnete Bedeutung. Der Stoff schon ist nicht dramatisch, und so bringt Frischlin mit aller Mühe nur vier Acte heraus. Zugleich steckt ihn der dogmatische Geist des johanneischen Evangeliums an: es wird schrecklich viel gepredigt in dem Stücke. Vor dem Hochzeitessen singt der Spielmann den 128. Psalm, Johannes spricht das Vaterunser, und Christus selbst das Aller Augen; nach dem Essen Johannes abermals das Gratias nebst dem Vaterunser. Uebrigens sind nach Frischlins Art besonders wieder die komischen Scenen, zwischen Koch, Kellner und Küchenmeister, lebendig und lustig ausgefallen. Das Wunder erfolgt im dritten Act, und wird von Christus mit folgender Rede eingeleitet, die an eine gewisse Stelle im Faust erinnert:

Der aus eim harten Felsen kann
Ein Brunnquell bringen auf die Bahn;
Ja der aus eines Esels Kinn
Ein Brunnen bringt nach seinem Sinn;
Der aus eim Oelkrug, nach seim Willen,
Kann etlich Faß mit Oel anfüllen;
Der macht, daß Wasser steh wie Erd
Und auf ihm geht ohn alle Gfährd:
Dem ist lang gnug noch seine Hand,
Des Herren ist Wasser und Land.

Frischlins letzte größere Arbeit, aus dem Herbste des Jahres, sind die Elegiae de tribus primis monarchiis.[1]) Um Martini

[1]) Opp. P. elegiaca, Lib. XXII.

schickt der Burgvogt das Manuscript von 10½ Bogen ein, mit der Bemerkung, Frischlin habe es den jungen Herren zu Gefallen gemacht, d. h. für die Söhne des Grafen und nachmaligen Herzogs, Friderich, von denen wenigstens der älteste, Johann Friderich, seit 1586 am Stuttgarter Hofe erzogen wurde. Diese geschichtlichen Gedenkverse haben ihren Ursprung in Vorlesungen, welche Frischlin einst in Tübingen über Sleidans Werk von den 4 Monarchien (nach der aus Daniel genommenen Eintheilung der Weltgeschichte) gehalten hatte. Es sind zehn Elegien über die drei ersten dieser Monarchien, die assyrisch-babylonische, die medisch-persische und die macedonische, mit ihren Nebenreichen und besonderer Ausführung einzelner Partien: wie z. B. unter der ersten Monarchie auch von den Pharaonen, unter der zweiten vom peloponnesischen Kriege gehandelt wird. Das Ganze hat nicht mehr poetischen Werth als eine Reimchronik, und auch die eingeflochtenen Moralien gehen nicht höher. Z. B. die Geschichte Alexanders schließt so:

Dieses war Alexanders des Großen trauriger Ausgang:
Bist du vernünftig, so nimm dich vor dem Saufen in Acht.[1])

Zur Ostermesse 1591, welche Frischlin nicht mehr erlebte, erschien ein Büchlein in deutschen Reimen, vom Leben, Wanderschaften und Zustand des großen St. Christoffels, beschrieben durch Nic. Frischlinum.[2]) Zur Ankündigung der Schrift im Meßkatalog machte Crusius in seinem Tagebuch die rohe Bemerkung, sie sei das Rabengeschrei vor Frischlins Fall, kein Schwanengesang gewesen.[3]) Im Kerker jedoch hat er sie schwerlich aufgesetzt, weil sie sonst in seinen Briefen und den Gutachten der Theologen erwähnt sein müßte; so wenig andererseits der Umstand, daß ihrer auch in den früheren Briefen und

[1]) Eleg. 7.

Finis Alexandro fuit hic atque exitus ater:
Qui sapis, a fœda disce cavere gula.

[2]) Vor dem Verf. liegt eine Ausgabe mit dem Titel: Vom Leben, Reissen, Wanderschafften vnd Zustand des großen S. Christoffels, wie es ihme von seiner Jugent auf bis auf seinen letzten Abzug aus dieser Welt in derselben ergangen, jedermänniglich zu wolmeynender Erinnerung gantz lustig und artig beschrieben durch den wolgelerten Herrn Nic. Frischlinum. Hinten angehängt ist: Der Niemandts. Auf dessen letztem Blatte: Gedruckt im J. 1596.

[3]) Crus. c. Frischlin. p. 335.

Schriften Frischlins keine Erwähnung geschieht, als Beweis gegen ihren Frischlinischen Ursprung gelten kann. Im Gegentheil, wenn wir auf dem Titelblatt als eine Art von Motto die Verse lesen:

> Wer Wahrheit liebt, den leidt man nicht,
> Wie ich S. Christoff hie bericht . . .
> Will ich denn viel von Wahrheit sagen,
> So wird Christoff bald ausgeschlagen —

so pflegte sich ja Frischlin ganz ebenso als Märtyrer seines Wahrheitsagens (gegenüber dem Adel, den Grammatikern u. s. f.) darzustellen,[1]) wie in dem vorliegenden Gedichte St. Christoph erscheint.

Die Fabel ist in Kurzem die: Christoph tritt nacheinander bei allen Klassen der menschlichen Gesellschaft in Dienste; doch weil es überall unrecht zugeht, er aber das Rechte will und die Wahrheit sagt, gefällt es ihm und er den Leuten nicht, und er kann oder mag in keinem der verschiedenen Dienste bleiben. Dieß wird in einer Reihe drolliger Scenen (der Held vergleicht sich selbst einmal mit Eulenspiegel) ausgeführt, indem Christoph erzählt, wie er bei Mönchen und Pfaffen, Soldaten nnd Kanzleiverwandten, Adlichen und Dorfschultheißen, bei Apotheker und Buchdrucker, Wirth und Handwerksmann, ja gar bei'm Teufel selbst, herumgekommen und überall durchgefallen oder fortgelaufen sei, bis er endlich einen Einsiedler findet, der ihm das Räthsel seines Wesens allegorisch deutet. Als Probe möge von den 17 Nummern, in welche das Gedicht zerfällt, Nummer 12: „St. Christoff wird ein Canzleiverwandter," hier stehen.

> Darnach ich von der Renterei
> Kam in ein herrlich Schreiberei.
> Da half mir mein Herr Amtmann hin.
> Ich dacht bei mir in meinem Sinn,
> Als ich die feinen Männer sah,
> Die in der Canzlei saßen da:
> Da seind gelehrte, große Herrn,
> Bei denen wilt du dienen gern;
> Dann sie Recht und Gerechtigkeit
> Gewiß befürdern alle Zeit.
> Auch wars nicht ohn: Einr oder Zween
> Die hättens sehr gern gut gesehn.

[1]) Z. B. Celet. II, p. 129 a.

Doch war auch Einer oder Drei,
Die hielten stets zusammen frei:
Wer die nicht schmiert und bracht Geschenk,
Des Sach an Nagel ward gehenkt.
Mit Baldus und mit Bartholmes
Sie viel gut Sachen machten bös.
Gar theuer hielten sie ihr Kunst,
Kein Wörtlein schrieben sie umsunst.
Obschon die Andern redten drein,
So wollts doch da nit anders sein.
Dann: Gunst für Recht, wer schmiert der fährt,
Das hab ich all mein Tag gehört.
Auch war zu Hof ein los Gesind
Wie sie dann noch bei Leben sind,
Die mich anfeindten jederzeit
Und thaten mir all Herzeleid.
Ihr Namen sind fast wol bekant:
Hans Unlust, Seukopff, Lieginsland. . . .
Jedoch plagt keiner mich so sehr,
Als Fuchsschwanz und Hans Lügener.
Hans Achselträger macht auch mit,
Für diesen konnt ich bleiben nit.
Doch war auch da nichts so gefehr
Als Fressen, Saufen, Fluchen sehr;
Wer das nicht konnt, der war nichts werth,
Drum Niemand meiner fast begehrt;
Auch ging all Büberei im Schwang,
Daß ich des Orts mich saumt nit lang.
Der Herr zwar war ein frommer Mann,
Ich aber dorft nichts zeigen an.
Nahm drum mein Kleidung, die mir ward,
Und gab mich auf ein ander Fahrt.

Der Gipfel des Ganzen (komischen Antheils) ist No. 15, der Dienst Christoffels bei einem Meßpfaffen, wo die Scene, wie der Pfaff zur Frühmesse statt des Chorrocks das Hemd der Köchin über den Kopf zieht, höchst ergötzlich geschildert ist. Andrerseits ist aber auch die mystisch-allegorische Moral des Schlusses zum Theil recht schön und innig ausgesprochen.

Dein Nam (sagt der Einsiedler), daß du Christophor heißt,
Derselb dich lehrt, derselb dich weist,

Was nunmehr zu thun dir gebührt.
Dann wer ein solchen Namen führt,
Der soll das Kindlein Jesum Christ,
Von dem du denn genennet bist,
Zu tragen, willig und bereit
Sich finden lassen allezeit.
Kannst du nicht han den Herren Christ,
Der denn zur Kraft des Vaters ist,
So trag ihn in deins Herzens Schrein,
Ja nimmermehr vergesse sein.
Darnach sieh, daß du dich befleißst,
Dein christlich Gmüth und Herz beweisst
Den armen Leuten hie auf Erden,
Die deiner Hilf bedürfen werden.
Alles was du den Armen thust,
Das hast du nit gethan umsust,
Der Herr Christ will solchs nehmen an,
Als ob dus ihm selbs habst gethan.
Das heißt tragen den Herren Christ,
Und so soll thun ein jeder Christ.
  Du solt ihn tragen durch das Meer;
Denn was ist doch dies Leben mehr,
Denn nur ein schrecklich tiefes Meer,
Darin man sich muß fürchten sehr
Für Wind, für große Wasserwelln,
Die uns stets überfallen sölln;
Da auch viel ungeheure Thier
Um uns herfahren für und für,
Und uns verhindern allezeit
An christlicher Gottseligkeit:
Als täglichs Kreuz, Trübseligkeit,
Unnütze Sorg, Müh und Arbeit,
Bös Neigung, bös Begierd und Lust . . .
  Wer aber fest und standhaft bleibt,
Und diese Ding all von sich treibt,
Schlägt von sich alle Hinderniß,
Und überwindt all Ergerniß:
Der muß haben ohn allen Scherz
Eins Riesen Stärk, ein starkes Herz . . .
So wirst auch du ein Ries genennt,
Hältst du dich recht bis an das End.
  Noch weiter, lieber Christoff mein,
Laß dir auch das befohlen sein:

Damit du das sündliche Meer
Durchwaten mögest desto ehr,
Und kommst an das gewünschte Land,
Soltu führen in deiner Hand
Ein Fichtenbaum, lang, stark und groß,
Daß dich nicht leichtlich was umstoß . . .
Der Fichtenbaum aber soll sein
Ein starker Glaub im Herzen dein . . .
Und wie ein Ficht hat die Natur,
Daß, ob sie schon scheint welk und durr,
Doch von sich gibt sehr guten Rauch:
Also thut rechter Glaube auch,
Der ist jedermännig bereit
Mit guten Werken allezeit,
Und ob er schwach auch scheinet schon,
So kommt doch sehr viel Guts davon.
Das ist der Baum, den nimm zur Hand
Bis kommst in das gewünschte Land.

Doch auch unser Dichter nähert sich seinem Ziele, und wir müssen ihn auf der letzten kurzen Strecke seines Lebensweges noch begleiten.

Viertes Kapitel.

Frischlin auf Hohenurach in milderem Gefängniß.

Als der langersehnte herzogliche Erlaß vom 8ten Juli auf Hohenurach ankam, brachte der gute Vol seinen Gefangenen in „ein Stüblin, auf dem Speicher genannt,“ das an Luft und Licht keinen Mangel hatte. Crusius meldet später, er höre, Frischlin werde schon längere Zeit über dem Thore der Burg verwahrt: ob dieß richtig, und also der sogenannte Speicher über dem Burgthor befindlich war, muß dahin gestellt bleiben. Damit, daß die Wohnung des Commandanten noch höher lag, indem dieser zu Frischlin „hinabschickt,“ wäre es insofern wohl zu vereinigen, als die Veste aus drei Theilen, der untern, obern und innern Burg, bestand. Die Thüre des Gemaches war mit drei Schlössern verwahrt, und vor das Ofenloch ließ der Burgvogt „ein eisen Thürlin“ machen, das mit einer eisernen Querstange und einem Vorhängschloß versehen war. [1])

Mit der Versetzung in ein leidlicheres Gemach erwachte Frischlin auf einen Augenblick zu neuem Leben und Hoffen. Schon am 9ten schrieb er an seine Schwägerin, Anna Rüttel: „Hab nun, Gott Lob, ein milder Gefängnus, bis daß der lieb Gott seine Gnad weiter erzeigen wird.“ Man solle seiner Frau zu wissen thun, sie habe nun Erlaubniß, ihn zu besuchen; auch sie, Rüttels, sollen kommen, nur vorher einen Einlaßbrief beim Herzog einholen. „Es ist, Gott Lob, die Sach (mit der Unzugänglichkeit von Hohenurach) so arg nicht be=

[1]) S. die Berichte des Burgvogts No. 182. und 192. St. A. Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 322. Ueber die Oertlichkeiten der alten Burg s. Memminger, Beschreibung des Oberamts Urach, S. 124.

schaffen, wie die Leut sagen; mein Hauptmann, der edel und vest Hans Wilhelm von Wildnau, muß sich halten wie auf allen Berghäusern Brauch und Recht ist. Und kommt um Gotteswillen und besucht mich, und seid eingedenk, was Christus am jüngsten Tag Matth. am 25. zu euch sagen wird." Zugleich läßt er den Schwager bitten, ihm Alles, was jemals von ihm im Druck ausgegangen sei, zu verschaffen. Am folgenden Tage dankt er dem Herzog, daß ihn dieser „nicht allein mit einem lüftigen und lustigen Losament, als mit einem Helicone, sondern auch mit einem stärkeren Trunk, zu Wiederholung seiner Kräfte, so väterlich begnadigt habe," und hofft mit der Zeit fernere Gnade. Am Montag wolle er das Abendmahl nehmen, und seine Beichte laut und deutsch thun; er habe männiglich gebeten, dieselbe als Zeugen mitanzuhören. [1])

Am Tage Margarethä, den 13ten Juli, kam der Dekan und Pfarrer von Urach, Joh. Jak. Schmidlin, mit dem Sacrament in Frischlins Gefängniß. Erst hielt er ihm seine Sünden vor, worauf sich jener mit vielen kläglichen Worten, Seufzern und Thränen vernehmen ließ, und insbesondere äußerte, „er wollte sich nicht reicher in dieser Welt wünschen, denn daß er nur so viel Kreuzer hätt, als oft ihn seine Mißhandlungen gereut haben." Hierauf empfing er das Abendmahl. [2]) Ob dabei außer dem Burgvogt noch andere Zeugen zugegen waren, wissen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich. Frischlin selbst sagt, daß nicht nur der Burgvogt, sondern auch dessen Hausfrau und die Knechte bisweilen mit ihm weinen, und Crusius vernahm um diese Zeit, Frischlin predige den Burgbewohnern, habe auch ein Lied gemacht, worin er sich selbst als warnendes Exempel aufstelle.

Seinen Wunsch in Betreff der Klosterschule, den er auch nach der Communion geäußert hatte, suchte nun Frischlin an das Verlangen der Theologen anzuknüpfen, daß er seine Paraphrase zur Aeneis fortsetzen und den Terenz commentiren solle. Würde er in eine Klosterschule versetzt, schrieb er ihnen, so könnte er über diese Autoren zugleich mündlich Unterricht geben, und die Paraphrasen und Commentare abfassen. In seiner jetzigen Lage wäre ihm Letzteres schon deßwegen unmöglich, weil er seine Liberei nicht zur Hand habe. Der

[1]) No. 144. 145. St. A.

[2]) Bericht des Burgvogts und Pfarrherrn, No. 148. St. A.

Rand aller Blätter seines Virgil und Terenz sei mit Parallelstellen aus andern Autoren vollgeschrieben, „und es weise ein Buch in das ander in seiner ganzen Bibliothek." Deßwegen können ihm auch geliehene Bücher nichts helfen; denn was er in fremden Büchern eine halbe Stund suchen müsse, das finde er in den seinigen ehe er 5 Blätter umwende. Er gedenke also jetzt seine Hebräis (er stand am 6ten Buche) mit Hülfe von Commentaren fortzusetzen, und darnach auch das Bisherige zu verbessern.[1]) Indeß die Theologen kehrten sich an seine Einwendungen nicht. Seine Bibliothek werde in Braunschweig wahrscheinlich versetzt sein, und nur mit großen Unkosten und Schwierigkeiten wieder zur Hand gebracht werden können; daher solle ihm auferlegt werden, mit Hülfe der ihm von Bidembach zu leihenden Bücher die Paraphrase zur Aeneis mit Sorgfalt fortzusetzen, zum Terenz aber nicht blos „ein schlechte Paraphrasin," sondern einen soliden Commentar zum Gebrauche der Schulen abzufassen.[2]) Allein obwohl der Abt sofort (gegen Ende Juli) zur Lieferung der Bücher angewiesen wurde, mit der Beruhigung, daß diese ja auf Urach unverloren seien, so scheint er sich doch damit so wenig beeilt zu haben, daß Frischlin noch im October weder einen Virgil noch andere Classiker hatte, sondern wie früher auf seine deutsche Bibel angewiesen war.[3])

Seiner Frau hatte Frischlin einen eigenen Boten nach Enzweihingen geschickt, der sie zu ihm auf Hohenurach geleiten sollte. Sie nahm unterwegs seine Geschwister, Jakob und Martha, mit, (Rüttels hatten die Erlaubniß zum Besuch nicht erhalten) und kam mit ihnen am Jakobitag vor der Veste an. Der Hauptmann war gerade auf seinem zwei Meilen entfernten Gute Rübgarten in Erntegeschäften abwesend, von wo er aber nach Einlauf der Meldung unverweilt Hohenurach zuritt. Hier ließ er, empfangener Weisung gemäß, den Besuch nicht in das Haus ein, sondern führte in Begleitung der Knechte den Gefangenen auf das Wachthaus, wo nun das Wiedersehen zwischen den Gatten und Geschwistern stattfand. „Welche, berichtet Vol, in Bei-

[1]) An die Hofprediger, H. U. 13. Juli, No. 146. Vgl. an den Herzog, No. 154. St. A.

[2]) Bedenken und Erlaß vom 17. und 24. Juli, No. 149 u. 150. St. A.

[3]) No. 151. vgl. mit No. 187. St. A.

sein mein und aller Knecht, heftig geheulet, einander umhalst und besprachet." Bruder Jakob spielte auch hier seine unangenehme Wohldienersrolle. Nachdem der Gefangene Frau und Geschwister wegen des auch über sie gebrachten Leids um Verzeihung gebeten, fing Jakob an, ihm den Leviten zu lesen. Es sei ihm Recht geschehen, hab's wohl verschuldet, daß er hier liegen müsse. Das wisse er selbst, erwiederte Nicodemus, aber von seinem Bruder hätte er sich bessern Trosts versehen; so sei er wider ihn, statt für ihn. Darauf Jakob: er sei kürzlich in ihrer Vaterstadt Balingen gewesen, da haben die Balinger sich vernehmen lassen, sie wollten sich mit 1000 fl. für ihn verbürgen. Die Familie, meinte darauf Nicodemus, sollte das Beste für ihn thun, da er sein Unrecht erkenne und bereue. Wenn ihn nur der Herzog in ein Kloster oder sonst zu einer Schule verordnen möchte. Er wünschte nur wieder in einer Haushaltung zu sein, um seine Kinder erziehen zu können. Uebrigens danke er Gott, daß er wieder in diesem Lande sei, und würde keinen Fuß hinaussetzen, wenn man ihm Thür und Thor aufthäte; denn er wisse wohl, wenn er nicht da wäre, möchte keines Beins mehr an ihm sein. Mittlerweile hatten die Brüder den Burgvogt angesprochen, ob sie nicht ein Maß Wein mit einander trinken dürften? welches ihnen dieser „vergonnte, doch über drei Maß nicht geben ließ; solchen Wein haben sie, berichtet er, in Beisein meiner und aller Knecht ausgetrunken, und sind also letzlich mit Weinen und Heulen von einander gescheiden." [1])

Dieses Wiedersehen der Seinigen machte auf Frischlin einen erschütternden Eindruck. Die abgehärmte Gestalt seiner Frau, ihr heruntergekommener Anzug [2]), ihre Erzählungen von dem, was sie bisher erduldet, die Gespräche von den Kindern, den zerstreuten Habseligkeiten, gaben ihm erst das volle Bewußtsein des Unglücks, in das er versunken war und die Seinigen hinabgezogen hatte. Zugleich waren die paar Stunden ihres nicht einmal ungestörten Zusammenseins verstrichen ehe man sichs versah, und weder das Herz war befriedigt, noch alle Angelegenheiten besprochen, über die doch nothwendig zu

[1]) Berichte des Burgvogts, præs. Stuttg. 3. und 7. August. No. 160 u. 163. St. A.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 322. (2. Aug.) Uxor ejus... pannosa & lacera: sed mater ei his diebus hic tunicam confecit.

sprechen war. Daher dankte der Gefangene zwar dem Herzog für die Gestattung der Zusammenkunft, setzt aber hinzu, er habe noch mancherlei, was er mit seiner Frau zu reden gehabt hätte, auf den Montag verspart gehabt, doch des Hauptmanns Vollmacht habe sich nicht so weit erstreckt, sie noch einmal zusammen zu lassen. Ob er nun wohl seine Frau, da sie übel zu Fuß, mit Reisen so viel möglich verschonen möchte, ihm auch nichts lieber sei, als daß sie sich still und eingezogen halte, so wünsche er doch sehnlich, daß der Herzog ihr erlaubte, ihn demnächst noch einmal zu besuchen. Dieß führte er auch poetisch in einer beigelegten Elegie aus, in der er seine Unfälle beklagt und seine Frau bedauert, die bei Lebzeiten ihres Mannes Wittwe sein müsse. Es sei zu fürchten, sie möchte aus Bekümmerniß einen Fehltritt begehen, wovon man dann ihm, wiewohl mit Unrecht, die Schuld geben würde. Der Herzog möge sie zu ihm lassen, zu seinem Trost und ihrem. Er suche hierunter keine Wollust, noch viel weniger eine List, sondern nur Gelegenheit zu Verabredungen wegen ihrer Kinder und ihres Hausraths, wozu sie aber wenigstens drei Tage brauchen werden, um sich gegenseitig an Alles zu erinnern und die erforderlichen Briefe zu schreiben. [1])

Der Leser nimmt von selbst die verschiedenen Triebfedern wahr, welche bei diesem Verlangen zusammenwirkten; doch kam noch eine weitere dazu. Die üblen Gerüchte, welche über seine Frau, besonders aus Veranlassung ihres jetzigen Umherziehens, umliefen, waren dem Gefangenen nicht verborgen geblieben. Einiges hatte ihm der Bruder, Anderes der Kapitän, „dem auch allerhand zu Ohren kam," mitgetheilt. „Das, schreibt er dem Herzog, ficht mich so hoch an, daß ich weder essen, trinken, noch schlafen kann, bis ich sie selbst darüber vernommen hab. Dann ich sie mein Lebenlang, so lang wir beisammen, anderst nicht, dann fromm und ehrlich befunden." Sie war von Urach nach Geisingen gegangen: das war nicht nach seinem Sinn, und er schrieb ihr, er möchte von ihr die Ursach erfahren, warum sie nicht zu Tübingen sein wolle? Sie gedachte um seine Erledigung zu sup=

[1]) Frischlin an den Herzog, Samstag nach Jacobi, No. 154., und die Elegie bei dem Manuscript von Hebræidos L. VII. Fasc. 18. Diese ist unterzeichnet: „Nic. Frischlinus, omnium sub sole hominum miserrimus, aut certe afflictissimus."

pliciren: das habe er sie nicht geheißen, vielmehr sei jetzt die Beischaffung der Bücher und des Hausraths die Hauptsache, daher solle sie anhalten, etliche Tage bei ihm zubringen, oder doch ab= und zugehen zu dürfen. [1])

Den ganzen Umfang seiner Leiden und Sorgen legt ein Brief dar, welchen Frischlin wenige Tage nach dem Besuche der Seinigen an den Herzog richtete. „Was dieß für ein jämmerlicher Stand sei, schreibt er hier, da meine studia, mit welchen ich Gott und Menschen dienen könnt und Weib und Kind ernähren sollt, also elendiglich herniederliegen, daß ich damit Niemand nutz und meine arme Kinder dabei ihr väterlich und mütterlich zugebracht Gut erbärmlich einbüßen und verzehren, das kann E. F. Gn. als ein Fürst, der Gott im Himmel fürcht, leichtlich abnehmen. Und wie könnt doch ein größer Kreuz sein, da aus 5 unerzogenen Kindern nicht Eins bei dem Andern und alle unter Fremden mit ihrem ererbten Gut erhalten werden, die Mutter im Elend, der Vater gefangen, daß es ja einen Stein sollt erbarmen. So ist mein Hausrath, meine und meiner Hausfrauen und Kinder Kleider, Bettgewand, Leinwand, in drei Orten verstreut; zu Braunschweig, in der Stadt und am Zoll, und zu Marpurg in Hessen. So sind wir alle so blos und kleiderlos, daß wir für keine ehrliche Leut schier kommen dürfen, wegen der großen Verfolgung, so ein ganzes Jahr gewährt: dann da die Braunschweiger aufgehört, da hat Hessen angefangen, da Hessen aufgehört, da hat Wetterau und Mentz angefangen, da diese aufgehört, da ist nun dieses letzte (ob Gott will) Kreuz haufenweis dahergangen, daß kein Wunder wär, wenn Gott nicht hätt so starke Hand gehalten, ich wär von meinen Sinnen zehnmal für einmal gekommen. Nun stehen wir in dieser Sorg, daß wir auch um diesen Bettel kommen, und die Leinwand, so über das Jahr eingeschlagen, all verderb; ist Alles zusammen über 36 Ctr. Es sind auch meiner geschriebenen Bücher für die Schulen etlich zu Basel und Leipzig in Druckereien, welche auch dieser meiner Gefängnus elendiglich entgelten und mit mir leiden; steh in Sorgen, ich komme drum. Wie nun Vater, Mutter und Kinder zusammen und der Hausrath ins Land möcht gebracht, und wir alle mit einem Nestlin versehen werden, daß wir unter E. F. Gn. Schutz und Schirm Gott und seiner

[1]) H. U. (2. August) No. 159. St. A.

Kirchen und Schulen dienen möchten, und das Licht, das Gott in mir angezündet hat, aus diesem Sester genommen und auf einen Leuchter gesteckt werden, daß es vor der ganzen Welt bis an den jüngsten Tag, E. F. Gn. zu Lob, Ruhm, Preis und Ehr wiederum könnte leuchten," da möge der Herzog, so hoffen sie, Vorkehrung treffen. Unterzeichnet: „Nic. Fr., mehr dann gut Würtembergisch, willig und bereit, zehnmal mehr Guts zu thun, zu reden und zu schreiben, dann mirs noch unter Zehn bald Einer zutrauen mag."[1])

Für seine ökonomischen Angelegenheiten war es Frischlin empfindlich, daß seinem geschäftskundigen Schwager Rüttel der Besuch auf Urach abgeschlagen worden war. Er bittet wiederholt, denselben doch mit seinem Sohne Friderich zu ihm zu lassen, welchen Letzteren er zugleich zum Gehorsam gegen den Oheim ermahnen möchte. Die Verhandlung wegen des Hausraths sei um so dringender, da derselbe „noch vor der Meß bei dieser trockenen Sommerszeit, da gute Weg, gut Wetter und wohlfeile Zehrung, ins Land kommen" sollte. Dann müsse er sich aber mit seinem Schwager auch darüber berathen, „wo man mit dem Plunder hinmöcht; dann er kein Schuhbreits mehr in diesem Lande habe." Eine größere Gnade, als ihm hiezu zu verhelfen, könne ihm der Herzog in währender Gefängniß nicht erweisen; dafür solle aber auch „ein solcher Gehorsam erfolgen, dessen gleichen noch Keiner geleistet habe aus Allen die da meinen, sie haben die Nas nie zerfallen, und sei kein größerer Uebelthäter auf Erden, dann der arme Frischlinus." Das verspreche er, so wahr ihm Gott helfen möge. Und mehr, setzt er mit jenem Freimuth hinzu, der im Verkehr mit seinem redlichen, menschlichen Fürsten immer wieder in ihm erwachte, „mehr wird E. F. G. nicht in mich bringen, sie halt mich gleich lang oder kurz gefangen. Dann wann ich mich einmal setz, so bleib ich drauf, und solls mir meinen Leib kosten." Selbst wenn seine Feinde ihm ferner Ursach geben, will er ihnen nicht mehr antworten; „Gott dem Herrn, sagt er, hab ich darum ein Glübd gethan, wenn er mich aus meinem Thurn erlösen wird; dasselbig will ich nun halten und muß auch gehalten sein, ich woll denn dem Teufel mit Leib und Seel zu, dafür mich Gott treulich bewahren wolle."[2])

---

[1]) H. U. 29. Juli. No. 152.

[2]) H.-U. Samstag nach Jacobi. No. 154. St. A.

Dabei war jedoch Frischlin immer nur auf Augenblicke dahin zu bringen, so, wie von ihm gefordert wurde, die ganze Schuld seiner Verfehlungen auf sich zu nehmen. Zu lebhaft war er sich bewußt, daß auch gegen ihn schwer gefehlt worden, und diese Verfehlungen gegen ihn hielt er für die Grundursache, aus welcher die seinigen erst entsprungen seien. Kaum hatte er daher, wie wir gesehen haben, dem Abt von Bebenhausen gegenüber, alle Schuld auf sich genommen, so schien ihm dieß doch zu viel, und er schrieb dem Prälaten, wenn er noch einmal zu ihm kommen möchte, so wollte er ihm mündlich sagen, wer ihm zu seinen Schriften Ursach gegeben. Ein solches Ansinnen mußte in Stuttgart als bedenkliches Zeichen drohenden Rückfalls erscheinen; daher wurde Bidembach angewiesen, Frischlin zu erinnern, er solle „in seinen verloffenen Händeln nicht neue disputationes suchen, sondern es bei der Deprecation bewenden lassen.“ [1]) Aber die Strafpredigt, die er damals so ohne Weiteres hatte schlucken müssen, grimmte ihn fort und fort, und um die Mitte Augusts hatte er eine ausführliche Erklärung auf alle ihm von dem Abte vorgehaltenen Punkte fertig, die er diesem oder einem Stellvertreter desselben vorzulesen wünschte. Diese Antwort, schreibt er, sei so christlich und grundfest, daß seine Erledigung nicht lang anstehen sollte, wenn der Herzog solchen Gegenbericht vernehmen würde; doch daß er sich erbietet, dieselbe auf Verlangen noch demüthiger zu stellen, läßt vermuthen, daß sie immer noch nicht aus der Tonart ging, die man hören wollte.

So wechselte auch Hoffnung und Niedergeschlagenheit fortwährend in Frischlin; nur daß, als die Erwartung baldiger Befreiung, die er an die Milderung seines Gefängnisses geknüpft hatte, nicht in Erfüllung ging, immer mehr die Hoffnung schwand, und der Entschluß sich vorbereitete, der seinem Leben ein unvorhergesehenes Ende machte. Noch Anfangs August äußerte er gegen die geheimen Räthe den Gedanken, daß der Herzog ihn vielleicht zum Vorstand des neuen Collegiums (für junge Würtembergische Adeliche, die darin zu Staatsdienern gebildet werden sollten) machen werde, für welches der Herzog ebendamals ein Gebäude in Tübingen errichten ließ; [2]) eine Hoffnung

[1]) No. 149. 150. St. A.

[2]) Frischlin an Landhofmeister, Melch. Jäger und Vicekanzler (2. Aug.) No. 156. St. A.

(oder ein Vorschlag wenn man will), kaum weniger kühn, als die des guten Jakob, daß sein Bruder vielleicht der Nachfolger Andreäs als Kanzler der Universität werden könnte. Aber je genauer er alle Wetterzeichen beachtete, desto trüber mußte seine Aussicht in die Zukunft werden. Sein Bruder hatte ihm angezeigt, er werde ihn „alle halb Jahr heimsuchen," und Arbeiten waren ihm aufgetragen, an denen er Jahre lang zu thun haben mußte. „Denn Virgilius zwölf Jahr an seiner Aeneide gemacht, schreibt er an Bidembach, und Terentius auch etlich Jahr an seinen Comoediis: da ich nun soll ein perfectum Commentarium in diese beiden auctores schreiben, und darneben Weib und Kinder beraubt sein, und also gefangen Jahr und Tag mein Leben bis an mein End verschließen, der ich nun 43 Jahr alt: so kann E. E. wohl erachten, was ich hie könnt schreiben und fürnehmen, da ich kleinmüthig, traurig und betrübt bin, und nichts dann heulen, schreien und gülffen thu, und nun viel weniger kann denn zuvor, eh mich diese Betrübniß angefochten." [1])

Ein besonderer Gegenstand seiner Sorge und Sehnsucht war immer seine Frau. „Bitt euch um Gotteswillen, schreibt er an Bidembach, der ja mit ihr verschwägert war, ihr wollet meine Hausfrau zu euch gen Stuttgart fordern und mit euch zugleich hieherbringen. Es ist all ihre Gestalt verfallen, alle Kleider dahin, kein Muth und Sinn bei ihr, und klagt, wie sie so gar verlassen, daß sie lieber bei mir gefangen, dann dort und anderstwo woll ledig sein; darum sie denn unserem gn. F. und Hrn. einen Fußfall thun will. Was E. E. dem betrübten Herzen, darüber ich mich schier zu Tod bekümmere, thun kann und hierin helfen und rathen, ob sie bis zu meiner Erledigung mir zum Trost könnt bei mir sein, auf unsre Kosten, da wollet das Best thun." Im Zusammenhang damit schrieb Frischlin desselben Tags auch an seine Frau nach Geisingen, wie bekümmert er ihretwegen sei. „Dann wann ich an deine Treu gedenk, daß du anno 82 zu mir bis Crayn kommen, und anno 84 wieder heraus, und wiederum anno 87 mit mir in das Elend nach Böhmen, von dannen nach Wittenberg, und von dannen nach Braunschweig gezogen bist; ja wann ich gedenk, was du dich im verschienen Jahr zu Braunschweig und Marpurg erlitten hast, und dann für ein Kreuz

[1]) H. U. (14. Aug.) No 166.

anjetzo wegen meiner Gefängnus einnimmst: so kann ich weder essen, noch trinken, noch schlafen, und sicht mich deine verfallene Gestalt so übel an, daß ich vor Leid möcht sterben. Nun sag ich Gott Dank, der dich noch bisher erhalten, und bitt ihn Tag und Nacht für dich ohn Unterlaß. Daß du meinetwegen gen Speir bist zogen, um Fürschrift zu meiner Erledigung, und hast all Silbergeschirr für mich versetzen wollen, das hab ich dir gedankt und danke dir mein Leben lang, und insonderheit daß du bei mir in meiner Gefängnus zu sein begehrt hast und mit mir leiden und sterben wollen; welche Treu noch bis an das End der Welt an und von dir gerühmt werden soll, auch wenn wir Beede längst in der Erde faulen werden." Sehnlich wünscht er, daß sie den bevorstehenden Winter bei ihm sein könnte. „Aber was Gott in der himmlischen Canzlei beschlossen, das wird sein lebiger Engel, unser frommer Landesfürst, auf Erden vollbringen. Hiemit 1000 gute Nacht." [1]) Sehr weh that es Frischlin, als er einmal vernehmen mußte, sein alter Gönner, Melchior Jäger, habe seine Frau nicht vor sich gelassen, was er, sich zum Troste, aus einer Ueberhäufung mit Geschäften erklärte; noch bitterer klagte er später, daß Niemand den Muth habe, seiner Frau von ihm oder ihm von ihr einen Gruß zu bestellen, [2]) die er nicht müde wurde, mit Hervorhebung ihrer Leiden und Verdienste den Gewalthabern zu empfehlen.

Nachdem ihm seine prosaischen Bittschreiben die Freiheit nicht gebracht hatten, gedachte es der Gefangene mit Poesien zu versuchen, und ließ auf Einen Tag (den 31ten August) eine Ladung von 177 Distichen an verschiedene größere und kleinere Machthaber abgehen. Nämlich 54 an den Herzog Ludwig und den Grafen Friderich, zugleich als Zueignung der Hebräis, wovon schon oben die Rede gewesen; 18 an Landhofmeister, Jäger und Vicekanzler zusammen, dann wieder besonders 34 für Laimingen und 16 für Aichmann; 27 für L. Osiander; wozu dann noch 28 Disticha auf den Tod zweier Würtembergischen

---

[1]) H. U. (14. Aug.) No. 167. Ein ähnlicher Entwurf eines Briefs an die Frau findet sich im Concepte der Hebräis, worin u. A. die Worte: „Da ich vernommen, . . wie unwerth du gehalten worden von den Meinen und ... in Verachtung und Elend gehen müssest unter den Leuten, da man auch deiner Ehr nachtracht."

[2]) No. 157. 179 (2. August u. 13. Sept.) St. A.

Prinzessinnen kamen.[1]) In den alttestamentlichen Vergleichungen dieser Elegien zeigt sich der mit dem Stoffe der Hebräis erfüllte Dichter: von den Würtembergischen Herzogen ist ihm Eberhard, der Gründer der Universität, gleich Salomo, Ulrich gleich Assa, Christoph gleich Josaphat u. s. f.; das Triumvirat der geheimen Räthe vergleicht er mit Husai, Benaja und Jonathas; neben den Elias Luther stellt er Brenz als Elisa, Osiander als Helkias (der die Bücher Mosis wieder auffand; wegen Osianders Bibelcommentar). Dabei betrachtet er die Hebräis als das Werk, durch welches er seine früheren Schmähschriften gut gemacht habe. Unter diesen Distichen sind ihm die an den Hofprediger am schlechtesten gerathen, und haben auch schlechte Wirkung hervorgebracht. Freilich beging Frischlin die Unklugheit, denselben eine prosaische Nachschrift zu geben, worin er nachzuweisen suchte, was man eben nicht hören wollte, und was jetzt auch zu nichts mehr nützen konnte: wenn ihn die Tübinger nicht im J. 77 zurückgesetzt und i. J. 85 zurückgewiesen hätten; wenn Mart. Crusius nicht u. s. f., so wäre Alles anders gekommen. Der Hofprediger machte die Nachschrift: „Wenn dieser Mensch einfach und beständig sagen möchte: Peccavi, so könnte man seinen Sachen besser helfen. Aber sein Gemüth wird von den Affecten, wie von heftigen Winden, bald da bald dorthin gerissen."

In Prosa erbat sich der Gefangene um diese Zeit, an dem Sonntagsgottesdienste Theil nehmen zu dürfen, auch wünschte er, sich öfters baden und reinigen zu können, was er bis jetzt während 6 Monaten nur ein einziges Mal gekonnt habe. Sonst will er still sein, und den Herzog und die Räthe nicht mit weiteren Bittschriften ermüden.[2]) Nur noch über etliche Punkte, schreibt er an Jäger, wolle er sich gegen ihn rechtfertigen, ehe er sich selbst Schweigen auflege. Es sind Aeußerungen Frischlins in einem alten Brief an Jäger aus Prag vom J. 87, von denen er gehört oder vermuthet haben muß, daß sie ihm von diesem besonders übel genommen worden seien. Sich seinen Eid relaxiren zu lassen, habe er nur für den Fall im Sinne gehabt, wenn der Herzog die Partei seiner Feinde ergreifen würde. Die Aenderung der epischen Hochzeitsbeschreibungen, die er, wie wir

[1]) No. 168. 170—174. St. A.

[2]) An die Geh. und Kirchenräthe (31. August), No. 169. vgl. 164. St. A.

mit Bestimmtheit gesehen haben, aus Würtembergischen zu Oesterreichischen hatte machen wollen, sucht er jetzt auf eine Ausmerzung der rauhen Namen der Adelichen zu beschränken, die ihm angerathen worden sei, und noch schaler wird für seine mißliebigen Urtheile über den verstorbenen Kanzler Andreä ein ehemaliger Drucker bei Gruppenbach als Gewährsmann verantwortlich gemacht.[1])

Gegen die Mitte des Septembers hatte der Gefangene den Einfall, dem Herzog in einer Allegorie zu Gemüthe zu führen, wie widersinnig seine längere Gefangenhaltung sei. Als er voriges Jahr in Holstein gewesen, erzählt er, habe er sich einige Tage in Brodenberg bei H. Ranzow aufgehalten, und da haben sie einander allerlei Geschichten, er aus Crain und jenen Gegenden, der Andere aus Dänemark, Norwegen u. s. w. erzählt. Er, Frischlin, unter Anderem von einem edeln und starken Pferde, das er irgendwo auf dem Karst in einen Nothstall eingesperrt gesehen, weil es einen besoffenen Junker abgeworfen, gegen die andern Pferde, die ihm im Stalle nicht Platz machen wollten, hinausgeschlagen, und eine fremde Stute besprungen habe. Er habe dem Eigenthümer, einem vornehmen Manne, gerathen, das tüchtige Thier, das ja nun ganz zahm sei, überdieß nichts seiner Natur Zuwiderlaufendes gethan habe, nicht länger so nutzlos dastehen zu lassen, sondern zur Arbeit zu verwenden, und seiner Stute und seinen Jungen zurückzugeben.[2]) Der Biograph gesteht, daß ihn dieses Document erschreckt hat, wegen des übeln Lichtes, das es auf den sittlichen Standpunkt seines Helden wirft; doch glaubt er daran erinnern zu dürfen, wie eine solche Allegorie durch einige passende Züge uns oft verführt, sie bis in's Unpassende fortzuspinnen, und also mehr zu sagen, als wir eigentlich sagen wollten. Es bezog sich wohl hauptsächlich auf dieses Schriftstück, wenn 8 Tage später der Burgvogt angewiesen wurde, seinem Gefangenen zu bedeuten, daß er seine Zeit nicht mit vergeblichem Phantasiren verzehren, sondern die ihm anbefohlenen Sachen unter Hand nehmen solle. „Dieweil auch Frischlin so übel schreibt, hieß es in demselben von Aichmanns Hand

[1]) No. 176 (7. Sept. St. (A. Vgl. oben S. 403.

[2]) No. 178 (12 Sept.)... Nam quæ commisit equus, ea nihil a natura equi abhorrent. Est n. naturale, ut equus equam, præsertim adhinnientem sibi, ipse sine custode, ineat &c.

gestellten Bedenken weiter, daß man lange Zeit zubringen muß, bis man sein Schreiben lesen kann, so wäre dem Burgvogt auch zu befehlen, ihm anzuzeigen, sich hinfüro in den Schreiben, so er zur Kanzlei überschickt, also zu befleißen, daß man dieselben ohne Hindernuß fertig lesen könne." [1]) Eine Forderung, zu welcher die Räthe so sehr berechtigt waren, daß man sich wundern muß, warum sie dieselbe nicht schon 15 Jahre früher stellten; wodurch auch dem armen Biographen sein Geschäft um ein Namhaftes erleichtert worden wäre.

Vom 15ten September haben wir noch einen lustigen deutschen Reimspruch mit rührender Schlußwendung, den Frischlin für seinen Burghauptmann dichtete. Es war das komische Thema, das er in seinen jungen Tagen einmal lateinisch behandelt hatte, und das er jetzt in seinen letzten Wochen in volksthümlicher Weise wieder aufnahm.

Edler Junker, lieber Hauptmann,
Euer Vest, die bringt eine Frag auf Bahn,
Warum es gern regne jetzund,
Wann Mönch und Pfaffen reisen thund?
Darauf bericht ich Euer Vest,
Als ich gehört aufs allerbest:
Die Mönch, die Nonnen und die Pfaffen,
Und Alles was der Pabst hat gschaffen,
Die sitzen gmeinlich in ihr Clausen,
Und oftermal gar tapfer brausen,
Und sammeln große Dünst im Kopf,
Und haben wenig Haar im Schopf,
Groß Platten, wie man dann wohl sicht;
Wann sie dann sind daheimen nicht,
Und kommen heraus in den Luft,
Da steigt aus ihrem Kopf ein Duft,
Als wann ein Nebel aus eim Fluß
Aufsteigen thut mit Wasserguß,
Daraus dann Wolken darnach werden,
Bald ein Platzregen kommt auf Erden;
Dann durch die Platten viel eh gahn
Die Dünst, so sonst in Köpfen stahn,
Weder der Bauren dickem Haar
Wer es nicht glaubt, dem seis nicht wahr);
Das hält man für die Ursach seyn,

[1]) No. 182 (20. Sept.) St. A.

Wann Mönch und Pfaffen gehn aus und ein,
Die nehmt von mir an ohn Verdruß.
Noch Eins sei jetzt zu einem Bschluß.
Ein Sprüchwort bei uns Deutschen ist:
Nach Regen kommt ein schöne Frist,
Und wann die finstre Nacht hingangen,
Da thut ein schöner Morg anfangen,
Und bricht herein der helle Tag,
Vergeht dann Armer traurig Klag.
Wer weiß, nach meiner Traurigkeit
Ob in ein Freud sich wend mein Leid?
Darauf begehr ich auch ein Bscheid. [1])

Mittlerweile war der Herbst herangekommen, und in der hochgelegenen Waldgegend von Urach begann es kühl zu werden. Der Gefangene, der in seinem Gemach „die Luft ziemlich stark hatte," klagte über Frost, und schrieb an seine Schwieger um „ein wüllens Hemmet." Dem Burgvogt lag er an, ihm einheizen zu lassen, der sich aber erst von Stuttgart Erlaubniß dazu erbat. Die Räthe erachteten, „man könne den verhaften Frischlinum nicht wohl in der Kälte verderben lassen, und weil es nur um eine geringe Anzahl Holz zu thun, Solches auch des Burgvogts Andeuten nach ohne Sorge (vor Entkommen) wohl geschehen könne, so wäre diesem zu befehlen, ihm also einheizen zu lassen, daß er vor der Kälte sich erwehren könnte." [2])

Mit noch dringendern Sorgen blickte Frischlins Hausfrau dem nahenden Winter entgegen, die jetzt mit dem größern Theil ihrer Kinder [3]) in Metzingen, einem Flecken 2 Stunden von Urach, ihren Aufenthalt genommen hatte, und ohne Holz und Brod in der hülflosesten Lage war. Da sie auf eine frühere Bittschrift vom Anfang August ohne Antwort geblieben war, so erneuerte sie im September ihr Gesuch an den Herzog, entweder ihren Ehemann ledig zu lassen, oder doch demselben sammt ihr und ihren Kindern in einem Kloster Aufenthalt und Unterhalt zu geben, damit sie diesen angehenden Winter nicht Hungersnoth leiden dürfen. In dem Bedenken, welches hie-

[1]) Aus Joh. Seb. Wielands, P. L., Beschreibung der Stadt Urach in Reimen, Tüb. 1626, in einem handschriftlichen Lagerbuch auf dem dortigen Kameralamt.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 322. No. 182 (20. Sept.) St. A.

[3]) Crus. a. a. O. gibt viere an.

rauf der Vicekanzler Aichmann stellte und der Herzog genehmigte, hieß es, wie es schon vor einem halben Jahr geheißen hatte, und voraussichtlich noch lange hätte heißen können: „Es ist sehr mißlich, den Frischlin der Verhaftung zu erlassen, weil noch der Zeit schlechte Besserung bei ihme zu verspüren; derowegen viel rathsamer, ihn in custodia zu lassen, bis er die demandirte labores verfertigt, alsdann erst commodior occasio, davon zu reden, ob und wie er der Verhaftung zu erlassen sein möchte. Inmittelst aber, damit seiner Frau und Kindern auf bevorstehenden Winter einigermaßen Handreichung geschehe, so wäre ihnen aus Gnaden 3 oder 4 Scheffel Dinkel und ½ Scheffel Roggen auf dießmal wiederfahren zu lassen, daneben aber dem Abt von Bebenhausen und Doctori Brentio zu befehlen, daß sie mit andern Befreundten dahin bedacht seien, daß Frischlini Ehefrau und Kinder in einem gewissen Ort ihr beständiges Heimwesen und Unterhaltung haben, auch seine zerstreuten Habseligkeiten zur Hand gebracht werden.“ [1])

Ehe noch diese Entschließung der bedrängten Frau eröffnet war, glaubte sie die Anwesenheit des Hofs in dem benachbarten Nürtingen benützen zu können, um als Frau und Mutter die Herzogin Ursula zu rühren. Sie wanderte, wie es scheint mit ihren Kindern, hinüber, und überreichte derselben eine Bittschrift, des Inhalts: es haben ihr zwar etlich herzogliche Diener und Räthe die Weisung gegeben, den Herzog künftig mit Suppliciren unbeschweret zu lassen; nun habe sie aber mit ihren 5 Kindern, die theils bei ihr, theils in Diensten seien, doch alle noch von ihr versorgt werden müssen, nirgends kein Bleibens, und obwohl sie sich in ihrem leidigen Zustand ihrer Gefreundten etwas zu getrösten haben sollte, und auch etwa bei denselben um Unterschlauf anhalte, so herberge sie doch Keiner länger denn über Nacht, und auch das nicht gern, einzig aus Furcht, dadurch in die Ungnade ihres Manns verwickelt zu werden. „Werde also, klagt sie, elendiglich von Einem zum Andern gewiesen, gehe mit meinen armen Kindern im Unwerth herum wie die verlassenen Schaf, so keinen Hirten haben, büße auch alles mein Armüthlein, von meinen geliebten Eltern ererbt, ganz und gar ein. So dann ich mich, sammt meinen armen Kindern, also verschmäht, unwerth, im Elend und verlassen sehe, möchte

[1]) No. 183 und 184. (22. Sept.) St. A.

mir, wie E. F. G. aus fürstlichem christlichen und erbärmtlichen Herzen selbst allergnädigst ermessen mögen, hierüber mein mütterlich Herz verschwinden und verschmachten, daß also mein täglich Brod nichts anders dann Müh und Klag, inniglisches Heulen und Seufzen ist." Schließlich bittet sie um Bescheid, ob doch inskünftig ihr armer gefangener Herr ihr wieder zugestellt werden möchte, und einstweilen um Gewährung eines festen Sitzes und einer Gnadensteuer zu ihrem und ihrer Kinder Unterhalt.[1]) Auch dem Herzog oder der Kanzlei wurde eine entsprechende Supplik übergeben, die aber keine günstige Aufnahme fand. „Melcher Jäger, lautete die herzogliche Entschließung, und Vicekanzler sollen daran sein, daß dem Erlaß vom 22. Sept. nachgelebt werde, damit Supplicantin nicht Ursach habe, J. F. G. deßwegen ferners nachzulaufen." Sie möge sich bei'm geistlichen Verwalter in Urach wegen der Frucht, und wegen des Uebrigen bei ihren Verwandten melden. Eben darauf wurde auch der Burgvogt verwiesen, als er kurz nachher meldete, Frischlin bitte ihn viel und oft, ja alle Tage, um Fürsprache bei'm Herzog, daß dieser seinem Weib und Kindern etlich Klafter Brennholz wiederfahren lasse, damit sie sich diesen bevorstehenden Winter des Frosts erwehren können.[2])

Immer mehr fängt jetzt Frischlin, des vergeblichen Bittens müde, und vielleicht jetzt schon über einem entscheidenden Entschlusse brütend, sich in Schweigen zu hüllen an. Er wünscht zum Behuf seiner Arbeiten vom Pfarrer oder Helfer in Urach Virgil, Columella, Eoban Hesse's lateinischen Psalter und Sleidan von den 4 Monarchien zu bekommen, und liefert 4 Wochen darauf die Elegien de tribus Monarchiis ab. Außerdem trägt er sich mit dem Plan einer Reihe biblischer Briefe in der Art der Ovidischen Heroiden, z. B. Eva an Adam u. s. f., durch das alte und neue Testament hindurch, etwa 60 Stück. „Aber, setzt Osiander in seinem Berichte mißfällig hinzu, von den Comoediis Terentii, so er sollte bearbeiten in usum scholarum, hat er noch nichts laborirt, gedenkt dessen auch nicht, daß er daran etwas machen woll."[3])

---

[1]) No. 185 (præs. Nürtingen 2. Oct.). St. A.

[2]) No. 186. und 187 præs. Stuttg. 11. Oct. St. A.

[3]) No. 187. 191 (vom 11. Oct. und 14. Nov.) St. A.

In der zweiten Woche des November, 14 Tage vor seinem Ende, empfing Frischlin noch den rührenden Besuch seiner alten Mutter. Auch zu ihr wurde der Gefangene in das Wachthaus herausgeführt, „und haben also, meldet der Burgvogt dem Herzog, sich wohl und lang besprachet, aber unter Anderem nichts Verdächtigs geredt, sondern sie ihn um Gottes willen gebeten, er wolle doch E. F. G. Gehorsam leisten, und füro seiner Sachen, die er begangen, müssig stehen." [1]) Den Eindruck, welchen dieser Besuch auf ihn machte, und der gewiß nicht geringer war als der des frühern Besuchs seine Frau und Geschwister, hat Frischlin, wie so Manches in dieser letzten Zeit, dem Papier nicht mehr anvertraut.

Zwei Schreiben Frischlins haben wir aus dem Monat November noch: das eine an die geheimen und Kirchenräthe, das nun vollends, der erhaltenen Weisung entgegen, beinahe nicht mehr zu entziffern ist (auch seine Dinte ist jetzt ganz roth geworden), und dessen Inhalt Osiander so angibt: „Frischlinus tractirt hier von seiner Grammatica, Dialectica et Rhetorica, das deduciret er usque ad finem illius scripti und rühmt seine scripta." Auch an seinen Herzog wendet sich Frischlin noch einmal: der letzte Brief seiner Hand, der erhalten ist. Er entschuldigt sich hier darüber, daß er sich in einigen Schreiben entschuldigt habe, und bittet, dieß nicht so aufzunehmen, als wollte er damit sich selbst Recht, Andern Unrecht geben, und seine Sünde vor Gott nicht erkennen. „Es ist, sagt er, kein schärpferer Richter jemals gewesen, dann Gott, und kein strenger Urtheil nie gefällt worden, dann da das menschliche Geschlecht in die ewige Höll verdammt worden ist. Dennoch thut der strengste Richter wie ein milder Vater, und höret, wie sich die Sünder entschuldigen, da dann Adam die Schuld der Eva, Eva der Schlangen gibt, und fällt Gott ungleiche Urtheile darauf, und noch dazu die fröhliche Botschaft von des Weibes Samen. Warum sollt ich dann glauben, daß E. F. G. ihr sollten meinen und anderer Leut Gegenbericht und Entschuldigungen lassen zuwider sein, da ich nichts Anders dann Gnad und Barmherzigkeit such, damit nicht alle Schuld sammt der Straf auf mir Armen allein lieg, und ich meiner Weib und Kinder und meiner studia müß beraubt sein. Ich will Alles für eine wohlverdiente Straf aufneh-

[1]) No. 188. St. A.

men, hinfüro E. F. G. Gefangener sein und bleiben und mit allen Menschen Fried und Einigkeit halten, auch solche Bücher an den Tag bringen, daß E. F. G. einen ewigen Ruhm, Lob und Preis bei der ganzen Christenheit dadurch erlangen soll: da ich nur wieder zu Weib und Kindern kommen, inter libros et liberos meos sein, und mit ihnen das täglich Brod, Schutz und Schirm haben mag. Gnädiger Antwort mit aufgehabenen Händen wartend und weinend, Urach, E. F. G. armer gefangener Nic. Frischlinus."[1])

Aber die gnädige Antwort blieb aus, immer düsterer wurden, wie die Jahreszeit, auch die Aussicht und Stimmung des Gefangenen, und so reifte der verhängnißvolle Entschluß, den wir ihn in der vorletzten Novembernacht werden ausführen sehen.

---

[1]) Beide Schreiben datirt: Mense Novembri. No. 189. 190. St. A.

Fünftes Kapitel.

Frischlins Fluchtversuch und Tod.

Am Sonntag vor Andreas, den 29ten November 1590, ging's auf Hohenurach lustig zu.[1]) Ein neuer Burgvogt war vorgestellt worden, da Vol zum Commandanten von Hohenasperg aufrücken sollte, und das wurde durch einen guten Trunk gefeiert. Frischlin saß allein in seiner Zelle, doch empfing er über dem Mittagessen den gewöhnlichen Besuch seines Hauptmanns. Pünktlich im Dienst auch an einem solchen Tage, schickte dieser um 5 Uhr, als es zu dunkeln begann, seinen Zeugwart noch einmal hinunter, um nachzusehen, ob Frischlins Gemach allenthalben richtig verschlossen sei: die Meldung lautete, Alles sei in Ordnung. Die Wachen wurden wie gewöhnlich aufgeführt, und die mondhelle Winternacht verging wie eine andere. Denn daß der Knecht, welcher die obere Wache hatte, um halb 9 Uhr hinten hinaus ein Geräusch vernahm, fiel ihm nicht besonders auf. Wie oft hörte man von der mit Wald und Felsen rings umgebenen Burg aus „dergleichen Gerümpel in den Steinriegeln," das von den Sprüngen des Wildes verursacht war. Der Knecht rief also wohl sein dienstmäßiges Wer da? hinunter: als er aber keine Antwort erhielt, fand er auch dieß, von Seiten des Wildes, ganz in der Ordnung.

Am andern Morgen wurde wie gewöhnlich Frischlins Ofen von außen geheizt, und der besorgende Knecht will das Ofenloch mit seiner eisernen Thüre, Stange und Vorlegschloß richtig verwahrt gefunden haben. Ebenso fand er hernach die drei Schlösser an der Stuben-

[1]) Zu der folgenden Darstellung vergl. im Anhang die Beilage VIII, A. B. C.

thüre als er dem Gefangenen seine Morgensuppe bringen wollte. Wie er die Thür öffnete, kam ihm ein dicker Rauch entgegen. Aber in dem Rauch ist kein Gefangener mehr zu entdecken. Auch alles Linnenzeug zu Bett, Tisch und Reinigung ist fort. Der Ofen, oben beim Helme aufgebrochen, zeigt den Weg des Rauchs und der Flucht. Der Knecht eilt zum Hauptmann mit der Meldung. Dieser läßt die Burgglocke ziehen und Büchsensalven geben. Mannschaft und Diener strömen zusammen. Es wird eine Streife angeordnet um die Burg.

An ihrer nördlichen, von der Stadt abgewendeten Seite steht die Burg Hohenurach auf schroffen Felsen, die in haushohen Absätzen in den Wald niedergehen. Ein Stein, den man hier hinabwirft, rollt weit den Berg hinunter. Hier, etwa auf der halben Berghöhe, bemerkte einer der Knechte eine menschliche Gestalt auf dem Gesichte liegend. Er nähert sich, zieht sie aus dem Gestrüppe hervor: es ist Frischlins Leiche. Eine Leiche, daran war kein Zweifel, auch ehe noch die beiden Wundärzte, welche, sammt dem Ober- und Untervogt, der Burghauptmann schleunig aus der Stadt herbeirufen ließ, erschienen waren. Als sie auf den Platz kamen, wurde der Leichnam von ihnen entkleidet und untersucht. Außer der zerschmetterten rechten Hand und einer großen Wunde oberhalb, einer kleineren unterhalb des rechten Auges, fand sich der rechte Arm in der Achsel einmal, eine Rippe der linken Seite zweimal, und überdieß das Genick gebrochen: so daß der Tod unmittelbar nach dem Fall erfolgt sein muß.

Eben an jener Seite, wo Frischlin todt gefunden wurde, stand am Fuße des Berges, von des bärtigen Eberhards Zeiten her, ein Fohlenstall. In diesen wurde der Leichnam auf einem Brette vollends hinabgeschleift, dort in eine Todtenbahre gelegt und in die Siechenkirche vor der Stadt geführt, wo man denselben stehen ließ, bis von Stuttgart, wohin eine Meldung des Vorfalls sogleich abging, Befehl wegen des Begräbnisses zurückgelangt sein würde.

Nur so viel, als bis jetzt erzählt worden, lag über Frischlins Ende thatsächlich vor. Anderes ließ sich, da sein Entweichen und sein Fall keinen Augenzeugen gehabt hatte, nur durch Schlüsse und Muthmaßungen ergänzen. Schon wie er sich mit seinem starken Körper durch den engen Ofen hatte drängen können, war dem Burgvogt kaum begreiflich. Wie er aber vollends zum Ofenloch sollte herausgekom-

men sein, wäre gar nicht zu begreifen, wenn der Burgvogt recht berichtet war, daß die eiserne Thür mit der Querstange davor am Morgen verschlossen und unerbrochen gewesen sei. Soll also Frischlin nicht durch den Schornstein hinaufgestiegen und so entkommen sein, (was doch auch Vol nicht annimmt) so war hier, trotz der Strenge des Vorgesetzten, eine Dienstwidrigkeit vorgekommen, und die Schließung der Ofenthüre versäumt worden.

Woran Frischlin sich herabzulassen versucht habe, sagten die zerschnittenen und zusammengeknüpften Leinwandstreifen, die man vorfand, und zwar berichtet der Burgvogt, sie seien durchaus doppelt genommen gewesen, bis auf das oberste Glied, mit dem sie an ein Scheit Holz festgebunden waren. Dieses Scheit Holz habe Frischlin an der hintersten Zinne, bei dem Thurm, in der Gegend des Roßstalls, „angespreißt," und sich so herablassen wollen. Als Ursache seines Sturzes gibt der Bericht des Burgvogts den Umstand an, daß bei der Schwere seines Körpers die Leinwand gleich an dem Scheit, wo sie nur einfach genommen war, zerrissen sei; was er ohne Zweifel so gesehen hatte. Gleichwohl gab es über diesen Punkt verschiedene Muthmaßungen. Der Landhofmeister Laimingen wollte ein Vierteljahr hernach wissen, nicht das Seil sei zerrissen, sondern das Holz sei gewichen, an welchem dasselbe befestigt war. Noch später behauptete ein Uracher Bürger, keines von beiden sei richtig, sondern das Seil sei nicht lang genug gewesen. Diese Meinung war ohne Zweifel aus der Anschauung der Oertlichkeit hervorgegangen, da es an jener Stelle sich darum handelte, außer der Höhe der Burgmauer auch noch über haushohe Felsen herabzukommen.

Fragte es sich demnach weiter, warum denn Frischlin gerade jene besonders schwierige Stelle zu seinem Fluchtversuche gewählt habe? so suchte man sich auch dieß verschiedentlich zu erklären. Nach einer Erzählung, die dem Crusius zu Ohren kam, hatte Frischlin es auf eine andere Stelle abgesehen, über welche schon mancher eingesperrte Wilddieb entkommen war; aber von der Wache gestört, kam er dann unglücklicherweise an jene gefährliche. Ein zweiter gleichzeitiger Bericht findet die Schuld in den Täuschungen der Nacht und des Mondlichts, welchen „der Poet" unterlegen sei, dem eine genauere Kenntniß der Oertlichkeit gefehlt zu haben scheint.

In Stuttgart war der Eindruck, welchen die Kunde von dem Ereigniß machte, durch einen Nebenumstand mitbestimmt. In dem Gemache Frischlins hatten sich Papiere vorgefunden, die der Burgvogt zugleich mit der Todesnachricht zu Hof einsandte. Welchen Inhalts sie waren, ist in seinem Berichte nicht gesagt; schwerlich nahm er sich die Zeit oder die Freiheit, sie zu lesen. Bald aber gingen wunderliche Reden darüber um. Man sprach von einem angefangenen Pasquill auf die Würtembergische Regierung, in welchem, außer dem damaligen Herzog und seinen Räthen, auch frühere Regenten verunglimpft und ihre Fehler aufgedeckt seien. [1]) Auch von einem seltsamen Glaubensbekenntniß wollte man wissen, das er hinterlassen habe, und das nicht lutherisch, nicht calvinisch und nicht katholisch, sondern arianisch sei. [2]) Der angebliche Inhalt des Pasquills erinnert uns an die Aeußerung, die einst im Tübinger Senat gefallen war, es seien dem Frischlin von Melchior Jäger Briefe mitgetheilt worden, aus denen er ersehen habe, daß in Würtemberg nicht allezeit wohl hausgehalten worden. War aber der Inhalt seiner Papiere so gefährlicher Art, so ist nur auffallend, wie er sie im Gefängniß zurücklassen mochte und nicht zu sich steckte. Man müßte annehmen, er habe sie in der Eile und Verwirrung der Flucht vergessen. Wie dem sei: guten Eindruck machten die Papiere in Stuttgart nicht. Wenn der Hofprediger dieselben vorher noch gelesen, rescribirte der Herzog (ohne Zweifel auf den Bericht der geheimen Räthe), so sollen sie abwegs gethan und verbrannt werden, da nicht rathsam sei, solche Schriften weiter kommen zu lassen. Wäre etwas an der Nachricht des Crusius, daß man am Hof eine Zeit lang daran gedacht habe, Frischlin unter dem Galgen begraben zu lassen, so wiese auch dieß auf einen bedenklichen Inhalt jener Papiere hin. Doch in den Acten ist von einer solchen Ab=

[1]) Crus. a. a. O. p. 327. 9. Dec.: Dicitur certo, inventum esse pasquillum inchoatum, quo principes inducens, miras turbas daturus fuisset. p. 329. 27. Dec. Ὁ δὲ συνεγεγράφει τὰ πώποτε ἐν τῇ τοπαρχίᾳ ταύτῃ πλημμελήματα γενόμενα· ἵνα δηλαδὴ πανταχοῦ μὲν, μάλιστα δὲ παρὰ τῷ αὐτοκράτορι, τὰ τοῦ ἄρχοντος ἡμῶν διαβάλοι καὶ κινδύνοις περιβάλοι· εἰ καὶ ἐψεύδετο ἂν καὶ οὐδὲν ἂν ἠνυκὼς ἦν.

[2]) Crus. a. a. O. p. 327: Item (inventam esse) confessionem fidei miram nec Lutheranam, nec Calvinianam, nec Papisticam: Arianam esse fertur. Non equidem ostenditur, sed tegitur.

sicht keine Spur, sondern man nahm den auf eigenwilliger Flucht Umgekommenen wie einen halben Selbstmörder, und befahl, ihn zwar auf dem allgemeinen Kirchhof, doch an einen abgesonderten Ort, zu begraben.

Daß Frischlins Begräbniß am 1. December erfolgt sei, wie man gewöhnlich und schon bei Zeitgenossen liest, kann deßwegen nicht richtig sein, weil der herzogliche Befehl an den Untervogt von Urach des Begräbnisses wegen erst am 3ten zu Stuttgart ausgefertigt worden ist. Bis zum Einlauf desselben blieb Frischlins Leichnam in der Siechenkirche stehen. Sein Gesicht war entstellt von dem Fall, und Haare und Bart im Gefängniß vollends ganz grau geworden. Viele Menschen sahen ihn hier, und auch seine Wittwe wird mit ihren Kindern von dem benachbarten Metzingen herbeigeeilt sein, den unglücklichen Gatten und Vater noch einmal zu sehen. Am 4ten December (oder frühestens am Abend des 3ten) wurde Frischlin auf dem Kirchhof der Stadt, an der Mauer, begraben. Ein unehrlicher Platz war das gerade nicht, aber ein besonders ehrenvoller, wie der Bruder behauptete, sollte es nach der Absicht der Regierung noch weniger sein. Der Pfarrer von Urach, Johann Jakob Schmidlin, hielt eine Predigt, in welcher die Gelehrsamkeit des Verstorbenen gerühmt, doch (so meldet Crusius) auch die üble Anwendung, die er von seinen Gaben gemacht habe, getadelt wurde.[1]) Dem Herabstürzenden war der Hut entfallen und an einem Felsenzacken hängen geblieben. Da hing er längere Zeit, und Niemand konnte ihn erlangen. Ein kecker Junge, dem der Burghauptmann ihn zu eigen versprach (er war aus Seidenplüsch), soll ihn endlich herabgeholt haben.[2]) Frischlins Grab, für das die Menschen nichts thaten, schmückte die Natur. Es entsproßen ihm die schönsten Rosen, und zeitgenössische Dichter priesen das rosige Dichtergrab.[3]) Aber auch dem Berg, auf welchem Frischlin den Tod gefunden, durfte sein mystisches Zeichen nicht fehlen. Eine Kleeart, mit einem dunklen Fleck auf dem Blatte, der sich als Blutfleck ansehen ließ, sollte nur dort vorkommen; von wo sie übrigens jetzt durch häufiges Aufsuchen und Verpflanzen beinahe ausgerottet ist.

---

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 332. 376.

[2]) Crus. c. Fr. p. 336. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 69. Vgl. Jac. Frischlin., Frischlinus redivivus G, 7.

[3]) Jac. Frischlin. a. a. O. F, 8.

Auch in anderer Weise bemächtigte sich die unbewußte Poesie der letzten Wendung von Frischlins Leben. Wenn er nur noch Einen Tag gewartet hätte, hieß es, würde er frei geworden sein.[1]) Daß er nächstens, d. h. in einem oder 2 Monaten, dem Kerker wäre entnommen worden, vernahm mit nachträglichem Schrecken auch Crusius. Ja, von keinem Geringern als dem Landhofmeister, oder doch in dessen Gegenwart, mußte er sogar hören, Frischlin sei zum Rector des Collegium illustre, das der Herzog damals in Tübingen baute, also zu einem der ersten Männer auf der Universität, bestimmt gewesen.[2]) Frischlin selbst hatte diesen Gedanken einmal hingeworfen; aber von einer solchen Absicht des Herzogs findet sich so wenig eine Spur in den Urkunden, daß es beinahe scheinen möchte, als hätten die Herren den Crusius damit nur zum Besten gehabt. Wahrscheinlicher ist das Andere, was dieser gleichfalls vernommen hat, daß der Plan gewesen sei, Frischlin, seinem mehrfach geäußerten Wunsche gemäß, in eine Klosterschule zu versetzen, so jedoch, daß er noch nicht ganz auf freien Fuß gestellt, sondern in einer Art Hausarrest gehalten worden wäre.[3]) Auch dieß ein trauriges Loos, wenn er, nach dem Ausdrucke seines Bruders, „hätt sitzen müssen wie ein Goll im Käfig, und singen was dem Crusio wohlgefiel." Das Schicksal meinte es besser mit ihm, indem es aus einem Netze von Mißverhältnissen, das eigene wie fremde Schuld um ihn gewoben, und in das er sich mit jedem Jahre und jedem Lösungsversuche nur tiefer verwickelt hatte, ihm eine furchtbare zwar, doch rasche und vollständige Befreiung gewährte.

Aber in einem betrübten Zustande ließ er seine Familie zurück. Es fehlte am Nöthigsten. Die Wittwe erbat sich die elenden alten Kleider, die er hinterlassen hatte, für ihre Kinder.[4]) Dann drückte sie ihre Heimathlosigkeit. Sie wünschte sich nach Tübingen, wo sie

[1]) Eine alte Erzählung, angeführt in der handschriftl. Geschichte von Urach in der Registratur des dortigen Kameralamtes.

[2]) Crus. c. Frischlin. Mspt. p. 333.

[3]) Crus. a. a. O. 324. Dec. 5. cognosco, brevi liberandum fuisse, ut in schola monasteriali docuisset, inclusus in conclavi ad lectorium exporrecto, ut tamen exire non potuisset. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 67: .. ut conclavi aut cancellis circumclusus docuisset. Vgl. Jac. Frischlin. Fr. rediv. G, 6.

[4]) No. 193. St. A.

noch Mutter, Schwester, Schwager und andere Verwandte hatte, und wendete sich um eine Fürschrift an den Herzog. Dieser erließ ein Schreiben an den Tübinger Senat, man möge ihm zu Gefallen die Frau mit ihren Kindern bei der Universität einkommen lassen. Allein er erhielt von den Herren die Antwort, er möge sie „aus vielen Ursachen, so zu allegiren verdrüssig," mit diesen Personen nicht beschweren; er solle sie nach Wildberg, der alten Heimath der Frau, weisen; dort sie mit eingezogener ehrbarer Haushaltung untergebracht zu sehen, sei auch der Wunsch ihrer Verwandten, und werde sich bequem machen lassen, während es sich zu Tübingen „in keinen Weg fügen und schicken wolle." [1]) Es kam also die Unlust der Brenze und Bidembache, die heruntergekommene Base in der Nähe zu haben, dem alten Professorenhaß zu Hülfe, und das zweideutige Prädicat der Wittwe scheint den Ausschlag gegeben zu haben. Der Herzog, wohl auch mündlich in der Sache berichtet, ging auf den Gedanken der Tübinger ein, und im Februar des folgenden Jahres dankt ihm die Wittwe Frischlin als Bürgerin von Wildberg für die Einweisung in diesen Ort.

Nun fragte sich aber, wovon die Familie leben sollte. Das Vermögen, meinte der Schwager Rüttel, werde nach Bezahlung der Schulden und der Kosten für die Beischaffung der zerstreuten Fahrniß, nicht mehr viel über 1000 fl. betragen. Die Braunschweiger wollten ihren Beschlag nicht aufheben, unerachtet Polykarp Leyser sich erboten hatte, mit 50 fl. Schuldenzahlung zur Lösung der Bibliothek in's Mittel zu treten. Auch der Graf von Zollern gab die arrestirten Gültbriefe nicht heraus. Dazu bedurfte es herzoglicher Fürschriften, und zum Lebensunterhalt, wenigstens bis die Kinder vollends erzogen waren, einer Handreichung. Jene wurden gewährt; aber auf eine jährliche Gnadensteuer an Geld, Früchten und Wein, um welche die Wittwe zu wiederholtenmalen bat, wurde nicht eingegangen. Da man verdienten Leuten bisher kein Leibgeding gegeben, meinten die Kirchenräthe, so würde es ein seltsam Ansehen haben, wenn man dieses Frischlins Wittib eins geben wollte. Und der Vicekanzler Aichmann setzte hinzu: „Es soll diese Wittib nicht gar ein gut testimonium

---

[1]) Senatsprotokoll vom 28. Dec. 1590. Schreiben an den Herzog von dens. Datum, Fasc. 17, No. 1. St. A.

haben, der Ursach sie auch wohl mit abschlägiger Antwort abzufertigen;" doch ihrer vielen Kinder wegen ist ihm der Vorschlag der Kirchenräthe, ihr ein für allemal etlich Scheffel Dinkel zu reichen, nicht zuwider. So erhielt sie im März 1591 „zu endlicher Abfertigung aus Gnaden" 5 Scheffel Dinkel.[1])

Doch nun fielen der bedrängten Wittwe, außer ihres Hauswirths („Gott woll seligen") Insiegel und Ring, die sie auf ihr Ansuchen aus der Kanzlei zurückerhielt, dessen hinterlassene libri Regum (d. h. Hebräis) ein, für deren jedes ihr der Landgraf in Hessen 200 Thlr. versprochen habe (Frischlin selbst schrieb: 600 Thlr. für das Ganze), und die sie deßhalb herausverlangte. Allein unter den nichtigsten Vorwänden wurde dieß von den Consistorialräthen verweigert. Es sei ein unvollkommen Werk, das einen guten Corrector bedürfe, wie er sich nicht leicht werde finden lassen; auch würde die Wittwe von dem Landgrafen schwerlich so viel dafür bekommen, als sie sich einbilde. Allein was ging das die Herren an? war es ein Grund, der armen Familie die letzte Arbeit ihres Vaters vorzuenthalten? Die Wittwe replicirte vergeblich, „sie wüßte diese Bücher wohl vollend ausführen und ins Werk richten zu lassen": sie erhielt sie nicht;[2]) sondern — Vicekanzler Aichmann, dieser Aichmann, der stets auf die strengsten Maßregeln gegen den Dichter angetragen, und zuletzt noch seiner Haft die endlose Perspective gegeben hatte, die ihn zum Aeußersten trieb, dieser schmückte sich jetzt mit dem Ruhme, der Patron des hinterlassenen Gedichts zu sein. Er ließ es durch den Bebenhäuser Rector Ulrich Bollinger druckfertig machen, und eignete es dem Landgrafen Moritz von Hessen, dem Sohne des inzwischen verstorbenen Bestellers Wilhelm zu. Und was hatte nun Bollinger an dem Frischlinischen Manuscripte so Großes zu thun, wofür die Wittwe nicht auch eine Feder hätte finden können? Nach seiner eigenen Erklärung so viel wie nichts. Die Handschrift entziffern, die Einschaltungen an den gehörigen Ort bringen, das konnte Jakob Frischlin auch; die zwei fehlenden Psalmen aber, die Bollinger ergänzte, hätten immer fehlen mögen. Der verlassenen Familie wird in der Aichmann'schen Zueignung mit keinem Worte gedacht; dagegen mit widriger Gleisnerei bedauert, daß

[1]) Das Bisherige Fasc. 17, No. 3—7. Vgl. Crus. c. Frischlin. p. 326.

[2]) Fasc. 17, No. 8. 9. 12. St. A.

es dem Dichter versagt gewesen, unter ruhigeren und glücklicheren Lebensverhältnissen dieses Gedicht nicht blos auszuarbeiten, sondern auch selbst noch an's Licht zu fördern.

Im Mai 1592 endlich kam Frischlins Bibliothek aus Braunschweig in Tübingen an. Sie kostete 57 fl. Fuhrlohn, wurde aber auf 350—400 fl. geschätzt. Da, außer dem jüngsten, Nicodemus, keiner der Frischlinischen Söhne zum Studium bestimmt war, so bot die Wittwe den erlesenen Bücherschatz dem Herzog zum Kaufe an. Dabei erneuerte sie ihre Bitte um ein jährliches, wenn auch geringes subsidium, und meinte, wenn sie nur jetzt etwas von dem Jahrgehalt zu genießen bekäme, den der Herzog ihrem Manne für die Hochzeitsbeschreibungen auf Lebenslang verliehen, dieser aber ohne Schuld der Familie für sich selber verwirkt habe. Sie wurde mit 2 Scheffeln Dinkel und 1/2 Scheffel Roggen zum allerletztenmal abgefertigt. Die Bibliothek betreffend aber meinte der bücherkundige Hofmedicus, Dr. Oswald Gabelkover, das Ganze zu kaufen sei nicht rathsam, weil die meisten der Bücher schon auf der herzoglichen Bibliothek zu Tübingen seien; wollte jedoch die Wittwe Einzelnes abgeben, so habe er für — 9 fl. 34 kr. Bücher angestrichen, die zu kaufen der Bibliothek nützlich sein möchte. So wurde Frischlins Bibliothek im December 1592, nachdem der Katalog an das schwarze Brett angeschlagen worden war, „im Hause," wahrscheinlich dem Rüttelschen, versteigert. [1])

Zwar Rüttel selbst lebte damals auch nicht mehr; er war dem Schwager schon nach einem Vierteljahre, am 26. Febr. 1591, nachgefolgt. Den so raschen Verlust ihrer beiden Schwiegersöhne überstand die alte Brenzin nicht, 4 Wochen nach dem zweiten derselben starb auch sie. Zwei Jahre später gab sich Anna Brenz, die Wittwe Rüttels, selbst bei dem Senate zur Bestrafung an, weil sie ein Kind geboren hatte, dessen Vater sie nicht nennen wollte. [2]) Da machte es ihre Schwester Margaretha, Frischlins Wittwe, insofern besser: sie heirathete wieder. Ein alter Bürgermeister in Wildberg, übrigens seines Zeichens ein Weber, war gleichfalls Wittwer: so wurden sie ungefähr im Februar 1593 ein Paar. Gleich zwar stand zwischen

[1]) Fasc. 17, No. 13. 14. St. A. Crus. a. a. O. p. 336 f.

[2]) Crus. c. Frischlin. p. 332. 334. 337.

einer kaiserlichen Pfalzgräfin und einem Wildberger Weberschultheißen die Partie nicht; auch hatte die Erstere in ihrer guten Zeit (und die böse sollte ja mit der neuen Heirath vorüber sein) reichlicher gelebt, als es bei den Bürgern des Schwarzwaldstädtchens hergebracht sein mochte. In Einem Punkte besonders scheint sie eine gelehrige Schülerin ihres ersten Eheherrn gewesen zu sein: daß ihr zweiter ihr nicht mehr als einen Schoppen Wein über Tisch gestatten wollte, gab manchen häuslichen Verdruß. Auch die beiderseits beigebrachten Kinder thaten zusammen nicht gut. Aus den erwachsenen Frischlinischen Söhnen war nichts geworden, sie lagen dem zweiten Vater auf dem Hals, gingen müssig und brauchten Geld. Dabei machten sie Ansprüche für ihre Mutter und für sich, welche die Stiefgeschwister und der Stiefvater nicht gelten ließen. Es war eine verfehlte Verbindung. Nach sechsjähriger Dauer derselben, wenn der zweite Mann so lange gelebt hat, am 7ten October 1599, ist Margaretha Brenzin, Nicodemus Frischlins gewesene Hausfrau, zu Tübingen am Schlagfluß gestorben. [1])

Was aus ihren und Frischlins Kindern weiterhin geworden, wissen wir nicht zu sagen. Keiner ihrer Söhne hat sich in der literarischen Welt oder sonst einen Namen gemacht. Jakob Frischlin scheint einen Sohn in das Stift gebracht zu haben: ein Frischlin von Waiblingen findet sich in einem alten Magisterbuche. Bald aber erlosch das Geschlecht, und in Würtemberg wenigstens ist der Name Frischlin unseres Wissens gänzlich verschollen.

---

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 337. Resp. adv. Popp. Dial. III, p. 10 (handschriftl. Zusatz).

Sechstes Kapitel.

Des Crusius Kampf mit dem Todten.

Am Mittag des 1ten Decembers 1590 saß Martin Crusius bei dem Hochzeitschmause eines M. Weinlin, als der Tübinger Diaconus M. E. Bidembach die erste Kunde von dem tödtlichen Falle Frischlins brachte.[1]) Das wäre zu jammern wegen des Heils seiner Seele, meinte Crusius, die verloren sein würde, wenn er Gott nicht vorher um Vergebung angerufen. Am folgenden Tag, als bestimmtere Nachrichten sich drängten, empfing Crusius gewissermaßen die Glückwünsche seiner Collegen. Euer Vers vor meiner Ethik hat ihn todtgeschlagen, sagte Samuel Hailand, und der alte Theolog und neue Kanzler Jakob Heerbrand kam gar mit dem Homerischen: ὥς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος ὅ τις, τοιαῦτά γε ῥέζοι, angezogen. Züchtig lehnte das Crusius ab und meinte, über jenen sei zwar ein gerechtes Gericht Gottes ergangen, Psalm 119, aber auch wir sollen es uns zur Warnung dienen lassen, um nicht ebenso zu Grunde zu gehen, Luc. 13. Auf sich selbst aber wendete der Mann diese leeren Reden nicht an; von einem Gedanken, daß ein guter Theil der Schuld dieses Todes auf ihm liegen möchte, zeigt sich keine Spur. Vielmehr, weil er dem Feinde bei dessen Lebzeiten etlichemale gedroht, andremale ihn verwünscht hatte, schmeichelt er sich nun, ein Prophet gewesen zu sein. Hatte er ihm nicht zugerufen, Hochmuth komme vor dem Falle? Hatte er nicht gesagt, wenn Gott ihn schlüge, müßte man es wohl leiden? Hatte

[1]) Die folgende Darstellung ist dem Crusius'schen Manuscript contra Frischlinum, p. 323 ff. entnommen. Einzelnes daraus hat Crusius hernach in seinem Responsum adv. Poppysmi Dial. tertium drucken lassen.

er ihn nicht darauf aufmerksam gemacht, wie er durch den Undank gegen seine Lehrer mit verhängten Zügeln der Hölle zufahre? Und war jetzt nicht jenes geschehen, und dieses zu befürchten?[1])

Wie oft und schnöde hatte Frischlin ihn verlacht: jetzt war das Lachen an Crusius gekommen. „Er verspottete mich, schrieb dieser in sein Tagebuch, daß ich mit Einer Feder ganze Bücher schreibe. Nun, diese Feder war mit Gottes Hülfe dauerhafter als er. Er sagte, ich pflege zu laufen wie die Schuster auf den Markt. Nun, er ist gar zu rasch gelaufen. In einem Brief an mich vor zwei Jahren schrieb er, er wolle mit Einem Strich alle seine Schriften gegen mich austhun. Sein schauderhafter Fall hat diesen Strich gemacht. Er, der seine Lehrer zu Schanden machen wollte, ist nun selbst zu Schanden geworden, und hat die Schmach, die er jenen anthat, durch sein eignes Blut und seine zerbrochenen Glieder abgewaschen." Seit seinem Streite mit Frischlin pflegte der fromme Mann täglich Morgens und Abends aus Eoban Hesse's lateinischem Psalter den Vers zu beten:

Herr, zerschmettere du die frevelen Arme dem Tadler!

„Der gerechte Richter, sagt er jetzt, hat sie zerschmettert."

Dennoch würde er diesem gerechten Richter, so versichert er, in den Arm gefallen sein, wenn es in seiner Macht gewesen wäre. „Hätte ich ihn doch retten können! ruft er aus; ich würde es wahrlich gethan haben." Dabei wiederholt er aber die Schilderungen, wie schrecklich zerschlagen und ganz gewiß todt Frischlin gewesen sei, so oft und mit solcher Befriedigung, daß wir deutlich sehen, wie ernst es ihm mit jenem christlichen Seufzer war. „Er soll gar übel zerschmettert im Fallen sein, weil es sehr hoch herunterging, schreibt er gleich in den ersten Tagen. So hat, weil die Menschen säumten, das gerechte Gericht an ihm zu vollstrecken, Gott es vollstreckt." Etwas später: „Er hat drei Rippen im Leib zerfallen, und den Arm zweimal abgefallen, und das Angesicht gräulich zerfallen: Alle urtheilen, es sei Gottes verdiente Strafe." Besonders daß Frischlins Hand, die Hand, mit der er so viel Böses gegen Crusius geschrieben, gehörig

[1]) Auf den Titeln der Crusiusschen Handexemplare seiner Schriften gegen Frischlin steht überall: Vaticinia, mit Anführung der Seitenzahlen, wo der Verf. solche ausgesprochen zu haben glaubte. Vgl. auch Crus. c. Frischlin. p. 328. Resp. adv. Popp. III, p. 69.

zugerichtet war, erbaute diesen. Sie sei gar nicht mehr als eine Hand zu erkennen gewesen. Und zu seiner Beruhigung vernimmt er, selbst wenn Frischlin von dem Felsen, auf den er zuerst fiel, nicht zerschmettert worden wäre, so hätte er von diesem noch einmal über einen haushohen Felsen herunterfallen müssen, der ihm auf jeden Fall den Garaus gemacht haben würde. Der Seele des Verunglückten, versichert er wiederholt, die Seligkeit zu wünschen: hält sich aber sehr dawider auf, daß Jakob Frischlin von „seinem Bruder löblicher und seliger Gedächtniß" schreibt. [1])

Monate lang käut nun Crusius ausschließlich dieses Ereigniß wieder, und bringt seine Empfindungen und Gedanken darüber in alle möglichen Formen. Erst entwirft er eine Tabelle alles dessen, was an Frischlin bemerkenswerth gewesen. 1) Seine Geistesgaben. 2) Deren Mißbrauch. 3) Hochmuth und unerhörter Undank gegen seine Lehrer. 4) Beispiellose Schmähsucht. 5) Dabei seltenes Glück und Gunst bedeutender Männer. 6) Endlich der denkwürdige Ausgang, daß Derjenige, der sich über Alle erhob, durch einen Sturz von der Höhe herab zu Grunde ging. Daß es so kommen mußte, weiß Crusius nun syllogistisch zu beweisen. „Entweder log Gottes Wort, oder Jenen mußte Strafe treffen. Nun aber lügt Gottes Wort nicht. Also hat ihn die Strafe getroffen." Auch in schönen Bildern und ausgeführten Vergleichungen erging sich des Mannes angeregtes Gemüth. Seiner Schmähsucht wegen hatte er den Verstorbenen gern mit einem wüthenden Hunde verglichen. „Einen wüthenden Hund steinigt man. Diesen schmähsüchtigen Hund hat Gott gesteinigt. Aber dort fallen die Steine auf den Hund: hier ist der Hund auf die Steine, d. h. den Felsen gefallen. Dort steinigen Andere den Hund: hier hat der Hund sich selbst gesteinigt." [2]) Jetzt fehlten nur noch Verse auf das Ereigniß, und auch diese wußte Crusius sich abzugewinnen. Er hat den Tag aufgezeichnet, den 5ten December, wo ihm folgende gelangen:

Ῥοιζηδὸν προκάρηνος { ἀπ᾽ ἠλιβάτου πέσε τείχους
ἐπ᾽ ἠλίβατον πέσε πέτραν,

Altus praecipitat de alto Frischlinus in altum,

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 324—328. 336. Annal. Suev. III, p. 834.

[2]) Crus. a. a. O. p. 325. 330. Vgl. Resp. adv. Popp. III, p. 69.

oder

Decidit ex altis altus Frischlinus in altum:
Alta nigri Satanae ne modo regna petat —

welches Letztere sich allenfalls übersetzen ließe (man gestatte hier den Alexandriner):

Der hoch hinaus gewollt, der stürzte tief und schwer;
Daß es der Hölle zu gegangen, fürcht' ich sehr.

Und drei Wochen später schreibt er in sein Tagebuch: Dem Frischlin könnte man die Grabschrift setzen:

Frischlinus jacet hîc, celsa qui decidit arce:
Ingenio magnus, sed male abusus eo —

oder: Ingenio clarus, mente sed ater erat.

D. h.

Frischlinus lieget hier, vom Falle bös verstaucht:
Er war ein guter Kopf, doch hat er ihn mißbraucht.[1])

Nun handelte es sich aber auch darum, das Ereigniß für den Crusiusschen Briefwechsel auszubeuten, und nach allen Weltgegenden mit den gehörigen Nutzanwendungen auszutrompeten. Im Laufe des Winters wurden Briefe nach Ulm und Augspurg, nach Pforzheim und Anspach, Grätz und Linz, Verden und Rostock, Helmstädt und Breslau erlassen, in deren keinem das Ῥοιζηδὸν u. s. w. fehlte. Und gerade solchen Männern, die er als Freunde des Verstorbenen kannte, wie der treue Hieronymus Megiser in Grätz, oder der Uebersetzer seiner Hochzeitsbeschreibung, Carl Christoph Beyer, jetzt Rector in Pforzheim, reizte es den Crusius am meisten, seinen Triumph brieflich aufzudrängen. Auch dem Justus Lipsius blieb es nicht geschenkt, daß er einst in in einem Briefe den Crusius als Troilus, Frischlin als Achill im grammatischem Kampfe bezeichnet hatte. Er wolle ihm ein Wunder verkündigen, schreibt er ihm jetzt, und bitte nur, daß er diesen Brief künftig auch mit jenem andern drucken lassen möge. „Troilus hat den Achill überlebt; ja, der ältere Troilus hat, durch Gottes besondere Gnade, den jüngeren Achill überlebt. Dieser Troilus ist nicht von

[1]) Crus. c. Frischlin. p. 325. 329.

den Pferden geschleift, hängt nicht, rücklings gestürzt, am leeren Wagen, sondern Achilles, (merk's und laß es drucken) der rastlose, zornmüthige, unerbittliche, ῥοιζηδὸν 2c.

> Häuptlings stürzt' er hinab von der unzugänglichen Mauer,
> Schmetternd stürzt'er hinab auf den unzugänglichen Felsen.

Dieses Wunder, hochberühmter Mann, glaubte ich dir mittheilen zu sollen, wahrlich nicht um Jemand zu verhöhnen (denn ich bin ein Christ, und der Untergang Anderer, wenn sie mich auch beleidigt haben, thut mir weh), sondern damit du Gottes Urtheil, der des Achilles und Troilus Ausgänge umgekehrt hat, mit dem deinigen vergleichen mögest." [1])

Auch vor seinen Zuhörern konnte Crusius den Triumph seines Herzens nicht verbergen. An seinem Geburtstage dankte er in der griechischen Vorlesung Gott für die Befreiung von einem so gewaltigen Feinde, den er so ruhmvoll besiegt habe. [2]) Und nach mehreren Jahren noch, als in dem unterdeß eröffneten Collegium illustre eine Frischlinische Komödie gespielt werden sollte, stand Crusius mitten aus der Versammlung auf und ging weg, mit der Aeußerung, daß er diese Dichtung des Dichters wegen hasse und nicht sehen wolle. [3])

Eine Reihe von Jahren genoß auf diese Weise Crusius ungestört des ihm von Gott, wie er meinte, verliehenen Sieges, und kam sich in dieser Stellung, als ein besonderer Schützling des Himmels, doppelt ehrwürdig vor. Da erschien auf einmal (er hätte eher den Einfall des letzteren vermuthet) zur Herbstmesse 1596, sechs Jahre nach Frischlins „Untergang", [4]) eine neue Streitschrift von diesem gegen ihn. Wie? war der nicht umzubringende Mann wieder aufgelebt? War Crusius getäuscht worden, als man ihm gesagt hatte, er sei tödtlich zerfallen gewesen? War selbst seine Schreibhand, die gar nicht mehr als Hand zu erkennen gewesen, wiederhergestellt worden? — Es war eine Frischlinische Schrift noch aus dem Jahr 1587, die damals nicht zum Drucke gekommen war. Er hatte, wie wir uns er=

---

[1]) Crus. Resp. adv. Popp. III, p. 72 f.

[2]) Jac. Frischlin, Frischlinus redivivus, D 1. Hier hat Crusius in seinem Exemplar eigenhändig an den Rand geschrieben: Quidni? Sed non nominavi ipsum. Vide, aliquis ingratus discipulus ad ipsum detulit.

[3]) Jac. Frischlin ebendas.

[4]) Crusius schreibt beharrlich interitus, statt obitus Frischlini.

innern, drei Poppysmus-Dialoge geschrieben, von denen nur zwei erschienen waren. Das Manuscript des dritten hatte er im Herbste des genannten Jahres aus Wittenberg an Bernhard Jobin nach Straßburg geschickt, der es aber damals hatte liegen lassen. Jetzt, nach 9 Jahren, erschien das Buch bei Jobins Erben, doch ohne daß ein Verleger oder Herausgeber auf dem Titel genannt war.[1]) Hatten, der Anordnung der Crusiusschen Antistrigilis gemäß, die sie bekämpften, die beiden ersten Poppysmusdialoge die Etymologie und Syntax durchgenommen, so war, (außer einigen Bemerkungen über Orthographie und Prosodie) noch der Anhang der Strigilis, von den grammatischen Definitionen und Eintheilungen, gegen die Einwürfe des Gegners zu vertheidigen übrig. Dieser Rest war im dritten Dialog erledigt, zugleich die Vorreden des Crusius und des Tübinger philosophischen Collegiums (Collegii vilausauffici, schrieb Frischlin) zur Antistrigilis, sammt der angehängten Schulmeisterepistel, einer Beleuchtung unterworfen.

So wenig nun darüber ein Streit sein kann, daß dem Crusius eine solche Störung seines ruchlosen Triumphes zu gönnen war, so fragt es sich doch, ob zum Besten von Frischlins Andenken selbst die Herausgabe dieses Opus posthumum nicht füglicher unterblieben wäre. Sein eigner Bruder Jakob versicherte, er würde die Handschrift, wenn er sie gehabt hätte, verbrannt, hätte er sie in eines Andern Händen gewußt, diesem gerathen haben, sie zu verbrennen. Es wäre desto früher Gras über einem Handel gewachsen, in welchem auch Frischlin keine Seide gesponnen hatte. Und ein würdig abschließendes Wort in seinem Streite mit Crusius war dieser Dialog durchaus nicht, sondern wie die früher erschienenen ein Gemisch von Sächlichem und Persönlichem, von Treffendem und Verfehltem, wogegen noch gar viel einzuwenden war.

Auch Crusius aber blieb sich ganz getreu. Erst forschte er wie ein Inquisitor nach Demjenigen, der den Abdruck veranlaßt habe; dann hielt ihn der Gedanke, daß der Verfasser der Schrift todt und an deren jetzigem Erscheinen unschuldig war, keinen Augenblick ab, eine heftige Gegenschrift zu verfassen. Am 27ten September war ihm

[1]) Poppysmi grammatici Dialogus tertius, contra Antistrigilem Mart. Crusii & Moropolitarum Tubingæ bacchantium. Descriptus a Nic. Frischlino, nunc vero post auctoris obitum in lucem editus 1596.

der Poppysmus tertius aus der Messe zugekommen, und am 20ten November hatte der mehr als 70jährige Mann schon eine Antwort geschrieben, die übrigens erst im Jahr 1599 an's Licht kam.[1]) Abermals wird hier die Lebensgeschichte Frischlins in der gehässigen Art, welche wir sattsam kennen, durchgenommen, dann, nach wenigen Bemerkungen über die grammatischen Streitpunkte, dessen Schmähungen gegen Crusius durch viererlei Argumente zurückgewiesen. 1) Aus Frischlins Lebenswandel. 2) Aus seinem abbittenden Schreiben an Crusius vom Jahr 1588. (Daß dieser hiemit nur seine eigene Unversöhnlichkeit und Hartherzigkeit der Welt offenbar mache, hat ihm hernach Jakob Frischlin ganz richtig vorgehalten.) 3) Aus dem Gottesgericht über Frischlin, das in seiner Todesart lag. Endlich 4) aus dem Zeugniß, welches sich Crusius während seines Streites mit Frischlin im Jahr 88 vom Senat hatte ausstellen und im Jahr 98 erneuern lassen, worin er als ein Gelehrsamkeits-, Fleiß- und Tugendmuster erscheint. Der Satz ist freilich nicht zu widerlegen, den er wie eine Summe aus Frischlins Leben zieht: Nusquam consistere potuit, er konnte nirgends Bestand gewinnen, nicht zu Tübingen, nicht zu Laibach, nicht zu Prag, nicht zu Wittenberg, nicht zu Braunschweig, nicht zu Marburg. Für einen Hauptzweck seiner Schrift erklärt Crusius, durch Vorhaltung von Frischlins schrecklichem Ende alle Schüler vor Undank gegen ihre Lehrer zu warnen; weßwegen er mit seinem alten Sprüchlein: Qui male gratus etc., schließt. In einer schriftlichen Randanmerkung seines Exemplars entschuldigt er sein Auftreten gegen einen Todten, der sich nicht mehr wehren konnte, so: „Andere Todte beißen nicht. Dieser aber beißt. Also muß man sich gegen ihn wehren. Denn auch verstorbene Ketzer schont man nicht, auch nicht verstorbene Tyrannen." Das Beißen des todten Frischlin hat sich freilich an Crusius bewährt, nur nicht in dessen Sinne, sondern im Sinne der Choliamben, die sich unter Frischlins griechischen Epigrammen finden:[2])

---

[1]) Mart. Crusii.. responsum adversus Poppysmi gramm. Dialogum tertium &c. Francof. impens. M. Geo. Draudii. 1599.

[2]) Epitaphia & quædam alia, hinter dem Callimachus und Archias p. 393: Σκάζοντες εἰς Κύκλωπά τινα (also auf einen Adelichen gemünzt).

Τί φὴς σὺ Κύκλωψ; ὅττι νεκρὸς οὐ δάκνει;

Was sagst du, Unmensch? Todte können nicht beißen?
Ich sage dir: Ein Todter kann viel mehr beißen
Als ein Lebend'ger: dessen Zähne sind sterblich
Wie er; doch das Gebiß des Todten unsterblich.

Des im Tode geschändeten Bruders sich anzunehmen, hielt Jakob Frischlin für heilige Pflicht. Sein Nicodemus Frischlinus, factus redivivus,[1]) ist eine Schrift, die, bei aller Form- und Geschmacklosigkeit der Anlage (Deutsch und Lateinisch, Prosa und Verse durcheinander), durch ihre Wärme für den Bruder, die Rücksichtslosigkeit der Abwehr gegen die sein Grab aufwühlende Hyäne, wie durch manchen einzelnen guten Einfall, doch erfreulich und löblich ist. Ihre Freimüthigkeit könnte man aus der von Würtembergischen Einflüssen unabhängigen Stellung erklären wollen, welche der Verfasser jetzt als Schullehrer in der Reichsstadt Reutlingen einnahm: sagte er uns nicht am Schlusse, daß er so eben im Begriff sei, mit seiner Familie nach Urach, zum Grabe seines Bruders, zu ziehen, um den dortigen Schuldienst zu übernehmen. Allein unter dem neuen Herzog Friderich, der im Jahr 1593 seinem Vetter Ludwig in der Regierung Würtembergs gefolgt war, hatte Manches eine andere Gestalt gewonnen. Osiander, der einflußreiche Gönner des Crusius, war in Ungnade gefallen, dagegen Matthäus Enzlin, von jeher ein Patron der Frischline,[2]) an's Ruder gekommen, und die akademische Aristokratie erfreute sich keiner Rücksicht mehr.

Gegen diese Schrift von Jakob Frischlin vertheidigte sich Crusius nicht mehr öffentlich, wohl aber durch geheime Denunciation. Er be-

---

Ἐγὼ δὲ φημὶ, νεκρὸς ὅτι πλέον δάκνει
Ἢ ζωός · ὁ γὰρ ὀδοῦσι θανασίμοις δάκνει.
Κεῖνος δ' ὀδόντας ἀθανάτους ἔχει δάκνων.

[1]) . . . per M. Jac. Frischlinum, fratrem suum germanum, poetam & Historicum, qui porro pro fratris sui honore &c. stare et pugnare conabitur pro parte virili. Adversus Mart. Crusii . . calumnias, contumelias, nugas & pura puta mendacia, quibus iste irrequietus senex & implacabilis homo nititur totam familiam fraternam & nomen Frischlinicum exosum & invisum reddere omnibus bonis & doctis viris &c. Argentorati ex officina hæredum B. Jobini. Anno 1599.

[2]) Er hatte namentlich auch den Jakob Frischlin bei seinen Studien unterstützt. N. Fr. Opp. P. eleg. L. XX, Eleg. 7.

gleitete sie mit schriftlichen Anmerkungen, und schickte sie so, mit seinem gleichfalls handschriftlich-illustrirten Büchlein gegen den dritten Poppysmus zusammengebunden, dem Herzog zu.[1]) Hier sucht er nun den Jakob Frischlin, wie früher den Nicodemus, zu verderben. Er sei 1) ein Aufrührer; denn indem er alle Schüler und Studiosen gegen Crusius aufrege, lockere er die Zucht und bereite einen neuen Bauernkrieg vor. „Kann mein gn. F. und Herr Solches leiden, so will ichs Gott befohlen haben.“ 2) Papissat; indem er den Augsburger Rath lobe, daß er des Crusius Annalen, wegen der darin enthaltenen Nachricht von der Austreibung evangelischer Prediger, zurückgeschickt habe. 3) Calvinissat; denn er lobe seines Bruders Religion, der doch die Concordienformel und die Ubiquität verspottet habe. 4) Turcissat; denn er führe ein Gedicht auf seinen Bruder lobend an, worin dessen Seligkeit durch tenet atria divom, deliciae et gratissima Tempe, risus, amor et summa voluptas (Turcarum coelum!) beschrieben werde. Eine letzte Mahnung wolle er hinzufügen. Es existiren noch 16 Bücher Epigramme von Nicodemus Frischlin, in denen er fromme und berühmte Männer (vielleicht auch ehrbare Frauen) beiße und steche, wie z. B. den ihm verschwägerten Dr. Joh. Brenz. Diese 16 Bücher möge der Herzog von Jakob Frischlin fordern, und wenn er läugne oder sich weigere, ihn nicht leicht loslassen, damit der Gräuel mit der Wurzel ausgerottet werde. Daß etwas der Art geschehen wäre, liegt nicht vor, und so hat das Gespenst dieser Epigramme den Crusius vermuthlich bis zu seinem im J. 1607 erfolgten Tod geängstigt.[2])

Fast jedes Jahr brachte nun theils vorher ungedruckte, theils Sammlungen früher einzeln gedruckter Schriften von Frischlin. Im J. 1591 war, wie schon erwähnt, der große St. Christoffel erschienen, im Jahr

[1]) Dieses, der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek gehörige Exemplar liegt vor dem Verf. Vorne steht eingeschrieben: A M. Mart. Crusio, Tybing. Acad. Professore, 1599, Octob. 8. Stutgardiam ad illustr. Princ. &c.

[2]) Die 16 Bücher sind wohl eine Verwechslung mit den Elegien, die in Frischlins handschriftlicher Redaction zuletzt diese Eintheilung hatten, und damals noch nicht in 22 Büchern gedruckt waren. Im J. 1622 erschienen zu Straßburg: N. Frischlini libelli carminum tres, quorum primus epigrammata, alter anagrammata, tertius carmina etc. continet. Der Verf. konnte des Büchleins nicht habhaft werden, dessen Titel er der Ersch- und Gruber'schen Encyclop. entnimmt; er weiß daher nicht, ob es außer den in der Sammlung der Elegien und bei den Epitaphien befindlichen noch weitere Epigramme enthält.

1592 die Komödie Phasma zuerst gedruckt worden. Nun kamen in den Jahren 1598 und 99 nacheinander durch M. Georg Pflüger von Ulm erst die Reden, dann die epischen Dichtungen Frischlins heraus, und von Ulrich Bollinger besorgt die Hebräis. Nachdem im J. 1600 Frischlinische Facetiae erschienen waren [1]) folgten im Jahr 1601 die elegischen Dichtungen, gesammelt von M. Valentin Cleß, mit einer Vorrede von Pflüger; 1602 brachte Hieronymus Megiser die Paraphrase der zwei ersten Bücher der Aeneis an's Licht und Pflüger veranstaltete eine Gesammtausgabe der Frischlinischen Paraphrasen; 1604 gab Megiser die Rhetorik seines Lehrers heraus; das Jahr 1605 brachte ein Leben Frischlins von Pflüger; [2]) 1606 kam die Methodus declamandi sammt den Briefen und Vorreden zum Druck; 1607 erschienen durch Val. Cleß die Paralipomena, und noch im J. 1627 gab der Tübinger Bibliothekar Flayder Frischlins Braunschweigische Antrittsrede heraus. Derselbe verhieß noch mancherlei Arbeiten Frischlins, die er unter Verschlusse habe, zu Tage zu fördern; aber durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges scheint seine Sammlung verweht worden zu sein. Mittlerweile hatten mehrere der Frischlinischen Werke wiederholte Auflagen erlebt, am meisten die Komödien, von denen schon im Jahre 1601 die fünfte rechtmäßige nahezu vergriffen war.

Noch langehin wurde Frischlins Geist bewundert, seine Schriften blieben von keinem Gebildeten ungelesen, [3]) er galt für einen Classiker

[1]) Der Verf. benützte die Ausgabe: Nic. Frischlini Facetiæ selectiores, quibus accesserunt H. Bebelii Facetiarum libri III. 1602. Impensis Jac. Apelii, bibliopolæ Lipsiensis. Neben 212 Seiten Bebelscher, betragen Frischlins Facetien nur 32 S. Uebrigens sind es Schwänke vom gleichen Schlage. Z. B. De sacrificulo Gœtzio. De concionatore inepto. De puella confitente Monacho Augustæ Vindelicorum. Moniales nobiles. Crepitus ventris excusatus u. dgl. m.

[2]) Vita Nic. Frischlini, cui adhærescunt vitæ Rudolphi Agricolæ, Jo. Capnionis & Erasmi Rot. Recensente M. G. Pflügero, Ulmano, Argentorati, excudebat Jo. Carolus. Anno 1605.

[3]) So bekennt Johann Valentin Andreä, in seiner Vita ab ipso conscripta, ed. Rheinwald, p. 15: Frischlini, quæ libera, quæ ligata, omnia sedulo evolvi. Und in seinen Gedichten, z. B. vor den Seleniana Augustalia, hat er dem Frischlin ebenso wie dieser dem Virgil und Horaz, Verse und längere Stellen abgeborgt.

des damaligen lateinisch schreibenden Deutschlands. Im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts noch hat M. Carl Heinrich Lange sein Leben ganz in diesem Sinne, nicht ohne Parteilichkeit für seinen Helden, beschrieben.[1]) Doch klagt er schon über Vernachlässigung von Frischlins Schriften. Noch mehr mußten diese in den Hintergrund treten, als im Laufe des Jahrhunderts Deutschland eine deutsche Literatur erhielt. Nun wurde Frischlin ganz vergessen. Erst die Sturm- und Drangperiode und die Revolutionszeit erinnerten sich wieder des Mannes und seines unglücklichen Kampfes gegen Pedantismus und Junkerthum. Schubart sang:

Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?

er sang es auf dem Asperg, als er auch der Bruder seines Schicksals geworden war. Auch die wohlgeschriebene Skizze von Conz über Frischlin[2]) ist, neben dem landsmännischen Interesse, aus diesem Zeitgeist hervorgegangen. Doch war es jetzt nur noch Frischlins Leben und Streben, was ansprach; seine Schriften mußten vergessen bleiben.

In unsern Tagen mochte die schwäbische Dichterschule ihrem lateinischen Ahnherrn die Huldigung nicht vorenthalten. Justinus Kerner sang die schöne Stanze auf Frischlin, und Gustav Schwab in seinem wanderfrischen Buch über die schwäbische Alb wußte die Kunde von dem tragischen Ausgang des Dichters an die Trümmer und Felsen Hohenurachs in einer Weise anzuknüpfen, welche zur Wiedererweckung seines Andenkens nicht wenig beigetragen hat. So ist der classische Poet Gegenstand der romantischen Poesie geworden. Schwab erzählt, im Jahr 1755 sei, um einen auf der Jagd verunglückten Schmiedknecht zu beerdigen, Frischlins Grab geöffnet, und in dem eichenen Sarge sein Leichnam noch unversehrt gefunden worden. Ein Mantel von schwarzem Tafft, mit goldenem Bande eingefaßt, habe seine Glieder umhüllt; das Unterkleid strohgelb mit scharlachener Unterlage;

---

[1]) Nic. Frischlinus, vita, fama, scriptis ac vitæ exitu memorabilis. Recensuit.. atque cum præfat. Jo. Laur. Moshemii.. edidit Car. Henr. Langius, Philos. et Art. Magister. Brunsvigæ & Lips. 1727.

[2]) Nikodem. Frischlin, der unglückliche Wirtembergische Gelehrte und Dichter. Seinem Andenken von Conz. Aus dem Hausleutner'schen Archive besonders abgedruckt. Königsberg 1794.

das Barett von schwarzem Sammt, mit einer goldenen Schnur umwunden; in der linken Hand eine Papierrolle.[1]) Wir haben bei unsern Forschungen an Ort und Stelle eine minder poetische Nachricht gefunden. Allerdings wurde in jenem Jahre zu dem erwähnten Zweck das angebliche Grab Frischlins wieder geöffnet; aber der anwesende Geistliche berichtet, daß er „bei Eröffnung des Grabs außer dem todten Kopf und den dicksten Beinen nichts wahrgenommen habe."[2]) Wo sollte auch dem armen Gefangenen, die lange Erhaltung des zerschmetterten Körpers vorausgesetzt, eine solche Kleiderpracht hergekommen sein? Auf Urach saß er in geringem Kerkeranzug; seine Familie war bettelarm, und Gönner keine um den Weg.

Will man unsre biographische Darstellung als eine solche Ausgrabung gelten lassen, so wird man hier von der Gestalt des Mannes hoffentlich etwas mehr als nur den Todtenkopf und die dicksten Beine finden; statt Sammt und Seide aber werden sich die Leser schon mit den gröberen Stoffen begnügen müssen, in welche Natur und Schicksal ihn gekleidet hatten, und welche die Geschichte nicht mit edleren vertauschen darf.[3])

---

1) G. Schwab, die Neckarseite der schwäbischen Alb, S. 110.

2) Aus einem Memorabilien-Buch zur Kirche in Urach von 1535—1789, geführt von den jeweiligen Dekanen.

3) Abbildungen Frischlins trifft man häufig in seinen Werken, meistens Abdrücke oder Nachbildungen des Holzschnitts vor der Straßburger Ausgabe seiner Komödien. Es ist ein Brustbild, Frischlin im Mantel und Barett, die abgezogenen Handschuhe in der einen und ein Buch in der andern Hand. Für diese Lebensbeschreibung hat man das alte Oelgemälde abzeichnen lassen, das in der Sammlung von Professoren-Bildern auf der Tübinger Aula befindlich ist.

Beilagen.



I. (Zu S. 77.)

Vier christliche Predigten über der Leich weilund des ꝛc. Fürsten und Herrn, Hrn. Ludwigen, Hertzogen zu Würtenberg ꝛc. Getruckt zu Tübingen bey Georgen Gruppenbach, im Jar 1594.

Aus der ersten Predigt, des jüngeren Hofpredigers Andreas Osiander, p. 16: „J. F. Gn... seind gegen derselben Dienern, auch den allergeringsten, nicht gnädig, sondern freundtlich, ja die Freundtligkeit selbs gewesen: also, daß doch mit vilen Teuffeln hätte besessen sein müssen, der J. F. Gn. (wann er derselben Gaben und Tugenden Wissens gehabt) nicht hätte können oder wöllen hold sein."

Aus der vierten Predigt, des alten Lucas Osiander, p. 87: „Ob aber wol ettwo zun zeiten J. F. G. nach erheischung und gelegenheit der selben Complexion, oder wann J. F. G. vom raisen, oder von grossen und vilen Geschefften, müd und matt worden, sich mit reichlicherem Trunk erquicken wöllen, und nicht eben die rechte Maß getroffen,: so ist doch solches auß keinem bösen Fürsatz beschehen, sich selbsten oder andere mit überflüssigem Trunk zu beschweren: sondern ist auß lauter gutthertzigkeit hergeflossen, daß J. F. G. gern derselben Gäst, über dero Tafel, frölich und lustig gemacht hätten. Wie auch zu solcher Zeit niemand von J. F. G. ein böses oder zornigs Wort, sondern lauter Freundtligkeit, gehört und gesehen: noch viel weniger vermerkt, daß J. F. Gn. unzüchtiger Wort oder ungeschickter unhöflicher Geberden sich hätten vernemen lassen: sondern haben gemeinlich feine Geistliche Lieder singen lassen, dadurch sich J. F. G. der Gottseligkeit und Forcht Gottes erinnert."

II. (Zu S. 101.)

Virgil. Aen. I, 36 ff.

. . . .
Quum Juno . . .
Hæc secum: Mene incepto desistere victam,
Nec posse Italia Teucrorum avertere regem?
Quippe vetor fatis. Pallasne exurere classem
Argivom atque ipsos potuit submergere ponto,
Unius ob noxam & furias Ajacis Oilei?

Frischlin. Trag. Venus.

Act. I.
Juno. Mene igitur incepto meo desistere?
Nec posse regem Troicum solo Italiæ
Avertere? an fatis prohibeor coelitum?
Pallasne classem exurere potuit hostium,
Pontoque Græcos turbido submergere,
Unius ob noxam & furias Oilei
Ajacis?

Aen. I, 124 ff.

Interea magno misceri murmure pontum,
Emissamque hiemem sensit Neptunus, & imis
Stagna refusa vadis, graviter commotus, & alto
Prospiciens summa placidum caput extulit unda.
. . . .
Eurum ad se Zephyrumque vocat, dehinc talia fatur:
Tantane vos generis tenuit fiducia vestri? &c.

Chorus Nereidum.

Misceri pelagus murmure naufrago,
Emissamque hiemem, rex maris inclytus,
Imis stagna vadis eruta pervidet,
Commotus graviter, cærulea maris
Ex unda placidum jam caput extulit . . .
Jamque ad se Zephyrum convocat & Notum,
Atque illos rigidis vocibus increpat:
An vestri generis vos, ait, hæc tenet
Confidentia? . . .

III. (Zu S. 102.)

Livius, Histor. I. Prooem.

Hoc illud est præcipue in cognitione rerum salubre ac frugiferum, omnis te exempli documenta in illustri posita monumento intueri: inde tibi tuæque reipublicæ, quod imitere, capias, inde foedum inceptu, foedum exitu, quod vites.

Cæsar, de bell. Gall. I, 54.

Hoc prœlio trans Rhenum nuntiato, Suevi, qui ad ripas Rheni venerant, domum reverti coeperunt; quos Ubii, qui proximi Rhenum incolunt, perterritos insecuti, magnum ex his numerum occiderunt.

Frischlin. Helvetiogermani.

Act. I, Sc. 1. Liscus. Hoc illud est in omni re tua
Salubre, te omnis exempli documenta in illustri loco
Posita intueri: unde tibi postea quod tute imitere capias,
Et foedum inceptu, foedumque exitu vites, Labiene.
Labien. Ita est,
Ut dicis, Lisce, mehercule.

Act. V, 8.

Titius. Spectatores, non est quod exspectetis frustra Nasuam,
Dum redeat huc cum Suevicis auxiliis, ut promiserat.
Nam proelio hoc trans Rh. nuntiato, Suevi & Teutoni,
Qui ad ripas Rheni venerant, domum coepere revertier.
Quos ubi, qui proxime Rhenum incolunt, sensere exterritos,
Mox insecuti, magnum e fugientibus occidere numerum.

IV. (Zu S. 116.)

Plauti Aulularia. Prol.

Lar familiaris. Ne quis miretur, qui sim, paucis eloquar.
Ego Lar sum familiaris, ex hac familia,
Unde exeuntem me aspexistis. Hanc domum
Jam multos annos est cum possideo & colo,
Patrique avoque jam hujus qui nunc hîc habet. . . .

Terent. Andria. Prol.

Poeta cum primum animum ad scribendum appulit,
Id sibi negoti credidit solum dari,
Populo ut placerent quas fecisset fabulas.

(Eunuch. Prol.
Si quisquam est, qui placere se studet bonis
Quam plurimis, & minime multos lædere,
In his poeta hic nomen profitetur suum.)

Andria (weiter).

Verum aliter evenire multo intelligit.

Heautontimorum. Prol.

Habet bonorum exemplum, quo exemplo sibi
Licere id facere quod illi fecerunt putat.
. . .
Id isti vituperant factum, atque in eo disputant,
Contaminari non decere fabulas.
Faciuntne intelligendo ut nihil intelligant?

Frischlini Susanna. Prol.

Raphael.
Ne quis miretur, qui sim, primum hoc eloquar:
. . . . .
Ego sum angelus Raphael, ex hac familia,
Unde exeuntem me aspexistis. Hanc domum
Jam multos annos est, cum possideo & colo,
Patrique avoque amicus hujus qui hîc nunc habet.
. . . .
Nam cum primum is (poëta) animum ad scribendum appulit,
Id sibi negoti credidit unicum dari,
Bonis placere ut posset quam plurimis,
Et minime multos læderet. . . .

Verum aliter evenire multo intelligit.
. . . . .
Habet poeta bonorum exemplum, quo sibi
Licere id facere, quod alii fecerunt, putat.
. . . .
. . Quod enim illi dictitant, sacras
Contaminari non decere literas,
Faciunt intelligendo, ut nihil intelligant.
. . . .

Dehinc ut quiescant porro, moneo, & desinant
Maledicere, malefacta ne noscant sua.
Favete, adeste æquo animo & rem cognoscite,
Ut pernoscatis, ecquid spei sit relliquum.

(Eunuch. Prol.
Ut pernoscatis, quid sibi Eunuchus velit.)

Eum ut quiescat, porro moueo, & desinat
Maledicere, malefacta ne noscat sua.
Tacete & cum silentio animadvertite:
Ut pernoscatis, quid sibi hi senes velint.

Plaut. Casina I, 1:

Olympio. Non mihi licere, meam rem me solum, ut volo,
Loqui aut cogitare sine ted arbitro?
Quid tu malum me sequere?
Chalinus. Quia certum est mihi,
Quasi umbra, quoquo ibis tu, te persequi.

Terent. Heautont. I, 1.

Chremes. Nunquam tam mane egredior, neque tam vesperi
Domum revortor, quin te in fundo conspicer,
Fodere, aut arare, aut aliquid facere denique...
Menedem. Chreme, tantumne ab re tua est oti tibi,
Aliena ut cures, eaque nihil quæ ad te attinent?

Act. I. Sc. 1.

Midian. Non mihi licere, meam rem solum, ut volo,
Loqui atque cogitare, sine isthoc arbitro?
Quid hoc mali, obsecro, quod isthic me, quoquo eo,
Quasi umbra sequitur?
Nam nunquam tam vesperi
Neque tam mane huc venio, quin hoc ipso loco
Aut ambulantem conspicer aut tabulam in manu
Gestantem, aut librum lectitantem, aut quippiam
Demurmurantem, aut rea meditantem denique...
Simon. Midian, tantumne a re tua otium tibi,
Aliena ut cures, eaque nihil quæ ad te attinent?

Vergl. auch zum Prolog der Rebecca den Pseudoplautinischen Prolog der Casina und den der Menæchmi; zum Prolog des Priscianus vapulans wiederum den zur Casina und den zum Amphitruo; zur ersten Scene der Rebecca die der Terenzischen Andria; zu den Reden Ismaels, Rebecca II, 1 und 3. Terent. Eunuch. IV, 4. u. s. f.

V. (Zu S. 199.)

Diese eigenhändige Resolution ist so bezeichnend für den guten Ludwig und sein schwaches Regiment, daß sie hier buchstäblich mitgetheilt wird.

Ich laß mihr diß Bedenckhen folgender maßen gefallen, nemlich das der Ritterschafft fermeg (vermög) diß Bedenken geantwurtt mecht werden, doch das die Räht das Schreyben concipiern und das Concept In pleno Senatu abgelesen und daßelbig mihr zu approbiern zugeschickt. Und weyl das Schreyben der Ritterschafft etwas scharpff genug und es pro reputatione mea was ferGleinerlich, wird der Concipist suo modo, commode, wissen die Feder anzusetzen, damitt Ich hinfüro mit solchen hizigen schreyben ohnbemühett bleib.

Was die Apologiam anbelangtt, ließ Ichs noch der Zeitt zuüberschicken der Ritterschaft beruhen, weyl sie fermeg diß Bedencken dieselbige schon haben sollen; weyl ich aber aus diesem Bedencken und des Frischlins Apology befindt, das hinderrucks mein, zu Nachtheil Meiner reputation, auch Ewer als meiner getrewen Räht, und der Unifersittett ferkleinerung, diese scripta spargiertt, das Ich keinswegs gewiltt, solches

zuerſitzen zulaßen und fil weniger zuleiden, derowegen ſo wil ich mich entlich ferſehen, Landhoffmaiſter und Cantzler werentt (werden) zu eheſter gelegenhaitt, die Inen wohl bewuſſt, bey Rector und regentten, auch Andere die daraum wiſſens haben, Ihre aigentlich ernſtlich unnachläßig erfahrung haben, durch wen ſolche ſpargiertt, damit Ich die gepur und ernſtlichs einſehens gegen den deliqte ken furnemen, dan ſolche hinderrucks heimliche meittmacheriſche prathichen Ich kurzum nitt laiden wil, ſonder filmehr uffrechte redliche leiht haben will, derowegen ſo werentt ſich der landthoffmaiſter und kantzler wohl wiſſen zuferhalten, und hinfüro bey den Rähten die gewiße Anſtellung thun, das, wafer ſich hinfüro ſolche erbare Sachen ſotten fürlauffen, und der Räht Einer was herett das zu ferkleinerung meiner reputation, oder das ſich ſonſten Ohngereimtte hendel mechten firlauffen, das daſſelbig Mihr oder Ihnen alsbaldt angezaigtt, damitt Ich neben Inen bezaitten weren kan, und ſolchen unruwigen köpffen und ungeweſchenen meuller bezaitten gewertt, und mihr (wir) alſo, ob Gott wil, ein Chriſtlich rubig fertrawlich Regiment haben megen. Actum den 30ten Decembris ao. &c. 80.

L.H.z.Württemberg &c.
Mppria.

VI. (Zu S. 286.)

Aus Heerbrandi Oratio funebris de vita & obitu etc. Jacobi Andreæ, Tubingæ apud Alex. Hockium 1590.

Circa hæc tempora (als Andreä Superintendent in Göppingen war), cum D. Jacobus ex fama percepisset, Judæum quendam in vicino oppidulo Weissenstein a pedibus (ob furta perpetrata) suspensum iri: quia hoc genus supplicii ante non viderat, comitante eum cive Gœppingensi eo proficiscitur. Cumque audiret Judæum jam in patibulo pedibus affixum, pendentem inter canes duos, corpus Judæi lacerantes, recitantem hebraice versus ex Psalmis, quibus ille miser divinam implorabat opem: accessit Noster propius, eique exposuit religionis Christianæ caput, Christum Messiam, verum Jehovam, eumque, ut in hunc crederet, hortatus est. Mirabile dictu: canes, ipso loquente, cessarunt membra Judæi arrodere. Judæus vero religionem Christianam amplectitur, & hoc unum petit, ut de patibulo, mox iterum, sed de collo, suspendendus, liberetur & baptisetur, idque obtinuit: ut dubium non sit, quin hic Judæus e faucibus diaboli hujus viri præclara opera sit ereptus.

VII. (Zu S. 356.)

Nicodemus Frischlinus, artium & philosophiæ verus Doctor, Poeta coronatus, S. Palatii Lateranensis aulæque Cæsariæ & consistorii Imperialis Comes, amicis suis Tubingensibus salutem extremam.

(Einzelnes gedrucktes Blatt; außen von Frischlins Hand: D. Theodorico Snepfio, Th. Doct. &c., affini & amico suo.)

Qui mihi concordes in amore fuistis, amici, 1
Dum flavit velis aura secunda meis:

Cur datis adversæ jam terga fugacia sorti,
Tempestas pluvio dum ruit atra polo?
Nulla dies adeo est omni sine nube serena, 5
Ut coeli facies una subinde micet.
Ulla nec est adeo pluvialibus horrida nimbis,
Ut nequeat pulsa nube redire dies.
Si mihi dura domi sortem fortuna negavit,
Non eadem optatas clausit ubique fores. 10
Nec me ob delictum patriis in finibus unum,
Aetas quod suasit conditioque loci,
Et quod præteritis nunc olim admisimus annis,
Impulsi illecebris, Circe odiosa, tuis,
Nunc subito totus Frischlinum deseret orbis: 15
Sæpe premente Deo fert Deus alter opem. (Ovid.)
Viximus in Suevæ nunc olim sede Tubingæ,
Officio functi per tria lustra gravi:
Nec fuit in tota, qui criminis ullius, urbe,
Hoc nostrum posset insimulare caput. 20
I, pete Carniolam, geminos ubi degimus annos:
Invenies vitæ crimina nulla meæ.
Ergo quid admisi, cur vos mutetis amorem,
Præteritusque habeat præmia nulla labor?
Non ego famoso distrinxi carmine quemquam, 25
Nec meus ullius crimina versus habet.
Non læsi infami innocuam farcimine famam,
Quo satiare famem nuda sit ausa Venus.
Non accusavi, quo nescio more, maritam
(Alme Deus, prohibe!) turpis adulterii. 30
Non male verberibus multavi ad funera binas
Uxores, clari more furentis heri.
Rusticus hæc aliquis tam turpia prælia tractet,
Cujus non ederæ circumiere caput. (Propert.)
Nec meus uxorem, quam publica virga notarit, 35
Filius argenti duxit amore domum.
Sed neque consensi thalamis infamibus auctor:
Absit ab hoc animo tam mihi grande nefas.
Non ego sum quemquam argento frustratus & auro:
Nulli ego damna dedi, nulli ego verba dedi. 40
Non ullam vacuo vitiavi rure puellam,
Nec spolium de ulla virginitate fero.
Non servæ accubui: non sum tentare maritas,
Aut castos solitus contemerare toros.

Liber avaritia cæcaque cupidine nummi, 45
Juvi inopes promta munificaque manu.
Una suis quondam pellex me cepit ocellis,
Oppletum vino, Rhoete nefande, tuo.
Nec queritur quisquam, nisi qui jam stupra, rapinas,
Incestus, cædes, horrida facta, patrant. 50
Nam sua flagitia hoc uno teterrima lapsu
Contegere et vafre dissimulare volunt.
Falleris, o, multum, qui sic defendere tentas
Non magno lapsu facta cruenta tua.
Velle suas culpas alienis tollere nævis, 55
Est foedas olida fæce lavare nates.
Nunc quibus excusem lapsum rationibus, audi,
Immanis Cyclops, & tua verba nota.
„Ante suos si cui pellex apponat ocellos
Ossa, quibus juncta est suavis et apta caro: 60
Nec tamen esuriens velit iste repellere duram,
Posthabita famæ conditione, famem:
Hunc omnes Suevæ, hunc omnes hoc tempore Francæ
Pro trunco & stupidæ caudice mentis habent."
Quisquis es, averso qui scis dare lumine tergum, 65
Nudato amplexum femine si qua rogat:
Aude aliquid juvenem contra mussare poetam,
Seductum nullis ante cupidinibus.
Si non foeda Thamar se prostituisset Judæ,
Christi atavus natus non foret inde, Phares. 70
Betsabee niveas clausisset nuda papillas:
Davides insons et sine labe foret.
Justus in orbe ruit, sed non et corruit amens,
Nesciat ut tacta surgere rursus humo.
Cernis uti sonipes generoso vertice terram 75
Verberet, atque armos erigat inde suos?
Qui stas & recto jactas te incedere talo,
Ne titubes olim, vir mihi care, cave.
Ancipiti passu Fortuna volubilis errat,
Et varias toto ventilat orbe vices. 80
At vos, o nostri, sanctissima corda, sodales,
Frischlini vatis quos pius urget amor:
Pergite complecti solito mea scripta favore,
Nec Satanæ turbet pectora vestra furor.
Temnit Jessæi nemo modulamina plectri, 85
Quamvis Davides non sine labe fuit.

Nec quisquam ridet Salomonis dicta vetusti,
Quamvis seducti mille cupidinibus.
Christe, Dei soboles, pro me tua funera passe,
Tu mihi sis felix, & mea vela rege. 90
Tu me, tu, contra Satanæ defende furorem,
Afflet ut antennas lenior aura meas.
2 Çalend. Aprilis,
Anno 1586.

VIII. (Zu S. 549 ff.)

A. Bericht des Burgvogts von Hohenurach über Frischlins Tod.

Dem Durchleuchtigen, Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Ludwigen, Herzogen zuo Würtenberg ꝛc. Zuo Iro Fürstl. Gn. aigen Hannden. Cito. Cito. Citiss:

Durchleuchtiger ꝛc. ꝛc. E. F. Gn. soll ich hiemit underthenig ohne Bericht nit lassen, das Nicodemus Frischlinus, den E. F. Gn. ain Zeitlang uf Dero Vöstin Hohen-Urach verwarlich enthallten lassen, die vergangne Nacht, Sontags den 29ten diß Monats Novembris (nit waiß ich, zuo welcher Stund) in seiner Gefenngknus den Ofen oben an dem Helm bey der Braatkachel ußgebrochen, ettliche Kachelen ußgehebt, und allso durch den Ofen herausgeschloffen. Der doch so eng, das ohnmüglich sein sollt, daß er in den Ofen hett kommen könden, geschweige daß er zuo dem Ofenloch, darvor doch ain eisine Stanngen, überzwerch mit ainem Malenschloß verschloßen, fürgelegt gewesen, heraus schlupffen hett khennen.

Ee er aber zum Ofen heraus kommen, hat er zuvor die Leinlach (mit undertheniger Reverenz zumelden), deßgleichen das Tischtuoch, Hanndtzwehl und was er bey Ime gehabt, Alles zerschnitten und zerrissen, aneinandergeknüpfft und zwiefach gemacht, an ein Scheit (doch nur ainfach) angemacht, dasselbig hinden bei dem Roßstall, an der hindersten Zinnen bei dem Thurn, angespreißt, und sich allso an sollichem Sail überablaßen wöllen.

Dieweil aber das Sail, wie gemellt, an dem Scheitt nur ainfach angemacht, und er ain schwerer und master Mann gewesen, ist das Sail gleich an dem Scheitt zerrissen, und hat er allso mit demselben über den Felsen sehr hoch hinabfallen müeßen. Da er auch heut dato am Morgen frie durch einen Guardiknecht todt gefunden worden.

Dann alls Ime Frischlino heut dato am Morgens ain Knecht eingebrandt und hernacher ain Suppen gebracht, hat er das Stüblin, so mit dreyen Schloßen verschloßen gewesen, noch recht und ordenlich beschloßen gefunden. Da er aber in die Stuben hineinkommen, hat er den Frischlin nit allein nit mehr alda gefunden, sonnder auch gesehen, daß die Lainlach und Anders hinwegkh, auch die Kachlen am Ofen zerbrochen und ußgehebt: und ist doch die eisin Stangen vor dem Ofenloch noch für und beschloßen gewesen.

Nachdem mir nun solches durch den Guardiknecht angezaigt worden, hab ich allsobald an dem Berg ußerhalb Schloßes straiffen laßen, auch Ine hinden, gegen dem Volhaus hinab, ungevarlich zu halbem Berg, todt uf dem Angesicht ligendt gefunden.

Darauf ich nun mit Rath E. F. Gn. Ober- und Untervögt zuo Urach, Ine, Frischlin, durch zwen Balbierer ußziehen und an seinem ganzen Leib besichtigen laßen. Die haben an Ime gefunden, das die recht Hand ußer einander, und derselb Arm in der Achsel ab, item an der linckhen Seiten, das ain Ripp zweimahl endtzwai; deßgleichen ist Ime das Gnickh auch ab gewesen, und ob dem rechten Aug hat er ain große Wunden, deßgleichen unnder demselbigen Aug, in dem Augenwinkhel, auch ein klein Wündlein gehabt: allso das er eben sehr übel zerfallen gewesen und das Leben nit hat khönnen behallten.

Wann aber er, Frischlin, ußer dem Gefengkhnus kommen, khan ich nit aigentlich wissen. Aber allen Umbstenden und Anzaigungen nach, so muoß es geschehen seyn, das die ober Wacht ist ufgefiert gewesen: da er dann der Gelegenhait wol gefahren mögen, das er eben zu der Stund heraus geschloffen, da der ain Knecht uf die Wacht hinuff gewesen, und der ander Knecht in der Wachtstuben hat bleiben und warten müeßen.

Und wie mich der Knecht, so uf der obern Wacht gewesen, bericht, so hat er um halbe Neune hinden hinaus, eben umb die Gelegenhait, da der Frischlin hinabgefallen, ain Geräusch und Gerümpel gehört, auch deßweegen gleich hinausgeschrien, wer da sei? aber Niemandt hat Ime geantwurt; und dieweyl das Wildtprett je zue Zeiten auch dergleichen Gerümpel in den Stainriegeln zumachen pflegt, hatt er gearkhwonet, es möchte nur Wildprett gewesen sein, dieweyl sich sonderlich dises Ußkommens Niemandt versehen. Dann ich erst denselben Tag, alls er, Frischlin, zu Mittag geeßen, selb bey Ime in dem Gemach geweßen, und hab alle Sachen noch richtig gefunden.

So hab ich umb fünf Uhr gegen die Nacht den Zeugwart auch hinabgeschickht, zusehen, ob sein, Frischlins, Gemach allenthalben recht beschloßen sey, der hat es auch richtig und recht beschloßen gefunden und mirs allso angezaigt; deßhalb mich nit wenig Wunder genommen, daß er, Frischlin, in so kurzer Zeit sovil ußrichten khönnen.

Dieweyl nun er, Frischlin, todt gefunden worden, hab ich die Fürsehung gethan, das er, Frischlin, uff ainem Britt den Berg vollendt gegen dem Volhaus hinabgeschlaifft, in ain Todtenbaar gelegt, und in die Siechenkürchen hereingefiert, und biß uf E. F. Gn. gnedige Resolution, wohin er vergraben werden, gestellt worden. Und dieweyl dannocht mit den Balbierern und andern Personen, so Ine, Frischlin, ab dem Berg gethan und in die Siechenkürchen gefiert, ain zimmlicher Uncost ufgaath, so werden E. F. Gn., wer denselben bezahlen, und weß ich mich in allweg vollendt mit Ime, Frischlin, verhalten solle, ferrern gnedigen Beschaid zugeben wol wissen.

Derselben Zugnaden mich hieneben gannz gehorsamlich bevehlendt, datum den letsten Novembris anno etc. 90.

E. F. Gn.

underthheniger
verpflichter

Burgvogt uf Hohen Urach
Hans Wilhelm von Wilnau
genant Vol.

So sein auch diejenige Beilagen, so ich hinder Jme in seinem Gemach gefunden, auch eingepackt worden, und E. F. Gn. ich dieselben hiemit auch underthenig zuschickhen sollen.

Herzogliche Resolution auf dem Umschlag:

Er soll uf den gemeinen Kirchoff, doch an ein besondern Ortt, vergraben, die beiliegende Schriften aber (wann sie zuvor durch D. Osiander gelesen) abwegs gethon und verbrenndt, sonsten aber von niemanden gelesen werden, dann mein gn. F. und Hr. nitt dafür halltten thutt, das solche Schrifften weitter khommen zu laßen rhatsamm sey.

Actum St. 1. Decembr. a o etc. 90.

Ex comm. Dni Principis.

(Melchior Jägers Hand)

Man solle alßbald ain solchen Bevelch des Vergrabens halben an Undervogt zu Urach vertigen, und diß hernach ad acta Frischlini legen. Actum Stuttg. 3. Decemb. 1590.

Landhoffmeister.
Melch. Jäger.

B. Crusius Aufzeichnungen über Flucht, Tod und Begräbniß Frischlins.

1. Ueber den Fluchtversuch und Todfall.

Crus. contra Fr., Mspt. p. 324: 2. Dec. cognosco, Frischlinum perfregisse fornacem hypocausti in quo fuerit, & sic evadere conatum decidisse super petram, et ex ea devolutum esse usque ad vepres. Ubi cognitum est eum non amplius adesse, campana et bombardis homines convocati sunt ad persequendum. Tunc repertus est mortuus.

p. 326. Pridie Andreæ apostoli (die Dominico) in arce Hohenauracens novus Castellanus, Themar,[1]) ordinatus vel præsentatus fuerat, & hilare poculis tunc indultum. Frischlinus ergo, occasionem hanc conspicatus, cum nocte dormirent homines, effregit fornacem et per angustum præfurnium corpore magno erepsit. Postea descensum de muro quærens, ita cecidit, ut manus, pedes, pectus, indusium, caput ruperit. Die Andreæ cum minister pulsaret januam ejus, nemo respondit. Indicavit præfecto. Non est Frischlinus repertus. Ergo bombardis datum est bis signum. Concurrerunt homines, quæsiverunt, infra repererunt.

p. 327. 9. Dec. sic audio. Frischlinus fornacis, ferrea quæ erat, operculum seu colophonem sustulerat, et per præfurnium angustum, non sine

1) In der handschriftlichen Geschichte von Urach, die sich auf dem dortigen Kameralamt befindet, heißt der neue Burgvogt nicht Themar, sondern Michael Caller. Wol versah natürlich das Amt noch bis zu seinem Abzug und dem Aufzuge seines Nachfolgers, der damals nur einen vorläufigen Besuch auf seiner neuen Station gemacht zu haben scheint.

lesione crassioris sui corporis, erepserat. Venit ad locum muri, ubi non est altus et periculosus descensus: qua in parte antehac unus et alter ferarum fur sylvaticus evaserat. Sed vigilibus (τοῖς περιπόλοις) venientibus, metu eorum recessit. Ipsi videntes vestigia humana in parvula nive vel pruina, ibi postea manere perseverarunt. Ille in loco altissimo descensum parans, etiam fune fracto, sic decidit, ut dictum est ... Die sequente cum calefactor fornacis venisset, nihil vidit deesse fornaci, sed calefecit. Tum (quia operculum deerat) hypocaustum exardescere. Hominibus ingressis, signum bombardis datum est: concursus et inquisitio atque exstinctio ignis facta.

p. 332. 2. Febr. (1591) cognosco:... Cecidit altius, quam si ex meo superiore hypocausto caderet: imo tam alte, quam si de Senaculo domus Universitatis apud nos, in plateam, ubi compater meus, Caspar Herzog, habitat, cecidisset... Si etiam supra petram illæsus fuisset delatus, tamen; quia ea valde angusti spatii est, facillime de ea secundario decidisset. Decidit ea parte, quæ Achalmam arcem versus spectat.

p. 333. 28. Febr. Decidit ita alte, ut, si tres domus alia supra aliam essent. Primo casu in petram augustam (fert 2 spitham.) cecidit: ab ea supra aliam, ab hac rursus ad inferiora... Sonum cadentis auditum quidem a vigilibus fuisse, sed putatum esse, aliquam feram esse, quæ ad saxa streperet.

Cr. Annal. Suev. Dodecas III, p. 834: Anno 1590, Nov. 29. nocte ante diem S. Andreæ proxima, N. Frischlinus, conans ex Hohenauracensi captivitate effugere, a perfido fune, quem ex pannis confecerat, desertus, de celso muro (heu, heu) in aliam atque aliam petram subjectam præcipitavit, partibusque corporis miserabiliter confractis interiit. Quem utinam brachio extento excipere potuissem. Quæ enim laus major conservatione istius mihi contigisset? Misertus vero sit animæ ejus clementissimus pater coelestis.

(Dagegen J a k o b F r i s c h l i n, Nic. Frischl. factus redivivus, A. 8:
Credo quod hæc scribat: fictis tamen omnia verbis:
Finxit enim lachrymas Crocodili sæpe profanus.)

2. B e g r ä b n i ß.

p. 327. Sepultus est in loco coemeterii seorsim, aut separato, sic jubente principe, facie non ad orientem versa.

p. 328. 27. Dec. cognovi... nisi τῇ συγγενείᾳ parsum fuisset, per carnificem (p. 329: sub patibulo) fuisse humandum. Nam pasquillum scripsisse &c.

Resp. ad Popp. III, p. 33: Humatus est intra oppidum Auracum, ad muri in coemeterio partem, non honestam, ut dicebatur.

Dagegen J a k o b F r i s c h l i n im Nic. Frischlinus factus redivivus, F. 8: Sepultus vero est in coemeterio Uracensi loco adeo honesto, ut Consul ejus urbis expostularet cum pollinctore, quia eum locum obtineret Frischlinus,

quem ipse dudum suis ossibus delegisset: nam Uracenses in toto dormitorio vix alium honestiorem habent.

C. Von dem jämmerlichen und kläglichen Todfahl und abschid auß dieser Welt deß Hochgelehrten und weitberümbten Nic. Frischlini.

(Aus Jac. Franci historica relatio quinquennalis, nach der Redaction des Jakob Frischlin, im Frischlinus redivivus B, 1 ff.)

In der Nacht vor S. Andreæ deß H. Apostelstag, Welcher war der 29. Wintermonats, name Nic. Frischlinus, Artium & Philosophiæ D., Poeta Laureatus, S. Palatii Lateranensis Aulæque Cæsariæ & Consistorii Imperialis Comes Palatinus, ein fürtrefflicher Orator, in dem 44. Jahr seines alters (Zu hohen Vrach in dem Land zu Wirttenberg) ein jämmerlich und kläglichs End. Sein tod hat sich also verursacht und zugetragen. (Folgt ein Lebensabriß von der Oratio de v. r. bis zur Gefangenschaft.) Weil aber Frischlinus bißher ein wolgeachte person gewesen, solchen engen Heerberg nit gewohnen kundte, auch die Geduld bey ihm so groß nit war, daß er der zeit seiner entledigung erwarten (mochte): seytemal ihm, gefangnen, kein Mensch zusprach oder hoffnung machte, daß er einmal köndte loß werden: trachtet er auff mittel, wie er der verstrickung loß würde und auff freyen Fuß kommen möchte. Brach derowegen in der Nacht ein stuck auß dem Eysen ofen, kroch durch das Ofenloch zu der stuben hinauß, zerschnitte seine Leinlachen, Hemmeter, Handtzwehel, knüpffet die stücker zusamen, bands wie ein Sayl, und ging an der Schloß Mauren hinauff, und schlug das scheytholtz sammt dem gemachten seyl an einen gfarlichen Ort an, da der Felß am höchsten war, dann der Mon scheinet, und betrog die Nacht den Poeten sehr, Da er nun jetz an dem seyl hanget, brach es bald, und stürtzet er sehr hoch herab auff die Felsen und Stein, zerfiel das Angsicht, die Schenkel, etliche Rüpp im Leib und den rechten Arm an drey orten entzwey, ward des Morgens früe tod gefunden, auffgehapt, und auß befelch des Hertzogen den Ersten tag Christmonats auff dem Kirchhoff zu Aurach in der Statt ohn sonderlich Ceremonien begraben.

Nachtrag zu S. 147. Z. 8 ff.

Das dort erwähnte Gütchen ist, wie ich so eben erfahre, vor Kurzem wieder aufgefunden worden. Hr. v. Schilling in Tübingen kaufte von einem Schuster ein Grundstück, ehemals zum Theil Weinberg, jetzt Gartenland, am nordwestlichen Abhange des Oesterberges, mit schöner Aussicht in das Ammerthal. Dabei war ein Gartenhäuschen: unten ein Gelaß für Gartengeräthe mit kleinem Kellerraum; oben, wohin man auf einer äußern Treppe gelangt, ein getäfeltes Zimmerchen, mit Schiebfenstern; auf einem Fensterladen mit Oelfarbe gemalt ein weißer Bandstreifen, worauf die Inschrift:

Nicodemus Frischlin D. Poeta L. Comes Palat. Professor Tubingensis
15 78

Haus und Stübchen, die sich in verfallenem Zustande befanden, sind jetzt mit Schonung restaurirt.

Nachweisung
der in diesem Werke besprochenen Schriften Frischlins.

A. Prosaische Schriften.

B. Dichtungen.

Druckfehler.

Seite.	Zeile.	statt:	zu lesen:
10	8 und 13 d. Anm.	Frischlinum	Frœschlinum
39	3	den	dem
51	3 d. Anmerk.	Cæsias	Cæcias
100	1 „ „	Zuneigung	Zueignung
110	11 „ „	gaudat	gaudet
148	2 „ „	Epetit	Expetit
208	9 u. 219. 26	Diffamenten	Diffamanten
227	13	ist die Jahreszahl zu streichen.	
242	16	Sache	Sachen
284	28	homine	homini
304	1	jenen	(jenen
376	20	Werk	Werke
380	2	bliebe	bleibe
407	26	noch	doch
495	19	friedliche	friedlichen







